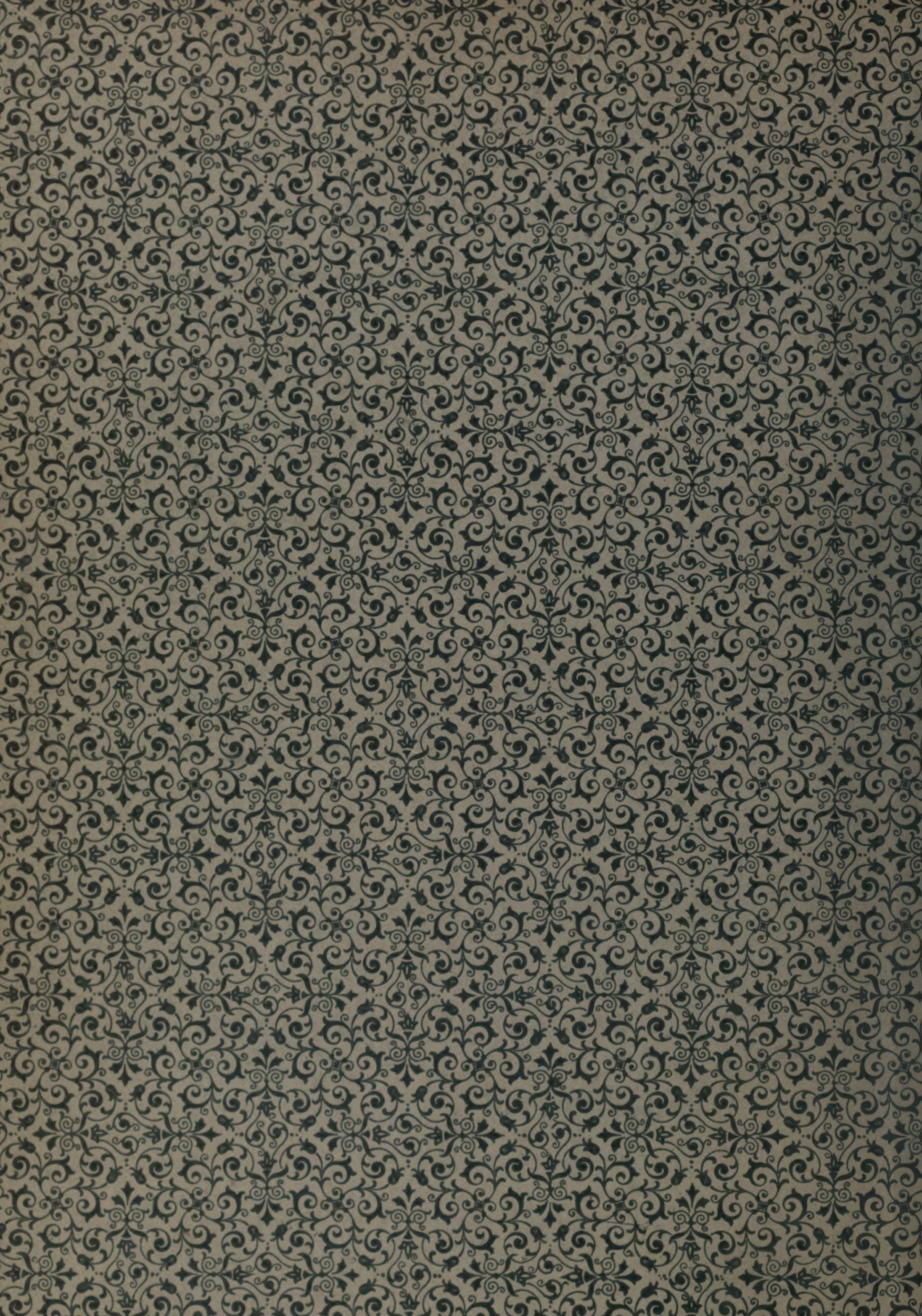
Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild.





Die

österreichisch-ungarische Monarchie

in

Wort und Bild.

Auf Anregung und unter Mitwirkung

weiland Seiner kaiserl. und königl. Hoheit des durchlauchtigsten Kronprinzen Erzherzog Rudolf begonnen, fortgesetzt unter dem Protectorate Ihrer kaiserl. und königl. Hoheit der durchlauchtigsten Frau Kronprinzessin-Witwe Erzherzogin Stephanie.

Tirol und Vorarlberg.



Wien 1893.

Druck und Verlag der kaiserlich-königlichen Hof- und Staatsdruckerei.

Alfred Hölder, k. und k. Hof- und Universitätsbuchhändler.

Inhalt.

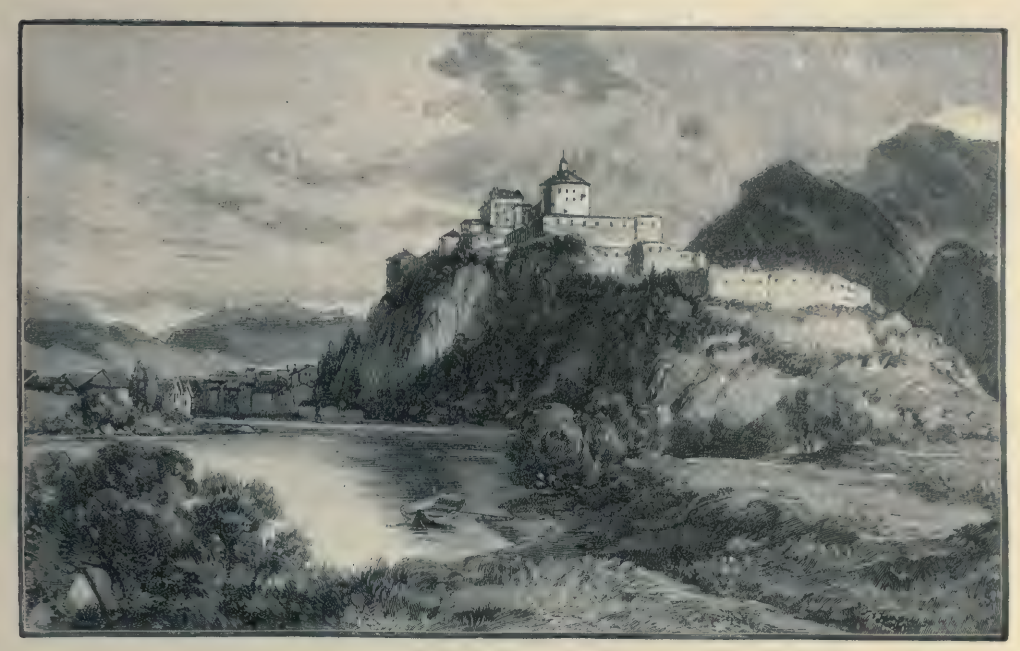
Tirol und Vorarlberg.

Seite

Verzeichniß der Illustrationen.

Tirol und Vorarlberg.

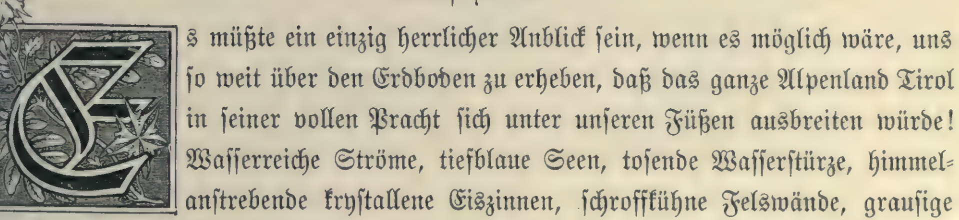
Tirol und Vorarlberg.



Kufstein.

Landschaftliche Schilderung von Tirol und Vorarlberg.

Deutschtirol.


s müßte ein einzig herrlicher Anblick sein, wenn es möglich wäre, uns so weit über den Erdboden zu erheben, daß das ganze Alpenland Tirol in seiner vollen Pracht sich unter unseren Füßen ausbreiten würde! Wasserreiche Ströme, tiefblaue Seen, tosende Wasserstürze, himmelanstrebende krystallene Eiszinnen, schroffkühne Felswände, grausige Schutthalden, schreckhafte Engen und Schluchten, hochaufragende Bergdome, blumenbedeckte Alpenweiden, fruchtbare Auen, kurz Alles, was den Geist erfrischt, das Herz erfreut, das Gemüth erhebt, erblickt das wonnetrunkene Auge in reichster Fülle. — Je ruhiger unser Blick wird, um so deutlicher zeigt sich da ein Gewirre weißer, gelber und grauer Nadeln, zwischen denen kaminartige Risse in die Tiefe führen; dort erscheinen dunkle, sanftgewölbte Kuppen mit geringem Gefälle; hier gewahren wir purpurne

Gesteinsmassen, auf denen die grüne Vegetationsdecke im schönsten Contrast sich abhebt. Und immer klarer tritt sie uns vor Augen, die charakteristische Dreitheilung der Alpenkette: die Nordalpen Tirols mit den Algäuer und Nordtiroler Kalkalpen auf dem linken und dem Kitzbühler Schiefergebirge auf dem rechten Ufer des Inn; südlich davon erhebt sich die Centralalpenzone mit dem Rhätikonstock, dem Ötzthaler Massiv, den Zillerthaleralpen und den hohen Tauern; daran schließen sich die Südalpen Tirols, die Ortler- und Adamellogruppe und andere mannigfaltige Äste der südtirolischen Kalkalpen. Zwischen diese Kämme haben sich die Flüsse und Bäche ihr Bett eingenagt und zerstückeln das Land in mehrere natürlich begrenzte Abschnitte. Aber auch noch ein Zweites nimmt unser Auge wahr: ein ganz wundervoll contrastirendes Vegetationsbild zwischen den Gipfeln des Hochgebirges und der Thalsohle, zwischen dem rauhen Nord und dem gluthauchenden Süd, und in wenigen Stunden vermögen wir aus der pflanzenarmen Polarzone der Hochgebirgsregion hinabzusteigen in das Gebiet der Rebe, der Feige, der Olive und der immergrünen Laubwälder. Gerade diese Mannigfaltigkeit und Abwechslung in der Bodengestaltung wie in der Bodenbedeckung macht Tirol so hochinteressant, und wenn sich unser Auge schon an den Meereswogen, wo keine Welle, keine Falte der anderen gleicht, nie satt sehen kann — wie viel weniger erst an der Hochgebirgslandschaft, die ja auch nichts Anderes ist als ein festgewordener Abdruck einstiger Meereswellen, ein erstarrtes Faltenband einstiger Sandbänke und Korallenstöcke!

Das Hauptthal im Norden Tirols ist das Innthal, welches sich in ziemlich gerader Richtung von West nach Ost erstreckt. Es beginnt bei Nauders, wo der Inn sich zwischen den fast senkrechten Felswänden gar mühsam sein Bett gegraben hat; hoch droben lagert das stattliche Dorf mit der angeblichen Römerburg und nahe an der Grenzsperre tost ein üppiger Wasserfall. Bald folgt die alte schon 1079 angelegte Finstermünz-Befestigung und die Hochfinstermünz mit einem prachtvollen Ausblick auf das Innthal, ein Punkt, an welchem wir zweifelnd stille stehen, ohne zu wissen, soll unser Blick zuerst der neuen Finstermünzstraße gewidmet sein, diesem Prachtwerk alpiner Straßenbaukunst, das mit seinen Dämmen, Tunnels und Lawinenrinnen am rechten Innufer in den Fels eingemeißelt vor uns sich erhebt, oder soll er sich an die hochaufgethürmten, zum Theil überhängenden Felsen heften, oder darf er sich erfreuen an dem tief unten in jugendlicher Frische dahineilenden azurnen Innfluß! An der Mündung mehrerer kleiner Alpenthäler vorüber gelangen wir in ziemlich einförmiger Gegend nach Pfunds, der Heimat des tirolischen Dichters Johann Senn, und nach Ried in einer durch tief eingerissene Bergabstürze vielfach vermuhrten und verwüsteten Landschaft; nur das links oben liegende Wallfahrtskirchlein Maria im Walde glitzert freundlich in das traurige Landschaftsbild. Wenige Schritte und — inmitten prächtiger Obstgärten siedelt das lieblich gelegene Dörfchen Prutz; darüber auf schroffer

Felswand die trotzig gelegene römische Citadelle Landeck; daneben das Dorf Ladis mit einer Schwefelquelle am Fuß des berühmten Sauerbrunnens von Obladis, eines herrlich gelegenen Bades, das angeblich durch weidende Schafe entdeckt, namentlich durch Kaiser Maximilian gehoben wurde und heute sein „Prutzer-Wasser" in alle Welt versendet. Der Reichthum an Schwefelsalzen zeigt sich übrigens auf der ganzen Wegstrecke, die von



Altfinstermünz.

Landeck aus den Inn entlang bis hinein ins Engadin Krusten von ausgewittertem Glauber- und Bittersalz beobachten läßt.

Bald darauf führt uns die vielumkämpfte Pontlatzer Brücke in schauriger Schlucht über den Inn und nahe am „Alten Zoll" erreicht die Straße ihre höchste Steigung; es erscheint erst das Schloß Bideneck und alsbald der schöngelegene Marktflecken Landeck an einer überraschend imposanten Krümmung, welche der silberweiße Inn nun nach Osten

ausführt, um durch die Sanna verstärkt das ganze Land zu durchqueren. Das Bild ist herrlich umrahmt. Im Norden winken uns Brandjöchl und Silberspitz, im Westen der Rifflereisblock, im Süden die Thialspitze; unmittelbar vor uns liegt die aus dem Sagencyklus Friedls wohlbekannte alte Feste Landeck und mächtig braust die Sanna gegen die Innschlucht heran — Alles vereinigt sich zu einem höchst romantischen Bilde.

Unmittelbar vor Landeck öffnet sich das anmuthige Sannathal mit dem Dörfchen Grins, einst als Badeort von Margaretha Maultasch besucht. Nun aber fesselt, indem wir die Arlbergbahn aufwärts verfolgen, der Bahnbau durch seine imposante Kühnheit unser Interesse; in gewaltiger Höhe mußte auf steilen Gehängen mit Hilfe mächtiger Viaducte der schmale Weg für den Schienenstrang errungen werden. Zu beiden Seiten einer malerischen Schlucht liegt Pians, im Hintergrunde ragt die beeiste Parseierspitze empor (3.034 Meter) und in schönen Linien die Rifflergruppe. Bald theilt sich beim Schlosse Wiesberg das Thal der Sanna in das südwestliche Paznaunthal, dem die Trisanna entströmt, und in das Stanzerthal, durch welches die Bahn hoch über den Ufern der Rosanna zum Arlberg führt. Wo beide sich zur Sanna vereinigen, mußte der Schienenstrang das tiefschrundige breite Paznaunthal überqueren und erreicht dies mit Hilfe einer riesigen Eisenbahnbrücke, die hoch über dem gähnenden Abgrund schwebt. Bei Schnann mündet die kaum 2 Meter breite schaurige Schnannerklamm aus. Nun erhält das Thal einen auffallend alpinen Charakter; der letzte Ort desselben, St. Anton am Fuße des Arlbergs, liegt 1.282 Meter hoch. Während es zur Zeit des Bahnbaues zu einer ephemeren Stadt mit 4.000 Einwohnern emporwuchs, dann aber so rasch, wie es gewachsen, in seine frühere Kleinheit zurücksank, stellt es heute einen ganz ausgezeichneten Centralpunkt für viele der dankbarsten Bergbesteigungen und Jochübergänge dar, insbesondere in der Verwallgruppe. Über den Arlberg führt die schöne Poststraße in zahlreichen Windungen empor, bis sie St. Christoph erreicht, das von Heinrich dem Findelkind im XIV. Jahrhundert gegründet und mit einer Bruderschaft zu dem Zweck bedacht wurde, den Nothleidenden im Winter als Hospiz zu dienen. Je weiter man gegen die Höhe des Joches emporschreitet, umsomehr erweitert sich die Aussicht; endlich auf einer Höhe von 1.797 Meter zeigt uns eine Tafel die Grenze zwischen Tirol und Vorarlberg. Der Abstieg der Straße erfolgt in Serpentinen zur Bahnstation Langen; unter dem Jochübergang liegt der 10.240 Meter lange Arlbergtunnel.

Das Paznaunthal mit neuerbauter Fahrstraße beginnt als enge Waldschlucht bei Wiesberg und führt durch die düstere Gefällschlucht in die Wiesenfläche von See, dem Geburtsorte des Malers Mathias Schmid; darüber ragen der Blankakopf, die Pezinerspitze und der Rothbleiskopf. In etwa zwei Stunden erreicht man das lawinengefährdete Kappl und betritt nun eine freundliche Thalweitung, die den Lawinenstürzen in der furchtbarsten

Weise ausgesetzt ist; aus der großen Zahl der dadurch Verunglückten erklären sich die auffallend zahlreichen Marterln und Votivtafeln an den Bäumen, Zäunen und Kapellen, und mit Schaudern lesen wir, daß einst der tolle Mann, so hieß ein solcher Sturz, in einem einzigen Falle bei Ulmich das ganze Thal ausfüllte; heute noch sind die Spuren deutlich sichtbar. Indeß sind wir nach Ischgl gekommen, dem Standquartiere für die Besucher des romantischen, pflanzenreichen Fimberthals, in dessen Grunde die Fimberalpe, der Fimbergletscher und das herrliche Fluchthorn (3.389 Meter) liegen, das eine prächtige Rundschau



Landeck.

bis an den Ortler bietet. Inner Ischgl liegt dem Thalgrunde zu Galthür mit den ältesten Ansiedelungen des Thals, reizend, wenn auch etwas nüchtern auf bunten Alpenwiesen. Hier mündet das Jamthal aus, eines der schönsten Thäler des Landes mit vollständig vergletschertem, einzig großartigem Thalschlusse, über welchem die an der Vereinigung von Tirol, Vorarlberg und der Schweiz gelegene Dreiländerspitze majestätisch emporragt. Schon eine Viertelstunde hinter Galthür liegen die letzten Häuser des Thales, Wirl, und von hier aus führt ein bequemer und vielbegangener Steig über das versumpfte Zeinisjoch (1.852 Meter) nach Patenen in Montavon, das von der Jochhöhe aus schon ziemlich gut überblickt werden kann; landschaftlich schöner, ja stellenweise ganz prächtig ist der

Übergang über die Pillerhöhe (2.046 Meter) am Fuße der Vallüla-Pyramide und des hochaufragenden Piz Buin (3.313 Meter) über dem Fermontgletscher am Illursprung.

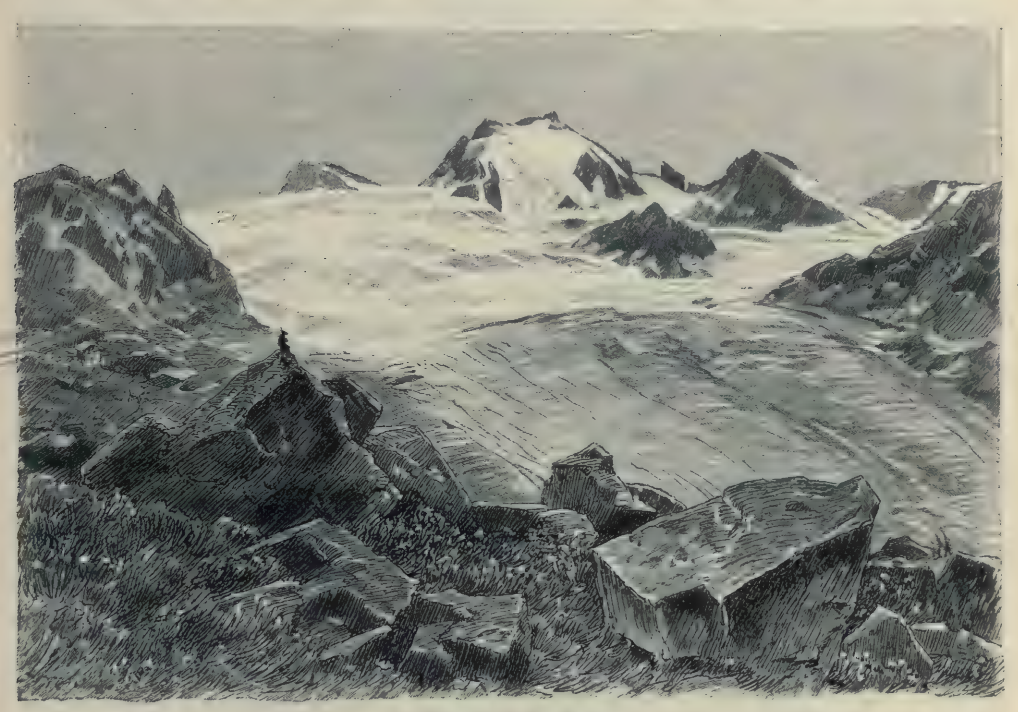
Bei Landeck tritt der Inn an den Fuß der nördlichen Kalkalpen heran, die ihn nun am linken Ufer bis zu seinem Ausfluß aus dem Lande begleiten. Ihre hellgraue Farbe, ihre bizarren Contouren, der Mangel an Querthälern, die durch Schluchten und Klamme vertreten werden, die schroffen Abhänge mit ihrer schütteren Bewaldung und ihren Geröllrinnen, alle diese Merkmale charakterisiren die Kalkalpen sofort gegen die am rechten Innufer hinziehenden Centralalpen mit ihrem dunklen Gesteine, das durch den dichten Waldflies noch düsterer erscheint, mit ihren sanften hügelförmigen Plateaus, in welche nicht selten die prächtigsten Alpenseen eingebettet sind, mit ihren tief eingeschnittenen Thälern, deren Schluß meist von überwältigend herrlichen Gletschern gekrönt wird.

Zunächst gelangen wir an der pittoresk zwischen Felsen eingezwängten Ruine Schroffenstein vorüber nach Zams, das, in landschaftlich sehr wechselvoller Umgebung gelegen, von einer bis zur Spitze bewaldeten Pyramide überragt wird, welche die Ruine Kronburg trägt und das Thal gänzlich zu sperren scheint; sie ist heute in eine Wallfahrtskirche und ein Kloster umgewandelt. Je weiter wir nun über den Imsterberg den Windungen des Inn angeschmiegt ostwärts wandern, um so prächtiger entwickelt sich allmälig die kahle Pyramide des erzführenden Tschirgant; rechts erhebt sich der aussichtsreiche Venetberg (2.508 Meter) und alsbald erblicken wir Imst, einen am Fuße des Tschirgant und des Muttekopfes auf einem Schuttkegel des Malchbachs an der Rosengartlschlucht malerisch gelegenen Marktflecken mit großer Kirche, der früher durch seinen Handel mit Kanarienvögeln und durch die uralte Volksbelustigung des Schemenlaufens berühmt war. Nahe am Bahnhofe erblickt man zur Linken eine liebliche gothische Kapelle mit grünem Giebel und rothem Thürmchen inmitten eines dichten Robinienwäldchens: sie bezeichnet die Stelle, wo Friedrich August, der für alle Naturschönheiten begeisterte König von Sachsen, am 9. August 1854 an der scharfen Wendung der vom Brennbühel ins Pitzthal führenden Straße beim Sprunge aus dem Wagen durch den Hufschlag des Pferdes tödtlich getroffen wurde.

Von Imst aus zieht eine breite Straße über den Fernpaß nach Reutte und Füßen, zunächst umrahmt von idyllischen Landschaftsbildern, unter denen die Wallfahrt Sinnesbrunn zu den schönsten zählt. Hinter Nassereith steigt dann die Chaussee abwechselnd durch luftige Waldlichten und in dunklen Thalschluchten hinan an den smaragdgrünen Fernsteinsee mit dem alten Schlosse Sigmundsburg. Gegenüber liegt der Weiler Fernstein, in dessen Nähe einst über der Chaussee die Festung ragte, durch den Einfall des Herzogs Moriz von Sachsen historisch wohlbekannt. Von da zieht die Straße schluchtartig an den kahlen Gebirgswänden und der halbzerfallenen Schanzmauer immer höher und höher bis auf den Scheitel des Berges, auf dem Fern genannt, wo ein Gasthaus und eine Kapelle stehen, an welcher ein

Erzmonument von G. Löffler an Kaiser Ferdinand I. als den Erbauer dieser Straße erinnert. Nun senkt sich dieselbe thalabwärts; in düsterem Waldesgrunde liegen der Blind-, Mitter- und Weißensee, rechts oben erheben sich die Wände des erzreichen Sonnspitz, des Wettersteins und der Zugspitze (2.960 Meter).

Endlich erweitert sich das Thal und wir betreten das einstige Seebecken der Loisach mit dem Dorfe Biberwier, über welchem sich das Silber-, Blei- und Zinkbergwerk auf den Silberleiten befindet; bei Lermoos endlich erscheint die Zugspitze in ihrer vollen Pracht,



Abschluß des Jamthals.

mit fast senkrecht zu Thal stürzenden Wänden und nicht selten auch im schönsten Purpur des Alpenglühens. Die eine Fortsetzung der Straße führt von da über die Ehrwalder Schanze nach Garmisch und Partenkirchen, die Hauptstraße aber zieht unter des Blattberges majestätischer Pyramide vorüber nach Heiterwang, nahe am Heiterwanger See, der durch einen Kanal mit dem Plansee zusammenhängt. Hier beginnt nun das weniger landschaftlich als historisch hochinteressante Gebiet des Schlosses Ehrenberg und der Ehrenberger Klause. Hinter derselben weitet sich das Thal wieder aus und wir erblicken inmitten der schönsten Wiesenfluren den freundlichen Marktflecken Reutte, in dessen Nähe, am sogenannten Katzenberg, der von seinem Römerzuge heimkehrende Kaiser Lothar II. am 3. December 1137 in den Armen seines Schwiegersohns Heinrich des Stolzen verschied.

Malerisch in einem Circus der herrlichsten Bergspitzen gelegen, unter denen die durch ein Kreuz gezierte Nadel des Säulings ganz besonders hervorragt, sind die hochberühmten Stuibenfälle des Archbachs, welche in Absätzen von 18 und 31 Meter niederstürzen, seine vornehmste Zier; hoch oben liegt der Strudel, von dem man über den Königsweg und den Frauenbrunnen zum Plansee gelangt, dem zweitgrößten See Tirols, „der bei großer landschaftlicher Ähnlichkeit mit dem Achensee die Düsterheit des Walchensees verbindet" ein wahres Prachtstück des Landes, ein Sammelpunkt der seltensten Vögel. Nordwärts, etwa drei Stunden entfernt, liegt an der Landesgrenze das kleinste Städtchen Tirols, Vils, in reizender Umgebung, geologisch interessant durch die dem mittleren Jura angehörenden Vilserschichten mit zahlreichen schön erhaltenen Fossilien.

Werfen wir noch einen Blick auf die prächtige Bahnlinie im Hauptthal bei Imst, welche kurz nach Überschreitung des herrlichen Wasserfalls beim Pitzbach eine 5 Kilometer lange Schlucht einschneidet, die mühselig dem Gehänge am Inn abgerungen wurde, eine Route, die nicht mit Unrecht dem Gesäuse an die Seite gestellt wird und die schönste Partie der Fahrt bildet — und wandern dann vorüber an der Mündung des Ötzthals und den öden Schutthalden des Simmering am Karreserberg gegen Silz zu mit seinen stattlichen Schlössern Welfenberg und Petersberg. Bald ist Mötz erreicht, das Meta der Römer, mit seinem Gasthause „zum römisch-deutschen Kaiser", bekannt als der Werbebezirk der berüchtigten Dörcher, landstreichender Karrenzieher, die nach eigenen Rechtsanschauungen und Rechtspraktiken selig werden, und Stams, das große Cistercienser-Kloster, das von Elisabeth, der Mutter des unglücklichen Konradin, zu dessen Andenken 1272 gegründet wurde. Nun wird auch Telfs sichtbar in einer Weitung des Innthals am Fuße der buckeligen Munde gelegen, das hübsche Landschaftsbild belebend und ergänzend. Der Ort, bekannt als der Geburtsort des Malers J. Schöpf, des Dichters Weißenbach und des Naturforschers V. M. Gredler, ist der Ausgangspunkt einer hübsch angelegten Straße in die Mieminger Gebirgskette, nach Nassereith und über den Fernpaß.

Hinter der weit vorspringenden Ruine Hörtenberg liegt im weiten Thalkreis Zirl mit dem darüber stehenden Calvarienberg, der Ruine Fragenstein und dem Zirler Klammeinschnitt; von Zirl aus führt ein theilweise künstlich in den Fels eingesprengter schmaler Pfad auf die Martinswand, auf welcher sich, einer weit verbreiteten Sage nach, Kaiser Maximilian bei einer Gemsenjagd verstiegen hatte und von einem Engel aus der ihm drohenden Gefahr gerettet wurde. Das Felsenloch, die Maximilianshöhle, ist 259 Meter hoch über dem Inn gelegen und mit einem Crucifix geziert. Unmittelbar hinter Zirl liegt der Solstein (2.540 Meter), dessen senkrecht abfallende Wände sich als echte Korallenriffe auf dem hochromantischen Wege von der Alpe Zirlerchristen ins Gleirschthal in ihrer vollsten Pracht zeigen. Über Zirl aber schlängelt sich die Scharnitzer Fahrstraße ziemlich

Der Wetterstein und der Weißensee.

steil den Berg hinan und gewährt uns entzückende Landschaftsbilder, namentlich bei Reith, wo sich rechts die trotzige Reitherspitze, links die Hohe Munde aufthürmt. Weiter aufwärts wandernd erreichen wir im Anblick des Wetterstein, der Dreithorspitze, des Karwendel und der Reitherspitze den altehrwürdigen Wallfahrtsort Seefeld, auch merkwürdig durch seine dem Dolomit eingelagerten Schiefer, welche mit Asphalt durchtränkt und reich an prachtvoll erhaltenen Fischresten sind. Inmitten schöner Gebirgsscenerien gelangt man von hier weg über den Schloßberg zum Dorfe Scharnitz, in dessen Nähe die Isar entspringt, die alsbald ihre jugendlichen Fluten dem Baierlande zuwälzt. Wenige Schritte nordwärts liegt der Scharnitzpaß, eine Enge, die im dreißigjährigen Kriege als Porta Claudia und wieder im Jahre 1805 eine wichtige Rolle spielte; ja schon die Römer kannten sie unter dem Namen Scarbia und schätzten ihre strategische Bedeutung hoch. Von da aus erreicht man in kaum zwei Stunden den baierischen Ort Mittenwald mit dem Anblick der oft im herrlichsten Alpenglühen erstrahlenden Karwendelmauer.

Östlich von Zirl treten die dürren Kalkwände der Martinswand, denen der über dem Auendickicht sich erhebende Martinsbühel vorgelagert ist, nahe an die grünen Böschungen der Schieferkuppen heran, auf denen Oberperfuß, der Geburtsort des Peter Anich, des bekannten ersten Kartographen Tirols und seines Schülers Blasius Hueber, sowie die Ruine Vellenberg gelegen ist, auf welcher einst der Minnesänger Oswald von Wolkenstein gefangen saß; das Thal verengt sich für einen Augenblick, um im nächsten bei Kematen an der Ausmündung des Selrainthals sich zur größten Breite im ganzen Laufe zu entwickeln, und nun liegt vor dem entzückten Blick in einem Becken, das nach Süd, West und Ost Straßen entsendet, die Landeshauptstadt Innsbruck, die mit den schönsten Alpenstädten sich gar wohl vergleichen darf. Eine kleine Großstadt in ihrem Charakter, interessant in ihrer geschichtlichen Entwicklung, liegt sie da inmitten einer Umgebung, die für den Naturforscher nicht minder anziehend ist als für den Landschaftsmaler. Im Norden erhebt sich die schroffe, vielgipflige Kalkalpenmauer mit dem Solstein, dem Brandjoch, dem Achselkopf, der sagenumflochtenen Frau Hütt, den wilden Seegrubenspitzen und vielen anderen; zu deren Füßen lagert ein äußerst malerisches faltenreiches Hügelgelände, besäet mit Villen, Gehöften und Schlössern, durchbrochen von den bunten Nagelfluefelsen; ostwärts springt beim obstbaumumrankten Dorf Arzl ein lieblicher Calvarienberg auf hoher Moräne des einstigen Inngletschers weit ins Thal vor und in der Ferne blaut das Kellerjoch.

Im Süden lachen uns die sanftlinigen Wellen des bewaldeten Mittelgebirges am Fuße der Centralalpen mit den Dörfern Rinn, Sistrans, Aldrans, dem Zwillingspaar der Ampasser Thürmchen auf einem weithin sichtbaren Diluvialhügel freundlich zu, darüber das Horn der Neunerspitze und die sanfte Thonglimmerschieferkuppe des Patscherkofls mit

dem Kaiser Franz Joseph-Schutzhaus, die herrlich geformten Kalkpyramiden der dreispitzigen Serles- oder Waldrasterspitze und der Säule oder Nockspitze, der beiden Thorwächter des Stubaithals, aus dessen Hintergrunde die Stubaier Ferner erglänzen. In der Thalsohle, die der Inn durchströmt und ein 200 Meter langer Bahnviaduct überquert, breiten sich blumige Wiesen, Äckergründe und üppige Erlenauen aus; in mäßiger Höhe thront das herrliche Schloß Ambras mit seinen Prunkgemächern, Kunstsammlungen und Parkanlagen; darüber liegen die dunklen Kuppen der aussichtsreichen Lanserköpfe und jenseits der Sillschlucht erhebt sich der waldumrahmte berühmte Berg Isel. Im Westen begrenzen der breitschulterige Roßkogl und die jäh zu Thal stürzende Martinswand das Panorama. Von der Natur so mit Vorzügen aller Art ausgestattet, beherbergt Innsbruck aber auch Wissenschaft und Kunst in seinen Mauern und reiche Sammlungen werthvoller Kunstschätze, eine 1677 gegründete Universität, ein Landesmuseum, sowie zahlreiche hohe und niedere Ämter machen es zu einer Centrale des geistigen und öffentlichen Lebens.



Die Maximiliansgrotte auf der Martinswand.

In dieser Weitung des Innthals liegt auch das alte Bergstädtchen Hall mit seiner mächtigen Saline, seinem würdevollen Münzerthurm und seiner hochgiebligen gothischen Pfarrkirche in herrlicher Umgebung, die den reichsten Wechsel bietet vom Niedlichen bis zum Hochpittoresken: gegen Süden am Eingang ins Volderthal die ansehnliche Villa

Taschenlehen und der düstere Glockenhof mit seinem Geisterspuk, hoch oben Windeck am nördlichen Abhang; im Norden zahlreiche Dörfer, darunter der vielbesuchte Wallfahrtsort Absam mit dem schwarzen Wunderbild auf einer Glasscheibe, westwärts Thaur mit einer schaurigen Schloßruine und der Felsenwand des Haller Salzberges im Hintergrund. Und erst das Hallthal mit seinem lieblichen Kirchlein zu St. Magdalena und den Herrenhäusern in wildromantischer Landschaft und dem angeblich 1100 eröffneten Salzbergwerk, dessen Glanzpunkt der Salzsee ist! Wer noch weiter steigen will, besucht das fossilienreiche Lafatscher Joch (2.077 Meter) oder macht den Ausflug über das Thaurer Thörl zum Zunderkopf, auf dessen westlichem Gehänge zur Erinnerung an den Besuch des Kaisers Franz die sogenannte Kaisersäule errichtet wurde.

Auf dem linken Innufer liegt der Gnadenwald, ein namentlich von Innsbruckern gerne besuchter Naturpark auf einer etwa 870 Meter hohen Terrasse; im Speckhof des Dorfes St. Martin wurde A. Hofers berühmter Kampfgenosse J. Speckbacher am 13. Juli 1767 geboren. Weiter ostwärts, bei Fritzens münden gegen Nord drei Thäler aus: das Weer- oder Kolsasser Thal mit dem schön gelegenen Weerberg und Pillberg, eine Verkehrsader ins Tux, dann das Wattenthal mit dem schönen Wattenbachfall, in dessen Grunde die große dorfähnliche Alpe Lizum liegt; endlich das Volderthal, das unweit der berühmten Innbrücke abzweigt, an welcher im Gefecht 1809 Speckbachers Sohn die Kugeln auflas und seinem Vater brachte. Über dem Dorfe Volders liegen die Schlösser Aschach und Friedberg. Durch dichte Nadelholzwaldung geht's dann hinan zum vielbesuchten Volderbad, auf das Rosenjoch und auf den Glungezer, an dessen Fuß erst jüngst Speckbachers Versteck entdeckt wurde. Gegenüber öffnet sich zur Linken das Vomperthal, das großartigste und wildeste aller Kalkalpenthäler, ein gewaltiger Schlund mit hohen Wänden, zerrissenen Graten, nur in der Tiefe mit Waldbestand, ein echter Tummelplatz für Gemsen, welche hier vom Herzog von Sachsen-Meiningen gehegt werden.

Und nun Schwaz zu! Der Weg am Inn hin zeigt beiderseits gar prächtige Bilder, ja selbst die Gletscher des Stubaithals blicken ab und zu hervor. Über St. Margarethen und Buch erhebt sich das mächtige Kellerjoch (2.340 Meter) mit den vegetationslosen Bergwerkshalden und an den Schuttkegel des Lahnbachs lehnt sich der Markt Schwaz, am Fuße der Freundsburg herrlich gelegen, doch von Unglück im Krieg und Frieden gar böse mitgenommen. Nichtsdestoweniger birgt es in seiner Mitte gar manchen Schatz an Kunst- und Naturschönheiten. Allbekannt sind die seinerzeit im Fugger'schen Besitz befindlich gewesenen Silber- und Kupferbaue am Ringenwechsel, dessen Knappen ja selbst in die Weltgeschichte eingegriffen haben. Nordwärts öffnet sich das pflanzenreiche schluchtartige Stallenthal, in dessen Mitte sich plötzlich ein mächtiger isolirter Felskegel aufbaut, am Fuße von zwei Wildbächen umbraust; oben auf der Berginsel thront unmittelbar über

Innsbruck gegen Süden.

dem jähen Abgrund Kirche und Kloster von St. Georgenberg, nur erreichbar über eine hölzerne Brücke auf schwindelnder Höhe. Es ist der Zielpunkt frommer Beter, die zu den wunderthätigen Reliquien wallen oder in andächtiger Scheu inmitten der großartigen Gebirgsscenerie den mächtigen Choralen des tosenden Bergbachs lauschen.

Unterhalb Schwaz wird die Landschaft wieder einförmiger, wozu namentlich die Auen und Sümpfe in der Thalsohle nicht wenig beitragen. Doch alsbald fesselt unser Auge das prächtige Schloß Tratzberg, „ein wahres Kleinod der tirolischen Schlösser“ im Renaissancestil, ein Besitz der Grafen Enzenberg. Schon die elegante Avenue, die schönen Anlagen und Waldwege, die reichen Vorbauten und Terrassen geben der Umgebung des Schlosses ein vornehmes Gepräge; der Waffensaal, das Fuggerzimmer, der Habsburgersaal mit dem berühmten Hirschgeweih, der Jagdsaal u. s. w. sind im Einzelnen wieder Perlen altadeligen Feingeschmacks; dazu der prächtige Hof mit seinen Fontänen und seinem üppigen Buschwerk, unter welchem uns der südliche Sumachstrauch nicht wenig befremdet, die zahlreichen Fenster, von denen man eine reizende Aussicht auf das ganze Innthal bis in die Stubaier Gletscherwelt genießt. Auch dem Naturforscher ist das Schloß ein anziehender Punkt, indem an den heißen Mauern südliche Echsen emporklimmen und manche südliche Pflanze hier ihr bleibendes Heim gegründet hat.

Nur noch wenige Schritte und wir sind in Jenbach, dem Hauptstandquartier der Achen- und Zillerthal-Pilger. Jenbach muthet uns zunächst schon durch seine wundervolle, fast amphitheatralische Lage am Fuße des Stanserjochs an; die Häuser, meist aus Hochofenschlacken erbaut, sind nur stellenweise mit weißer Kalktünche verkleidet und gewähren so einen ganz eigenartigen Anblick, der durch die schöne gothische Kirche mit dem grünen Spitzthurm nicht wenig gewinnt. Auch die Eisenschmelze mit den Hochöfen, das Hammerwerk, die Maschinenwerkstätte und Stahlfabrik, sowie die Erzförderung sind in hohem Grade sehenswerth. In der Nähe liegt Burgeck, jetzt Haltestelle der Achenthalbahn, mit prächtiger Aussicht auf das Innthal nach Ost und West.

Das geologisch wie botanisch hochinteressante Achenthal verläuft in rein nördlicher Richtung und verdankt seine wirksamste Anziehungskraft dem fischreichen, durch zwei prächtige Steamers belebten Achensee. Dieser, ein Eigenthum des nahen Stiftes Fiecht, das nicht müde wird, dessen Reize aller Welt zu erschließen, ist der höchst gelegene größere See der österreichischen Alpen — und wohl auch einer der schönsten derselben. Sein herrliches Blau wird nur durch das Spiegelbild der umliegenden, meist senkrecht aufsteigenden Bergriesen gebleicht. Das Achenthal ist auch für zahlreiche Ausflüge wohl geeignet; hier sei nur der einen Tour nach der Hinter- und Vorderris gedacht, mit den zahlreichen Wasserfällen zwischen den üppigen Ahorngruppen der prächtigen Laubwälder, dann der Besteigung des Sonnwendgebirges mit seinen zahlreichen Spitzen, von denen der



Schloß Ambras.

Hochiß der lohnendste, die Rofanspitze die pflanzenreichste und das vordere Sonnwendjoch die imposanteste ist, sowie endlich der Besteigung des wilden Unutz (2.072 Meter) im Hintergrund, des dankbarsten Damenberges des Kalkalpenzuges. Vom Achensee nordwärts liegen Achenkirchen und Achenwald mit dem aussichtsreichen Juifen, dem letzten Punkt an der Landesgrenze, und bald erreicht man auf schöner Chaussee das romantisch gelegene Bad Kreuth in Baiern.

Von Jenbach weg zieht die Heeresstraße am fürstbischöflichen Schlosse Rothholz vorüber gegen Straß, dem Eingang ins Zillerthal malerisch vorgelagert und vorbei an den drei schönen, auf kleinen Hügeln gelegenen Burgen Kropfsberg, Lichtwer und Matzen:

nahe der Innbrücke bei Brixlegg liegt das Wahrzeichen der Wassergefahren Rattenbergs, ein riesiger Rollstein, an welchem das Steigen des Innflusses die herannahende Gefahr verkündet. Brixlegg! Wer denkt hier nicht an L. Steub, durch den es ja groß geworden ist, dieses Dorado der Besucher des Unterinnthals. Am Fuße der Gratlspitze, eines Aussichtspunktes ersten Ranges gelegen, vereinigt es Alles, was man an solchen Punkten zu suchen pflegt: Kunst und Natur! Welch herrliche Aussicht auf der in einer Viertelstunde zu erreichenden Hohen Kapelle! Welch prächtiges Schloßbild bietet Matzen, die Heimat des tirolischen Kartographen Georg Mayr („Topomayr")! Welch liebliche Lage des Bades Mehren mit dem Reitherkogl im Hintergrunde! Endlich — welch interessantes Gebiet der Erzgruben am Geyer, am Kogl, in der Mauknerezze — mit ihren zahlreichen Mineralien! Südwärts öffnet sich das Alpbachthal, ein kleiner Thaleinschnitt im Thonglimmerschiefer, der im Hintergrunde von den Zillerthaler- und Wildschönauerbergen eingeschlossen ist und sich durch einen prächtigen Menschenschlag mit hochinteressanter Tracht der Frauen, sowie durch die Eigenart des Baustils in gleicher Weise auszeichnet.

Im Norden liegt unweit des mächtigen Bergsturzes, einem kahlen Marmorbruche, zum „rothen Gschös" genannt, Dorf an Dorf im wohlbebauten Thal wie im lieblichen Mittelgebirge, und über dem freudigen Wiesengrün und den üppigen Baumkronen rauchen mächtige Schlote der Messing- und Glashütten; vor uns ruhen die prächtigen, mit Seerosen überdeckten Reinthalerseen, hoch oben am Sonnwendjoch liegt die fossilienreiche Alpe Ladoi und der wundervolle Zireinersee, und tief hinein das Brandenberger Joch entlang führt ein schönes Alpenthal ins Brandenberg, in welches bei Innerort das schluchtenartige Steinbergthal in waldiger Gegend am Fuße des Guffer einmündet, in dessen Buschwerk die dornige Stechpalme, die am Palmsonntag mit den Palmkätzchen geweiht wird, eine prächtige Abwechslung bringt. Im Hintergrund liegt die Erzherzog Johann-Klause, ein massiver Wasserbau, durch welchen nach der Schneeschmelze das Holz abgetriftet wird, und schon eine halbe Stunde dahinter grüßt uns das freundliche baierische Försterhaus Falep, am Kirchtag der Sammelplatz der Umwohner aus Tirol und Baiern, die Heimat des Schuhplattlers.

Unmittelbar hinter Brixlegg folgt das Städtchen Rattenberg, zwischen Innstrom und Schloßberg malerisch gelegen; diesen krönt eine verfallene Veste, durch die Enthauptung W. v. Bieners, des Kanzlers von Tirol, wohl allerorts bekannt geworden; grünend Gebüsch und melancholischer Ephen rankt um die alten Mauerreste. Die Strecke bis Kundl, das sogenannte Kundlerfeld, ist ziemlich eintönig und weder das Mittelgebirge jenseits des Inn noch die rechts oben ausmündende Wildschönau vermögen der Gegend jenes freundliche Gepräge zu verleihen, die uns bald darauf bei Wörgl erfreut. Dieses ist in einem weiten Thalkessel gelegen, welcher zur Rechten die Kuppe der von einer Kapelle

gekrönten Hohen Salve schon von weitem erkennen läßt; im Vordergrund erblicken wir das im Sonnenschein asphalttriefende Grattenbergl, dessen Kapelle das einstige Masciacum bedeckt. Das Dorf, nahe an der Mündung des Brixenthals, ist an sich bedeutungslos; wichtig wird es als Kopfstation der Gisela-Bahn, dann durch seine neu errichteten Salpetersiedereien und die imposanten Portland-Cementfabriken. Am jenseitigen Ufer liegt, durch Vorberge gedeckt, der reizende Wallfahrtsort Maria Stein, in dessen Schloßkirchlein die Legende ein dreimal geraubtes, immer wieder dahin zurückgekehrtes Madonnenbild thronen



Achensee (Landungssteg Buchau).

läßt; über demselben und dem verschilften See erhebt sich das Hundsalmer Joch. Auch nach Überquerung der Brixenthaler Ache behält die Thalsohle ihre Breite, aber auch ihre Monotonie so ziemlich bei und zunächst interessirt uns nur das zur Rechten aufgebaute Mittelgebirge mit dem Häringer Kohlenbergwerk, dem einzigen im Lande. Dasselbe liegt im Eocän mit Sandsteinen und Conglomeraten; man begeht es vom Dorfe aus, das etwa eine Stunde von der Bahnstation Kirchbühel entfernt auf einer reizenden, sehr obstreichen Terrasse gelegen ist. Über demselben ragt das Juffingerjoch und der Völf empor, ersteres bekannt durch den Juffingerhof, den einstigen Ansitz der Margaretha Maultasch, letzterer durch seine prächtige Fernsicht.

Nun erscheinen die Zacken der mächtigen Treffauerspitze und ihre Ausläufer, dann am Fuße des überhängenden Pendling auf einem isolirten Felsenhügel die das Thal abschließende Festung Geroldseck, das freundliche Städtchen Kufstein krönend. Im Westen zeigen sich nur mäßige, meist bewaldete Höhen, während im Osten und Nordosten die phantastischen Spitzen und Kuppen des durch Vorberge gedeckten wilden und zahmen Kaiser sich erheben, zwischen denen das prächtige Kaiserthal eingebettet ist. Ein schmaler Pfad führt durch die enge Klamm des herabstürzenden Sparchenbachs hinein über Platten und Holzstufen; allmälig hören die Feldculturen auf und verschwinden die lieblichen Voralpenhügel, und je höher wir steigen, desto großartiger gestaltet sich das Bild, desto greulicher drohen die schroff abstürzenden Wände des Hinterkaiser mit seinen bizarren Zacken, desto herrlicher wird das Panorama von der weiten Ebene im baierischen Norden bis zu den eiserstarrten Tauernriesen im fernen Süden. Und unten in der Tiefe spalten sich Thäler und Thälchen, wechseln saftige Fluren mit Waldesdunkel, hier stattliche Schlösser oder zerfallene Burgen, dort schmucke Dörfer inmitten freundlicher Obstbaumparke; zahlreiche Seen zieren die Landschaft, bald wildromantisch, wie der Schrecken- und Hechtsee, bald lieblich wie der wiesenumrahmte Walchsee tief drinnen im Thal — und ziehen im klaren Wasserspiegel die Hochzinnen der Alpen zu sich in den Schoß. In der Nähe des Städtchens ladet uns die pittoreske Kienbergklamm zum Besuche ein; weitere Ausflüge führen uns in das wildreiche Thierseegebiet, dessen Bewohner mit dem biederen Jakob Sieberer an der Spitze als Grenzhüter, namentlich in dem Kriege 1809, berühmt geworden sind, oder zu dem mit einer Gedenktafel versehenen Zollhause, in welchem am 4. September 1819 der tirolische Dichter und Naturforscher Ad. von Pichler geboren wurde, oder nach Erl, dem letzten ob seiner drastischen Bauerncomödien auch im Nachbarlande viel genannten und vielbesuchten Dorfe Tirols; Freunde von Versteinerungen besuchen Reit im Winkel bei Kössen, den berühmtesten Fundort der Leitfossilien, einer von da her mit dem Namen Kössenerschichten bezeichneten Schichtengruppe, welche mit dem englischen Bonebed im Alter übereinstimmt.

Im Schoße der nördlichen Kalkalpen entspringen zwei in der Richtung nach Norden verlaufende Flüsse, der Lech und die Isar.

Das Lechthal ist eines der größten und abwechslungsreichsten Thäler Tirols, dessen wildzerrissene kahle Gipfel, von denen die dreizackige Mädelegabel die schönste, die Parseierspitze die höchste und der Hochvogel der am leichtesten zu besteigende ist, bisher wohl nur von Wenigen betreten wurden; auch die Bewohner haben bis zum heutigen Tage ihre eigenthümliche, vom Tiroler mehrfach abweichende Originalität unversehrt zu erhalten vermocht. Und wenn ihm die Natur auch eine majestätische Gletscherkrone versagt hat, wie sie jenseits des Innflusses die Centralalpen schmückt, so bietet es doch nichtsdestoweniger

durch seine prächtigen Waldungen und üppigen Alpenmatten, namentlich aber durch seine groteske Felsenkrone, deren Nadeln, Säulen und Pyramiden gleich den Dolomiten eine „wahre Geisterfestung“ aufgebaut haben, genug der erhabensten wie der lieblichsten Bilder. Schon der Ursprung des Lech am Fuße der Rothwand inmitten einer herrlichen Alpenlandschaft mit einem wundervollen Ausblick auf Wart, das erste Dorf des Thannberges, rechts vom Krummbachtobel, der Tirol und Vorarlberg scheidet, ist einzig prächtig — und wie es dann niederstürzt, das plätschernde Bächlein, bald weiß aufschäumend, bald wieder ausruhend in den breiten Becken zwischen den eckigen Kalkblöcken in einer düsteren Waldklamm, die uns mälig an die obere Grenze des Getreidebaues und bei Hegerau auch auf einen Fahrweg führt! Alsbald erreichen wir den prächtig gelegenen Hauptort Holzgau; etwas abseits liegt bei der Mühle Thum das Geburtshaus des vaterländischen Dichters und Schriftstellers Chr. Schneller und hoch droben in den zerrissenen Wänden des Wettersteins gewahrt unser Blick eine freie Lücke, das Fallenbacher Fenster, gegenüber dem Calvarienberge von Elbingenalpe, dem nächsten Orte im Hauptthal, dem Geburtsort A. Falgers, dessen Todtentanz auf dem Friedhofe gar sehenswerth ist. Hinter Gramais führt der durch schauerliche Engen und Felsabstürze angelegte Weg nach Haeselgehr an der Mündung des Otterbachs; in der Nähe an der Streimbach-Brücke läßt die Tradition die erste Ansiedelung im Lechthal, den Rauthof, entstanden sein. Am Hornbachthal vorüber, in dessen romantischem Grunde bei Hinterhornbach der mächtige Hochvogel (2.589 Meter) die Grenzwacht hält, gelangen wir nun nach Weißenbach und Reutte oder ins Tannheimthal. Am Eingang in dasselbe erhebt sich die düstere Felsenspalte des Passes Gaicht, und die in steile Felsenwände eingesprengte Straße bietet zahlreiche wunderhübsche Bilder. Bald wird die Gegend freier und man erreicht Neßlwängle mit dem Großen Gimpel im Norden, dem höchsten Gipfel des Gebietes mit einer Fernsicht bis München; dann folgt die Wasserscheide mit dem grünen Haldensee und dem Ausblick auf den Aggenstein; dahinter liegt Tannheim, der Hauptort des Thals, in der Nähe der prächtige Vilsalpsee und der Traualpsee. Der letzte Ort auf tirolischem Boden ist Schattwald mit einem Schwefelbad an der Straße nach der baierischen Bahnstation Sonthofen.

Die Isar sammelt ihre Wässer aus vier Thälern des nördlichen Kalkalpenzuges, von welchen drei nahezu parallel im Osten und ein viertes im Westen einmünden, alle von ganz hervorragender Großartigkeit und Eigenart der Landschaft, deren stets wechselnde Reize uns bald durch ihre Lieblichkeit und Anmuth entzückend fesseln, bald durch ihre scheue Verschlossenheit mächtig anziehen; arm und farblos bleibt das schildernde Wort gegenüber der Fülle von Schönheit, die der Wandel der Jahreszeiten in der Färbung der üppigen Laubwälder, die der Wechsel von Tag und Nacht, von Sonnenschein und Sturmeswettern über die wolkenumzogenen Felsgipfel, die grünen Waldgehänge und die

wohnlichen Thalauen ausgießt. Das südlichste derselben ist das Gleirschthal mit der einzigen menschlichen Ansiedelung, der Amtssäge, einem Försterhaus, historisch bekannt als der Aufenthaltsort des jungen Speckbacher, der aber alsbald den Weg ins Innthal ausfindig machte und eines schönen Tages, freilich nach langen Kreuz- und Quermärschen, plötzlich im Bärenwirthshause in St. Johann vor seinem Vater erschien — das dankbare Motiv von Defreggers reizendem Bilde; landschaftlich ist sie eine Perle der Kalkalpenkette. Das zweite Querthal, das Hinter-Au-Thal, Jagdgebiet des Fürsten Hohenlohe, ist gleichfalls sehr reich an Naturschönheiten in bunter Abwechslung und führt zum Haller Anger an den Isar-Ursprung und ins Vomperthal. Das dritte, das Karwendel-Thal, „eine schmale Thalsohle, voll von Geröll und Trümmergestein, das unablässig von der Höhe hinabrollt, weiter oben spärliche Waldansätze, durchwühlt von Lawinen und Felsenstürzen, darüber öde Reviere mit thurmhohen Kalkwänden, Zacken, Kämmen, unersteiglichen Kaminen und Runsen, stundenlangen Karrenfeldern ohne Gras und Busch“ — führt in die Hochalpe und zur Pertisau. Im Westen, doch schon außerhalb der Landesgrenze, mündet das Leutaschthal ein; die Wache an der Grenze besorgt die Leutascher Schanze. Die zerstreuten Häuser von Ober- und Unterleutasch liegen am Fuße des Wettersteingebirges, der Hohen Munde und der Hochwand. Die Fortsetzung des Leutaschthals bildet das Gaisthal, in dessen Hintergrund die Wasserscheide zwischen dem Leutasch- und dem Loisachthal liegt; einer der reizendsten Punkte daselbst ist die historische Pestkapelle; im Hintergrund ragt die mächtige Zugspitze (2.960 Meter) gebieterisch empor.

Die Centralalpen Tirols zerfallen durch die Einsenkung am Brenner und die daselbst entspringenden Flüsse Sill und Eisak naturgemäß in zwei getrennte Massenerhebungen: in die Ötzthalergruppe und in die Zillerthaler Alpen, denen sich nahe der Grenze des Landes die Tauern anfügen.

Die vielbesuchte Ötzthalergruppe nimmt in Bezug auf Umfang und Vereisung, sowie auf mittlere Kammhöhe und auf die Anzahl hervorragender Hochgipfel den ersten Rang in den Tiroler Alpen ein, doch gehört deren höchster Gipfel nicht ihr, sondern der Ortlergruppe an. Zahlreiche weitverzweigte und verästelte Thäler führen aus allen Himmelsgegenden mitten hinein in das Herz dieser mächtigen Hochgebirgsgruppe und zahlreiche Übergänge vermitteln den Verkehr im Innern derselben, der durch die sich rasch steigernde Anzahl von Unterkunftshütten und Communicationsmitteln aller Art immer mehr erleichtert wird.

Im Westen führt von Prutz aus das Kaunserthal in nahezu paralleler Richtung mit dem Ötz- und Pitzthal in die Ötzthalergruppe hinein. Es ist durch seine furchtbaren Muhr- und Eisbrüche, die erst in jüngster Zeit wieder Anlaß zu Seebildungen im Thal gegeben haben, ebenso bekannt, wie durch seine erhabenen Hochgebirgslandschaften, seine

herrlichen Wälder und tiefen Schluchten, seine Wasserfälle und prächtigen Gletscherbilder. Den Gläubigen lockt der Wallfahrtsort Kaltenbrunn, welcher schon 1272 und später besonders von Landsknechten besucht und namentlich von Friedrich mit der leeren Tasche und Herzog Sigmund bedeutend gefördert wurde. Im inneren Thal stürzt der Gsöllfall in mächtigen Cascaden aus mehr als 400 Meter Höhe herab und im innersten Winkel des Thals, dessen dichte Zirbelwaldungen der Landschaft ein düsteres Aussehen geben, breitet sich der elf Kilometer lange Gepatschgletscher aus, an dessen Fuße das



Gurglereissee.

erste Unterkunftshaus, welches eine deutsche Alpenvereinssection, Frankfurt a. M., auf tirolischem Boden gebaut hat, das Gepatschhaus liegt. Vom Norden führen drei Thäler in die Ötzthalergruppe hinein, vor Allem das Ötzthal, das ihr den Namen gab, westlich davon das Pitzthal, östlich das Sellrainthal. — Das Pitzthal zeigt insbesondere rechtsseitig steil abfallende und von vielen schönen Wasserfällen belebte Thalwände, während die schmale, ziemlich fruchtbare Thalsohle mit den Ortschaften: Zaunhofklamm, oder äußere Kirche, St. Leonhard, oder mittlere Kirche, und Plangeroß, oder innere Kirche, und zahlreichen Häusern und Kapellen besetzt ist. Wenns ist der Hauptort des

Thals und liegt nahe am Eingang desselben. Im obersten Thalgrund liegt die letzte Häusergruppe Mittelberg unter dem Mittelberggletscher, dem Taschachgletscher mit dem prächtigen Riffelsee und der Wildspitze. Was aber dem Thal neben seinen, namentlich im Hintergrund so großartigen Landschaftsbildern ganz besonderen Reiz verleiht, das sind die zahlreichen Übergänge in alle umliegenden Thäler, die meist ohne Schwierigkeit ausgeführt werden können.

Das Ötzthal, das Emporion der tirolischen Eiswelt, ein Thal, dem die Großartigkeit seiner Gebirgsformationen und der in ihm mehr als irgendwo herrschende Wechsel zwischen starren eisgekrönten Felsgipfeln und fruchtbaren, mit Dörfern, Weilern, Kapellen gezierte Thalböden, zwischen stundenlangen Firn- und Eismeeren und herrlichen Alpenwiesen, zwischen grausem Entsetzen und idyllischem Behagen den ersten Rang in der Hochgebirgswelt Tirols einräumen, wird am besten von der Eisenbahnstation aus betreten, welche einsam, mitten im Walde auf dem nur schütter mit Föhren bewachsenen Moränenschutt des einstigen Ötzthalgletschers gelegen ist. Seine Haupteigenthümlichkeit liegt in den fünf terrassenförmig übereinander gethürmten Becken, die durch romantische Engen miteinander verbunden sind und gewissermaßen alle Zonen von der mediterranen bis zur arktischen in sich schließen. Schon am Eingang überrascht uns der Stuibenbachfall, dahinter die bei der Teufelsschmiede einmündende Ebner- und Auerklamm, eine hochinteressante, erst jüngst erschlossene Felsspalte mit zahlreichen, durch die Ausspülung des Bachs entstandenen Trichtern und Grotten. Vor uns liegt Ötz im ersten romantischen Thalkessel. Indem sich hinter Ötz das Thal zwischen riesigen Trümmergeschieben klammartig im sogenannten Gsteig, einem alten, nun durchschnittenen Bergsturz verengt, erreicht man gewissermaßen auf einer zweiten Terrasse Tumpen, dann den vom Acherkar in Cascaden herabstürzenden Acherbach, die senkrechte, mit dem stinkenden Sadebaum bewachsene Engelswand und endlich über dem Moränenblock des rauhen Büffel das freundlich gelegene, durch seine Flachscultur ausgezeichnete Dorf Umhausen am Ausgang des Horlachthals mit dem über 150 Meter hohen Umhausener Wasserfall, der bei günstiger Witterung einen prächtigen Regenbogen bildet. — Hinter Umhausen schließt sich die zweite Thalstufe und man betritt in der Mauracherschlucht die nächste Thalenge, worauf sich alsbald das Thal wieder ausweitet und das große Becken von Längenfeld bildet. Wir gehen nun an der interessanten, bis nun wenig beachteten Hemitherme und Schwefelquelle von Kefels vorüber, in deren Nähe bimssteinartige Schlacken auf einstige vulcanische Erscheinungen in diesem meist in Gneis, Glimmer- und Hornblendeschiefer eingeschnittenen Thale hinweisen, und betreten die dritte Thalenge, welche hinter Huben gelegen ein recht düsteres, fast waldloses Defilé darstellt. Alsbald, bei Sölden, weitet sich das Thal zum vierten Male aus und damit beginnt das obere Ötzthal. Das bescheidene

Alpendorf liegt am Einfluß des vom Rettenbachgletscher herabkommenden Rettenbachs und ist Centralpunkt der schönsten Hochalpentouren und der Übergänge nach Stubai, Passeier und in das Pitzthal. Südlich von Sölden liegt der fünfte Kessel mit dem Örtchen Zwieselstein, wo sich, wie schon der Name sagt, das Thal in zwei Äste gabelt, „zwieselt", in das Gurglerthal und in das Venterthal; ein Übergang führt von hier aus über das Timbljoch (2.480 Meter) ins Passeierthal.

Das Gurglerthal hat bis zum letzten bewohnten Orte, Obergurgl, dem höchsten Kirchdorfe Tirols (1.900 Meter), eine Länge von etwa vierthalb Stunden und ist das



Similaun und Niederjoch.

eigentliche Standquartier für die Ausflüge in die Gletscher dieses Thals, die in unmittelbarster Nähe auf dieses selbst herniederhängen. Da geht's hinein auf den Gaisberg-, Rothmoos-, Langthaler- und Gurglergletscher mit dem berühmten und berüchtigten Eissee, einem mit dem Schmelzwasser des Gletschers gefüllten Becken, „in welchem Eisblöcke in den herrlichsten Farbentönen vom tiefen Indigoblau bis zum sanften Beryllgrün schimmernd und glänzend herumschwimmen, ein echtes Bild der Polarregion!" Doch wehe, wenn, durch das Anwachsen des Gletschers der Abfluß des Wassers gehemmt, sich dieses zu einem mächtigen Gletschersee aufstaut, der plötzlich den Eisdamm durchbricht und seine verheerenden Fluten durch das gottbeglückte Alpenthal entsendet, wie dies im vorigen

Jahrhundert mehrmals geschah, so daß man gelobte, alljährlich eine Procession „zum steinernen Tisch“ zu unternehmen, woselbst eine Messe gelesen wurde; später wurde dort eine Kapelle erbaut.

Unter den zahlreichen Hochtouren von Gurgl aus bietet der Schalfkogl (3.535 Meter) einen Glanzpunkt der Ötzthaler Alpen; über das Ramoljoch (3.182 Meter), das als eines der aussichtsreichsten der gesammten Alpenkette unseres Landes gilt, gelangt man zu dem freundlichen Alpendorf Vent (1.892 Meter), einst des Pfarrers Franz Senn Wirkungskreis; dahinter mündet das Rofenthal mit dem berüchtigten Vernagtgletscher, der zwischen 1848 und 1883 um 360 Meter zurückgegangen ist. Von dort geht es auf gutem Saumpfade empor zu den Rofener Höfen, auf denen Herzog Friedrich mit der leeren Tasche sich vor seinen Feinden verborgen hielt, wofür ihnen bis zum Jahre 1849 Asylrecht und Steuerfreiheit zuerkannt war, dann zum bewirthschafteten Hochjochhospiz und hinab ins Schnalserthal. Unter den Hochgipfeln sind die besuchtesten der Similaun, die Weißkugel (3.741 Meter) und die Kreuzspitze (3.454 Meter); alle aber überragt das gewaltige Doppelhorn der Wildspitze (3.770 Meter), der Fürst und Hüter über den Gletschern der Ötzthalergruppe mit fast unbegrenzter Fernsicht weit über Tirol hinaus, majestätisch thronend über einem unendlichen Meer ewigen Eises, über Hunderten von bunt geformten Spitzen, die alle feenhaft leuchten und glitzern vom saftigsten Grün bis zum blendenden Weiß und vom zartesten Weiß bis zum tiefsten Ultramarin.

Das kleinste der Thäler der Ötzthalergruppe ist das Sellrainthal, in welches nun eine sehr hübsch angelegte Fahrstraße längs der Melach hineinführt. Hinter dem Dorfe Kematen liegen zur Linken die Kaiser Ferdinands-Wasserfälle in romantischer Thalschlucht, und in mäßiger Steigung geht's von da zwischen mannshohen Farnbüschen hinein nach Sellrain oder Rothenbrunn, einer kleinen Badeanstalt des Thals; gegenüber liegt auf einem jähen Bergeshang St. Quirin mit reizendem Blick ins Innthal. Darüber taucht die pflanzenreiche Pyramide des Roßkogl in die Luft. Der zweite Hauptort des Thals ist Gries am Fuße des Freihut (2.613 Meter); hier biegt das Thal um und zieht sich als Melachthal über die dem Mineralogen wohlbekannte Innsenau nach Praxmar und der Alpe Lisens, einem einfachen Alpencurort in ganz prächtiger Landschaft zwischen der Villerspitze, den blaugrünen Hängen des Lisenser Gletschers und dem Brunnenkogl; während das Oberthal nach dem reizend gelegenen St. Sigmund und dem einstigen Jagdschloß Erzherzogs Sigismund zum lieblichen Kühetey (Kühtai) führt, das früher wohl in einem dichten Zirbenwald stand, von dem heute nur mehr die vom Blitz verbrannten Strünke vorhanden sind.

Eine würdige Seitenlinie der Ötzthalergruppe im engeren Sinne bilden die im Osten sich anschließenden Stubaieralpen, so benannt nach einem prächtigen Hochthal

mit grünenden Fluren und hochemporragenden Hörnern, im Westen geschlossen durch einen mächtigen Eisstock, der an achtzig Gletscher in sich schließt, von denen vier über 3.400 Meter und 40 über 3.000 Meter emporragen. Die Vegetation aber schwingt ihr grün Panier bis zu den innersten Alpen, knapp an die Thore des ewigen Schnees. In seinen Gründen erscheint das Thal vielfach verästelt. Westwärts gelangt man ins Mutterbergthal zum 250 Meter hohen Sulzauerfall und in die obere Fernau, wo die Dresdenerhütte den ganzen Gletschercomplex erschlossen hat und über dessen mittlere Kammhöhe die Sonklarspitze, das beliebte Zuckerhütl (3.507 Meter) und der Wilde Pfaff mächtig emporragen; im



Mutterbergeralpe im Stubai.

Hintergrund liegt das Bildstöckl, die Heeresstraße der Stubai-Ötzthalpilger. Nach Süden und Südosten führen zahlreiche Gletscherübergänge ins Sill-, Eisack- und Passeierthal, nordwestlich endlich öffnet sich das Alpeinerthal mit dem Blechnerkamm (3.062 Meter), berühmt durch die von Professor v. Kerner entdeckte höchste Quelle Europas, mit einer Temperatur von 0·8 Grad Réaumur und durch die bisher nur in den kalten Quellen Lapplands und Grönlands gefundene Alge Prasiola Sauteri. Auf einem Moränenkegel mit schönen Gletscherschliffen steht die Alpeineralpe, in deren Nähe die tiefe Schlucht des „Teufelsrachen" sich öffnet und die schöne Franz Senn-Hütte thront.

Bei Neustift, dem innersten Dorfe des Stubai, vereinigt sich das Alpeinerthal mit dem Hauptthal, welches der brausende Ruzbach durchströmt, nicht selten dem Thal zum Verderben.

Thalauswärts erhebt sich zur Rechten der eisumgürtete Habicht oder Hager (3.274 Meter), von dem schon vor dreihundert Jahren, als man Bergeshöhen noch mit den Augen maß, der Tiroler Landreim verkündete:

„Der Hager im Gschnitz
und der Villerspitz
und die Martinswand
sind die Höchsten im Land.“

Zur Linken ragen die kahlen Felsen der Schlickerwände empor, an deren Fuß das gewerbethätige eisenindustrielle Vulpmes liegt, und nahe daran das Alpenbad Medratz; darüberhin erhebt der Hohe Burgstall (2.609 Meter) sein Haupt und bietet auf seinem Gipfel dem überraschten Auge eines der großartigsten Landschaftsbilder.

Das Thal senkt sich nun außerordentlich rasch und wird schluchtartig, die Dörfer erscheinen hoch über dem Bach auf breiter Mittelgebirgsterrasse — hier Telfes, dort Mieders und Schönberg mit schmucken behäbigen Häuschen; das letztere, am Eingang des Stubaithals gelegen, gewährt bereits eine ganz vorzügliche Fernsicht auf die majestätischen Firnen im Hintergrund. Ehe sich der Ruzbach mit den rauschenden Wässern der Sill vereint, überwölbt ihn in schwindliger Höhe und in einem 41 Meter weiten Bogen die interessante Stefansbrücke zu Diensten der Brennerstraße.

Ein Parallelthal des Stubaithals ist das Gschnitzthal, in welches auch mehrere Übergänge zum Theil mit großartigem Hochgebirgspanorama führen. Das erste Dorf Trins gestattet von dem auf einer Moräne erbauten Calvarienberg aus einen trefflichen Einblick in das Thal und dessen Abschluß, die Gschnitzer Ferner; lieblich blickt von einem mit Lärchenbäumen bepflanzten Hügel der gräflich Sarnthein'sche Ansitz Schneeberg und Hofrath von Kerners Adelssitz Marilaun, vom pflanzenreichen Blaser, dem Kirchdach, der Kesselspitze und weiter thaleinwärts vom Tribulaun und dem Prachtbau des Habicht umrandet. Am Schlusse des Thales gelangt man über die Alpe Lapones zwischen herrlichen Wasserfällen zu dem tief herabreichenden Simminggletscher.

Im Südosten des Stubaier Massivs laufen das Pflersch- und Ridnaunthal aus. In dem letzteren liegt Mareith mit dem schönen Schlosse Adolfsthurn der Barone Sternbach, „das Zierlichkeit mit Zopfigkeit in ganz einzig dastehender Virtuosität vereinigt“, in der Thalsohle durch den Üblethaler Eissee oft verwüstet, dann Ridnaun, das bereits einen ganz vorzüglichen Einblick in den prächtigen eisumgürteten Thalschluß gestattet.

Tief unten im Süden aber mündet bereits im lieblichen Etschlande das Schnalserthal aus, das am Ursprung gegabelt ist; in dem einen Aste, dem Pfosenthal, liegt in 2.068 Meter Seehöhe der Eishof, die höchste menschliche Ansiedelung des Landes, und in

wenigen Stunden gelangt man aus der mächtigsten Alpenscenerie des Gletschergürtels in die Zone üppigfruchtender Weinberge.

Im innersten Herzen des Burggrafenamtes endlich bei Meran öffnet sich von Nordosten her das berühmte Passeierthal. Ja — wer hätte wohl nicht schon gehört von Andreas Hofer, dem edelsten Blutzeugen aus den Freiheitskriegen? Wir wandern an der Zenoburg vorüber zum Wallfahrtsort Riffian, der wunderthätigen Zufluchtsstätte kinderloser Frauen. Dahinter liegt der erste Schilthof und bei ihm die Grenze des Weinbaues. Ein Schilthof! Was das etwa sein mag? Schilt- oder Schildhöfe nennt man in



Karlsteg.

Passeier jene Bauernhöfe, welche früher mit besonderen Vorrechten, wie Steuer-, Waffen- und Jagdfreiheit ausgestattet waren und deren Besitzer dafür auf dem Schlosse Tirol den Hofdienst leisteten; sie sind äußerlich durch ihre Eckthürme kenntlich. Seit einem halben Jahrhundert bedeutungslos, ist ihnen nur noch der Name geblieben. Unweit St. Martin, dem ersten Dorfe, das uns begegnet, steht der Pfandlerhof und die Hoferhütte, ersterer bekannt als Hofers Zufluchtsstätte im Jahre 1809; in letzterer wurde er 1810 gefangengenommen. Eine halbe Stunde dahinter liegt der Sandhof, das Wohnhaus des „Sandwirths von Passeier". Weiter aufwärts folgen St. Leonhard, wo der ehemals viel begangene Weg über den Jaufen nach Sterzing beginnt, und Moos; darüber baut sich das

Timbljoch (2.480 Meter) in großartiger Alpenscenerie auf und führt ein beliebter Pfad ins Ötzthal.

Die Sarnthaler Alpen bilden ein ziemlich isolirtes, zur großen Ötzthalergruppe gehöriges Gebirgsplateau in der Gabelung zwischen Etsch und Eisack mitten im Herzen Tirols, eingebettet zwischen den mächtigsten Gebirgserhebungen des Landes. Keine Spitze überragt die Grenze des ewigen Schnees und nur wenige, wie der Hirzer bei Meran, dominiren über die umragenden Gipfel. Und doch gehören sie wegen ihrer weitumfassenden Fernsicht und ihrer centralen Lage zu den dankbarsten des Landes und lassen den Mangel hervorragender Naturschönheiten in den wenig eingeschnittenen Thälern leicht vermissen. — Das Hauptthal, das Sarnthal, wird in seiner ganzen Länge, welche bei 11 Stunden beträgt, von der Talfer durchflossen. Die untere Hälfte bildet einen tiefen Einschnitt in das Porphyrgebiet mit zum Theil lieblichen, zum Theil wildromantischen Ausblicken und zahlreichen Schlössern und Ruinen. Dem Mäusethurm bei Bingen ähnlich, ragen das Schloß Ried mit seinem Thurm auf einem Felsen mitten im Flusse empor; nebenan erheben sich die Ruine Rafenstein und die Mauern des Fingellerschlosses zur Linken, die Ruinen von Wangen zur Rechten; die Schlucht wird immer enger und enger und mündet in den Macknerkessel mit seinen wild durcheinander geworfenen Felsblöcken; hinter ihm erhebt sich der magische Johanneskofel mit seinem friedlichen Kirchlein.

In einer Thalweitung erscheint alsbald der Hauptort, das Dorf Sarnthein mit den gräflich Sarnthein'schen Ansitzen Kellenburg, Rheineck, Kränzelstein und dem Bade Schörgau. Endlich spaltet sich das Thal in den fortlaufenden Hauptast des Penserthals und in einen nordöstlich verlaufenden Seitenast des Durnholzerthals, mit dem prächtigen Durnholzersee, einem wahren Meerauge der Alpen; von da leiten mehrere Jochübergänge ins Passeier-, Jaufen- und Eisackthal. Im Osten erscheint der Ritten gewissermaßen als Anstiegterrasse angehängt, ein Mittelgebirgsrücken, der sich vom Mündungswinkel des Sarn- und Eisack-thals in einer mittleren Höhe von circa 1.000 Meter hinzieht und mit Wiesen und Wäldern, Bauernhöfen und Villen reich besiedelt ist. Die schöne Landschaft, die milde Luft, die prächtigen Aussichtspunkte haben ihn zum Liebling der Bozener Elitegesellschaft gemacht, welche die heißen Tage des Hochsommers daselbst verbringt, und wer den Ritten besucht, versäumt auch nicht, das Rittnerhorn (2.257 Meter) zu besteigen und sich die Erdpyramiden bei Lengmoos zu besehen, schlanke Pyramidchen aus Porphyr-Detritus von 6 bis 12 Meter Höhe, welche an ihrer Spitze mächtige Felsblöcke, oft selbst Bäume tragen und zu Hunderten an den abschüssigen Wänden des Finsterbachs sich gegen das Thal herabziehen.

Der Brenner bildet die allbekannte Wasserscheide zwischen Pontus und Adria, ein tief eingeschnittener Sattel (1.362 Meter), auf dem goldene Aurikeln, feurige Alpenrosen und duftende Brunellen in reicher Fülle blühen; zwischen den jäh abfallenden Felsen jagt



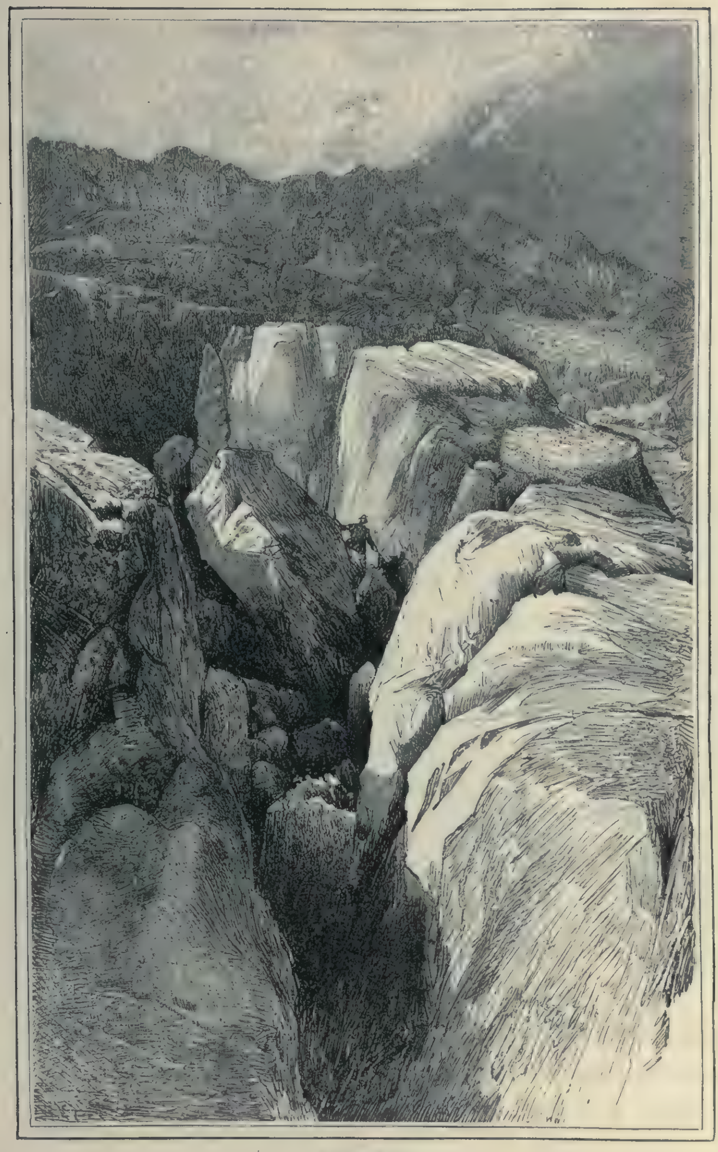
Schlegeisengrund von der Dominicushütte aus.

die Sill, ein zartes Silberfädchen, dem Norden zu; von ihr hat das Wippthal auch den Namen Sillthal erhalten, ein interessantes Erosionsthal, das sich zwischen dem Ötzthalerstock und den Zillerthaler Alpen tief eingeschnitten hat. Am Brennerpaß liegt am Fuße eines dicht bewaldeten felsigen Berggehänges der kleine, doch reizende Brennersee, und zwischen theilweise jäh abstürzenden Felswänden, denen hoch oben der Schienenstrang angeklebt erscheint, zieht sich diese in alter und neuer Zeit höchst wichtige Übergangslinie nordwärts in rascher Senkung vorüber an dem Miniaturgletscher im Vennathal, an der Klamm und dem Paß Lueg nach Gries, einem freundlichen Dörfchen mit schönem Einblick ins Obernbergthal, das trotz der geringen Länge von nur drei Stunden eine Reihe der herrlichsten Gebirgsscenerien aufweist, die ihren Brennpunkt in den prächtig gelegenen Obernberger Seen finden, von denen der eine zwischen mächtigem Trümmergestein in romantischer Wildniß moränenumschlossen gelagert in seiner smaragdgrünen Flut den schönsten Ast des dreizinkigen Tribulaun, den Obernberger Tribulaun (2.768 Meter) wiederspiegelt. Unterhalb Gries kann die Locomotive ihre Bahnlinie nur auf einem großen in das Schmirnthal einbiegenden Umwege, im Anblick eines reizenden Gebirgspanoramas und des herrlichsten Alpenhintergrundes, verfolgen; gegen Osten steigt das Schmirnthal

schluchtenartig gegen den Fuß des Olperer (3.489 Meter) und gestattet einen prächtigen Übergang ins Tux; die Fahrstraße hat jedoch gar bald in kürzerer Linie den nächsten größeren Ort Steinach erreicht, ein freundliches Dorf mit einer mächtigen zweithürmigen Kirche, den Geburtsort der Maler M. Knoller und G. Mader. Es ist in der Nähe der Ausmündung dreier Thäler reizend am Fuße des Steinacherjochs gelegen, unter dessen Spitze Professor Ad. von Pichler Schiefer mit Pflanzen der echten Steinkohlenformation entdeckt hat, das einzige derartige Vorkommen in Tirol. Bald lacht uns zur Rechten das weit sichtbare Katharinen-Kirchlein am Eingang in das freundliche Navisthal entgegen, in dessen Hintergrund das Rosenjoch sich erhebt mit seiner bunten Pflanzendecke, unter welcher das Zwerglein der Hahnenfußarten, ein Bruder des nordischen, als Seltenheit hervorguckt; daneben erhebt sich das Pfonserjoch, an dessen Fuß der Matreier Marmor (Ophicalcit) gebrochen wird, ein buntes Conglomerat aus Kalkstein und Serpentin, ein wichtiger Rohstein der tirolischen Kirchenornamentik. Wir sind in Matrei angekommen, das in einer freudig grünen Thalweitung gelegen von der schönen Burg Trautson gekrönt wird; an der Berglehne rechts liegt Latschburg und Ahrenholz mit dem Debernsee. Vor Innsbruck mündet die Brennerbahn mit einem Tunnel aus, wo in enger Schlucht unter dem Berg Isel die Sill hervorschäumt, unweit der alten Römerstraße, neben welcher auch die neue Brennerstraße, in schön gewundenen Serpentinen zwischen Wiesen, Fluren und Moränenschotter herabziehend, das Innthal erreicht.

Die Zillerthaler Alpen werden durch die Sill, den Inn und die Rienz begrenzt; im Osten hängen sie mit den Tauern, von denen sie wohl ein Glied bilden, und mit dem Kitzbühler Schiefergebirge zusammen. Auch sie imponiren durch ihre Gipfel- und Kamm-erhebung, durch ihre Großartigkeit und Abwechslung in den Landschaftsbildern, sowie durch ihren Reichthum an Gletschern. Wie bei der Oetzthalergruppe dacht sich das Terrain der Zillerthaler Alpen allmälig nach Norden ab, während es nach Süden steiler abfällt. Drei Hauptthäler führen an ihren gewuchtigen Körper hinan: vom Innthal aus das Zillerthal, das ihnen den Namen gegeben, vom Eisackthal aus das Pfitschthal und vom Pusterthal aus das Tauferer Ahrnthal, vieler kleinerer hier nicht zu gedenken.

Das nördliche Hauptthal dieses schönen Gebirgszuges, das Zillerthal, beginnt mit breiter Thalmündung bei Straß. Rechts oben liegt die Ruine Rottenburg, einst Ansitz des Minnesängers Heinrich von Rottenburg; weiter an der Straßenecke die prächtige Einsiedelei Brettfall. Der erste Eindruck, den der Besucher dieses weltberühmten Thals erhält, entspricht keineswegs den darauf gesetzten Hoffnungen, denn in ziemlicher Monotonie zieht sich das Thal zwischen Feldern und Wiesen, Äckern und Sümpfen, die von mäßig hübschen Kuppen umsäumt werden, vorwärts nach Schlitters und Fügen, dem Geburtsort des Bildhauers Nißl, bis Kaltenbach. Bis hierher trägt das Thal Mittelgebirgscharakter;



Hinter-Tux.

erst hinter Zell am Ziller, dem Hauptort des oberen Zillerthals, stehen wir inmitten der Hochgebirgslandschaft. Von Zell aus zieht sich östlich ein Nebenthal zu der auf waldumsäumten Alpenmatten gelegenen Gerlos, während das Hauptthal aufwärts nach Mairhofen und bis zu den dort auslaufenden „Gründen": Zillergrund, Stillupgrund, Zemmgrund und Tux mit den Übergängen ins Pusterthal und Wippthal sich erstreckt. Gerlos ist ein Centralpunkt lohnender Ausflüge, so zur Alpe Dreyßen über den goldreichen

Heinzenberg oder auf schönem Wege über die Platte nach Krimml zu den berühmten Wasserfällen.

Ins obere Zillerthal führt ein freundlicher Fußweg am linken Zillerufer nach Mayrhofen in der lieblichsten Gegend des ganzen Zillerthals, an der Mündung der großen sich vielfach verzweigenden Hochthäler gelegen, von einem Kranze der schönsten Gebirge umschlossen: links erhebt sich die schneeige Spitze des Ahorn, rechts der Grünberg, in der Mitte die abgestutzte Pyramide des Tristenspitz („Tristner") und der Eisgipfel des Groß-Jugent.

Hier eröffnet sich in vollster Pracht der Hochgebirgswelt das eigentliche Zillerthal des Touristen, des Malers, des Naturforschers, in landschaftlicher Beziehung ein wahres Prachtstück der hehren Alpenwelt. Sanfte und liebliche Bilder des Culturlandes wechseln in rascher Folge mit hochpittoresken und romantischen, von schäumenden und sprudelnden Wildwässern durchtobten Thalengen, über denen sich das blaue Himmelszelt von dem hoch droben am Bergessaum thronenden grünen Fichtenbande auswölbt. Lichtgrüne Lärchbäume geben den schwarzgrauen wilden Felsgebilden, auf denen sie emporsprossen, ein gefälliges Gepräge und hoch über Alles recken sich die leuchtenden und blinkenden weißen Firndome bis weit hinauf in das Himmelszelt, ihre silbernen Gletscherströme tief zu Thal sendend. Das östlichste Thal ist der Zillergrund, dessen letzte Thalortschaft Häusling bereits 1.055 Meter hoch liegt. Den Thalschluß bildet die amphitheatralische Scenerie der Eisberge zwischen dem Reichenspitz und Rauchkofel; inmitten liegt ein kleiner Alpensee.

Das zweite Thal ist der begletscherte und meistbesuchte Stillupgrund mit prächtigen Wasserfällen, von denen der Doppelfall bei der Taxachalpe 1.500 Meter hoch ist. Aber der längste und schönste der Zillerthalergründe ist der Zemmgrund. „Wer diesen nicht besucht" — schreibt Amthor — „hat Zillerthal nur zur Hälfte gesehen; einen größeren Schatz erhabener Naturscenen, eine reizendere Abwechslung zwischen grünenden Wiesenplateaux, schauerlichen Felslabyrinthen und blendenden Eis- und Firngehängen findet man auf einen so kleinen Raum zusammengedrängt fast nirgends mehr in Tirol." Die Perle desselben ist der Karlsteg, ober welchem sich das wildreiche Floitenthal entfaltet, mit dem Floitengletscher und der Baumgartenalpe in hocherhabener Scenerie, bekannt als der letzte Punkt des deutschen Bodens, auf welchem Steinböcke erlegt wurden.

Bei der Alpe Breitlahner zweigt sich der Schwarzensteingrund ab, und wenn auch alles bisher Gesehene in seiner Weise ganz einzig schön genannt werden darf, so duldet dieser Superlativ hier noch eine weitere Steigerung: der Schwarzensteingrund mit der Alpe Waxeck, der Schwarzensteinalpe und dem Röthenbodensee, — er ist das Schatzkästlein des Zillerthal.

Am Eingang des weiter sich anschließenden Schlegeisengrundes liegt die Zamserhütte, gegenüber die Dominicushütte, welche dem Olperer (3.489 Meter) und der Gefrorenen Wand zu Ehren erbaut wurde. Vom Zamserthal gelangt man über das 2.231 Meter hohe Pfitscherjoch und an fünf kleinen Hochseen vorbei ins Pfitscherthal. Nicht weit ober Mayrhofen liegt am Eingang in das Tuxerthal Finkenberg, aus der Geschichte bekannt als der Hauptansitz der später vertriebenen Zillerthaler; nahe dabei an Stelle der ehemaligen Teufelsbrücke die Persallbrücke und das interessante Goldbrünnl, eine intermittirende Quelle, überragt vom Fixstein und Grünberg. Weiter nach einwärts



Schloß Taufers im Ahrnthal.

grüßt den Wanderer des Thales Hauptort Lannersbach, mit schönem Blick auf die Tuxergletscher, das Federbett, die Gefrorene Wand und so weiter; am Fuße der letzteren quillt in einer Höhe von 1.475 Meter die im Aufschwung begriffene Therme von Hinter-Tux hervor, ein prächtiger Alpencurort, dessen umliegende Bergspitzen und Übergänge vielfach begangen werden.

Die mittlere Erhebung des Zillerthals beträgt bei 1.030 Meter; es weist Spitzen auf, welche den schönsten der Alpenkette zugezählt werden. Sein Mineral-, Pflanzen- und Wildreichthum ist allbekannt und hochgeschätzt und seine Bewohner, die als Tiroler Natursänger, als Mineralien-, Leder- und Viehhändler ganz Europa, ja die ganze Welt in

der Originalität ihrer Sitten wie ihrer Sprache durchwanderten, sind wohl als die ältesten commis voyageurs Tirols anzusehen; heute haben sie es nicht mehr nöthig, ins Ausland zu reisen; können sie ja in ihrer Heimat alle Welt begrüßen!

Eine zweite Eintrittslinie in die Zillerthaler Alpen bildet das Pfitscherthal. Dieses mündet östlich von Sterzing am linken Eisackufer in reizender Umgebung ein und ist reich an seltenen Mineralien wie an landschaftlichen Schönheiten. Man betritt es bei dem Dorfe Wiesen und gelangt den wildtobenden Pfitscherbach entlang zu den Riesenblöcken der Wehr, zwischen denen die schäumenden Wassermassen desselben ihr buntes Spiel treiben, so daß man ihn gerne noch tiefer ins Thal hinein verfolgt. Auf grünem Wiesenplane liegt tief drinnen im Thal Kematten (Ausserpfitsch), von der wilden Kreuzspitze (3.130 Meter) majestätisch überragt; dann folgt mit prächtigem Vorblick auf die Zillerthaler Riesen, den Weißen Zinth und den Hochfeiler das Dorf St. Jakob (Innerpfitsch). An den letzten Häusern von Stein endlich gewinnt die Gegend vollauf den echten Hochgebirgscharakter, und auf mäßig steilem Reitweg gehts dann hinan zum Pfitscherjoch (2.231 Meter) mit prächtiger Fernsicht und durch das wilde Pfitschergründl hinaus ins Zamser- und Zillerthal, „ein Jochübergang, der dem Tauernweg an Werth wohl an die Seite, an leichter Beschreitbarkeit weit vorausgestellt werden muß".

Aus dem südlich gelegenen Pusterthal führt das Tauferer- oder Ahrnthal in den Kern der Centralalpen, das in einer Länge von 13 Stunden und in einer mittleren Erhebung von 1.100 Meter die Zillerthaler Alpen südöstlich begrenzt. Sein unterer Theil trägt ganz den Charakter des Pusterthals, sein oberer jenen des nachbarlichen Zillerthals, in welches auch zahlreiche Übergänge führen. Das erste Dörfchen des Thals, Gais, ist durch seine Kirche aus dem X. Jahrhundert eines Besuches werth, und gerne verweilt man hier einige Tage, um die nahen Berge zu ersteigen oder im stillen Mühlbacherbad einige Zeit auszuruhen. Über die wildromantische Katzenleiter erreicht man alsbald unter schönem Ausblick auf den Eiskegel des Löffler den Hauptort Sand-St. Moritz, mit der malerischen Burgruine Taufers, welche dem ganzen Thale den Namen gab. Taufers ist wohl einer der schönsten Punkte des Landes. Wer hätte nicht seine vollste Freude am Besuche des Schießstandes, der uns den großartigsten Einblick in die Gletscherwelt des Hintergrundes gewährt, oder an den mächtigen Rainbachfällen oder an der Mühlenerklamm oder am prächtigen Schlosse Taufers, einer der reichsten und herrlichsten Burgen in den deutschen Alpen, oder an den Aussichtswarten von Aschbach, Michlreis und der St. Wallburgkapelle? Wer würde nicht mit Begeisterung erfüllt über die Schönheit der Gegend, wenn er zum Speichberg aufsteigt oder einen Ausflug ins Rainthal oder ins Mühlwalderthal unternimmt, zwei Thäler, in denen all die Pracht unserer Alpen auf den kleinsten Raum zusammengedrängt ist und in denen die herrliche Rieserfernergruppe im Schnebigen Nock

(3.390 Meter), Hochgall (3.371 Meter) und Wildgall (3.269 Meter) culminirt. Hinter Sand verengt sich das Thal, um bei Luttach das prächtige Gletscherpanorama vom Schwarzenstein bis zum Löffelspitz zu umrahmen; die schwierige Ersteigung des letzteren wird durch die großartige Aussicht aufgewogen; der Abstieg kann über den Trippachsattel ins Zillerthal unternommen werden, die kürzeste Verbindungslinie zwischen den beiden Thälern, deren Begehung freilich nicht Jedermanns Sache ist. Hinter der Prettau endlich, wo in einer Höhe von 1.500 Meter ein ziemlich ergiebiges Kupferbergwerk betrieben wird, schließt das Hochthal ab und bildet den bekannten ziemlich viel begangenen Übergang über den Krimmlertauern ins Salzburgische.

Das Gebiet des Kitzbühler Schiefergebirges gehört im weiteren Sinne genommen zwei Flußgebieten an; die Brixenthalerache, welche dem einen Thal den Namen gibt, mündet bei Wörgl in den Inn, während die am Fuße des Rettenstein entspringende Großache ihre Fluten dem Chiemsee zuwälzt. Eine prächtige Fahrstraße zieht von Wörgl aus an den Abhängen des Juffingerjochs hin nach Sölland; es erscheinen das Kitzbühler Horn und die Loferer und St. Ulricher Steinberge. Bei Going öffnet sich das Thal plötzlich und in weiter Ebene liegt das große, saubere Dorf St. Johann vor uns mit seiner prächtigen Decanatskirche, am Fuße des hochaufragenden Kitzbühler Horns, umrahmt von den hohen Kalkwänden des Kaiser und seiner Vorberge und den sanften Kuppen des Fieberbrunner Schiefergebirges. Kaum zwei Stunden entfernt liegt Erpfendorf am Fuße des Fellhorn, berühmt als Geburtsort und Heim der Heldenfamilie der Wintersteller. In der Nähe tost ein mächtiger Wasserfall und im Hintergrund gewährt die Waidringer Platte eine bezaubernde Fernsicht auf die Tauernkette sowie in die baierische Hochebene bis München. Hinter Waidring verengt sich das Thal und in wilder, aber großartiger Scenerie gehts zwischen zahlreichen hochaufschäumenden Wasserfällen hinab an den vielumkämpften Paß Strub, den Grenzpunkt des Landes; schon eine halbe Stunde ostwärts liegt das salzburgische Dörfchen Lofer, von wo aus die Straße über Unken nach Reichenhall weiterführt.

Das Brixenthal, von der Gisela-Bahn durchzogen, ist überreich an herrlichen Punkten; doch nicht so sehr wilde Hochgebirgsformationen mit all ihren Herrlichkeiten charakterisiren es, als vielmehr Anmuth und Milde, Lieblichkeit und Wärme. Zunächst betreten wir über rothgefärbtem Schiefergestein die Brixenerklause und erreichen zwischen dicht bewaldeten Bergabhängen, deren Bäume nach dortigem Brauch cypressenartig zügeschnitten, „geschnoatet“ sind, den Marktflecken Hopfgarten, ein Punkt, der in der hohen Saison geradezu überflutet ist. Über demselben erhebt sich nämlich die sanftgewölbte, von einem Wallfahrtskirchlein gekrönte Kuppe der Hohen Salve, des Rigi von Tirol, welche alljährlich von Tausenden zu Fuß und zu Roß besucht wird. Der Gipfel,

1.824 Meter hoch gelegen, wird leicht in drei Gehstunden erreicht und gewährt eine ganz vorzügliche Aussicht auf die Gebirgswelt, wie auch in die zahlreichen am Fuße ausstrahlenden Thäler: im Süden das Sperten-, Windau- und Grundthal, darüber die Tauern mit dem Großglockner und Großvenediger, die Zillerthaler- und Tuxeralpen, im äußersten Südwest die Eisgipfel des Stubaithals, im Westen das Innthal mit dem zackigen Kamm der Kalkalpen, im Norden die Kaiserkette, so nahe, daß sie wie ein Wandgemälde erscheint, und die Wendelsteingruppe, wild und keck, im Osten die Loferer Steinberge und die Berchtesgadener Gebirge. Fürwahr, nicht leicht konnte Seine kaiserliche Hoheit unser verewigter Kronprinz Rudolf, dessen erster Hochgebirgsausflug diesem Gipfel galt, an einem schöneren und erhabeneren Punkte Tirols in die Großartigkeit der Alpenwelt eingeführt werden! Ebenfalls am Fuße der Hohen Salve liegt thaleinwärts das Dorf Brixen mit der sehenswerthen Decanatskirche. Zur Erinnerung an die Erzherzogin Maria Luise, welche im Jahre 1822 die Hohe Salve bestieg, führt der nahe Eisensäuerling den Namen Luisenbad; in der Nähe liegt auch das durch die nun ausgestorbene Secte der Manharter berühmt gewordene Örtchen Westendorf.

In langsamem Anstieg zur Wasserscheide erreichen wir alsbald Kirchberg, ein schön gelegenes Dorf mit großer, hoch auf einem Hügel stehender Kirche, und wohl kaum eine Thalstrecke ist lieblicher als jene von Hopfgarten nach Kitzbühel: Getreidebau wechselt mit Wiese und Wald, dazwischen lagern sanft hingebettet behäbige Dörfer im Alpenstil und mit allerlei Schnitzwerk verzierte Bauernhöfe.

Nachdem am Wege beim Klausenbach eine unscheinbare Kapelle unsere Aufmerksamkeit in Anspruch genommen hat durch ihre Inschrift: „Bis hieher und nicht weiter, kamen die schwedischen Reiter", senkt sich das Thal allmälig, und plötzlich liegt Kitzbühel vor uns, „die Stadt in der Schlinge" mit ihren drei Thürmen. Aus der Ferne schaut der wildzackige Kaiser herein mit seinen Riffen und Nadeln, aus der Nähe das hochaufragende breitrückige, aussichtsreiche Kitzbühler Horn; links glänzt der mit zahllosen Seerosen besiedelte Schwarzsee, auf dessen Grund der Volksglaube einen versunkenen Wald erblickt, und über dem rührigen Städtchen thront auf hohem Fels die schöne Pfarrkirche; dahinter prangen die alterthümlichen Burgen Löwenberg und Minichau. So finden wir Idyll und Romantik hart bei einander und des lieblichen Städtchens herrliche Umgebung harrt eines Sängers!

Am Ostabhang winkt das Schloß Kapsburg am Eingang in die Zephirau und den Köglergraben mit dem berühmten Schleierfall. Am Westabhang liegt das Kupferbergwerk am Schattberg und Sinwell, dessen Halden schon von weitem sichtbar sind, und nahe daran die beiden Ehrenbachwasserfälle in malerischer Schlucht. Der Kirche gegenüber führt eine prächtige Fahrstraße ins Badl, eine eisenhaltige, salinische Quelle,

dann vorüber längs der breiten weißschäumenden Ache zu der aufgelassenen Kupferschmelze am Jochberg, dem Geburtsort des Tiroler Helden Anton Oppacher. Erst in schwacher Steigung thalaufwärts, dann nach Überquerung der Ache etwas steiler gelangt man zunächst zum Wirthshaus an der Wacht mit hübsch gelegener Kapelle und hierauf in einer Serpentine zum Paß Thurn, einer früheren Befestigung, von wo aus man einen berückenden Ausblick auf die Tauernkette und Mittersill, den nächsten größeren Ort im Pinzgau, genießen kann. Nicht weniger reich wie an Thal- und Mittelgebirgsausflügen ist die Umgebung von Kitzbühel auch an Hochgebirgstouren, unter denen das Kitzbühler Horn (1.994 Meter) wohl weitaus die lohnendste ist. Unter der mit einer Kapelle gekrönten Spitze liegt eine Felsengrotte mit schönen Tropfsteinbildungen. Der Abstieg kann nach drei Seiten hin gemacht werden, und Mancher zieht es vor, in dem acht bis neun Stunden langen „Pinzgauerspaziergang" in circa 1.800 bis 1.900 Meter Höhe über mehr als ein Dutzend Spitzen zur Schmittenhöhe zu wandern, ein Weg, dessen müheloſe Begehung einen ununterbrochenen Anblick der Elitespitzen der Tauernkette bietet. Doch nun verlassen wir das liebliche Städtchen. Welches von beiden wohl schöner gelegen sei — Kufstein oder Kitzbühel? Freuen wir uns, daß im tirolischen Ehrenkränzlein zwei solche Perlen prangen!

Der Weg zieht nun nordwärts den Röhrerbühel entlang, der noch um das Jahr 1600 viel Silber und Kupfer lieferte und sich damals des tiefsten Schachtes in Europa, bei 900 Meter, rühmen durfte. Bei St. Johann, am Nordfuß des Kitzbühler Horns gelegen, vereinigen sich die Pillerseer-, Kitzbühler- und Reinthaler-Ache zur Großache, deren Gebiet hier das Leukenthal genannt wird, ein Dolomitenpfad im Kleinen. Den Walderberg entlang gelangt man nach Fieberbrunn, das seinen Namen von einer Quelle schöpfte, die 1354 Margarethe Maultasch vom Fieber befreit haben soll; über dem langgestreckten Dörfchen ruht der schön gelegene Wildalpsee und erhebt sich eine Reihe der prächtigsten Gipfel. Nördlich vom nahen St. Ulrich verengt sich das Thal und es erscheint die Felsenklamm der Waidringer Öfen mit ihren schneeweißen, grotesken, fast vegetationslosen Kalkkegeln, die von der Strubache durchflossen und belebt werden; den Boden bedecken die dunkelgrünen Blätter der Nießwurz, an den Felsen hängen die Purpurrädchen der Cistalpenrose — eine wahrhaft prächtige Tricolore. Hinter Fieberbrunn folgen die herrliche Moosbachschlucht und in sehr bilderreicher Landschaft das Hochmoor („Filz") von Hochfilzen nahe der Landesgrenze.

Außer dem Brenner vermittelt über die Centralalpen nur noch eine fahrbare Straße die Verbindung zwischen Süd- und Nordtirol, nämlich die über die Malser Haide oder das Reschenscheideck im äußersten Westen des Landes. Diese der Brennerstraße an Bedeutung weit nachstehende Übergangslinie zweigt an der Innstraße ab, zieht am Schloß Nauders-

berg vorüber in sanfter Steigung am Stillebach hin, in anderthalb Stunden zum Reschenscheideck, der Wasserscheide zwischen Inn und Etsch, 1.494 Meter über dem Meere gelegen. Sie fällt hierauf allmälig in sanften Abstufungen gegen Süden und Südosten ab, zur Rechten die Firnenmauer der Laaser- und Ortlergruppe bietend, eine Zier und der Stolz der sonst so eintönigen Landschaft. Der erste Ort, Reschen am Reschensee liegt nahe am Ursprung der Etsch, dann gehts den See entlang nach Graun, einem ärmlichen Orte an der Mündung des verheerenden Carlinbachs und des Langtaufererthals, das sich in einer Länge von vier Stunden gegen die Hochdome der Ötzthalergruppe hinanzieht; dahinter ragt in einem malerischen Amphitheater die Weißkugel (3.741 Meter) empor; am Thalschluß lagert die Alpe Malag in üppigem Wiesenplan.

In großartiger Thallandschaft erscheinen der Mittersee und St. Valentin auf der Haid nahe am Haidersee, schon 1140 für Wanderer als Hospiz gegründet; zwischen den Mündungen des Plawen- und Schlinigthals liegen das Schloß Fürstenberg und die stattliche Benedictinerabtei Marienberg; tief drinnen im Hintergrund winken die himmelanstrebenden Eiszacken des Ortler. Einst hat man diese Gegend als die berüchtigte Malserhaide bezeichnet; heute grüßt uns da ein freudig grünendes Thalbecken voll der herrlichsten Landschaftsbilder!

Vor Mals und Glurns werden bereits die Ruine Fröhlichsburg, die Feste Trostthurm und die Burg Lichtenberg sichtbar. Südwärts mündet das ruinenreiche Taufererthal auf dem rechten, und auf dem linken Etschufer das Matscherthal aus, das vom Salurnbach durchflossen wird, einst Sitz der mächtigen Grafen von Matsch. Über sammtweichen Fluren führt zwischen üppigen Lärchen- und Zirbelwäldern ein Pfad tief hinein ins schön umrandete Thal nach dem Oberettengletscher, die kürzeste Verbindungslinie zwischen dem Ötzthal und dem Vintschgau. Mit herrlichen Ausblicken auf den Ortler, der von nun ab in königlicher Würde die Gegend beherrscht, erreichen wir Eyers. Bald verengt sich das Thal, indem zur Linken die Wände des Weißkugelgrates, zur Rechten die der Tschenglser Fernerwand fast senkrecht aufgethürmt sich nähern. In einer Stunde ist Laas erreicht, dessen berühmte Marmorbrüche auf der Nordseite der Jennewand tief im Laaserthal gelegen sind. Hinter der unteren Laaseralpe erhebt sich in großartiger Umgebung die in zwei Arme niederfallende Fernerwand, eine Zunge des ausgedehnten Laasergletschers. Nun zieht die Fahrstraße etwas ansteigend über den Riesendamm der Gadria — und wie auf einen Zauberschlag liegt das rauhe Hochthal hinter uns und wir betreten ein Stück italienischer Gefilde: die Vegetation im freudig grünen Wiesenschmelz verräth südliche Luft, mächtige Kastanienbäume wechseln mit saftigen Föhren, üppige Reben belauben die Hügel, zwischen Weingärten und Auen erheben sich auf dem grünen Mittelgebirge zerstreute Bauernhöfe und Villen, auf trotzigen Felskegeln ragen vergessene Reste prächtiger



Juval.

Burgen; Höhenzug baut sich über Höhenzug empor und über den bewaldeten Bergen ragen die Häupter majestätischer Firne: so naht sich die eisige Pracht des Nordens der traumseligen Milde einer arcadischen Landschaft.

Bald öffnet sich südlich das Martellthal, die größte Furche der Ortleralpen, erst eine trümmererfüllte Schlucht, weiter aufwärts eine einförmige „grüne Gasse", im Hintergrund aber, bei der unteren und oberen Martellalpe, eisumgürtet und entzückend schön, indem die saftigen Wiesen von den dunklen Waldungen umsäumt und von dem schimmernden Schneegebirge des Monte Cevedale überragt werden, historisch interessant, einerseits durch die Auffindung einer Handschrift des Nibelungenliedes in den Ruinen der

Burg Obermontan, anderseits durch einen ziemlich ergiebigen Bergbau im XV. Jahrhundert, woher die Kapelle St. Maria in der Schmelz ihren Namen trägt.

Nun beginnt das Gebiet der stolzen Burgen und Ruinen des Etschthals. Vor Allem fesseln da unseren Blick die zur Linken auf einem Felsen gelegenen, epheuumrankten mächtigen Trümmer von Kastelbell, früher eines der prächtigsten Schlösser des Landes, jetzt eine der schönsten Ruinen desselben; am Fuße erreicht der Weinbau bereits eine tonangebende Ausdehnung und mit ihm tritt ein neues südliches Vegetationsbild in voller Schönheit hervor. Am Eingang ins Schnalserthal liegt das Örtchen Staben mit dem Juwel der tirolischen Burgen, dem malerisch auf einem Felsen thronenden rebenumrankten Schlosse Juval, auf der einen Seite ins schaurige Felsenthor des Schnalserthals, auf der anderen auf die blühenden ewig lachenden Gefilde des Burggrafenamtes herniederblickend, ein Landschaftsbild von höchster Würde! Vor uns breitet sich das stattliche Naturns aus, weit überragt von dem Schlosse Hochnaturns; unterhalb schließt der Felsenriegel der Töll das Vintschgau; die Etsch fällt rasch in die Thalflur von Meran ab und erreicht das eigentliche obere Etschthal — schon an seinem Beginn ein wahrer „Naturpark". Meran, das römische Maja, im XIII. Jahrhundert als forum meranum erwähnt, der Hauptort des Mutterländchens Tirol und bis zum Jahre 1490 dieses Landes Haupt- und Residenzstadt, gilt wegen seiner prächtigen Lage und seines milden Klimas als Curort ersten Ranges. Ist es dem Kranken die milde Luft, die Traubencur, das köstliche Obst, die Molke oder was immer er sucht, so ergötzen den Gesunden die prächtige Aussicht vom Pfarrthurm aus, die alte landesfürstliche Burg aus dem XV. Jahrhundert mit ihrem Kaiserzimmer und ihren Kunstschätzen, die Parkanlagen mit ihrem subtropischen Pflanzenwuchs und vor Allem der reiche Kranz der herrlichsten Ausflüge inmitten einer malerischen Umgebung freundlicher Hügel, mächtiger Berge und hesperischer Thalgründe. Da locken die Zenoburg, die Geburtsstätte der Margaretha Maultasch, und das Schloß Lebenberg, das durch Lentners Chronik zu neuem Leben erwacht ist; vor Allem berühmt ragt in luftiger Höhe das Schloß Tirol, welches dem Lande den Namen gegeben und dessen Garten das ganze ihm zu Füßen liegende Etschland ist: vorne der Laurin-Rosengarten, weiter unten die Erdpyramiden und das Dorf Tirol, der Küchelberg, nebenan die Schlösser Turnstein, Josefsberg und Auer, die Ruine Grumenberg und wie sie alle heißen mögen, diese Zierden des Thals, bis hinab an den Fuß der Mendel und hinan an die Fleimser Dolomitenwand und hinauf an die Eisnadel der Orgelspitze. Es ist unmöglich, auch nur der Namen aller der Burgen, Ruinen und Villen zu gedenken, die sich hier zeigen; nur des Schlosses Schönna mit der prachtvollen gothischen Grabkapelle des Erzherzogs Johann sei noch Erwähnung gethan, und des Schlosses Trauttmansdorff, umgeben von einer ganz feenhaften Tropenvegetation. Der Mineraloge aber zieht in die Naif, um dort seine Jaspise



Meran.

und Heliotrope zu holen, den Naturfreund ergötzt der Fall des Sinnichbachs unweit der Fragsburg oder der Partschinserwasserfall am Ausgang des almenbelebten Zielthals oder das azurblaue Band der sieben Spronserseen, und wer noch höher steigen will, dem bietet sich auf der Gfallwand eine Fernsicht, die weit über die Landesgrenzen hinausgeht und den Ortler, die Dolomiten, den Adamello in den schönsten Formen zeigt.

Unterhalb Meran mündet vom Ortlerstock im Südwesten herabziehend das Ultenthal in das Etschthal aus. Die Mündung desselben, die Gaul, stellt eine malerische Schlucht dar, welche erst jüngst künstlich zugänglich gemacht wurde. Je weiter wir in diesem



Der Ortler vom Suldenthal aus.

Hochthal aufwärts schreiten, um so großartiger wird das Landschaftsbild, welches auf der einen Seite durch die Burgruine Braunsberg, auf der anderen Seite durch die Gabel des Iffinger (Vifinger) gekennzeichnet wird. Es ist theilweise so eng, daß es nur für kleine Wägelchen fahrbar ist, und erscheint an zusammenhängenden Ortschaften ebenso arm, wie es an Einzelngehöften, welche den düstern Waldessaum lieblich bekränzen, überreich ist. Der Hauptort St. Pankraz liegt am Fuße des vom Helenakirchlein gekrönten Mariolberges und auf ansteigender Serpentine wird Mitterbad, auch Bad Ulten genannt, erreicht, nahe am Maraunerloch, am Fuße herrlicher Alpenweiden, überragt von der Laugen-Spitze.

Im Etschthal erhebt sich über Lana die Ruine Burgstall in üppigen Weingeländen und weiter südöstlich taucht Vilpian auf im Mittelpunkt eines neuen Paradieses, des



Die Königsspitze.

Tisenser Mittelgebirges, aus dessen üppiger Vegetation sich zahlreiche Schlösser und Ruinen abheben; bald erfreuen den Wanderer prächtige Wasserfälle, bald wieder alterthümliche Burgen, wie Moos und Wolfsthurm, vor allen Schloß Neuhaus, der Lieblingsaufenthalt der Margaretha Maultasch, nach welcher es auch im Volke den Namen Maultasch erhalten hat; inmitten reicher Gärten des edelsten Weines ist das freundliche Dörfchen Terlan hingebreitet.

Immer neue Burgen und Ruinen erscheinen auf rebenumrankten, purpurnen Porphyrfelsen: hier Missian und Hocheppan, die Wart und die Altenburg, dort die Häusergruppe Siebeneich mit prächtigem Hintergrunde; es erscheint die Ruine Greifenstein, weit drüben ragen die Wände des Rosengarten und der Roßzähne, Joch Grimm und Schwarzhorn hoch empor und in einem Obst- und Weingarten eingebettet liegt die Villenstadt Gries, der aufstrebende Weltcurort; rechts breitet sich Überetsch mit dem nach Süden gelegenen Hauptorte Kaltern aus, und nachdem die aus dem Sarnthale kommende Talfer auf luftiger Brücke übersetzt ist, erreichen wir, das am Guntschnaberg zauberisch gelegene Schloß Rafenstein links liegen lassend, Bozen. In weiter Ferne grüßt uns die zackige Krone der Dolomiten, vor Allem der Schlern und der Rosengarten, jenseits der Eisack erblickt man den herrlich gelegenen Calvarienberg und das Schloß Kühbach — ein Bild, schön und bezaubernd wie wenige seiner Art.

Das Ortlermassiv, von welchem blos der östliche Theil auf Tiroler Boden steht, nimmt in Bezug auf seine außerordentliche Gipfelerhebung unter allen Gebirgsstöcken Tirols sowie ganz Österreichs den ersten Rang ein, und wenn es auch in der mittleren Kammhöhe und in der Anzahl mächtiger firngekrönter Spitzen und seiner Gletscher hinter der benachbarten Ötzthalergruppe zurücksteht, einzig steht es da in der Formvollendung und Mannigfaltigkeit seines Gipfelaufbaues, welcher sich auf dem Schiefer des Massivs in Pyramidenformen und auf den Dolomitmassen des Gebirgsstockes in wilden, zerrissenen Gräten charakterisirt. Es wird im Norden von dem Suldenthal eingeschnitten, dessen letzter geschlossener Ort St. Gertrud ist, wo den Hochalpinisten das Führercorps des Ortler erwartet, ein Ort inmitten grünender Alpenmatten, über denen die Felsen und Gletscher drohend herniederhängen und einen Gletscherkamm bilden, dessen Nadeln hoch in die Lüfte ragen. Als die höchste Spitze erhebt der Ortler (3.905 Meter) sein weißes Haupt in den Äther; ihm zunächst prangt als zweithöchste Spitze Österreichs die durch den Monte Zebru (3.706 Meter) vom ersteren getrennte unvergleichlich prächtige Pyramide der Königsspitze (3.854 Meter); als dritte ragt aus dem ungeheuren Firnmeere die dreizinkige Marmorspitze des Monte Cevedale (3.761 Meter) fast aus dem Mittelpunkt der ganzen Ortlerkette empor, vieler anderer herrlicher Eissäulen, wie der Schöntaufspitze (3.319 Meter), des Schrötterhorn (3.369 Meter) und der Suldenspitze (3.385 Meter) nicht zu gedenken!

Es war am 25. September 1804, als Dr. Gebhard, der Secretär des Erzherzogs Johann, nach Mals kam, um das Pſſeyrer Joſele, einen kühnen Gemſenjäger, der eigentlich Joſef Pichler hieß, zu veranlaſſen, einen Weg auf die Spitze des Ortler auszukundſchaften. Schon am 29. September hatte dieſer mit zwei von Gebhard mitgebrachten Zillerthalern ſeinen Fuß auf den Scheitel des Ortler geſetzt, der erſte Menſch, der ihn je betreten! Damit war die höchſte Spitze der öſterreichiſchen Alpen überwunden, und zwar ohne Seil und ohne Eispickel, nur mit Steigeiſen und ein paar ſchlechten Stöcken, auf einem Wege, der heute wegen ſeiner Gefährlichkeit gemieden iſt. Schon am 25. Auguſt des folgenden



Stilfſerjoch.

Jahres, alſo kaum nach Jahresfriſt, ſah man Joſele wiederum auf der Spitze das Banner Gebhards entfalten; ſeither wird ſie auf den verſchiedenſten Anſtiegen gewonnen. Wer den ſchönen Anblick des Ortler von Norden genießen will, fährt im Trafoier=thal auf der prächtigen Poſtſtraße im Genuſſe der herrlichſten Landſchaftsbilder, die ſich immer reicher und phantaſtiſcher entwickeln, nach Trafoi. Nicht weit davon liegt an einem lieblichen Waldesrand eine im Jahre 1643 erbaute Kapelle mit den drei Bild=ſäulen von Jeſus, Maria und Johannes, aus deren Bruſt das reinſte Kryſtallwaſſer eines Alpenquells ſich ergießt, zu den heiligen drei Brunnen genannt, woher auch Trafoi (tres fontes) ſeinen Namen erhalten hat. Nun ſteigt die Straße weiter hinan in zahl=reichen Windungen, einer rieſigen weißen Schlange gleich, entfaltet in immer neuer, unübertroffener Pracht ein ganz wundervolles Panorama auf die zur Linken liegenden

Gletscherwände und gewährt uns einen ungeahnten Einblick in die Gliederung dieses eisbekleideten Riesenkörpers. Bald erreicht man die Franzenshöhe (2.188 Meter), das Dorado der Hochtouristen, welche von hier aus am bequemsten die ganze umlagernde Alpenwelt beherrschen; im weiteren Aufstiege folgt die Höhe des Stilfserjochs (2.756 Meter) mit der Grenzsäule zwischen Österreich und Italien.

Zwischen der höchsten Erhebung des Brennerpasses und dem nahen Wildbad Brenner, einer Therme, welche seit 1460 bekannt ist, stürzt die Eisack hernieder, ein munteres Bächlein, das sofort seinen Lauf südwärts wendet und an dessen blumigen Ufern wir nach Schelleberg gelangen. Der inzwischen kecker gewordene Fluß bricht in herrlicher Thalschlucht nach links auf dem kürzesten Wege ins Thal hinab zu dem 180 Meter tiefer gelegenen Gossensaß; im Eisenbahnwagen macht man, um diese Tiefe zu erreichen, einen Umweg nach rechts gegen den fernen Gletschergrund des Pflerscherthals, und an derselben Berglehne am linken Ufer des Pflerscherbachs, an welcher wir in das Thal hineinfuhren, kehren wir auch wieder aus demselben zurück, da die beiden Bahntracen terrassenförmig übereinander liegen.

Nach der Ausfahrt aus dem ersten Tunnel hinter der Station Schelleberg, dem sogenannten Astertunnel, bietet sich ein herrlicher Einblick in die Hochgebirgswelt des eisigen Hintergrundes, in dessen Mitte sich die Feuersteine erheben, während sich der Feuersteingletscher in riesigen Klüften zu Thal senkt. Das Pflerschthal ist sehr fruchtbar, reich an erhabenen Landschaftsreizen und mit einem großartigen Wasserfall in enger Felsenklamm, die Hölle genannt, ausgestattet. Am Ausgang des Pflerscherthals liegt das Dorf Gossensaß, ein Schatzkästchen landschaftlicher Reize. Östlich davon ragt das Hühnerspiel oder, wie es zu Ehren des verdienstvollen Erforschers von Tirol umgetauft wurde, die Amthorspitze empor, ein durch seine Rundschau, wie durch seinen Reichthum an seltenen Pflanzen gleich ausgezeichneter Gipfel. Unter Gossensaß bleibt das Thal ziemlich enge, beherrscht von der Ruine Straßberg. Plötzlich öffnet es sich, es erscheint die Weitung von Sterzing mit dem gleichnamigen Städtchen, das einst schönere Tage gesehen. Schon die Römer hatten dort eine Münzstätte (Vipitenum) angelegt und im XII. und XIII. Jahrhundert blühten Bergbau, Handel und Gewerbe und mehrmals sah es in seinen Mauern Landtage Tirols versammelt. Da schwand der Bergsegen und mit ihm der Reichthum, und eine lange Zeit hindurch war der Wagenverkehr über den Brenner das alleinige Überbleibsel einstiger Größe und der Peitschenknall sein hörbares Zeichen: inzwischen ists wieder besser geworden; der Holzhandel blüht allmälig wieder auf, die Marmorbrüche von Ratschinges und die Gewerke am Schneeberg sind wieder eröffnet und im Aufschwung begriffen und geben der Stadt, welche durch historische Baudenkmale nicht weniger als durch Hofers erste Waffenthat wohl bekannt ist, neue Hoffnungen; nicht die



Eisackquelle.

geringsten derselben knüpfen sich aber an die Natur, denn des Städtchens Umgebung vereinigt in ebenso bunter als prächtiger Zusammenstellung alle Reize behaglicher Anmuth und titanischer Romantik. Da liegt vor uns der Wiesenhügel von Custozza, da thronen die Burgen Reifenstein und Sprechenstein, zwei Prachtstücke tirolischer Schlösser, da ruht behäbig im Flurengrün Thuins, Gasteig, die Wöhr, da geht es auf die Eck, nach Tschöfs, Flains, Wiesen, zur Kapelle Valgenein, — lauter Punkte mit großen oder kleinen,

vielfach reizenden Panoramen, unter denen von besonderem Interesse jenes auf das Sterzinger Moos ist, das nunmehr entsumpft schöne Culturgründe zeigt, die nicht die letzte Quelle des Wohlstandes der rührigen Stadt bilden. Über Sterzing erhebt sich eine Reihe stattlicher Spitzen; im Osten ragen die Riesen des Pfitscherthals, im Nordwesten in ernster Hoheit der Übelthalferner, der ausgedehnteste Gletscherstock der Stubaiergruppe in die Wolken. Überdies ist Sterzing auch wichtig als Knotenpunkt von vier daselbst einmündenden Thälern, von denen das Ridnaunthal in den Ötzthaler-, das Pfitscherthal in den Zillerthalerstock führt; ein Seitenthal des Ridnaunthales, das Ratschingesthal, dessen Schönheit im tobenden Ratschingeserbach besteht, ist bedeutsam durch seinen Reichthum an Marmor, der weithin verführt wird, sowie an seltenen Mineralien, wie Prehnit, Spodumen, Staurolith und Turmalin in schönen Formen. Südlich steigt das Jaufenthal allmälig zur Jaufenhöhe (2.100 Meter) an und bildet den kürzesten Verbindungsweg zwischen Meran und Sterzing, auf welchem früher ein reger Wagenverkehr bestand und auf dem im Jahre 1809 Andreas Hofer seine Getreuen ins Innthal führte. Unterhalb Sterzing erreichen wir in weiter Thalsohle zur Linken die berühmte Wallfahrtskirche von Trens (Torrentes), deren vielbesuchtes Gnadenbild aus dem Schutt eines Wetterbachs ausgegraben wurde.

Werfen wir noch einmal einen Blick zurück auf die prächtigen Eiswände im Norden; es ist der letzte! Östlich drüben trauert die Ruine Welfenstein, einst römische Thalsperre, in gewissem Sinne der Grenzpfahl der nordwärts wandernden Südflora. Bald folgt Mauls, ein gar stattliches Dorf am Eingang in das kleine Rizailthal. Im Übrigen ist hier die Gegend ziemlich einförmig: rechts der Schienenstrang, links die Poststraße, in der Mitte der schäumende Fluß, hüben und drüben hochemporragende Bergwände, Granitfelsen mit schütterer Walddecke.

Immer enger und enger rücken die Berge zusammen und eine senkrecht vor uns aufgestellte Wand, der Plosebügel, versperrt uns jeglichen Ausblick; schon sinnen wir, wie das noch weiter kommen soll . . . . . da, ein Schritt, und wir erblicken zur Linken die Station Franzensfeste und die mächtige Festung — und nun liegt vor uns ein weites, herrliches Thal, aus dem milde Frühlingsluft uns entgegenweht und statt dunkler Föhren- und Tannenwälder Reben, Kastanien, Nußbäume und Blüteneschen die lieblich glänzenden Terrassen bekleiden; es ist ein Übergang vom düsterrauhen Nord zum ewiglachenden Süd, wie er greller nicht leicht irgendwo auftritt. Dazu aber noch die wundervolle Ausschmückung dieses Rahmens: vor uns das freundliche Städtchen Brixen mit den rothen, grünen und weißen Dächern, zur Rechten das in südlichem Buschwerk versteckte Dörfchen Vahrn, links das altehrwürdige Kloster Neustift, darüber der mächtige Plosebügel mit freundlichen Dörfern und Kirchen bedeckt, den Südrand des Lüsenthals bildend, und der Bergwall



Sterzing mit dem Rathhaus.

zwischen dem Eisack- und Rienzthal mit der einstigen Feste Rodeneck sowie den Weingeländen von Schabs, im Hintergrund die Berge von Vals und Pfunders, ja selbst die Hochgipfel des Zillerthals, nach rückwärts die Schlucht des Eisackthals mit der so kühn darüber schwebenden Eisenbahnbrücke, daneben die weißgraue Festung mit dem zinnoberrothen Ziegeldach, nahe daran an der Berglehne der Thurm der Brixner Klause an der Landstraße — ein Bild, das weitum seinesgleichen sucht.

Brixen, an Stelle des alten Prichna erbaut, ist eine ehrwürdige Reliquie für die Kunst- und Weltgeschichte; ein Besuch des Kreuzganges am Dom bestätigt dies Wort wohl ausreichend. Daneben liegt das Johanniskirchlein, in welchem 1080 das Concil stattfand, die Pfarrkirche aus dem Jahre 1038, die alte Bischofsresidenz u. s. w. Die Umgebung bietet herrliche Ausflüge: im Nordwesten öffnet sich, am Eingang von der Ruine Salern bewacht, über Vahrn das den kühlenden Wildbach entlang ziehende Schaldererthal mit dem Bad Schalders und Steinwand; von der Plose (2.242 Meter) aus umfaßt das Auge Tirol zwischen dem Ortler und den Tauern, den Dolomiten und dem Adamello; links über der Stadt am Mittelgebirge liegt Tschötsch, die Heimat des berühmten Orientalisten Fallmerayer; dem Schaldererthal fast gegenüber führt ein schmaler düsterer Waldespfad ins Lüsenthal mit Zirbelwäldern von seltener Pracht und Fülle, woher das Sprüchlein: „Das Lüsenthal



Trostburg.

reicht von der Rebe bis zur Zirbe."

Südlich von Brixen liegt das mächtige Schloß Pallaus und rechts in einem düsteren Buschwäldchen das Gasthaus in der Mahr, die Heimat des heldenmüthigen Schützencommandanten Peter Mayr, dem eine Lüge nicht gegen sein Leben feil war. Darüber reiht sich auf freundlicher Mittelgebirgsterrasse Dörfchen an Dörfchen; Auen und Obstgärten decken die Eisackufer. Bald verengt sich das Hauptthal und wird hinter der Sulverbrücke geradezu schluchtartig und düster; es tauchen die Schlösser Anger und Neidegg wie große Wachthäuser am Eingang ins Villnößthal auf; rechts erhebt sich auf hohem Felskolosse das Gebäudemassiv des Klosters Säben, am Fuße liegt das friedliche Klausen, ein allerliebstes aufblühendes Städtchen, dessen malerische Lage und milde Luft immer mehr und mehr Besucher anlocken, etwas darüber die Ruine Branzoll. Auf dem Wege nach dem allbekannten industriellen Grödnerthal begegnen wir dem Vogelweiderhof auf dem Layener Ried, dem wahrscheinlichen Geburtsort des Minnesängers Walther von der Vogelweide, und erblicken über



Klausen mit Säben.

dem Latzfonserjoch die Cassianspitze mit prächtiger Fernsicht.

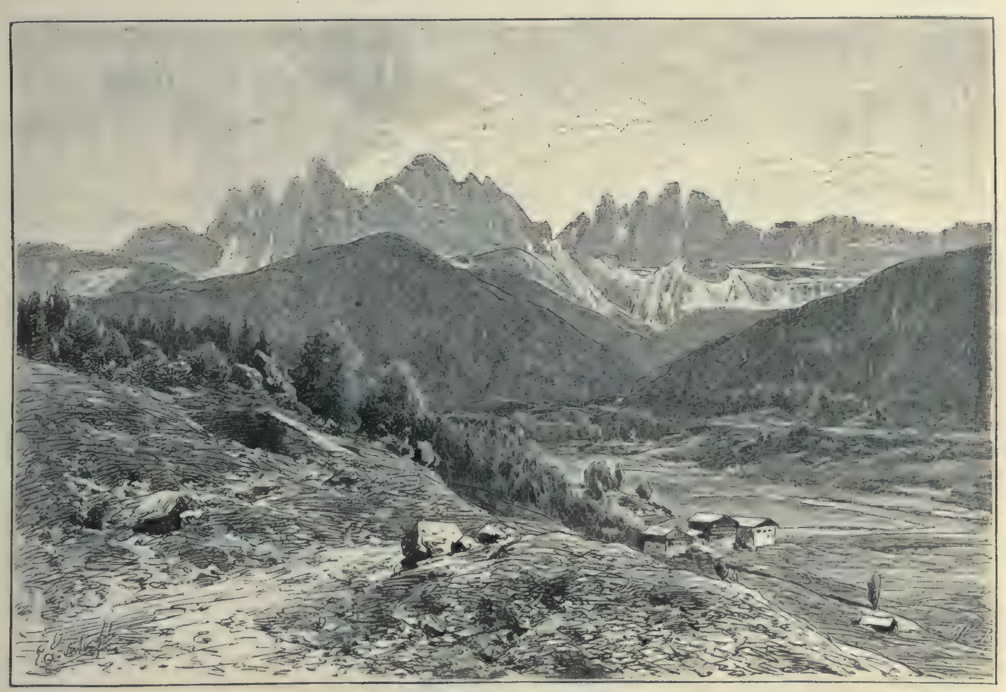
Ein reizender Ausflug führt in das Villnößthal, eine schluchtartig im Eruptivgestein eingeschnittene Spalte, mit prächtigem Einblick ins Dolomitgebiet, dem Geologen durch die Melaphyre, dem Mineralogen durch die berühmten Thèisserkugeln bekannt. Thaleinwärts grüßt uns St. Magdalena, „in erquickender Alpenluft mit wunderlieblicher Aussicht durch das Thal, wo die Natur den herrlichsten Alpensegen unter dem Schutze ungeheuerer Felsenreihen in Fülle ausgegossen“. Südlich davon liegt die Raschötzer Kapelle und die Raschötzer Alpe (2.299 Meter), gleichfalls mit herrlicher Fernsicht. Unterhalb Klausen rücken die Thalwände der rothen und grünen Porphyre immer enger und enger aneinander, und nur zur Noth hat die

Fahrstraße neben dem Eisackbett Platz gefunden, welchen Beiden sich als Dritter im Bunde der Schienenstrang anfügt, der, oft ganz in den Fels hineingedrängt, in Tunnelen seinen Pfad suchen mußte. Wir begehen jetzt eben den sogenannten Kuntersweg, der seinen Namen vom Bozener Kaufmann Heinrich Kunter erhalten hat, welcher im Jahre 1314 in dieser Schlucht eine Fahrstraße anlegte, und durchziehen ein Gebiet, das als das größte Porphyrplateau der Erde für den Geologen von ganz hervorragendem Interesse ist, wenn es auch landschaftlich nur wenig bietet. Am Südende dieser Felsschlucht thront über Waidbruck die herrlich gelegene, stattlich erhaltene Trostburg, der Geburtsort Oswalds von Wolkenstein des Minnesängers, ein Besitz dieses Grafengeschlechtes. Das bescheidene Örtchen, das römische Sublavione, ist als Ausgangspunkt für Touren ins Grödnerthal wichtig geworden und dürfte namentlich durch die neuerbaute Straße dahin einer schönen Zukunft entgegensehen. Sie führt neben einer zweiten, tiefer unten liegenden, über das freundliche Hochplateau von Kastelruth am Fuße der Seiseralpe vorüber nach St. Ulrich, dem Hauptort des Thals und dem weltberühmten Emporion der Grödner Holzschnitzerei, die neben der landschaftlichen Schönheit als Hauptgebiet der Dolomitriesen und neben der Eigenart der Sprache, dem Ladiner Dialect, das kleine Fleckchen Erde in aller Welt angepriesen hat; leider fällt ihr ein Schmuck des Hochgebirges, die edle Zirbelkiefer allmälig zum Opfer. — Hinter St. Ulrich erreicht man in stetem Vorblick auf den Langkofl die letzte Thalgemeinde Sta. Maria, über welcher die alte Veste Wolkenstein in dem ausgehauenen Felsen eingemauert und nur auf einer Felsentreppe zugänglich, gelegen ist; hier sann der Dichter seiner Minne nach und spendete der Mit- und Nachwelt seine kostbaren Lieder.

Alsbald fallen dem Wanderer bei Atzwang die dunklen Cypressen auf, welche ihm den Eingang in einen noch wärmeren Süden verrathen. Zur Linken über ein prachtvolles Plateau hinziehend, erreichen wir am Fuße der jäh abfallenden Wände des Schlern das im dunklen Waldesschatten gelegene Bad Ratzes. Der nahe Frötschbach treibt allerlei Mineralien vom Plateau der Seiseralpe herab, größere und kleinere Raritäten, unter denen die Grünerde als Klausner- oder Brixner-Grün in den Handel kommt; drüben liegt unweit eines kleinen Sees die Ruine Hauenstein, in welcher Oswald von Wolkenstein sein Schwanenlied gedichtet, und senkrecht darüber ragen die Nadeln des Schlerns auf, der einst durch einen Kamin, die mit dem blauen Glöckchen der Campanula Morettiana geschmückte Schlernklamm, bestiegen wurde. Heute ist es anders: ein hübscher Reitsteig führt fast ganz auf die Spitze des Schlernplateaus, das durch den Flor der herrlichsten Alpenblumen Herz und Auge erfreut; auf demselben liegt das blockhausartige Schlernhaus mit allen Bequemlichkeiten ausgestattet, und wenige Schritte darüber genießt man von der Spitze des Schlern (2.561 Meter) die schönste Aussicht, vor Allem auf die nahe Rosengartenkette

und das Dolomitgebiet. Einen anderen nicht weniger berühmten Ausflug bietet die Seiseralpe, seit Beginn unseres Jahrhunderts ob ihres Pflanzenreichthums allbekannt.

Hinter Atzwang folgt das durch seine Brauerei in den weitesten Kreisen berühmt gewordene Blumau am Eingang ins Tierserthal, das rechts vom Schlosse Steinegg, links von Aicha bewacht wird. Es ist dies ein prächtiges Alpenthal, das in den Riffen des Rosengarten und der Roßzähne einen wundervollen Abschluß findet. Man betritt nunmehr das Gebiet der Weingärten von St. Justina, Leitach und St. Magdalena, passirt



St. Magdalena in Villnöß.

die Mündung des Eggenthals mit dem Schlosse Karneid hoch oben zur Linken und gelangt dann in die üppige mit Weinlauben und Obstbäumen aller Art dicht bepflanzte, nach allen Seiten hin abgeschlossene Porphyrmulde von Bozen, der alten am Einfluß der Talfer in den Eisack gelegenen südlichsten deutschen Stadt des Landes. — Die herrliche, fast subtropische Vegetation und die günstige Lage der Ausmündung dreier Flüsse von Norden her, welche eben so vielen nach Süden geöffneten Thälern entsprechen, haben die Stadt schon sehr früh zu einem Mittelpunkte des Handels gestempelt, und nur schwer läßt es sich entscheiden, ob man zunächst der Kunst oder der Natur die Aufmerksamkeit zuwenden soll. Schon beim Betreten der Stadt fällt sofort die Pfarrkirche am Johannisplatz auf mit ihrem schönen hohen, durchbrochen gearbeiteten Thurm. Nicht weniger interessant ist der

Friedhof, das Deutschhaus, das alte Postamtsgebäude, der Bürgersaal, das Franciscanerkloster, das Kirchlein St. Johann, das Mercantilgebäude und die feenhaften Gärten weiland Seiner kaiserlichen Hoheit des Erzherzogs Heinrich mit ihrer tropischen, an die canarischen Inseln erinnernden Vegetation. Vom nahen Calvarienberg bietet sich ein reizender Ausblick auf den Schlern und den Rosengarten, der an schönen Sommerabenden thatsächlich in der rosigsten Alpenglut prangt. In windgeschützter Lage reiht sich an Bozen der klimatische Kurort Gries an mit seinen bunten Villen und seiner subtropischen Vegetation, nach Norden öffnet sich das Sarnthal, an dessen Eingang sich auf einem riesigen senkrecht abstürzenden Felsenkegel das von Seiner Majestät dem Kaiser von Österreich restaurirte Schloß Runkelstein erhebt. Die classische Bauart, die herrlichen Fresken aus Tristan und Isolde, die reichen Portale, die prächtige Aussicht vom Erkerthurm aus — sie lassen jedem Besucher einen unauslöschlichen Eindruck zurück! Bozen gilt auch als Centrum für mehrere dankenswerthe Ausflüge, so ins Eggenthal, auf die Mendel und nach Überetsch.

Das Eggenthal mündet bei Kardaun ins Hauptthal aus und zieht sich in mäßiger Steigung als kürzeste Verbindung aus dem Porphyrmassiv von Bozen nach dem Dolomitgebiete des Fassathals hin; seine zahlreichen Tunnels, Gallerien und Schneewehren am Eingang erregen unser Interesse nicht weniger als das aussichtsreiche Joch Grimm (Weißhorn, 2.312 Meter) durch seine isolirten Kalkkegel auf purpurner Porphyrunterlage und die Dolomitenkette am Thalschluß.

So wie die Straße durch das Eggenthal aus dem deutschen Herzen Südtirols an die italienische Peripherie des Landes hinausführt, so stellt auch die Mendelstraße die kürzeste Verbindung zwischen dem deutschen Bozen und dem welschen Nonsberg her. Man betritt sie bei der Station Sigmundskron, dessen Schloß wegen seiner bezaubernden Aussicht einen Besuch verlohnt. Ihr Hauptwerth liegt für den Wanderer in der plötzlichen Abwechslung der herrlichen Ausblicke, die bei jeder Wendung der Straße wieder ein neues Panorama entfalten, nicht minder in dem auch jedem Laien auffälligen plötzlichen Wechsel der Pflanzendecke, welche die Abhänge zwischen den sanften Windungen bekleidet; ist endlich die Höhe des Mendelpasses (1.354 Meter) erreicht, so hat man damit einen Übergang gewonnen, der in Bezug auf die Fernsicht nur wenige Concurrenten in der Alpenwelt aufweist.

Allein nicht blos auf den luftigen Höhen der Mendel, auch auf dem Mittelgebirge entzückt das Auge eine reizende Gegend: Überetsch, „das lieblichste und fruchtbarste Stück der deutschen Erde, der Rheingau der Alpen!“ Auch diese Wanderung beginnt bei Sigmundskron und Schloß an Schloß — Warte Altenburg, Freienstein, Hocheppan und wie sie alle heißen — zeugt für Geschmack und Natursinn der Ritterzeit. Zwischen



Bozen.

Weinbergen erscheint St. Michael in Eppan mit der Gleifkapelle, einem Aussichtspunkt, der das ganze Gebiet von den Meraner Bergen mit den darüberliegenden Ötzthalergletschern bis zu den Dolomiten beherrscht. Südlich davon liegen die Eislöcher, an denen sich die Rebe, die Edelkastanie und die Alpenrose ein seltenes Stelldichein gegeben haben, während im Innern die Höhlen jahraus jahrein mit einer Eiskruste überkleidet sind. In herrlicher Umrahmung spiegeln die fischreichen Montigglerseen den azurnen Himmel des Südens; ein lieblicher Waldweg führt nach Kaltern, einem stattlichen Marktflecken, dem Mittelpunkt des tirolischen Weinhandels. In der Nähe liegt der Kalterersee mit zum Theil sumpfigen Stellen von schmutziggrünem Wasser, dessen Aale als ganz besonders wohlschmeckend gelten; viel berühmter aber ist der auf den mageren Porphyrwänden der glutheißen Gestade wachsende Kaltererseewein, der trefflichste des Landes. Neben ihm gedeiht die Olive in stattlichen Bäumen und Mais in sechs Meter hohen Exemplaren, — wir stehen am heißesten Flecken der deutschen Erde! Mit Vorliebe verbindet man noch einen Besuch von Altenburg und Tramin und gelangt aus diesem Naturparadies dann bei Auer oder Salurn an die Heeresstraße oder auch an die Bahnlinie.

Im Südosten des Landes erhebt sich zwischen dem Sextenthal, der Piave, Brenta, Etsch, Eisack und Rienz ein Gebirgsterrain, die „Dolomiten", bezeichnet nach dem Gestein, welches dem Gelehrten Dolomieu zu Ehren seinen Namen erhielt. Welch ein Zauberwort für den Bergsteiger, für den Maler, für den Naturforscher! Bekanntlich liegt das Wesen des Dolomits nur in zwei Merkmalen, in seiner Zusammensetzung und in seiner Färbung. Infolge der ersten ist er in hohem Grade verwitterungsfähig und daraus erklären sich die bizarren Formen und grotesken Bildungen seiner Kämme, die zahllosen Thürme und Kegel, denen ebenso zahllose Schlünde und Scharten entsprechen, die scharfkantigen Grate neben bandförmigen Terrassen und die mächtigen Schutthalden und Trümmerkare zu seinen Füßen, bald prangend im schönsten Glanze des Goldes, bald starrend im edelsten Weiß, oft wechselnd vom tiefsten Roth ins dunkelste Schwarz und dann wieder aufflammend zum freudigsten Gelb. Am Fuße der wilden Felsen aber liegen die grünen Alpenmatten, die dunklen Nadelwälder, die blumigen Wiesenflächen und auf den Gipfeln ruht ewiger Schnee. So prangt voll Schönheit und mannigfaltigen Eindrücken die Landschaft der Dolomiten in allen Farben. Durch zahlreiche Jocheinschnitte wird das große Terrain in viele Gebirgsgruppen und Stöcke gegliedert. Die Pässe und Höhenzüge sind leicht zu erreichen, oft führt ein einstündiger Spaziergang zu denselben empor; schwerer aber sind die über denselben aufragenden Zinnen zu ersteigen, und während von den Gletschern der benachbarten Alpengruppen das Wasser getrübt zu Thal zieht, entquillt es den Dolomiten hell und klar. In Höhen von 1.500 Meter liegen hier noch ganze



Rosengarten.

Ortschaften, in welchen die Laute dreier Sprachen, der deutschen, italienischen und ladinischen, erklingen.

Wir haben bereits den herrlichen Rosengarten, den Schlern und die Marmolata bewundert — sie zählen zu dieser Gruppe —, den ersten Rang nimmt aber zweifellos das Dolomitgebiet von Ampezzo ein, das von Toblach aus auf der gegen Süden nach Italien führenden Ampezzanerstraße begangen wird, der an landschaftlicher Großartigkeit wohl nur wenige der Erde nahe kommen. Schon der waldige Eingang mit dem prächtigen in der Tiefe liegenden Toblacher See, auf dessen Oberfläche sich die ersten Dolomitkegel spiegeln, dann wieder die enge Schlucht zwischen dem Kitzklammkopf und dem Klausenkofl, welche mit der Klausbrücke abschließt, endlich die Weitung mit dem Monte Piana (2.296 Meter) und dem Monte Cristallo (2.929 Meter) im Hintergrund und dem weltberühmten Höllenstein (Landro) im Vorblick, dem sich am Dürrensee auch die Drei Zinnen (2.529 Meter) hinzugesellen, — dies sind Punkte, an denen die Natur wahrhaftig ihre ganze Großartigkeit entfaltet hat. Blanke Eisgürtel blitzen um die ungeberdigen Leiber, darüber strecken sich abenteuerliche Riffe hochmüthig und schauerlich in den blauen Äther, erglühend in heller Purpurschminke unter dem Scheidekuß der sinkenden Sonne oder im Frühgold lodernd steingewordenen Flammen gleich. Tief drinnen zwischen dem Monte Piana und dem Monte Cristallo liegt der Misurina-See, umsäumt von den schönsten Spitzen der Dolomiten, so dunkel, so ruhig, so ewig . . .

Immer mehr und mehr nagt sich die Fahrstraße im Fels ein und langsam, doch stetig ansteigend windet sie sich hin am Fuße der Rothwand (3.133 Meter), die ihren Namen wahrlich nicht umsonst trägt und an deren Grund der Weiße und der Schwarze See gelegen sind, — weiß vom Widerstrahl der Dolomitfelsen, schwarz vom düsteren Wäldergürtel über ihm. Indem die Straße nun allmälig sinkt und abwechselnd die schönsten Ausblicke gestattet, weitet sich das Thal immer mehr und mehr aus, die Tofana, der Antelao (3.253 Meter) werden sichtbar und verschwinden mit Dutzenden von anderen Spitzen wieder, bis endlich ein Rahmen das ganze Bild umfaßt: Cortina d'Ampezzo. Es ist schwer zu entscheiden, ob die Natur, die Dolomitenwelt, oder die Kunst, die berühmten Intarsien- und Filigranarbeiten den Ort berühmt gemacht haben; das aber steht fest: er verdient seinen Ruhm!

Ein zweites Dolomitgebiet umschließt das Sextenthal, eines der schönsten des Landes, welches am Eingang in reizender Waldeinsamkeit das Wildbad Innichen beherbergt; weiter einwärts folgt am Fuße des aussichtsreichen Helm (2.430 Meter) der Hauptort Sexten und das Fischeleinthal, dessen Krone, der Fischboden, wieder aus einem Kranze der schönsten Dolomitzacken geflochten ist, von denen der Zwölferkogl (3.085 Meter) und die Rothwandspitze (3.075 Meter) die höchsten sind.



Runkelstein.

Die Toblacher Wasserscheide zwischen Pontus und Adria, dem Rienz-Etsch- und dem Drau-Donau-Gebiet liegt auf der ziemlich eintönigen sumpfigen Hochebene des Toblacherfeldes (1.204 Meter), wo sich unmittelbar unter einem weithin sichtbaren rothen Kreuze die Drau ostwärts, die Rienz westwärts wendet, um nun das ganze Pusterthal zu durchfließen, ein herrliches Thal, das uns Dank seinen zahlreichen Wendungen mit jedem Schritt ein neues Bild vor Augen zaubert, eines großartiger oder lieblicher als das andere; zu beiden Seiten öffnen sich prächtige Hochthäler, deren romantische Gründe vielfach schon im Hauptthal sichtbar sind und manchen bequemen Heeresstraßenpilger zu sich hinauflocken auf die mühseligen Alpenpfade.

Der erste Ort ist Toblach, wo man bereits von der Straße aus einen sehr günstigen Einblick in den wildzerrissenen Hintergrund des Höllenstein-Thals mit seinen Dolomiten erhält. Westwärts folgt am Bade Maistadt vorüber Niederdorf, die Kopfstation für den Besuch des Pragserthals, ein Glanzpunkt dieser Gegend. Der Weg dahin theilt sich bei Hofstadt, rechts führt er im Walde nach Neu-Prags und am Fuße des See- (2.808 Meter) und Roßkofl (2.588 Meter) zu dem in stiller Einsamkeit prächtig gelegenen Pragser Wildsee, links aber geht es nach dem in raschem Aufschwung begriffenen Alt-Prags mit den Kolossen des Sarnkofl und des Dürrenstein (2.836 Meter). Nahe der Einmündung des Gsießerthals, das als Heimatsstätte Joachim Haspingers, des Kampfgenossen Hofers, einen Namen sich erworben hat, erscheint der hübsch gelegene Flecken Welsberg, dessen gleichnamiges Schloß, sowie die Burg Thurm drüben an der romantischen Gebirgsschlucht prangen. — Bei Olang, einem langgestreckten Flecken am Fuße des

Geiselberges, mündet das Antholzer Thal, welches uns in etwa sechs Stunden an den Fuß der Rieserferner Gruppe führt und „in dessen Eiszinnen und Felshörnern, verbunden mit dem freundlichen Grün der Thalsohle und des Antholzer Sees, ein Bild von erstaunlicher Großartigkeit gewährt". Dieser, 1.000 Meter lang und 300 Meter breit, ist gar malerisch zwischen den Eiskolossen eingelagert; ein schmales Waldband umsäumt ihn. Über ihm liegt, auf schlechtem Pfade erreichbar, der Obersee, am Übergange ins Knutenthal nach St. Wolfgang oder nach Defereggen. Und nun folgt der schönste Punkt des ganzen Thals, wo zur Rechten der vergletscherte Schwarzensteingrund mit dem mächtigen Löffler herniederleuchtet in das Dunkelgrün der prächtigen Wälder, wo die Bahnlinie in plötzlicher Wendung unter der Lambrechtsburg in weiter Ebene ihren kühnen Bogen zieht, wo am Fuße des Kronplatzes ein düsteres Schloß ein freundlich lachendes Städtchen krönt: Bruneck. Wie lieblich es daliegt mit seinen netten Häusern an der brausenden Rienz und seiner schönen im römischen Stil erbauten Pfarrkirche und sich freut seiner alten Edelsitze und seiner neuen Gäste. Was aber Bruneck erst recht seinen vollen Werth verleiht, das sind die größeren Touren, die von hier aus unternommen werden können und welche die Gebirgswelt im Nord und Süd so recht zur Anschauung bringen. Da ist zunächst das Gaderthal, beherrscht vom großen Seekofl (2.808 Meter), dessen Panorama vom Adamello bis an die Tauern und von der Hochalmspitze bis zum Ortler reicht. Von hier gelangen wir auch auf den durch seinen Reichthum an Versteinerungen berühmt gewordenen classischen Boden von St. Cassian, oder, wenn wir uns „im grünen Thale der Gader" rechts wenden, bei Colfuschg und Corvara in eine „Dolomitlandschaft des prächtigsten Stils!"

Während Enneberg sich nordwärts öffnet, ergießt der Cordevolebach sein hellschäumendes Wasser nach Süden; er bildet das Buchensteinerthal, in welchem Andraz der Ausgangspunkt für die Sottogudaschlucht und den Alleghesee ist; weiter im Süden strebt das Gletschermassiv der Marmolata (3.494 Meter) empor.

Hinter Bruneck folgt das auf einem schroff abfallenden Felsenkopfe gelegene, einst so mächtige Frauenkloster Nonnenburg und das Schloß Ehrenburg, dann Vintl an der Mündung des Pfundersthals mit der Pfundersklamm, welche über herrlichen Alpenmatten und dem wildtobenden Thalbach begangen wird, eine Perle des Landes, die mit vollem Rechte der Dornauklamm, der viel besungenen, an die Seite gestellt wird. Nun rücken die Berge, von der Eidechsspitze und der Wilden Kreuzspitze (3.130 Meter) überragt, immer enger aneinander zum Engpaß der Mühlbacher Klause, vor deren südlichem Eingange Mühlbach liegt, ein freundliches Dorf mit etwas Weinbau, der bis dahin und im Mittelgebirge bis Schabs seine Vorposten ausgesandt hat. Links darüber liegt Spinges.



Die Drei Zinnen.

Bei Mühlbach öffnet sich das enge, trümmerreiche Valserthal mit prächtigen Wasserfällen, üppiger Alpenlandschaft und schauriger Klamm, in dessen Hintergrund die Riesen des Pfitscher- und Pfundersthals ihr silberglänzendes Haupt erheben. Und wie auf einen Schlag ändert sich nun der Charakter der Landschaft: hier rankt der Weinstock, reift die Feige, dort trägt die Gegend das Kleid der Alltagsvegetation gemäßigten Klimas; hier begegnen wir deutschen, dort fast nur rhätischen oder romanischen Ortsnamen; hier erscheinen die Häuser und Bauernhöfe bereits in der Winterhälfte ihres Daseins, verfallen, doch anmuthig; dort tragen sie das Gepränge jugendlicher Frische, und nur über den Burgen, Schlössern und Ruinen liegt ein mittelalterlicher Duft ausgebreitet. Hoch oben am Walde grüßt uns Schabs und die mächtige Ruine Rodeneck, in der Tiefe rauscht die Rienz, der größte Nebenfluß der Eisack, in welchen sie bei Brixen in herrlicher Umrandung einmündet; vor uns erhebt sich der schöne, aus massiven Granitquadern hergestellte kasemattenartige Bau der Franzensfeste, in welche die hoch in den Lüften schwebende elegante Eisenbrücke den Schienenstrang hineinführt, unter welcher der 80 Meter tiefe Eisackschlund mit seinen senkrechten Wänden gähnt; etwas über der halben Höhe der Schlucht erblickt man die uralte, aus den Kriegsannalen bekannte hölzerne Ladritscher Brücke für die Fahrstraße, an der 1809 mit so großem Heldenmuthe gekämpft wurde, wie ja überhaupt dieser Boden mit Heldenblut reichlich getränkt ist.

Östlich von Toblach führt die Bahnlinie wie die Poststraße auf monotonem Plateau im Drauthal abwärts und alsbald kommt von der südlichen Höhe das Draubächlein herab. Vor uns erhebt sich der Thurm der Stiftskirche von Innichen inmitten einer rauhen Hochfläche; nur selten glänzt da ein Weizenfeld in seiner Goldpracht, nirgends grüßt uns ein Obstbaum, grünlich braune Wiesen starren uns entgegen, so weit das Auge reicht, und darüber hin leuchten die schönen Kalknadeln des Gantkofls, des Haunold, der Drei-Schusterspitze (3.160 Meter) und andere mehr oder weniger imposante Dolomitspitzen. Bei Innichen öffnet sich das Sextenthal. Bald erreicht man im hübschen Anblick des weithin dominirenden Helm das Dörfchen Sillian, am Fuße dieses Berges gelegen; dahinter mündet das landschaftlich bedeutungslose Villgratten- und Kartitschthal ein. Nach kurzem Vorblick auf die Gebirgsumrandung von Lienz folgt Abfaltersbach, wo sich das Thal ganz bedeutend zu verengen beginnt, und nur knapp winden sich neben der Drau, welche schon ziemlich groß geworden, die Poststraße und die Bahnlinie dahin. Es folgt der Engpaß der Lienzerklause, in der Tiefe braust und saust zwischen Riesenblöcken die hoch aufschäumende Drau, darüber zieht sich die mühevoll dem Fels abgerungene Poststraße hin und über dieser ruht auf mächtigen Stützmauern die Bahnlinie; rechts und links ragen die himmelanstrebenden Bergwände in wundersam abenteuerlichen Formen senkrecht empor. Plötzlich öffnet sich die Schlucht: eine Ebene breitet sich aus, voll von



Ampezzo: Monte Cristallo.

grünenden Wiesen, blumenreichen Fluren und reichbehangenen Obstbäumen; darüber ein Kranz freundlicher Dörfer und grotesk geformter Berge.

Wir haben Lienz erreicht, einen Stationspunkt für die prächtigsten Ausflüge. Schon der Ort selbst, in einem eine halbe Meile breiten und zweieinhalb Meilen langen Thalbecken gelegen, fesselt unsere Aufmerksamkeit. Die alte Pfarrkirche, ein gothischer Bau aus dem XV. Jahrhundert, dann das schön gelegene Schloß Bruck mit dem prächtigen

Fernblick, die Venedigerwarte und die romantische Galizenklamm am Anstieg zu der durch ihren Pflanzenreichthum schon seit einem Jahrhundert bekannten Kerschbaumeralpe, sowie die zahlreichen Hochgebirgstouren insbesondere auf die Gipfel der Kreuzkoflgruppe, jetzt Lienzer Dolomiten genannt, fesseln uns an diese reizende Gegend.

Im Norden mündet das Iselthal ein, das uns alsbald mitten in die herrlichsten Punkte der Alpenwelt versetzt. Es ist, im weiteren Sinne als Quellgebiet der Isel genommen, das größte Querthal des Tauerngebietes, im engeren Sinne dagegen ein kleines schluchtenartiges Thal von kaum sechs Stunden Länge und etwa 760 Meter mittlerer Erhebung. Hinter dem Dorfe Ainet, wohlbekannt aus dem Kriegsjahr 1809, wird es enger und enger und hinter St. Johann im Walde erinnert uns die düstere Ruine Kienburg lebhaft an vergangene Zeiten und Menschen; zur Linken mündet der Defereggerbach, zur Rechten der Kalserbach ein; geradeaus liegt der Weiler „Unter den Huben", über welchem sich auf dem Plateau Polling die schönste Glockneransicht bietet. Und noch immer verengt sich das Thal mehr und mehr am brausenden Iselbach; wir erreichen endlich, gefährlich schön am Schuttkegel des Bürgerbachs hingelagert, Windisch-Matrei. Ein unglücklicher Ort! Was nach wiederholten Feuersbrünsten und nach wiederholten Wasserfluten dem Orte durch Menschenfleiß und Ausdauer wiedergegeben wurde — es wird ihm alljährlich bedroht, denn mit unerbittlicher Macht stürzt der Bach hernieder von der Bretterwand, Alles raubend, was er berührt; nur durch kostspielige Schutzmauern und riesige Sturmbrecher vermögen sich die Bewohner vor dem Untergang zu schützen. Und doch! Welch eine wundervolle Gegend, wenn auf ihr der Friede lieblicher Sonnenstrahlen ruht! Höchst dankbar ist der Ausflug zur alten Nikolauskapelle oder nach dem auf einem hohen Dolomitkegel gelegenen Schlosse Weißenstein und der Klamm Prosegg, vor Allem aber auf das Matrei-Kalserthörl (2.205 Meter), wo die Hochschobergruppe, der Glocknerkamm und der Groß-Venedigerstock bis zur Röthspitze sich zu einem einzigen Bilde von geradezu unvergeßlicher Wirkung vereinen.

Windisch-Matrei ist wichtig als Ausgangspunkt zum Besuch von vier Thälern, welche unter sich und mit ihm in innigster Verbindung stehen. Das erste Thal, das Kalserthal, ist beiläufig sieben Stunden lang und trotz der nahen Gletscherfelder ziemlich milde und fruchtbar. Beim Eintritt von Huben her ist es sehr enge, bald weitet es sich aus und in vollster Pracht erscheint nun, nichts verhüllend, Alles bietend, der Großglockner mit der Glocknerwand, der Adlersruhe und dem Ködnitzgletscher, eine Augenweide, die besonders von der Häusergruppe Staniska aus in ihrem Vollreize genossen wird. Kaum hat man ihn erblickt, beginnt er, der Riese, zu verschwinden um mit neuen Theilen wieder aufzutauchen, und fast übersehen wir in diesem Spiele



Franzensfeste.

den prächtigen Wasserfall des Alpenbachs und den verheerenden Lesachbach. Endlich verschwindet er gänzlich hinter den Vorbergen — und die wichtigste Kopfstation für die tiroler Glocknerfahrten, Kals liegt vor uns, ein stattliches Dorf mit mehr als tausend Einwohnern, im männlichen Geschlecht lauter vergangene, gegenwärtige und zukünftige Glocknerführer.

Früher sind alle Glocknerbesteigungen von Heiligenblut aus erfolgt (deren man im ersten Jahrzehnt nach 1818 jährlich 50, von 1841 aber 100 zählte), bis es im Jahre 1853 dem unternehmenden jungen Josef Mair aus Lienz gelang, über Kals und den Rödnitzgletscher die Adlersruhe wirklich zu erreichen, nachdem er vorher auch den Aufstieg von der Vanitscharte aus versucht hatte. Seitdem ist auf Kals die Aufmerksamkeit der Glocknerbesteiger gerichtet.

Das Defereggerthal ist beiläufig zwölf Stunden lang und mündet gleichfalls in den Huben aus. Der Eingang ist in hohem Grade wild romantisch und die prächtige Schlucht stellt einen Alpenpfad ersten Ranges dar. Alsbald aber weitet sich das Thal und auf der freundlich grünen Terrasse liegt Hopfgarten. Nun verengt sich das Thal wieder und man gelangt endlich zur letzten Gemeinde St. Jakob, auf einer dritten Terrasse gelegen. Bald führt nur mehr ein Fußweg in den Thalgrund, der erst mit Wäldern, im späteren Verlaufe mit Alpenwiesen umsäumt ist und einen hochalpinen Charakter trägt.

Die Bedeutung des Thals ist weniger in den Verhältnissen seiner Landschaft als seiner Bevölkerung gelegen. Wer je Gelegenheit gehabt hat, die Bewohner desselben in ihrer sonderbaren Tracht zu sehen und ihrer merkwürdigen Sprache zu lauschen, kann ihnen eine geradezu frappirende Originalität wohl kaum absprechen, die weder durch die Fremde, wo sie als Teppich-, Uhren- und Strohhuthändler umherreisen, noch durch das Kleid verkürzt wird.

Fast parallel zum Defereggerthal läuft das vom Iselbach durchströmte Virgenthal, das großartigste des Tauerngebietes. In seinem wundervollen Thalbecken, dessen Hintergrund von einer wahren Gletschermauer gebildet wird, über welche die imposante Röthspitze (3.492 Meter) mächtig emporragt, liegt Prägraten. Das Thal steigt dann als Umbalthal empor gegen die Böwellalpe, die durch zwei über einander liegende, sehr wasserreiche Cascaden des Großbachs von fast 300 Meter Höhe ausgezeichnet ist. Nun wird es immer enger, so daß sich der Pfad nur mehr mühsam am jähen Felshange hinschlängelt. Im Grunde desselben ladet die Klarahütte zur Besteigung der Simonyspitze (3.480 Meter) und der Dreiherrnspitze (3.499 Meter) ein. Die Haupttour aber führt über die von Erzherzog Johann erbaute Johannshütte mit großartiger Fernsicht auf das Venediger Massiv zum Großvenediger (3.673 Meter).

Das letzte der bei Windisch-Matrei ausmündenden Thäler ist das Tauernthal, welches in einer Länge von etwa sechs Stunden die nördliche Fortsetzung des Iselthals bildet, ein Thal von außerordentlicher Landschaftspracht, mit dem Tauernhaus, einem schönen, gemauerten Hospiz für jene, die den Velber-Tauern überquerend nach Mittersill aufbrechen. Die Gegend ist ziemlich monoton und der fahle Sumpfboden läßt nicht annähernd die Herrlichkeit ahnen, welche wenige Schritte später sich entfaltet. Da liegt er denn vor uns, der Schluß des Tauernthals, das Mutterhaus des Tauernbachs, das wundervolle Gschlöß mit seinen riesigen von Moos überwachsenen Rollsteinen, von denen einer eine kleine Kapelle einschließt, mit seinen ärmlichen Alpenhütten im Vordergrund und dem mächtigen Schlattenkees im Hintergrund, der vor Zeiten an Großartigkeit nur von dem Pasterzen- und Ober-Sulzbachgletscher übertroffen wurde, seit Jahren aber in einem ganz auffallenden Rückgange begriffen ist. Wie er da glänzt im reinsten Weiß des Krystallglases und dann wieder spielt in den herrlichsten Regenbogenfarben, zwischen dem edelsten Stahlblau und dem dunkelsten Purpurroth — und wie der eisige Bach hervorquillt aus dem mächtigen Gletscherthor, dessen Öffnung einem Riesentunnel vergleichbar mit Tausenden von glashellen Stalaktiten geziert ist! Nördlich vom Schlattenkees liegt der Kesselkopf, welcher den schönsten Anblick des Gletschers gewährt, und an demselben die Pragerhütte, von welcher man in wenigen Stunden den Großvenediger ohne jegliche Gefahr und Beschwerde erreicht. Die ganze Gegend ist einer der werthvollsten Edelsteine im Schmuckkästlein unserer Heimat.

Landschaftliche Schilderungen aus Wälschtirol.

Das Etschthal. Wer von Bozen nach Süden fährt, erblickt schon von weitem vor sich eine auffallende Thalenge, welche unterhalb Salurn dadurch gebildet wird, daß von Osten her ein breiter, massiger, steiler Bergstock, der Geierberg, von der anderen Seite her eine scharfe Bergecke vorspringt und das Thal verengt. Diese Thalenge, ein Paß, welcher besonders in den einstmaligen heißen Kämpfen der Longobarden, Baiern und Franken geschichtliche Wichtigkeit erlangt hat, scheidet die deutsche Sprache von der italienischen, das deutsche vom italienischen Südtirol.

Der landschaftliche Charakter, den das Etschthal von Meran herab bis zur Enge von Salurn trägt, verschärft im weiteren Verlauf bis zu den Veroneser Klausen seine Gegensätze. Einerseits wird der Anbau in der Ebene viel stärker und gedrängter und gestaltet sich zu einem fast ununterbrochenen, die Ortschaften enge umschließenden, ja in sie eindringenden Garten von Rebenfeldern, welche von Baumreihen und oft auch von Mauern nach allen Richtungen durchzogen sind. Anderseits werden die Berge, den Monte Baldo ausgenommen, rauher und unwirthlicher. Viel seltener zeigen sich in den Höhen Wiesenflächen, noch seltener Hochwald, als man im oberen deutschen Etschthal zu sehen gewohnt ist. Dabei sind diese das Etschthal auf beiden Seiten begleitenden Bergzüge dennoch sehr reich an Wechsel. Durch Senken, Seitenthäler und Schluchten, durch Buchten und Mulden, durch immer bald wieder abbrechende Ansätze von Mittelgebirgen, durch das mehrtausendjährige Culturwerk des Menschen, welches hier überall die mögliche Höhengrenze erreicht hat, durch oft zaubervolle Beleuchtung unter einem auch durch Monate andauernd heiteren Südhimmel wird eine so bunte Mannigfaltigkeit der Landschaft geschaffen, daß sie viel eher der Pinsel des Malers als die Feder des Beschreibers darzustellen vermag.

Wir haben die Thalenge von Salurn hinter uns und sind in Wälschtirol eingetreten. Da liegen rechts in einer weiten auf der Nordseite von Felsen umstarrten Bucht, an beiden Seiten des aus dem Nonsberg zuströmenden Noce die ansehnlichen Ortschaften Mezzolombardo und Mezzotedesco (Wälsch- und Deutschmetz). Hinter denselben öffnet sich eine schmale Bergspalte, durch welche der Blick auf einen kleinen untersten Theil des Nonsberges fällt. Über Deutschmetz zeigen sich die Trümmer eines Felsenhöhlenschlosses, in Urkunden Corona de Mezzo, später als Einsiedelei St. Gotthard benannt.

Diesen Ortschaften gegenüber liegt hart über dem linken Etschufer das Dorf San Michele, wo ehemals ein Stift regulirter Chorherren bestand, dessen Gründer einst (1145) hauptsächlich die Herren von Eppan waren. Das Stift wurde 1807 aufgehoben und später nicht mehr wieder hergestellt. Heute dienen die weitläufigen Gebäude einer vom Lande

gegründeten und erhaltenen landwirthschaftlichen Lehranstalt, welche in gutem Rufe steht. Über San Michele liegt ziemlich unscheinbar das Schloß Königsberg, dessen Herren einst die Gegend weithin zinspflichtig war.

Von Mezzolombardo bis Trient steht rechts eine mäßig hohe steile Bergwand düsteren Ansehens. Dagegen verflacht sich links das mit Dörfern und Weilern besäete Gebirge, bis es nordöstlich ober Trient wieder zu dem 1.093 Meter hohen Kalisberg ansteigt. An der Straße liegt links im Thal der stattliche Flecken Lavis, ein Ort neueren Ursprungs, wo der aus dem Hintergrund von Fassa kommende, bei Anschwellungen furchtbar bedrohliche Avisio-Fluß durch eine von Porphyrfelsen gebildete Klamm ins Etschthal tritt und von Lavis bis zur Etsch hinab eine öde, breite und lange Kiesfläche, welche die Eisenbahn ganz nahe an der Etsch auf einer aus Kalksteinquadern erbauten, aber niedrigen Brücke von 921 Meter Länge übersetzt, ausgebreitet hat.

Wir fahren weiter in der Erwartung der Dinge, die da kommen werden. Nach links hin zeigt sich ein mit Ortschaften und Landhäusern dicht besetztes Mittelgebirge, rechts unten aber erscheint wie eine riesige Warze — die Alten nannten es ja auch Verruca — das sogenannte Doß Trento, ein runder, 289 Meter hoher Felsenhügel mit einer dunkelgrünen Mütze von Busch- und Laubwald. Nun kommt im engen Thal, in welchem nach Osten hin der Bergzug sich tief einsenkt, Trient, das alte Tridentum, selbst mehr und mehr zum Vorschein, die uralte, die älteste Stadt des Landes, über welche die Geschicke einer nahezu zweitausendjährigen, manchmal stürmisch bewegten Geschichte hingezogen sind. Die Etsch floß in früherer Zeit in einem ziemlich weiten Bogen um das Nordende der Stadt, jetzt hat sie hart unter dem Doß Trento vorbei geraden Lauf, und das alte Rinnsal ist ein Kanal geworden.

Trient hat eigentlich das Aussehen einer Stadt, deren Blüte um einige Jahrhunderte zurückliegt. Sie fiel wohl in das XVI. Jahrhundert, als dort das berühmte Concil — mit Unterbrechungen von 1545 bis 1563 — versammelt war. Es läßt sich denken, wie durch die Cardinäle, Patriarchen, Erzbischöfe, Bischöfe, Gesandten und andere angesehene Personen, welche dem Concil beiwohnten, bei dem Hofstaat und dem Geleite, welches diese Herren mitbrachten, bei der Anziehungskraft, welche dadurch auf Gewerbe aller Art geübt wurde, das Bedürfniß nach Häusern und Wohnungen, nach Umbau und Erneuerung gewachsen sein muß. Wie mögen sie nur alle Platz gefunden haben? Man mochte nach dem Concil, über dessen Unterbrechungen die Bürger jedesmal sehr betrübt und über dessen Ende sie untröstlich waren, das neue Trient gegen das alte wohl kaum mehr erkennen. Es hat heute neben manchen engen, krumm- und querlaufenden Gassen und Gäßchen einige breite Straßen und Plätze und zeichnet sich durch verschiedene Bauwerke aus, unter denen der in jüngster Zeit im Innern wieder erneute Dom, ein nicht



Trient.

einheitlich durchgeführter Bau des XIII. Jahrhunderts, die Kirche Santa Maria Maggiore; in welcher das Concil seine Versammlungen hielt und sich eine berühmte, aber 1819 durch einen Blitzstrahl zerstörte Orgel befand, die alte gothische Pfarrkirche St. Peter mit neuer Vorderseite und die Paläste Zambelli (einst Fugger) und Tabarelli (Salvadori) zu nennen sind. Sonst gehören noch zu den Wahrzeichen der Stadt der Stadtthurm (darunter auf dem Domplatz der schöne Tritonen-Brunnen), der sogenannte grüne Thurm an der alten Etsch, der geschichtlich interessante Wanga-Thurm, das Castell di buon coniglio, endlich jenseits der Etsch die sehr alte St. Apollinaris-Kirche, welche einst ein Saturnus-Tempel gewesen sein soll. Die Höhe des genannten Doß Trento, von welchem aus die Franzosen 1703 die Stadt furchtbar, aber vergeblich beschossen, ist befestigt, wovon jedoch von unten wenig wahrnehmbar ist.

Südwestlich vom Doß Trento liegt über einer hohen Felsenwand, von welcher ein Bach herabfällt, in einer Mulde das Dorf Sardagna, von welchem nur ein kleines Kirchlein am Rande der Felsenwand sichtbar wird. Hinter dem Dosso zieht die Straße nach Judicarien anfangs über die wohlbebaute Berglehne hin und führt dann nach Westen umbiegend durch eine schattig kühle Felsenschlucht, il Buco di Vela, aufwärts zu einem Festungswerk, welches die Schlucht abschließt und die Straße sperrt. Darüber nach Westen hin liegen auf einer muldenartigen Hochebene die zerstreuten Ortschaften von Sopramonte, wie ein Dorf, aber auch die ganze Gegend heißt. In der Mitte streckt sich ein langer, schmaler See, über welchen nach Westen hin die Ortschaft Terlago (trans lacum) liegt. Noch weiter darüber hin wird die Gegend zu einer Steinwüste. Dagegen ist der südlich gegenüber aufsteigende Monte Bondone mit seinen Weiden und Wiesen, Alpen und Wäldern bis auf die Spitze (2.100 Meter) begrünt. Von der Hochebene senkt sich die Straße nach Westen ab und führt über den Markt Vezzano in das Sarcathal nieder.

Von Trient führt nach Süden hin die Straße durch breite Baumgänge, den Corso, zur Fersina, einem schrecklichen Wildbach, der von Osten kommend die Stadt schon mehrmals mit Vernichtung bedroht hat und an dessen Ufern daher breite, kostspielige Dämme aufgeführt sind. Links oben dehnt sich das breite, nach Süden abfallende Mittelgebirge von Povo und Villazzano aus, reich besetzt mit Landhäusern, bei welchen da und dort kleine Gruppen von Cypressen die Nähe Italiens ankünden. Weiter unten folgt das Dorf Mattarello, über welchem nach Osten hin der Bergsattel von Vigolo-Vattaro einen leichten und angenehmen Übergang nach Valsugana vermittelt.

Jenseits der Etsch liegen am Fuße des gerade verlaufenden, unwirthlich aussehenden Bergzuges die Dörfer Ravina und Romagnano. Bei letzterem schneidet das kurze Hochthal des Rio di Bondone mit unwegsamer Felsenschlucht ins Gebirge ein. Aus bedeutender Höhe winkt dort die Kirche von Garniga herab, einer Berggemeinde, welche

aus verschiedenen, zum Theil deutsche Namen tragenden Weilern besteht und einst ein wahrscheinlich nie zu rechter Blüte gelangter Bergwerksort war.

Garniga gehört schon zum Lagerthal (Valle Lagarina). So heißt nämlich der unterste Theil des Etschthals, welcher sich unterhalb Mattarello bis zu den Veroneser Klausen erstreckt. Wir gelangen hier unterhalb Mattarello um eine mächtige Bergecke herum, indem wir das Pfarrdorf Besenello links oben in einer Bucht bei Seite liegen sehen, zuerst in den ansehnlichen Ort Calliano. Einen malerischen Anblick gewährt das über Calliano liegende, aus weitläufigen, aber niedrigen und kaum mehr wohnlichen



Rovereto mit Schloß.

Gebäuden bestehende Castel Beseno. Wie ein Querriegel legt sich der breite, südlich von einer tiefen Schlucht, nördlich von einer Einsenkung begrenzte Schloßberg vor das Thal von Folgaria, aus welchem der Roßbach (el Rospoc) an Calliano vorbei in die Etsch fließt. Folgaria, deutsch Folgareit oder Villgreit, ist eine große, sechs Kirchdörfer mit vielen Weilern und Gehöften umfassende Berggemeinde, von einem ehemals kerndeutschen Volke bewohnt. Heute ist die deutsche Sprache im Aussterben und klingt nur noch in Hunderten von deutschen, häufig schon bis zur Unkenntlichkeit entstellten Örtlichkeitsnamen nach. Bei Calliano erlitten die Venetianer im Jahre 1487 eine furchtbare Niederlage, welche ihrer Macht im Lagerthal, wo sie sich seit dem Anfang des XV. Jahrhunderts festgesetzt hatten, einen Stoß beibrachte, dessen Folgen auf die Dauer nicht mehr zu verwinden waren.

Das nach rechts sich wendende Thal erschließt nun vor uns allmälig eine mit Ortschaften sehr reich besetzte Landschaft. Von Calliano weg gelangen wir am Castel Pietra (Stein) unter einer brüchigen Felsenwand vorbei zum alten Dorfe Volano, jenem castrum Volaenes des Paulus Diaconus, welches die Franken im Jahre 590 zerstörten. Der Ableitung des Namens vom lateinischen avellanae, Haselnüsse, entspricht auch der Umstand, daß die Deutschen den Ort in älterer Zeit Nußdorf nannten. Ein unscheinbarer runder Hügel zwischen der Eisenbahn und dem Dorfe heißt Destor, das ist decem turres, ein Schloß mit zehn Thürmen, welches einst dort gestanden sein soll. Von Volano weg zieht die Straße über eine lange Terrasse, welche nach Westen zur Etsch hin mit einem langen Rain abfällt, nach Osten aber von einem scheinbar vom Monte Finonchio abgelösten Höhenzug überragt wird, an einem alten Kirchlein Sant Ilario, wo einst ein Hospiz und Priorat bestand, vorbei nach Rovereto. Hier, zwischen Volano und Rovereto, lag einst jenes „Lagare“, das ist Lager, nach welchem bei Paulus Diaconus ein „comes Langobardorum de Lagare Ragilo nomine“, welcher 575 im Kampfe gegen die Franken fiel, benannt ist, ein Lager, welches wohl schon in römischer Zeit für Hilfs- und Landtruppen bestanden haben kann und von dem das Lagerthal später seinen Namen erhalten hat. Es fehlt nicht an Funden; noch viel mehr, als er dem Lichte bereits wiedergegeben, mag dieser Boden noch in seinen Tiefen bergen.

Die Stadt Rovereto liegt links, seitlich in einem anmuthigen Winkel des hier ziemlich breiten Etschthals zu beiden Seiten des aus einer Thalschlucht hervorfließenden Leno. Sie ist neueren Ursprungs, wie das sie überragende, etwa um 1300 erbaute Schloß (jetzt Kaserne), welches mit einem runden Basteithurm vom Leno her einen hübschen Anblick gewährt. Sie hat zwei breite Straßen, die eine, den Corso, von Norden her, die andere neu angelegte vom Bahnhof weg zum Postgebäude, an welcher links in einer weiten Mauerhalbnische das große Marmorstandbild des Philosophen Antonio Rosmini-Serbati steht; sonst sind die Straßen nach mittelalterlicher Art meist krumm und enge. Es gibt da manche wohlgebaute Häuser, auch einige, die Palazzi heißen, mehrere gefällige Kirchen, einen Stadtthurm, dessen Glocke heute die lernbegierige Jugend mit schmeichelnden Klängen zum Besuch der Schulen ladet, während sie einst die Bürger zu Versammlungen rief, viele Filanden und Filatorien, von denen beim heutigen Verfall der Seidenzucht die meisten außer Betrieb stehen, einige neue Fabriken, sonst aber nichts, was besonders auffällt. Durch die Seidenzucht, deren Blüte vom Beginn des vorigen Jahrhunderts bis in die Mitte des gegenwärtigen anhielt, ist die Stadt bedeutsam und reich geworden, während nun ein bedauerlicher auch die Volkszahl allmälig mindernder Rückgang eingetreten ist.

Wie Trient seine Fersina, hat Rovereto seinen Leno. Mit der Triebkraft seines Wassers ein gefälliger Diener, aber, wenn ihn, wie im Herbst 1882, Regengüsse

anschwellen, gleich einem seine Kette brechenden Sclaven ein drohender Feind der Stadt, fließt er in zwei gleichbenannten Armen aus den beiden Thälern von Terragnolo und Vallarsa. Die Arme scheiden sich eine Strecke weit hinter Rovereto und haben einen massigen Bergstock zwischen sich, welcher an der Südostecke im Pasúbio (2.232 Meter) gipfelt; die vielen kleinen Dörfer, Weiler und Gehöfte bilden in beiden je eine große Gemeinde und eine Pfarre. Terragnolo ist arm an ertragsfähigem Boden und hat darum eine sehr arme Bevölkerung; besser ist das auch landschaftlich anziehende Vallarsa daran. In beiden Thälern, wie in der vorne am scheidenden Bergstock gelegenen großen Gemeinde Trambileno ist die ehemalige deutsche Haussprache verschollen und sind nur noch viele Hunderte von deutschen, manchmal schon sehr entstellten Örtlichkeitsnamen geblieben. Wer möchte beispielsweise auch gleich im heutigen Anghében (Dorf), Bracciavalle, Guarindole, Lolisbeck und anderen ein ehemaliges Langeben, Wasserfall, Bogenrinnele, Holzweg (italienischer Artikel lo vorgesetzt) wiedererkennen?

Ein landschaftlich anziehender Punkt findet sich östlich von Rovereto bei der hohen Brücke von San Colombano. Unterhalb derselben, in der Hölle (inferno), wie die Stelle heißt, fließen die beiden Leno zusammen, der eine von Terragnolo aus einer grausigen tiefen Felsenklamm, durch welche eine neue Straße durch die Felsen gesprengt ist, der andere aus Vallarsa unter einer breiten Felsenwand vorbei, in deren Mitte von unten aus zugänglich die ehemalige Einsiedelei San Colombano wie an die Felsen angeklebt erscheint. Hinter der erstgenannten Schlucht wie hinter der Einsiedelei einwärts sind Thalsperren gebaut, denen im Interesse des Fortbestandes von Rovereto unverwüstliche Dauer und Haltbarkeit zu wünschen ist.

An Rovereto schließen sich thalabwärts in kurzen Zwischenräumen die Dörfer Lizzanella und Lizzana an, letzteres ein uraltes Pfarrdorf. Zwischen beiden ragte einst auf einem rauhen felsigen Bergvorsprung das Herrenschloß Lizzana; heute stehen dort ein bescheidenes Landhaus und einige altersgraue Mauern. Von dort aus überblickt man am besten das große, eine Fläche von 347 Hektar bedeckende Schutt- und Steinmeer, die Slavini di Marco, nach dem an ihrem Südrand liegenden Dorf Marco benannt, welche in verworrenen Felstrümmern und Schutthalden vom Fuße des Berges Zugna bis zur Etsch, eigentlich noch darüber hin, ausgebreitet liegen. Mit schwerer Arbeit hat bäuerlicher Fleiß dort einige kleine Weinberge dem Schutt abgerungen; es gedeihen dort Reben, die einen feurigen Wein geben. Am Berge Zugna zeigen sich über dem erhöhten Ostrand des Steinmeeres einige breite und lange Rutschflächen, welche nicht begehbar sind; ob nun aber die Slavini infolge eines Bergsturzes entstanden oder uralte Gletschermoränen sind, darüber sind die Ansichten getheilt. Blickt man vom Schloß Lizzana auf die Slavini nieder, sobald nach einem Gewitterregen die Sonne wieder scheint, so

schimmern und glänzen dieselben wie blankes Silber. Es fehlt ihnen aber auch poetische Verklärung nicht; denn die größte Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß sie jener Bergsturz sind, welchen Dante selbst geschaut und in den ersten Terzinen des zwölften Gesanges der Hölle so treffend beschrieben hat. Man darf dabei annehmen, daß er einige Zeit bei Wilhelm von Castelbarco, welcher zu den Herren della Scala in Verona, den Gönnern des großen Dichters, in engen freundschaftlichen Beziehungen stand, auf Lizzana verweilt hat.

Nun zur westlichen Thalseite. Zunächst liegt in der Thalebene von oben herab eine Reihe von Dörfern, die zum Theil recht stattlich aussehen, wie Nomi, in geschützter Lage Pomarolo, Villa Lagarina, Nogaredo und, Rovereto gegenüber, etwas erhöht das weinberühmte Isera. Über Villa Lagarina liegt auf der zweiten Bergstufe das Dorf Pedersano, über diesem auf der dritten Castellano. Auch zwischen Villa Lagarina und Isera liegen verschiedene Dörfer weit hinauf zerstreut. Darüber erheben sich rauhes Gebirge, über einander gelegte Berggesimse, zu oberst an der Ecke des nach Westen umbiegenden Hauptgebirgszuges der steile Monte Stivo (2.044 Meter). Zwischen Rovereto und Isera liegt am linken Etschufer das ansehnliche Dorf Sacco, einst Schiffslände, heute mit einer großen Tabakfabrik. An Schlössern fehlt es diesem schönsten Theile des Lagerthals auch nicht. Hoch über Chiusole bei Pomarolo ragen noch einige Mauern der 1507 zerstörten Burg Castel Barco, des Stammsitzes des einst das Lagerthal beherrschenden gleichnamigen Dynastengeschlechts, welches noch heute in einem fürstlichen und einem gräflichen Zweige in Italien fortblüht. An der Südecke des von unten wenig sichtbaren Dorfes Castellano steht ebenfalls ein Schloß, dessen breiter mächtiger Eckthurm aber vor einigen Jahren eingestürzt ist. Über Nogaredo liegt auf einem grünen Hügel das unansehnliche Castelnuovo; südwärts vom hochgelegenen Patone starren auf ungeheuren Felsentrümmern, der dahinter aufsteigenden Felsenwand vorgelagert, die Ruinen von Castel Corno. Südöstlich unter Isera erhob sich auf einer Felsenkuppe über der Etsch das einst bischöfliche Schloß Pradaglia, von welchem heute auch nur noch schwarze von Bäumen und Gebüschen umwachsene Mauern übrig sind. Um wie viel charakteristischer mag die Gegend im späteren Mittelalter ausgesehen haben, als diese Schlösser mit ihren sie umgebenden und von ihnen auslaufenden Mauern und ihren hohen Thürmen der Landschaft ihr besonderes Gepräge aufdrückten! Heute ist all jene Pracht dahin, aber die Natur wirkt und schafft fort. Sobald im März der erste laue Frühlingsregen gefallen ist, bietet die ganze beschriebene Bergseite bis unterhalb Isera einen wunderherrlichen Anblick dar. Mit saftigem Vollgrün bedecken sich Weinberge, Wiesen und Buschwald, es rührt und regt sich und lebt von Tag zu Tag frischer und glanzvoller auf im schroffsten Gegensatz zum unwandelbaren starren Grau der Felsen. Einzelne kleine Bäche fallen zerstiebend von den Felswänden, Dörfer, Weiler und zerstreute Häuser, welche im Winter offen und wie am

Berge angeklebt dalagen, bergen sich immer behaglicher hinter das dichte Grün der Bäume. Zuweilen versucht zwar noch der Winter die verlorene Herrschaft wieder zu gewinnen und bestreut die obersten Bergabhänge mit weiß blinkendem Schnee, aber ein heller Sonnenblick genügt, um ihn wieder verschwinden zu lassen. Im Mai — im langen Monat Mai, wie ihn die Bauern ansehen — ist es schon ruhiger geworden, die Gegensätze zwischen Grau und Grün haben sich gemildert, heiß und immer heißer brennt die Sonne nieder. So dauert es fort, bis im Herbst die Blätter fallen und die Natur wieder in Schlummer



Slavini di Marco.

sinkt. Zuvor verschwendet sie noch ihren Farbenvorrath von blassem Grün, hellem Gelb, brennendem Roth und düsterem Braun, allmälig aber müde, wirft sie das Spielzeug weg und schläft ein.

Unterhalb Isera, wo das Gebirge nach seiner vollen Breite jäh und rauh abstürzt, öffnet sich nach Westen hin eine ziemlich breite ebene Senke, in welcher die große Gemeinde und Ortschaft Mori liegt. Vom Süden her fällt stufenweise und schön begrünt der mächtig breite zwischen der Etsch und dem Gardasee zur italienischen Ebene hinabreichende Gebirgsstock des Monte Baldo ab, welcher von unzähligen Wiesen und Alpen überdeckt sich im Kammhöhenzug über dem Gardasee im tirolischen Altissimo zu 2.070 Meter,

im italienischen, der auch Telegrafo und Monte Maggiore heißt, zu 2.198 Meter Höhe erhebt. Das auf einer Stufe dieser Abdachung liegende alte Dorf Brentónico wird vom Thal aus nicht sichtbar. Im Hintergrund des Thals von Mori liegt am Ausgang des von Norden her in Bänken abfallenden, mit mehreren Dörfern besetzten Val Gresta der kleine hübsche See von Loppio in seinem rauhen Felsenbett; an ihm vorbei führen von Mori her Straße und Trambahn in Windungen über die Höhe von Nago — nur 320 Meter — nach Riva und Arco. An Schlössern fehlt es in diesem mit fruchtbarem Boden gesegneten Erdenwinkel auch nicht: Castell' Albáno über Mori und Castel Corno auf Felsblöcken bei Mori, Castel Baldo und Dosso maggiore am Abhang des Monte Baldo, Gresta im gleichnamigen Thal und ändere, alle in Ruinen, einige andere auch gänzlich verschwunden und vergessen. Dort gegen Ala hin, am Ostrand des Monte Baldo liegen Ruinen eines Castel San Giorgio und zu oberst auf einem Berge über Val Gresta ebenfalls Reste eines von den Bauern Castil genannten Schlosses in solcher Höhe, daß man unwillkürlich an die „arces alpibus impositas tremendis" des alten Horaz denken muß.

Von Marco abwärts wird das Etschthal wegen des breit sich herüberstreckenden Monte Baldo enge und bleibt es auf weite Strecken hinab. Über Serravalle, wo einst die römische Station Sarnis gelegen haben dürfte, und andere Dörfer gelangen wir in die kleine Stadt Ala, welche am Ausgang des nach Südosten in das Gebirge einschneidenden Ronchi-Thals zum Theil an der Berglehne hinauf sich lagert. Von der Mitte des XVII. Jahrhunderts bis in unser Jahrhundert blühte hier die Sammtweberei, eine wichtige Erwerbsquelle, für mehrere Familien auch die Grundlage großen noch andauernden Reichthums. Die sehenswerthe Pfarrkirche liegt in der Höhe; ein ehemaliges Schloß ist so verschwunden, daß man kaum die Stätte mehr kennt, wo es gestanden. Nahe unterhalb Ala stand einst die römische Station Palatium, ein Name, welcher am Anfang des Mittelalters in das germanische Halla — heute Ala — übersetzt worden ist.

Anderthalb Wegstunden unterhalb Ala liegt Avio am rechten Etschufer, nach seinem Haupttheil am Westrand der ziemlich weiten Flußebene, einer einstigen Au (daher wahrscheinlich auch der Name, in den ältesten Urkunden, zuerst 845, sowie noch heute volksthümlich Avi). In einem schönen Winkel am Abhang des hier oben wie glatt abgeschnitten erscheinenden Monte Baldo ragt auf einem Hügel das noch bedachte, aber nicht mehr wohnliche Schloß von Avio, vom Volke nach den einstigen Herren Castel Barco benannt. Am südlichen Ende des Hauptortes schneidet das Vall' Aviana nach Südwesten hin tief in das Gebirge ein.

Am linken Etschufer kommen wir durch ein schönes weites Feld, wo ein prächtiges Landhaus und ein altes St. Leonhardskirchlein — einst ein Hospiz — steht, in das



Die Wunderbrücke zur Santa Giustina.

Dorf Borghetto und überschreiten unterhalb desselben die Reichs- und Landesgrenze. Das Thal bleibt rauh und enge. Zu erwähnen ist noch über dem Dorfe Brentino die merkwürdige Wallfahrtskirche Madonna della Corona, welche fast auf der Höhe des Monte Baldo auf einem furchtbar hohen überhängenden Felsgesimse, auch selbst wieder von überhängenden Felsen überragt, steht und nur aus einer Schlucht von der Seite her durch eine lange aus dem glatten Felsen gehauene Stiege zugänglich ist. Im weiteren Verlaufe sperren das Thal der Etsch die auch geschichtlich sehr denkwürdigen Veroneser Klausen, durch deren Felsenengen wir, die brausende Etsch als Mitbewerberin um den Weg zur Seite, eigentlich in Oberitalien eintreten und damit unsere Etschthalfahrt abschließen.

Der Nons- und Sulzberg (Gebiet des Noce). — Oberhalb der Bergspalte bei Mezzolombardo öffnet sich der Nonsberg, wie die Deutschen ihn nennen, Val di Non oder vornehmer Anaunia im Munde der Italiener. Er ist eigentlich eine allmälig ansteigende, aber vom Noce und seinen Nebenflüssen, der Tresenga und der Novella, und von anderen Bächen tief durchfurchte Hochebene. Schade, daß den Gebirgen, die auch an sich in ihrem Bau etwas Eintöniges haben, der kränzende Waldschmuck so ziemlich fehlt.

Ein Nebengebiet des Nonsberges streckt sich ober Mezzolombardo nach Süden aufwärts durch das Thal des Sporeggio. Durch den Hauptort Spor maggiore gelangt man dort über die Höhe von Andalo (1.038 Meter) nach Molveno (860 Meter) an einen hübschen über vier Kilometer langen Bergsee, der einige Zuflüsse, aber keinen sichtbaren Abfluß hat. Ein rauher Weg führt von da in das Gebiet von Stenico (Judicarien) nieder.

Gleich bei der Befestigung, welche hinter Mezzolombardo den Paß sperrt, theilen sich die beiden Hauptstraßenzüge des Nonsberges. Der eine führt am rechten Noce-Ufer, zuerst eben, dann in Windungen auf die Ebene von Denno ansteigend, endlich die tiefe Tresenga-Schlucht durchziehend nach Cles, von da weiter durch den ganzen Sulzberg auf den Tonale-Paß, der andere am linken Noce-Ufer über Tajo und San Zeno nach Fondo. Der erstgenannte Straßenzug ist aber jetzt zum Theil verlassen; man fährt auf der anderen Straße bis über Tajo hinauf, übersetzt auf der neuen sehr hohen Brücke von Santa Giustina den Noce und gelangt so nach Cles, die tiefen Schluchten vermeidend. Uralte Ortschaften liegen an diesen Straßen oder seitlich davon; es sei nur Nano genannt, wo wohl das Anaunia oder Anagnia gestanden sein dürfte.

Cles selbst (der Name vom lateinischen ecclesia) ist kein großer, aber ein hübscher Marktflecken, der Hauptort des ganzen Nocegebietes. Berühmt sind dort die „schwarzen Felder" (i campi neri), ein altes Leichenfeld, wegen zahlreicher wichtiger Funde, besonders der Tabula Clesiana mit einem auch die Nonsberger betreffenden Edict des römischen Kaisers Claudius aus dem Jahre 56 n. Chr. Der sogenannte Col Faè unweit Cles ist ein herrlicher Aussichtspunkt, von welchem aus man ein Dutzend Schlösser und bei sechzig Ortschaften zählen kann. Ein altes Schloß liegt unter dem Orte auf dem Abstieg zum Noce.

Nach Osten hin liegt hoch über dem linken Noce-Ufer das Dorf San Zeno, welches die Legende als die Stätte bezeichnet, wo die drei Heiligen Sisinius (daraus verkürzt der Name Zeno), Martyrius und Alexander im Jahre 397 von den noch heidnischen Nonsbergern erschlagen wurden. Durch eine lange Klamm gelangt man dort zur Einsiedelei des heiligen Romedius. An einer Felsenecke zwischen zwei Bächen gelegen, besteht sie aus der Wohnung eines Priors, einem Wirthshaus und fünf übereinander zu schwindelnder Höhe erbauten Kapellen und wird viel besucht.

Von San Zeno führt nordöstlich über der tiefen Novella-Schlucht die Straße in Windungen über mehrere Dörfer hinauf in den an einem Bergabhang gelegenen Markt Fondo, welcher nach zwei Feuersbrünsten ziemlich neu aussieht. Nordwestlich davon liegt oben in einem Thal Castelfondo mit einem alten Schloß. Auf der Ebene, westlich über der Novella liegt noch eine Reihe von Dörfern; weiter aufwärts gegen den Sulzberg



Felseneinsiedelei des heiligen Romedius.

hin senken sich noch die Thäler von Rumo, Pescara und Bresimo, jedes mit mehreren Ortschaften, herab. An den obersten westlichen Grenzen des Nonsberges liegen auch vier deutsche Dörfer, nämlich Laurein und Proveis, weiter nördlich ober Fondo St. Felix und Unsere Frau im Walde (Frauenwald, Senale).

Vom Nonsberg verschieden ist der Sulzberg, italienisch Val di Sole (die Einwohner i Solandri), ein wirkliches langes, nirgends breites Thal. Der Hauptort ist Malè; seitwärts nordwestlich davon liegt im Thal von Rabbi das gleichnamige, wegen seiner heilsamen Eisensäuerlinge im Sommer vielbesuchte Bad, der Gletscherregion des Ortler schon sehr nahe. Von Male im Hauptthal aufwärts liegen noch viele Ortschaften. Bei Dimàro bietet sich ein langer, aber leichter Höhenübergang nach Madonna di Campiglio in Rendena. Weiter oben bei dem mit seinem alten Schloß romantisch aussehenden Dorfe Ossana gabelt sich das Thal. Geradeaus nach Südwesten führt die Straße durch eine tiefe und lange Schlucht über den Bach Velon, welcher auch der Noce von Vermiglio heißt, durch drei Dörfer der Gemeinde Vermiglio auf die Höhe des so wichtigen Passes Tonale mit seinen weiten Wiesen und Triften, mit seinen schauerlichen Gewittern im Sommer und seinen Schrecken im Winter, so daß ältere Volkssagen ihn zum besonderen Tummelplatz von Hexen und Zauberern gemacht haben. Nordöstlich vor demselben liegt das Fort Strino, dessen Besatzung in Friedenszeiten ein beschaulich stilles Leben führt. Seitlich von Ossana zieht sich am Noce, der hier der Noce von Pejo heißt, nordwestlich, dann nach Südwesten umbiegend das Thal von Pejo hinauf, so benannt nach einem Dorfe, welches bei 1.580 Meter Höhe für das höchstgelegene in Wälschtirol anzusehen ist. Hinter der Biegung des Thals liegt das Bad Pejo mit ähnlichen, nur noch stärker wirkenden Heilquellen als die von Rabbi. Von da zieht sich das enge Thal noch weit einwärts, bis es in stiller erhabener Einsamkeit zwischen den Gletschern des südlichsten Theiles der Ortlergruppe am Corno dei tre Signori (3.324 Meter), wo auch der Noce entspringt, seinen Abschluß findet.

Die Thäler Cembra, Fleims und Fassa (Gebiet des Avisio). — Das Flußgebiet des unter Lavis in die Etsch mündenden 82 Kilometer langen Avisio erstreckt sich von Südwest nach Nordost durch eine sehr lange Gebirgsspalte. Man pflegt aber dabei nicht von einem Thal, sondern von drei aufeinander folgenden Thälern, dem Zimmer- oder Cembra-, Fleimser- und Fassathal zu sprechen.

Von Lavis steigt eine Bergstraße in Windungen auf die Höhe, wo man bald einen weiten Einblick in die grüne nach oben ausgeweitete Berglandschaft des im Porphyr liegenden Zimmerthals, italienisch Val di Cembra, gewinnt. Tief unten windet sich der Avisio stets in der Enge in seinem Kiesbett hin und her. Der schlimme Geselle möchte gern, falls nur die Regen ergießenden Wolken des Himmels ihm beistünden, den Kampf

mit den ihm vorgebauten Sperren aufnehmen, um all sein Geschiebe in das schöne Etschthal hinauszutragen. Die nach Süden abdachende Bergseite über seinem rechten Ufer ist sonnig und anmuthig mit weiten, sich von der Tiefe bis zur rauhen Höhe über Hügel und Hänge und durch Schluchten ziehenden Rebengeländen und mit Kastanien- und Maulbeerbäumen besetzt; quer durch die Mitte führt eine die Ortschaften verbindende Landstraße, welche sich aber durch mehrere tiefe Seitenthäler ein und aus windet. Die gegenüberliegende, nach Norden abdachende Thalseite steigt von unten steiler an; lichte Felder und dunklerer Wald umgibt die einsiedlerisch zerstreuten, durch keine Fahrstraße mit einander verbundenen Ortschaften. Ein eigenthümlicher Eindruck ist es, den sie machen, wenn in der Frühe, ehe die Sonne noch vollends aufgegangen, über diesen im Schatten liegenden Häusergruppen der Rauch aufsteigt, während die andere Thalseite schon voll im Licht der Morgensonne glänzt.

Da ist die erste größere Ortschaft Verla unter felsiger Höhe; wo ist nur der hoch darüber liegende Thurm der alten St. Florianskirche von Valternigo, welcher uns schon lange einladend entgegengewinkt hat? Er ist verschwunden. Aber siehe da, so wie wir gegen die zweite größere Ortschaft Lisignago kommen, steht er wieder da, jetzt hinter uns hoch oben und blickt uns noch lange nach, verdrossen, weil wir nicht zu ihm hinaufgestiegen sind. Es folgt der Hauptort Cembra, unter dem Berge am Rand einer kleinen Bergplatte gelegen, mit einigen stattlichen Häusern, aber sehr engen Gassen. Hinter dem nächstfolgenden Dorfe Faver weitet sich das Thal in der Tiefe ein wenig aus, man blickt auf die weit zerstreuten Ortschaften der Gemeinde Segonzano, auf ihre einsam und stolz stehende Kirche, auch auf rauchgraue Trümmer eines ehemaligen Herrenschlosses hinab und hinüber. Das Thal verengt sich wieder und nimmt den Charakter eines mittleren Alpenthals an mit Wäldern und Wiesen, während Reben nur noch in geschützten Lagen vorkommen. Wir stehen schließlich vor einer langen unwegsamen Schlucht und müßten nun, um nach Fleims zu kommen, rechts oder links rauhe Bergwege betreten.

Der gewöhnliche Eintritt in Fleims, italienisch Val di Fiemme, erfolgt von Neumarkt oder Auer unterhalb Bozen aus auf schöner Straße, welche auf die Paßhöhe von San Lugano (1.060 Meter) führt und von da in das Fleimser Thal sich senkt. Es ist ein herrlich grünes Bergthal, dessen Reichthum Wiesen und weit ausgedehnte, wohl gepflegte Nadelholzwälder bilden. Fleims war in älterer Zeit eine förmliche, auch von Venedig mit dem Titel einer „erlauchten Schwester" beehrte Thalrepublik, welche ihre Einrichtungen auch bewahrte, nachdem sie 1112 in ein gelindes Abhängigkeitsverhältniß vom geistlichen Fürstenthum Trient getreten war. Seit dem Anfang unseres Jahrhunderts aber ist es mit dem kleinen Freistaat zu Ende; gleichwohl dauert in Bezug auf Wälder und Alpen noch ein engeres Verhältniß der Gemeinden zu einander und so eine Generalgemeinde Fleims fort.

Der Hauptort des Thals ist der Markt Cavalese mit einer alten gothischen Pfarrkirche, welche außerhalb des Orts auf einem freien, eine hübsche Rundsicht bietenden Platze steht. Daneben finden sich unter Linden ein steinerner Tisch und Steinbänke, einst das Forum von Fleims. Thalaufwärts liegen nach einander die Ortschaften Tesero, Panchia (südlich davon in einem grünen Bergthal das bescheidene Bad Cavelonte) und Ziano, dann das stattliche Predazzo, wo das Thal sich gabelt. Ostwärts führt durch das Thal des Travignolobachs eine neue Straße zum einsamen waldumschlossenen Gasthaus von Paneveggio, von dort über Wiesen und Alpen hinauf zum Paß le Rolle (1.956 Meter) und dann abwärts gegen Primiero. Auf dieser Straße, welche im Winter durch lange Stangen bezeichnet wird, entfaltet sich ostwärts das bizarrste Gebiet der tirolischen Dolomiten.

Die Gegend von Predazzo gilt für das Paradies der Geognosten und Mineralogen; in das Fremdenbuch des dortigen Gasthauses zum goldenen Schiff haben die berühmtesten Fachgelehrten der Welt ihre Namen eingetragen. Nach Fassa führt die Straße in nordöstlicher Richtung durch das nun sehr enge Thal weiter nach Moena, am Ausgang des weithin nach Osten sich streckenden Seitenthals San Pellegrino gelegen, wo Fleims seinen weniger in geographischen als in geschichtlichen Verhältnissen begründeten Abschluß findet.

Das Fassathal streckt sich in gleicher Richtung noch etwa zwei Meilen weiter, biegt beim Dorfe Campidello, wo von Nordwesten her das wilde Thal des Durone einmündet, in östlicher Richtung um und findet mit Krümmungen hinter dem letzten und höchst gelegenen Dörflein Penia seinen Abschluß an der Marmolata, als deren Gletscherabfluß dort der Avisio entspringt. Wohl der hübscheste Punkt des Thals ergibt sich beim Hauptort Vigo, welcher auf einem grünen Wiesenhang liegt. Unter demselben, in dem einwärts sich erweiternden Thalgrund liegen die Dörfer Pozza und Perra. Von Südosten her tritt das Monzonithal aus, so benannt nach einem gleichnamigen vielgestaltigen Berge, welcher im Norden steil ansteigt, im Süden mit grünen Hängen abfällt. Nach Predazzo ist dieses Gebirge mit ähnlichen, nur einfacheren Lagerungsverhältnissen für die Geognosten und Mineralogen der interessanteste Punkt. Es geht aber hier, wie in Fassa und Fleims, auch der Botaniker nicht leer aus und wird durch manche seltene Pflanze erfreut.

Die Marmolata, die Königin der Dolomiten, zu schildern reicht auch ein ganzes Buch kaum aus. Sie bildet mit dem Vernel und Sasso Vernale ein Massiv, welches sich nur nach Süden an eine Bergkette anschließt, und hat zwei culminirende Punkte, die große und die kleine Marmolata oder die Marmolata di Penia und die Marmolata di Rocca. Welcher Reiz für kühne Bergfahrer, diese Riesen zu bewältigen! Nachdem schon 1803 ein italienischer Geistlicher Namens Terza den ersten Versuch gemacht, dabei aber

in einer Gletscherspalte seinen Tod gefunden hatte, dauerte es lange, bis nach diesem abschreckenden Beispiel, welches die Marmolata beim Volke völlig in Verruf brachte, neue anfangs noch mißlingende Versuche gemacht wurden. Es war bekanntlich Paul Grohmann, welchem zuerst die Ersteigung der höheren Spitze am 28. September 1864 gelang. Seither sind viele Versuche gemacht worden und gelungen, der Weg war ja gefunden. Ein Mitglied des Trientiner Alpenvereins, Dr. Karl Candlpergher von Rovereto, hat die höchste Spitze sogar schon im Winter, am 25. November 1883, erstiegen und dort um Mittag eine Temperatur von 17 Grad Réaumur unter Null



Der Caldonazzosee.

gefunden, während dieselbe unten in Penia nur 5 Grad Réaumur unter Null betrug. Den Vernal und Sasso Vernal hat Herr Gottfried Merzbacher aus München zuerst rühmlich besiegt. Die prächtigste Ansicht der Marmolata soll sich nach dem Urtheil erfahrener, in der Alpenwelt wohl bewanderter Bergsteiger vom Nuvolau bei Ampezzo aus (2.573 Meter) darbieten. Eine weitverbreitete Volkssage läßt den Gletscher der Marmolata an der Stelle früherer schöner Bergwiesen entstanden sein. Ein Bauer habe dort am hohen Festtag von Maria Himmelfahrt spottend Heu in seinen Stadel geführt, da habe es angefangen zu schneien und fortgeschneit, bis der Gletscher fertig oben stand und der Schnee nicht wieder abschmolz, zur Strafe für den darunter begrabenen Frevler, zur Freude für die kühnen Bergsteiger der Gegenwart und Zukunft.

Valsugana und Primiero (Gebiet der Brenta). — Von Trient steigt die Straße nach Osten hin an der Fersina an Civezzano vorbei nach Pergine an, einem hübschen Marktflecken am Fuß eines hohen grünen Hügels, auf welchem ein altes bischöfliches Schloß steht. Das Fersinathal, ähnlich dem Thal Passeier eng in der Tiefe, aber mit weiten grünen Berghängen, zieht sich noch zwei Meilen weit mit mehreren Dörfern, welche deutsch redende Leute, die sogenannten Mócheni bewohnen, gegen Fleims hin einwärts. Zwischen ihm und dem Cembrathal liegt, mit beiden fast parallel laufend und zwischen Civezzano und Pergine jäh ansteigend, das schöne wald- und wiesenreiche, im Sommer viel besuchte Thal Pinè mit mehreren Ortschaften und zwei hübschen größeren Seen.

Von Pergine führen zwei Straßen in südlicher Richtung, die eine rechts am See von Caldonazzo vorbei nach diesem Orte, die andere links, zuerst durch ein Thal, dann an einem kleinen schmalen, aber langgestreckten See hin nach Levico, einem stadtähnlichen Markt mit berühmten Mineralquellen und Bädern. Zwischen beiden Seen zieht sich der niedrige Höhenrücken von Tenna hindurch; aus ihnen entspringt die Brenta und mit ihnen beginnt Valsugana, ein Thal, welches nach dem alten Volke der Euganeer benannt sein soll.

Die ganze Gegend von Pergine, Caldonazzo und Levico mit den beiden Seen, mit ihren weiten Kastanienwäldern an den unteren westlichen Berghängen, mit ihren Schlössern von Pergine, Caldonazzo und Selva bei Levico, mit ihren Ortschaften und Rebenfeldern, gehört zu den schönsten von Wälschtirol, für welches sie dasselbe ist, was die Gegend von Eppan und Kaltern für das deutsche Südtirol: beide mag man füglich als kleine Paradiese bezeichnen. Der schönste und weiteste Blick auf diese Gegend bietet sich dem Wanderer, der dort vom Nordabhang des südlich von der Brenta streichenden Gebirges niedersteigt. Dieses Gebirge wölbt sich aus dem Brentathal jäh und rauh auf, entfaltet aber auf der Gegenseite eine nach Süden geneigte Hochebene über der tiefen Furche des Astico-Thals. Auf ihr liegt das Bergdorf Lavarone mit seinen Weilern zwischen Wiesen und Wäldern und weiter nach Südosten auf einer schmalen Ebene das Alpendörflein Luserna, wo noch die deutsche Sprache klingt. Nordöstlich von Luserna bietet sich über die weite Alpe Vezena ein leichter Übergang in das Gebiet der sogenannten sieben deutschen Vicentiner Gemeinden, welche bereits zu Italien gehören.

Von Levico weg zieht sich Valsugana in einem weiten nach Norden ausgekrümmten Bogen bis über die Grenze hinab fort. An einer Verengung des Thals liegen der Hauptort Borgo (das alte Ausugum), westlich davon das Bad Rocegno, gerade nördlich die Kastelle Telvana und S. Pietro, letzteres Ruine, und die große Ortschaft Telve; südwestlich von Borgo schneidet das allerliebste Val Sella, ein Sommerfrischort, wie

ein kleiner Gegenbogen zu Valsugana in das Gebirge ein. Weiter unterhalb Borgo folgt Castelnuovo und dann links die große Ortschaft Strigno, über welche eine Straße seitlich in das interessante Val Tesino mit drei Ortschaften führt. Es ist das Thal der wandernden Bilderhändler, die Heimat eines kräftigen Schlages von Frauen und Mädchen, die mit Liebe am heimatlichen Boden hängen und, wenn sie ihn verlassen, leicht von unwiderstehlichem Heimweh ergriffen werden. Das Thal mündet unten bei Grigno



Cimon della Pala vom Rollepaß.

in das Hauptthal, hat aber dort keinen fahrbaren Eingang und steigt in weiter Fortsetzung bis unter die 2.844 Meter hohe Cima d'Asta auf. Diese Spitze ragt auf einer mit einem weiten Mantel krystallinischer Schiefer umzogenen Granitinsel, beherrscht weithin die Gegend und wird oft, aber nicht mühelos bestiegen. Besonderen Reiz gewährt ein auf einer Unterstufe gegen Valsugana her liegender Bergsee, welcher auch im Sommer manchmal mit einer leichten Eiskruste überzogen ist; Schneefelder ziehen sich bis zu seinem Spiegel herab und zur Zeit der Schneeschmelze stürzen rauschende Wasserfälle auf ihn

nieder. Die Aussicht ist lohnend und erstreckt sich auf einen weiten Umkreis der Alpen wie auf einen großen Theil des venetianischen Tieflandes bis zur Adria.

Unterhalb Tezze nimmt Valsugana seinen Ausgang, wir treten auf italienischen Reichsboden. Auf diesem können wir nun, wollen wir es bequem haben und nicht von Val Tesino aus über den hohen Berg steigen, zum Cismone und an diesem Flusse auf einer neuen Straße nach Primiero gelangen. So heißt ein ganzer Bezirk, welcher hauptsächlich aus zwei Thälern besteht, die sich in felsiger Enge gleich bei der Grenze scheiden. Das eine, das Thal des Vanoi oder Canale San Bovo, zieht sich links weit hinauf und zu oberst hinter dem letzten armen Bergdörflein Cauria noch in einem weiten Bogen um die Cima d'Asta herum. Eine traurige Merkwürdigkeit dieses Thals ist, daß dort 1794, 1823 und 1825 ungeheure Erdabrutschungen stattfanden, welche mehrere kleine Ortschaften und das volkreiche Dorf Canale di sotto mit einer prächtigen Pfarrkirche in einem Schuttmeer begruben. Da der Bach einen ihm seitlich vorgeschobenen Damm nicht mehr zu brechen vermochte, bildete sich dort ein zwei Kilometer langer See, welcher der neue — Lago nuovo — genannt wurde. Als nach 57 Jahren im Herbst 1882 infolge schwerer Regengüsse der Vanoi anschwoll, brach der See aus und richtete bis in die schöne Ebene von Fonzaso hinab furchtbare Verheerungen an. An seiner Stelle blieb nur eine kleine Lache zurück, aus welcher noch braune blätterlose, meist auch entrindete Fichten und Erlen mit Ästen, die wie Glas brachen, hervorragten. Von der Grenze an zieht sich östlich, anfangs noch sehr enge, das schöne Thal des Cismone durch mehrere Dörfer hindurch aufwärts nach Fiera di Primiero, schlechtweg auch nur Primiero genannt, einem ansehnlichen Orte, der einem Städtchen gleichsieht. Wahrzeichen des einstmaligen von deutschen Gewerken und Knappen betriebenen Bergbaues sind noch vorhanden.

Der ganze Bezirk ist eigentlich ein weiter Bergkessel, in welchem nach Nordosten hin die Welt der Dolomiten ihre vollste Großartigkeit entfaltet. Von Fiera aus zieht sich die neue vielfach gewundene Straße in gerader nördlicher Richtung hinauf zu S. Martino, einem ehemaligen Hospiz, wo ein großes neues Gasthaus, ein älteres Wirthshaus und eine alte Kirche stehen, und weiter bis auf die Höhe des Rollepasses. Unsern Blick fesseln zunächst die zwei Zwillingsthürme des Sasso maggiore; wir blicken weiter hinan zu riesigen Felsenwänden, auf Zacken, Hörner und Thürme, auf wild zerrissene Grate. Da ist der erste und höchste, der Cimon della Pala (3.220 Meter), der sich von S. Martino aus als breite unglaublich hohe Mauer, von Rolle aus als kühn geschwungenes Horn zeigt. Die alpine Touristik feierte einen ihrer größten Triumphe, als ihm, dem Riesen, der lange für unbesiegbar galt und oft mit dem Matterhorn der Schweiz verglichen wird, der kühne Engländer Mr. Whitwell am 3. Juni 1870 zuerst den Fuß auf den Kopf setzte. Der Ausblick umfaßt die ganze Runde von Adamello und Ortler über die Ötzthaler und die



Riva.

ganze Tauernkette hin, durch eine Lücke zeigen sich die Berge von Innsbruck, weiter hinaus noch die baierischen und Salzburger Alpen mit der Zugspitze und dem Steinernen Meere, während auch der Blick in die nächsten Tiefen, auf das liebliche Thal des Cismone und die dunkeln Wälder von Paneveggio etwas zugleich Schreckliches und Reizendes hat. Als Seitenstück zum Cimon nimmt die Cima Vezzana (3.061 Meter) mit ihren Steilwänden die zweite Stelle ein. Auch sie wurde besiegt; am 5. September 1876 erstiegen sie Freshfield und Tucker, welche dabei in die größte Lebensgefahr geriethen. Auch der dritthöchste Gipfel der nach allen Seiten furchtbar steilen Pala di S. Martino (2.754 Meter) wurde, nachdem zahlreiche Versuche der kühnsten Bergsteiger mißglückt waren, von Julius Meurer und dem Markgrafen Pallavicini zuerst am 23. Juni 1878, seither von Anderen öfter bestiegen. Der südlich davon ragende Gipfel der Rosetta (3.054 Meter) hat gegen Westen einen etwas niedrigeren Vorbau, welchem Bettega humoristisch den Namen „il figlio della Rosetta“ (der Sohn der Rosetta) beilegte.

Doch wer vermag die Beschreibung dieser Riesen, die Schilderung aller ihrer Wunder, Reize und Schrecken auf ein Blatt Papier zusammenzudrängen? Es besteht darüber bereits eine kleine Literatur, welche von Jahr zu Jahr sich mehrt. Da kommen jeden Sommer die Engländer, welche — darunter auch Mr. Ball, zu dessen Ehren eine

der höchsten Spitzen benannt ist — hier die ersten an der großen Arbeit waren, Deutsche und Italiener, so daß sie das große Gasthaus in S. Martino manchmal nicht alle aufnehmen kann. Fast wäre, man darf sagen, der Schrecken, den diese Riesenmauern, Thürme, Hörner, Zacken und Grate einflößen, nach dem ersten Eindruck zu überwältigend, wenn er nicht durch die schönen blumenreichen Matten und Triften von S. Martino gemildert würde.

Der Gardasee und Judicarien (Gebiet der Sarca und des Chiese). — Westlich von Mori liegt auf dem Übergang von der Etsch in das Sarcathal das Dorf Nago, an dessen Ende ein kleines Fort steht. Tritt man durch das Thor desselben, so liegt urplötzlich nahe unten der Gardasee fast nach seiner vollen Länge vor dem Auge da. Ein überraschender, bezaubernder Anblick, dessen Mancher, der ihn genossen, mit Freude gedenkt. Links hinab streckt sich geradeaus bis zum Vorgebirge S. Vigilio, wo der See sich nach Südosten hin ausweitet, der hohe, rauhe, jähe Abhang des Monte Baldo, fast nirgends setzt sich am Seeufer auch nur die schmalste Ebene an, die Ortschaften liegen an Abhängen. Am Westufer des Sees steigen hohe senkrechte Felsenwände aus dem Wasser und reichen bis gegen Maderno hin, wo der Bergbach Toscolano mit seinem Geschiebe ein Delta in den See hineingebaut hat. Je nach der Beleuchtung erglänzt der Spiegel des Sees, mehr oder weniger oder auch stürmisch bewegt — „Fluctibus et fremitu adsurgens, Benace, marinis!" sang ihm der alte Vergilius zu —, bald mehr grün, bald mehr blau, bald lichter, bald dunkler, bald streifig, bald vollflächig gleich, je nachdem die hohen Berge beiderseits ihre Schatten in seine Tiefen werfen. Man müßte an einem schönen Tage seinen Anblick füglich vom frühen Morgen bis zum späten Abend ununterbrochen genießen, um allen diesen Wechsel in der Beleuchtung, alle diese Abstufungen der Farben zu schauen. Österreich hat nur einen sehr kleinen, aber keinen schlechten Antheil an diesem großen Randsee der Alpen. Am schmalen Nordufer desselben liegt östlich das kleine Dorf Torbole, nordwestlich die Stadt Riva, in der Mitte zwischen beiden isolirt, als wäre er vom Himmel gefallen, der mehr als 300 Meter über der Thalsohle sich erhebende Monte Brione, neben welchem die Sarca mündet. Riva ist eine kleine freundliche Stadt, der Landungsplatz der den See befahrenden italienischen Dampfer. Rauh und steil, ja fast drohend steigt westlich unmittelbar über der Stadt das Gebirge an. Etwa drei Kilometer nördlich von derselben findet sich die jetzt bequem zugänglich gemachte Grotte des Varone, in welcher dieser Bach nach einander zwei Wasserfälle bildet, von denen der obere bei 100 Meter hoch ist.

Eine Meile nördlich von Riva liegt die kleine Stadt Arco unter einem breiten steilen Felsen, auf welchem sich die Ruinen des alten vielumkämpften gleichnamigen Herrenschlosses befinden. Arco ist ein Lieblingssitz Seiner kaiserlichen Hoheit des Herrn



Arco.

Erzherzogs Albrecht, welcher dort eine große Villa mit einem prächtigen Park besitzt; es ist heute zugleich ein durch sein mildes Klima in gute Aufnahme gekommener Wintercurort mit schönen Anlagen und neuen Gebäuden. Ein melancholischer Schmuck der Gegend sind die auf Terrassen gepflanzten Ölbäume.

Von Arco aufwärts führt noch die Straße nach Dro und dann durch eine weite und lange Steintrümmerwüste, welche lebhaft an die Slavini di Marco erinnert. Sie mag wohl von einem wirklichen Bergbruche herrühren, da der steile Felsberg darüber aussieht, als wäre ein Theil davon herausgebrochen und abgestürzt. So gelangen wir zum Gasthaus alle Sarche nahe am See Toblino. Wir hätten aber bei dem Dorfe Dro einen weiteren Weg auch rechts über eine von Norden nach Süden langgestreckte höhere Thalfurche einschlagen können, wo mehrere Dörfer, darunter das alte Pfarrdorf Calavino, das Schloß Madruzzo und Cavedine mit dem gleichnamigen See liegen. So kämen wir von der anderen Seite her an den schmalen reizenden See von Toblino mit seinem alten Schloß, welches durch seinen feurigen Vino santo bekannt ist. Von alle Sarche geht die Straße westlich in wohlgezählten 32 Windungen jäh aufwärts und zieht sich dann

durch eine lange, tiefe, unten nicht begehbare Felsenschlucht in das Gebiet von Stenico zum Bad von Comano, welches seinerzeit auch schon die Römer zu seinen Curgästen gezählt haben soll. Diese erst seit 1834 erbaute Straße hat Judicarien eigentlich erst erschlossen. Früher gab es hier von Vezzano aus nur einen gefährlichen Saumweg mit dem bezeichnenden Namen il Passo della Morte; nur zwischen Riva und Arco führte eine hochansteigende schlechte Bergstraße in das Gebiet von Stenico.

Damit sind wir nun in Judicarien. Der Name bezeichnet nichts Anderes als den Bezirk eines Richters; volksthümlich und alt ist auch die Bezeichnung dieses ganzen Gebietes als des Landes der sieben Pfarreien, le sette Pièvi. Der Bezirk Stenico umfaßt Vorder- oder Außer-Judicarien, während die Bezirke Tione und Condino Inner-Judicarien heißen.

In der weiten Gegend fließt die Sarca unten quer durch einen tiefen Berggraben, die zahlreichen Ortschaften liegen alle neben und über einander in der Höhe. Rechts schaut Stenico, der Hauptort, mit einem bischöflichen Schloß hoch vom Berge nieder. In den grünen Buchten und Thälern nach Süden hin reiht sich Ort an Ort. Das Ganze ist ein uralter Culturboden, wo schon manche wichtige Funde aus römischer Zeit gemacht worden sind. Dort liegt auch das kleine Dorf Dasindo, wo einer der bedeutendsten italienischen Lyriker unseres Jahrhunderts, Giovanni Prati, das Licht der Welt erblickt hat. Auch an Schlössern hat es hier nicht gefehlt; manche liegen in Trümmern, eines, Castelmano, aus welchem man ein castellum manium, ein römisches Geisterschloß, machen wollte, ist gänzlich verschwunden. Sämmtliche Ortschaften gehören den drei alten Pfarreien Banale, Lomaso und Bleggio an.

Die Straße führt in felsiger Enge an der Sarca aufwärts nach Tione. Früher kam man nur auf einer Bergstraße durch Bleggio hinauf über den Bergpaß Durone endlich nach Tione hinab. In den ältern Urkunden wird Judicarien gewöhnlich nach dem genannten Berge in die Theile diesseits und jenseits des Durone geschieden. Tione, in einem Kessel zwischen hohen, viel Schatten werfenden Bergen gelegen, ist der Hauptort von Judicarien.

Nun wieder zurück nach Riva, um auf einem anderen Wege in das Herz von Judicarien zu gelangen.

Westlich von Riva liegt in der Höhe das Lederthal, Val di Ledro. Um zu dieser angeblichen Heimat der alten Alutrienses zu gelangen, fuhr man früher von Riva aus zu Schiffe hinüber zum Wasserfall des Ponalebachs, um neben ihm hinauf auf einem entsetzlich steilen Bergsteige endlich schweißtriefend die Thalsohle zu erreichen. Dies ging aber einem wackern Manne, Giacomo Cis von Bezzecca, tief zu Herzen, und er ruhte nicht mehr, bis unter der Mitwirkung von Riva, den Thalgemeinden und Storo, von

Riva aus mitten durch die Felsen eine schöne drei Kilometer lange, 1851 vollendete Straße gesprengt wurde. Auf dieser konnten nun auch jene, welche, wie eine Inschrift an derselben andeutet, diese Idee für Wahnwitz erklärt hatten, bequem, mit schöner Aussicht auf den Gardasee, wenn sie wollten, auch mit einem Viergespann in kurzer Zeit ins Lederthal fahren.

Das Charakteristische dieses schön grünen Bergthals ist der Lago di Ledro, ein ziemlich großer See, welcher die weite Mitte des Thals einnimmt und dessen Spiegel (651 Meter) 590 Meter über der Fläche des Gardasees (61 Meter) liegt. Es zählt über ein Dutzend Gemeinden und Dörfer, von denen Bezzecca und Tiarno die ansehnlichsten sind. Das Thal endet mit der Wasserscheide (749 Meter) hinter dem Dorfe Tiarno di sopra. Von da führt die Straße südwestlich durch das lange, enge und unbewohnte Thal Ampola abwärts zu der unter einem hohen steilen Berge gelegenen Ortschaft Storo. Nach Süden hin liegt, von der österreichischen Grenze nur berührt, der See von Idro, dessen flaches Nordufer auf eine weite Strecke herauf Sumpfboden ist. Vergessen dürfen wir nicht, daß südlich von Storo, jenseits des hohen Gebirges, das selten von einem Touristen betretene Val di Vestino liegt mit sechs Kirchdörfern, welche noch zu Österreich gehören.

Von Storo nach Norden weit aufwärts zieht sich bald etwas breiter, bald enger das Thal des Chiese (Clisi), welcher oberhalb Condino, des Hauptortes des Gebietes, in welchem einst die Herren von Lodron als Dynasten walteten, seitlich aus dem Val di Daone kommt und im Hintergrund desselben, dem Val di Fumo, seine Quellen in den Gletschern des Adamello hat. Im Chiesethal liegen die fünfte und sechste der sieben alten Pfarren von Judicarien, nämlich Condino und Bono (Creto). Das Hauptthal geht in gerader nordöstlicher Richtung mit zahlreichen Ortschaften und dem Fort Lardaro noch weit hinauf bis zur Wasserscheide bei Roncone (839 Meter), von wo die Straße nach Tione niederführt.

Von Tione geht in nördlicher Richtung das hochinteressante Thal Rendena ein, um es nicht zu vergessen, die siebente der sette Pièvi Judicariens. Eines der herrlichsten Thäler des Landes! Es will an das allerdings größere Zillerthal Nordtirols mahnen; wie dieses geht es, eine Steigung hinter Tione abgerechnet, eben ein und hat rechts und links schöne grüne Berghänge und im Hintergrund die Gletscher. Eine Ortschaft reiht sich an die andere, bis wir in den Hauptort Pinzolo kommen, oberhalb dessen das Thal sich theilt. Links zeigt sich das Val Genova durch die tiefe Spalte zwischen dem Adamello und der Presanella weit bis an die Gletscher hinein, rechts steigt das Val Nambino auf, wo von Osten her das Brentagebirge dem Wanderer seine erstaunlichen Wunder entgegenweist und zu oberst in einem lieblichen stillen Winkel Madonna di

Campiglio mit seinem großen Alpengasthaus liegt, zu welchem von Pinzolo aus ein guter Fahrweg führt.

Es ist, als habe die Natur hier im Süden noch einmal vereinigen wollen, was sie sonst weit getrennt: sie hat den brüchigen Kalkgebirgszug der Brenta neben die feste Urgebirgsmasse des Adamello und der Presanella gestellt.

Da erhebt sich westlich das ungeheure, auch schon mit einem Riesendom verglichene Massiv des Adamello, welches nach allen Seiten Thäler aussendet und von riesigen Gletschern bedeckt ist, die wie die an den Rändern ragenden Spitzen verschiedene Namen tragen. Als die höchste ragt der Adamello selbst, 3.547 Meter hoch, empor. Gegenüber nach Nordosten liegt der kleinere Stock der Presanella mit den vielen Hängegletschern und mit der gleichbenannten, den Adamello überragenden Spitze, 3.561 Meter. Dazwischen die Wunder des Val di Genova. Es steigt von Kastanienwäldern am Eingang bis zu verkümmertem Legföhrenbuschwerk in Stufen an, schöne Alpenböden wechseln mit grotesken Felsenpartien, zahlreiche Wasserfälle, von denen die Sarca selbst einen bildet, rauschen nieder, immer wilder und großartiger wird die Eiswelt, wo alles Leben erstirbt, wenn man nicht den Gletscherfloh, den um die Spitzen kreisenden Geier und den Bären, der nicht gar selten dort erscheint, als Insassen dieses Reiches ansehen will. In früherer Zeit sprang auch die Quelle der Sarca aus einem Gletschereisthor, das aber abgeschmolzen ist. Der erste Beschreiber dieses ganzen Gebietes, der erste Besteiger dieser Spitzen war bekanntlich der österreichische Offizier und später auch noch als kühner Nordpolfahrer berühmt gewordene Julius von Payer. Seither ist dasselbe von unzähligen Touristen und Forschern nach allen Richtungen durchzogen worden, Schutzhütten sind entstanden, eine jährlich wachsende Literatur sammelt sich darüber an.

Das Brentagebirge ist eine verschiedene Abzweigungen und Thäler aussendende Kette, welche sich vom Noce bis zur Sarca in Vorder-Judicarien von Norden nach Süden zieht, die massigste und höchste Erhebung des Kalkgebirges westlich von der Etsch. An Formenreichthum, an Thürmen, Stöcken, Hörnern, Zinnen, Zacken und wie man die wunderlichen Gebilde alle nennen will, steht es nach dem Urtheil erfahrener und wohl bewanderter Bergfahrer den östlichen Dolomiten nicht nach. Als der Verfasser dieser Schilderung auf seiner ersten Wanderung von Sulzberg nach Rendena vor dreißig Jahren unterhalb Campiglio abends Rast hielt, genoß er einen Anblick des Brentagebirges, wie er nie wieder einen gleichen erlebt hat. Von Süden durch Val d'Algone zog ein dichter Nebelstreif herauf und legte sich an der Brenta, an der Grenze von Wald und Felsen an. Da schien nun das Gebirge von unten mit dem dunkeln Walde seine Höhe abzuschließen, während die furchtbaren, vielgestaltigen, noch von der Sonne beleuchteten Felsenmassen wie am Himmel hingen und jeden Augenblick niederzustürzen

drohten. Erst die eintretende Dämmerung veranlaßte den Beschauer, den Standpunkt zu verlassen und bei einem aufsteigenden Gewitter auf dem alten, schrecklich gepflasterten holprigen Bergwege hinab, wo heute die schöne neue Straße führt, den Gang nach Pinzolo zu beschleunigen.

Wohl das Merkwürdigste an diesem Gebirge ist die sogenannte Bocca di Brenta, eine höchstens 6 Meter breite Querspalte in einem Felsen von 300 Meter Höhe, welche die Kette in einen nördlichen und südlichen Theil trennt. In der Benennung der höchsten



Bocca di Brenta.

umgletscherten Gipfel südlich und nördlich von dieser Spalte herrschte lange Zeit Verwirrung und Streit; die Tridentiner Alpinisten, hier besonders eifrig an der Arbeit, haben Ordnung zu schaffen gesucht und der höchsten Spitze südlich von der Bocca den Namen Cima Tosa (3.179 Meter), der nördlich von Bocca einfach den Namen Brenta zuerkannt. Im Mai 1882 begab es sich, daß einer der Felsenthürme der Brenta seinen Halt verlor, aus einer Höhe von 200 Meter auf einen Vorsprung niederstürzte und von da zerkrachend und zerstäubend in die Tiefe des Val di Brenta sich so weit ausgoß, daß man jetzt mehr als anderthalb Stunden über das Getrümmer zu steigen hat. Zum Glück erfolgte dieser Felsensturz in einer dunkeln regnerischen Nacht, so daß Niemand

verunglückte; nur die Leute in Campiglio hörten das furchtbare Getöse und glaubten, daß die Welt untergehe. Der schönste Anblick der westlichen Seite des Brentazuges, ein großartiges, farbenreiches, wenn auch theilweise beschränktes Panorama, welches das ganze Thal Rendena umfaßt und bis auf den Spiegel des Idrosees hinabreicht, bietet sich vom bereits berühmt gewordenen Sabbione (2.096 Meter) aus. Nordöstlich ober Pinzolo gelegen, bildet er zu oberst eine mit Rasen bedeckte Kuppe und ist vom genannten Orte aus in drei bis vier Stunden nicht schwer zu erreichen.

Von Campiglio aus lassen sich sowohl Hochtouren auf die Presanella und Brenta, als auch Tages- oder Halbtagsausflüge und kürzere Spaziergänge nach verschiedenen schönen Punkten machen. Sehr beliebte Ausflüge gehen nach dem Campo di Carlomagno (1.618 Meter), wo nach einer Sage einst Karl der Große mit einem Heere sein Lager aufgeschlagen haben soll, und noch höher hinauf auf die Hochebene des Spinale (1.896 Meter). Mit den Standpunkten wechseln die Ansichten; je höher man steigt, desto mehr erweitert sich die Aussicht, desto mehr Neues rückt in den Gesichtskreis des Beschauers ein.

Kein Wunder darum, daß Madonna di Campiglio alljährlich immer mehr besucht wird. Wie sah es nur noch vor dreißig Jahren dort aus, als das kleine einstöckige ärmliche Wirthshaus neben dem alten Kirchlein stand und an dem Gewölbe des letzteren in einem Netze ein riesiges sagenhaftes — Drachenei aufgehängt war! Heute steht dort ein großes prächtiges Alpenhotel. Im September 1889 genoß es die hohe Ehre, Ihre Majestät die Kaiserin Elisabeth mit Ihrer kaiserlichen Hoheit der Erzherzogin Marie Valerie durch acht Tage zu beherbergen. Von schönem Wetter begünstigt, machten die hohen Frauen täglich Ausflüge, sogar bis zum Grostèpaß. Mit Genehmigung Ihrer Majestät der Kaiserin hat seither auch die Grostè-Spitze (2.557 Meter) den Namen „Erzherzogin Marie Valerie-Spitze" erhalten.

Vorarlberg.

Im Gegensatz zu den vielen Tausenden, welche seit der Eröffnung der Arlbergbahn von Tirol aus durch den 10.250 Meter langen Tunnel jährlich ihren Einzug in Vorarlberg halten, wollen wir über den Paß wandern. Von St. Anton, an der Ostmündung des Tunnels, gelangen wir in nicht vollen zwei Stunden zur alten Ansiedlung St. Christof; von hier erreichen wir in wenigen Minuten auf kaum merklich ansteigender Straße die Wasserscheide zwischen Donau und Rhein und damit die Landesgrenze von Tirol und Vorarlberg. Ein mächtiges Kreuzbild und die Grenzsäulen der zwei Länder bezeichnen diese Stelle, welche 1.797 Meter über dem Meere liegt. Der Arlbergpaß stellt einen langgestreckten Längensattel dar, dessen landschaftlicher Charakter kein freundlicher ist.

Die recht magere Pflanzendecke der Paßhöhe und die auf der Nordseite in nächster Nähe bis zu 2.800 Meter aufragenden kahlen Bergriesen des zu unserer Rechten vorherrschenden Dolomitenkalks geben im Ganzen ein ernstes, fast düsteres Bild, das durch den Waldschmuck der südlichen Berge, welche der Gneiszone angehören, nur wenig gemildert wird. Das mehr als frische Lüftchen, das auch an Sommertagen über den Paß hinstreicht, läßt ahnen, wie der Winter hier hausen mag, und welche Aufgabe die Leute hatten, denen es bis vor kurzem oblag, den Weg für das Fuhrwerk frei zu halten.

Mit der Wasserscheide und der politischen Grenze haben wir aber auch eine andere Marke überschritten; wir kommen nun auf unserem Wege aus dem Gebiete des baierischen Stammes in jenes des alemannischen, und der von Tirol her kommende Wanderer wird bald den sehr bedeutenden Unterschied in Sprache, Tracht, Hausbau ꝛc. wahrnehmen.

Die Straße führt noch eine geraume Strecke ziemlich eben, endlich senkt sie sich, wenn auch nicht stark; am Beginn der großen Serpentine, die uns hinabführt, öffnet sich uns der Blick ins Klosterthal. Im Vordergrund des Bildes sehen wir ein ärmliches Dörfchen, das durch einen starken Steindamm vor den Lawinenstürzen des Erzberges geschützt ist; es ist Stuben (1.418 Meter), vom Volkswitz „des Kaisers größte Stuben" genannt. Vor kurzem noch eine wichtige Poststation, führt es nun in seiner unwirthlichen Umgebung ein wenig freudiges Dasein.

Wir wollen heute nicht der „größten Stube" Gastfreundschaft in Anspruch nehmen, sondern wenden uns, bevor die schöne Paßstraße das Dorf erreicht, von derselben ab. Genau nordwärts von Stuben zeigt sich ein Einschnitt in der Gebirgskette zwischen dem Erzberg und dem Ochsenboden, welcher den Übergang ins Lechthal vermittelt, der Flexenpaß, von dem sich vor unseren Augen ein hübscher Wasserfall herabstürzt. Indem wir dem Stubenbach aufwärts folgen, erreichen wir auf einem guten Karrenweg in zahlreichen Windungen die Paßhöhe (1.761 Meter) und befinden uns nun in einem Hochthal, dessen freundliche Matten zahlreichem Vieh ergiebige Weide bieten. Wo das Thal sich am meisten ausweitet, liegt das nur im Sommer bewohnte Alpendörfchen Zürs. Weiter nordwärts senkt sich der Weg, unter uns rauscht ein lustiges Bergwasser, dessen Thal sich immer mehr verengt, bis es zur völligen Schlucht wird, an deren Gelände für unseren Karrenweg sich kaum noch Raum findet; da auf einmal liegt die schönste Mulde des obersten Lechthals vor uns und in derselben das freundliche Dörfchen Lech, zwischen herrlich grünende Matten gebettet, von gewaltigen Bergen umrandet, unter denen das schön aufgebaute Omeshorn (2.572 Meter) das Wahrzeichen für Lech bildet.

Obwohl ein echtes Hochalpenthal, entbehrt das oberste Lechthal bis etwas über Lech hinaus doch nicht einer gewissen Milde, die es seinen prächtigen Alpenwiesen und den bewaldeten Gehängen verdankt. Im äußersten Hintergrund des Thals erhebt sich die

imposante Felsenmasse der Rothenwand (2.701 Meter); die oberste Ansiedlung bildet der Weiler Zug, drei Kilometer aufwärts von Lech und etwa 70 Meter höher gelegen. Südwestlich von Zug erhebt sich der Schafberg (2.676 Meter), dessen gewaltiger Bau um so mächtiger hervortritt, da er rings von verhältnißmäßig tiefen Thälern umschlossen ist. Unterhalb Lech verengt sich das Thal rasch, der Fluß hat sich in den Kalk ein tiefes Rinnsal genagt, so daß wir sein Wasser nicht mehr sehen, wenn wir bei Warth das Thal verlassen. Auf dem Wege von Lech nach Warth erblicken wir zur linken Seite hoch über uns Bürstegg (1.715 Meter), das höchstgelegene Kirchdorf Vorarlbergs.

Warth, in dessen allernächster Nähe die Grenzen von Vorarlberg, Tirol und Baiern zusammenstoßen, liegt schon auf einer Stufe des Plateaus von Hochkrumbach, das einen Gebirgsknoten bildet, in welchem die Klosterthaler-, Vorarlberger- und Algäuer Alpen zusammenstoßen und auf dem sich alle Übergänge in die benachbarten Thäler kreuzen. Der Bergstock des Aar- und des Warthhorns bildet das Centrum des Plateaus, an dessen Nordrand der kühnaufragende zweihörnige Widderstein (2.531 Meter) sich erhebt, während südlich der Bregenzer Ache die Mohnenfluhe bis zu 2.541 Meter emporsteigt. Den Kreuzungspunkt der ziemlich stark begangenen Wege bildet das Dörflein Hochkrumbach, recht bezeichnend auch Krumbach ob Holz (das heißt oberhalb der Waldzone) genannt. Früher bestand hier eine eigene Seelsorgestation; seit mehr als einem Jahrzehnt ist aber Hochkrumbach im Winter nicht mehr bewohnt — bleibt doch im Hochsommer der Ofen in der Gaststube des Wirthshauses selten ungeheizt. Der ungeheuren Schneemassen wegen, welche der Winter hier anhäuft, ist das ehemalige Pfarrhaus an das kleine, auf einer lawinengeschützten Bergstufe stehende Kirchlein angebaut, damit wenigstens der Geistliche nicht von der Kirche abgeschnitten werden konnte, wie es nicht selten seiner in 13 Häusern wohnenden Gemeinde geschah. Dermalen sind im Sommer nur mehr 6 Häuser bewohnt, deren Insassen sich lediglich mit der Pflege des Alpviehes beschäftigen.

Vom Plateau von Hochkrumbach zieht sich westwärts das von der Lutz durchrauschte Große Walserthal, welches mit dem vom Arlbergpaß abzweigenden Klosterthal die Klosterthaler Alpen umschließt, eine dem Hochgebirge angehörige Kalkalpengruppe, deren südlicher formenreicher Zug das Klosterthal auf dessen Nordseite begleitet. Zwischen dem Großen Walserthal und dem Thal der Bregenzer Ache, das nach Nordwest hinzieht, liegen die Vorarlberger Alpen (im engeren Sinne), die mit Ausnahme der südlichsten Erhebungen schon zumeist dem Mittelgebirge zugerechnet werden müssen, während die Gebirgswelt östlich von der Bregenzer Ache den westlichsten Theil der Algäuer Alpen bildet, in welcher der Hohe Ifer (2.227 Meter) auf Vorarlberger Boden die nördlichste Hochgebirgsformation aufweist. Das wichtigste aller vom Gebirgsknoten bei

Hochkrumbach abzweigenden Thäler ist das der Bregenzer Ache. Bevor wir aber demselben uns zuwenden, müssen wir noch ein kleines Thal in Augenschein nehmen, das gleich dem Lechthal seine Gewässer der Donau zuführt. Dasselbe ist vom übrigen Vorarlberg dergestalt abgeschnitten, daß es von diesem aus nur auf beschwerlichen Saumpfaden erreicht werden kann, wogegen es sich gegen Baiern öffnet, weßhalb es auch in letzter Zeit aus dem österreichischen Zollgebiete ausgeschieden und dem deutschen einverleibt wurde.



Canisfluh.

Unmittelbar vom Wirthshaus von Hochkrumbach weg führt ein steiler Fußweg zum 1.975 Meter hohen Gensteljoch, zwischen dem Widderstein und dem Gaishorn, empor. Eine ziemlich verrostete Klappervorrichtung, welche der hier ewig wehende Wind in steter Bewegung hält, mag dem von Nebel oder Nacht überraschten Wanderer ein hochwillkommener Wegweiser sein; wer aber an einem schönen Sommertage die Höhe passirt, wird für die Mühe des Anstieges durch eine herrliche Aussicht belohnt. Zu unseren Füßen liegt das vor einer Stunde verlassene Hochthal mit seinem freundlichen Kirchlein, den zerstreuten Häusern, Alpenhütten und Heustadeln und einem kleinen See; darüber hinaus erheben sich die hohen Häupter der Klosterthaler Alpen, im Westen deuten

uns deren Steilabstürze die Lage des Kessels von Schröcken an, von Osten blinkt noch der Kirchthurm von Warth herauf; — nach Norden aber öffnet sich dem Blick die ungeheuerliche, von majestätischen Felswänden umschlossene Klamm des Gensteltobels, an der oft in schwindelnder Höhe hart am Abgrund der Weg hinabführt, ein Bild großartigster Alpennatur! Um so lieblicher ist aber der Blick, der sich nach ermüdender Wanderung endlich ins Kleine Walserthal aufthut. Anmuthig, ja zierlich stehen die sauberen Häuser der Walser zwischen grünen Wiesen, die von mäßig hohen, ziemlich bewaldeten Bergen besäumt werden, und wohl jeder Wanderer ist freudig erregt, wenn er endlich aus dem Gensteltthal herauskommt und das Dorf Mittelberg erblickt, dessen stattliche Gebäude, von der spitzthürmigen Kirche behütet, über ein reizendes Fleckchen unserer herrlichen Alpenwelt hingestreut sind. Trotz der ansehnlichen Höhe des Thals, das sich, soweit es zu Vorarlberg gehört, nicht unter 1.000 Meter senkt, weshalb nur Wiesenbau und Viehzucht möglich ist, zeigt dasselbe doch ein freundliches, fast mildes Landschaftsbild, das durch die netten Behausungen, die sich besonders in den drei Dörfern Mittelberg, Hirschegg und Riezlern concentriren, wesentlich gehoben wird. Der Hauptfluß des Thals, welches nach dem erstgenannten Dorfe auch das Mittelbergthal heißt, ist die Breitach, einer der drei Quellflüsse der Iller, die sich bei Oberstdorf in Baiern vereinigen. Die Breitach gräbt sich in ihrem Laufe immer tiefer in den Flyschboden ein, während die Ortschaften auf den höheren Stufen des Thals und, wie namentlich Hirschegg, am Gelände liegen, und verläßt das vorarlbergische Gebiet endlich in einer 60 Meter tiefen Klamm. Den Rückweg aus dem Thale könnten wir über das 1.868 Meter hohe Starzeljoch antreten, auf welchem Wege wir noch den hintersten Weiler, Baad, berühren würden; da wir aber den Bregenzerwald von seinem innersten Winkel an kennen lernen wollen, so versetzen wir uns wieder über das Gensteljoch nach Hochkrumbach zurück.

In der Nähe des kleinen Sees, den wir auf dem Wege vom Gensteljoch südwärts sehen, treffen wir wieder auf ein Kreuzbild, das gleich dem auf der Arlberghöhe die Wasserscheide zwischen Donau- und Rheingebiet bezeichnet. Von hier eilt ostwärts der Krumbach links in den Lech, während nach Westen der Seebach rechts zur Bregenzer Ache abfließt und uns der sicherste Führer in den fast 500 Meter tiefer liegenden Kessel von Schröcken ist, der trotz seiner Höhenlage von 1.260 Meter keineswegs jenen rauhen und wilden Eindruck macht, den man schon ob des seltsamen Namens erwarten könnte. Im Gegentheil bildet die saftig grüne Matte mit dem schmucken Kirchlein und den seit dem Brande von 1863 neuerstandenen Häusern (sie erreichen übrigens nicht die Zahl eines halben Dutzend), inmitten der majestätisch-ernsten, großartigen Umgebung hoher Bergwände und Felspyramiden ein so anmuthiges Idyll, wie man es in dieser Hochgebirgswelt nimmermehr zu finden hoffen konnte. Der oberste Bregenzer Wald wird an seiner linken

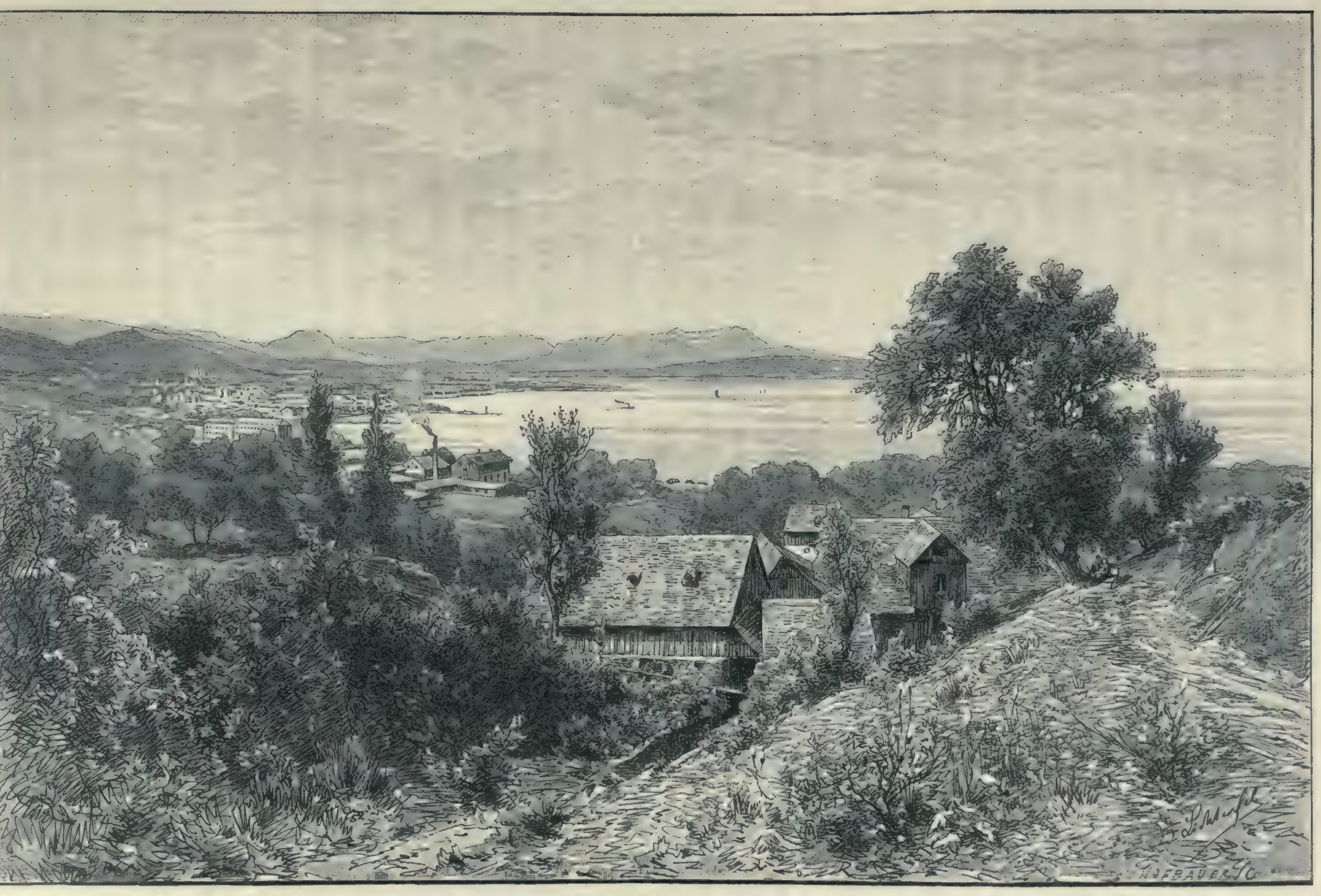
Thalseite von vielen Hochspitzen, darunter vom Juppenspitz (2.408 Meter), der Mohnenfluhe, der Bruadlersspitz (2.646 Meter), dem Hochberg (2.324 Meter) und der Hochkinzelspitze (2.307 Meter), begleitet — alle wild zerrissen und zerklüftet, wie wir es bei den Hochgipfeln der Kalkformation fast immer antreffen; in ihren Schlünden hält sich der Schnee stellenweise das ganze Jahr hindurch; die Bruadlersspitze trägt an ihrem Nordabhang sogar einen kleinen Gletscher. Auf der Nord- und der Ostseite hindern steil abfallende Vorberge, auf denen die meisten Gehöfte der kleinen Gemeinde liegen, den Ausblick auf die Hochgebirgswelt. Das Dörflein selbst liegt auf einem kleinen Plateau, das durch tiefe Thaleinschnitte vor Lawinengefahr gänzlich geschützt ist.

In dem Kessel von Schröcken haben wir die oberste Stufe des Bregenzerwaldes betreten, das ist die Gebirgslandschaft, welche das Flußgebiet der Bregenzer Ache bildet. Wenngleich jedes vorarlberg'sche Thal seine eigenthümlichen landschaftlichen Reize besitzt, so läßt sich doch ohne Einschränkung aussprechen, daß dem der Bregenzer Ache in dieser Beziehung die erste Stelle gebührt. Der Grund dafür ist, daß im Achthal der Charakter eines Querthals am schärfsten zum Ausdruck kommt. Indem die Ache die Streichungslinien einer ganzen Reihe von geologischen Formationen durchbricht, zeigen die Gehänge der Thalseite die verschiedensten Gestaltungen; da sie weiter in ihrem Laufe zu zahlreichen Windungen gezwungen wird, bietet das ganze Thal eine Reihe von herrlichen Landschaftsbildern, die nicht selten die überraschendsten Gegensätze aufweisen; endlich gehört noch zu den Vorzügen des Bregenzerwaldes der Umstand, daß die starre Wildheit einzelner hochaufstrebender Berge mit ihren Felswänden durch die Nachbarschaft mäßiger Höhen, die theils mit herrlichen Alpenweiden, theils mit dunklen Tannenwäldern geschmückt sind, gemildert wird. In diesem Formenreichthum liegt der Reiz dieser Landschaft, wobei die Zierde der überaus schmucken Wohnstätten nicht übersehen werden darf.

Von Schröcken abwärts engt sich das Thal plötzlich ein und erst unterhalb Bad Hopfreben, dessen einziges Gebäude ganz melancholisch in einer Mulde unterhalb der Straße liegt, zeigen sich zwei größere Weitungen; dann schließt sich das Thal wieder zu einer langen Enge, in der von den starren Felswänden nur für Fluß und Straße Raum gelassen ist. Erst kurz vor Schoppernau öffnet sich das Thal zu mäßiger Breite, so daß wieder das erquickende Grün saftiger Wiesen unser Auge erfreut. Aus dem Friedhof von Schoppernau, der neben der Kirche über dem Dorfe sich befindet, leuchtet der Obelisk herunter, welcher die Grabstätte des bäuerlichen Schriftstellers Michael Felder bezeichnet. Von hier erreichen wir bald das reizend gelegene Au an der Mündung des Argenthals. Durch das ziemlich monotone Argenthal gelangt man auf die Höhe von Damüls (1.428 Meter), von wo Jochübergänge ins Große Walserthal und ins Laternserthal führen. Wo sich das Achthal zum erstenmal so bedeutend ausweitet, daß der Fluß,

allerdings sehr zum Schaden der Landwirthschaft, sein Geschiebe über eine weite Fläche absetzen kann, liegt Schnepfau am Fuße der kühn aufgebauten Wand der Canisfluh (2.041 Meter), deren imposanter Steilabfall eines der prächtigsten Bergbilder des „Waldes" darstellt. Der einem Vorgebirge gleich zwischen zwei Thälern weit vorgeschobene Gopfberg zwingt von hier ab den Fluß seine bisherige Nordwestrichtung in eine westliche zu ändern, bis er den schönen Kessel von Mellau erreicht. Mellau hat sich in letzterer Zeit zu einem besuchten Sommeraufenthaltsort herangebildet, wozu wohl noch mehr als die Stahlquelle die Lage beiträgt, denn der Mellauerkessel ist von einer Reihe gewaltiger Berge umringt, unter denen die Mörzelspitze (1.827 Meter), der Guntenhang, der Hohe Koien (1.673 Meter), über den noch die Mittagsspitze (2.092 Meter) hervorragt, und die Canisfluh die bedeutendsten sind. Im äußersten Hintergrunde des von Südwesten her mündenden Mellenthals, aus dem der Mellenbach in zahlreichen Stürzen herausbraust, ist der Hohe Freschen (2.001 Meter) sichtbar, der Knotenpunkt der „Vorarlberger Alpen".

Im Mellauerkessel nehmen wir Abschied von der Hochgebirgswelt des „Waldes", denn die nun folgende pittoreske Schlucht zwischen Guntenhang und Gopfberg führt uns in das Gebiet immerhin noch ansehnlichen Berglandes, das aber statt in steilen Wänden und seltsam geformten Gipfeln und Hörnern seine Zier in dunklen Wäldern und grünen Weiden trägt. An der Mündung des Bizauerbachs liegt das kleine Reute, das sich ebenfalls des Besitzes einer Stahlquelle erfreut und dessen ehrwürdiges Kirchlein der Sage nach das älteste Gotteshaus des Bregenzerwaldes sein soll. Unfern lagert sich am Nordrand einer größeren Thalfläche gar behäbig Bezau, als Sitz des Gerichtes der Hauptort des Waldes. Unmittelbar von Bezau nordwärts erhebt sich ein niedriger Bergriegel, der sich von der 1.867 Meter hohen Winterstaude abzweigt, die Betzegg. Auf dieser Höhe stand bis zur Zeit der baierischen Occupation zu Beginn dieses Jahrhunderts das Rathhaus des inneren Bregenzerwaldes. Eine Denksäule erhält die Erinnerung. Am Nordabhang des Bergriegels lagert sich das anmuthige Andelsbuch, seit längerer Zeit schon ein stark besuchter Sommeraufenthaltsort. Von hier gleitet der Blick über ein herrliches Landschaftsbild. Zur Linken liegt am Abhang eines Bergrückens, der im Hochälpele (1.462 Meter) culminirt, Schwarzenberg, ebenso bekannt als die Heimat der Malerin Angelika Kaufmann wie durch seine schöne Lage; vor uns in einem kleinen Thalbecken der Bregenzer Ache das stattliche Egg, jenseits der Subersach, deren tiefes Rinnsal durch Steilhänge angedeutet ist und die von altersher den Hinter- und Vorderwald scheidet, auf hochgelegener, weiter, sonniger Fläche Lingenau, davon östlich Hittisau und darüber hinaus die welligen Linien der ferneren Berge und Höhen, welche im Nordosten mit dem Hohen Häderich (1563 Meter) das Bild abschließen.



Blick auf Bregenz.

In der Nähe von Bezau tritt die Bregenzer Ache wieder in eine Enge; von hier ab besteht ihr Thal nur mehr aus einer tiefen Schlucht, deren Steilgehänge von Tannen und Buschwerk beschattet werden. Die Ortschaften liegen hoch über dem Fluß, meist auf weiteren Flächen, von denen aus man die Flußlinie nicht einmal mehr erblickt. Deßhalb folgt auch von Egg ab die Straße nicht mehr dem Fluß, sondern zieht über Alberschwende, das letzte oder, vom Rheinthal aus gerechnet, das erste Dorf des „Waldes", welches 5 Kilometer südlich von der Ache liegt. Von hier führen zwei Wege in die Ebene des Rheinthals hinaus — der eine seit langem bestehende und schon von der Natur vorgezeichnete durch den romantischen Schwarzachtobel, welcher bei Schwarzach ins Rheinthal tritt, der andere — erst vor wenigen Jahren angelegte — am nordwestlichen Gelände des Hochälpele, welcher uns bei Dornbirn in die Ebene bringt; dieser hat den Vorzug einer ausgedehnten Fernsicht vom Ufer des Bodensees weit hinauf ins Rheinthal und auf die gegenüberstehenden Schweizer Alpen.

Nachdem die Bregenzer Ache ihre 26 Kilometer lange Schlucht durchrauscht und auf dieser Strecke die aus engen Thälern von Norden her kommenden Zuflüsse, die Weißach und die Rothach, aufgenommen, tritt sie bei dem Dorfe Kennelbach in die Ebene und ergießt sich bald darauf in einem reichverzweigten Delta in den Bodensee. Auf dem Wege dahin strömt sie hart am Steilabfall des Gebhardsberges vorüber, auf den wir uns nun versetzen, um eine Übersicht über Bregenz und dessen Umgebung zu gewinnen.

Der Gebhardsberg ist der südlichste Ausläufer des Pfänderstocks, der vom Thal des Rückenbachs — der nördlichen Grenze Vorarlbergs — bis zum Achthal sich erstreckt und im Hirschberg mit 1.088 Meter culminirt. Charakteristisch für das Landschaftsbild der Bregenzer Bucht ist der nach Westen abfallende Theil des Gebirgsstocks, wo der Pfänderberg, nahe bei Bregenz, sich bis zu 1.056 Meter erhebt. Von hier dacht sich der Rücken des westlichen Theiles allmälig gegen Norden hin ab, um endlich ziemlich steil zum genannten Rückenbach abzufallen. Infolge seiner vorgeschobenen Lage bietet der Gebhardsberg — 201 Meter über dem Bodensee — den günstigsten Standpunkt zur Aussicht über die Umgebung von Bregenz, der Hauptstadt Vorarlbergs.

Dem See zugekehrt erblicken wir zu unsern Füßen ein an den Gebhardsberg anschließendes Plateau, im Volksmund der Ölrein genannt, eine Moräne des alten Rheinthalgletschers. Hier erhob sich einst das Brigantium der Römer, jetzt ist die Fläche mit Wiesen, Feldern und Gärten, mit Bauerngehöften und Villen bedeckt; in der Mitte steht die protestantische Kirche. Am Nordrand des Plateaus erhebt sich der stattliche Bau der katholischen Pfarrkirche, in deren Nähe eine größere Häusergruppe gelagert ist. Jenseits eines tiefen Tobels liegt auf einer kleinen Terrasse die Oberstadt, das Bregenz des Mittelalters, dessen Mauern ziemlich verwittert zu uns heraufblicken. Ein massiver

viereckiger Thurm, an den sich ein Kirchlein schließt, bildet ihr Wahrzeichen. Unterhalb dieser Stufe breitet sich das neuere Bregenz zumeist auf angeschwemmtem Grunde am See aus, an dessen sanfter Uferrundung die vorgeschobensten Häuserreihen sich anschmiegen, während die neuen Hafenbauten sich weit in den See hinein erstrecken. Gegen Norden hindert der an den See vortretende Steilabfall des Pfänder die weitere Ausbreitung der Stadt, während nach Westen deren Weichbild in die Ebene hineinreicht, welche sich zur Bregenzer Ache hinzieht. So liegt Bregenz gar traulich zwischen See und bewaldetem Berghang und findet doch noch Raum genug, um sich zu recken und zu strecken, wozu es seit Eröffnung der Arlbergbahn und Einrichtung der Trajectschiffahrt gewaltigen Anlauf genommen. Die Bedeutung des heutigen Bregenz liegt in seiner Verkehrsthätigkeit, auf welche es schon durch seine Grenzlage zwischen Deutschland und der Schweiz hingewiesen ist. Übrigens hat in letzterer Zeit auch die industrielle Thätigkeit nennenswerthen Aufschwung genommen. Das mittelalterliche Bregenz, sowie das Brigantium der Römer war wichtig als fester Platz. Dort, wo wir von unserm Standpunkt aus einen Felsvorsprung hart an die Straße am See vortreten sehen, steht heute noch einer der drei Thürme in ansehnlicher Höhe am Bergabhang, durch welche die Straße führte, denn damals schob sich der Fels gänzlich in den See vor und dieser von Natur und Kunst befestigte Weg — die Klause — galt als sichere Wehr für die Stadt, welche außerdem im Süden noch das Schloß Hohenbregenz zum Schutze hatte, auf dessen alten Grundmauern die Altane des gastlichen Meßnerhauses ruht, von dem aus wir Rundschau halten.

Über die baierische Inselstadt Lindau hinaus erblicken wir das fruchtbare schwäbische Hügelland, das sich nach Osten in die sanfte Mulde des Leiblachthals absenkt, dessen Flüßchen die Landes- und Reichsgrenze bildet. Aus den Feldern, Wiesen und Obstangern des Thals erheben sich die Kirchthürme von Lochau und Herbranz. Das nördlichste Dorf des Landes, Hohenweiler, ist von unserem Standpunkt aus nicht sichtbar. Am flachen Seeufer nahe der Stadt liegen die weitläufigen Gebäude des Klosters Mererau, jenseits der Ache das weitausgedehnte Dorf Hard mit starkem Holzhandel und reger Industrie, nahe der Mündung der Fussach das Dorf gleichen Namens, im Mittelalter und weit herauf in unsere Zeit ein nicht unbedeutender Hafenplatz, da der Waarenzug von Lindau her über den See nach Fussach und von da rheinaufwärts ging. Weiter landeinwärts liegen am Rhein, wo er sich hart an die Schweizerberge anschmiegt, die großen Dörfer Höchst und Lustenau mit ansehnlichem Fruchtbau und starker Maschinenstickerei, aber durch die in letzter Zeit oft wiederholten Überschwemmungen leider an den Rand des Ruins gebracht. Südwärts endlich liegt das Rheinthal über Hohenems hinaus vor unseren Blicken, bis der Kummenberg die Thalebene abschließt, im Hintergrund ragt die Hochalpenwelt empor, voran der schön geformte Bergstock der „Drei-Schwestern".

Das Rheinthal von Mayenfeld in der Schweiz bis zum Bodensee bildet die bedeutendste Gebirgsspalte in der ganzen Nordalpenzone. Infolge der ziemlich geraden Erstreckung und der nicht unbedeutenden Breite des Thals — die erstere beträgt 58 Kilometer, wovon 30 auf Vorarlberg entfallen, die letztere wechselt zwischen 2 bis 10 Kilometer — gewinnen wir in dieser Spalte einen recht belehrenden Einblick auf die inneren Ketten der nördlichen Zone, von der Neogenformation am Ostufer des Bodensees über die Flysch- und Kreidezone bis zu den Kalkgebilden, welche im Süden den Ausblick abschließen. So interessant aber dem Geologen diese Gebirgsspalte ist und so sehr sich auch der nicht steingelehrte Wanderer an den mannigfachen Landschaftsbildern erfreuen mag, welche durch die verschieden gestalteten Abhänge bedingt sind, so wenig erquickend ist in manchen Abschnitten, namentlich in den unteren, der Anblick der Rheinthalebene selbst. Diese ist nichts anderes als ein vom Stromgeschiebe aufgeschwemmtes Land, welches den Bodensee im Laufe von Jahrtausenden bis auf die heutige Südostgrenze zurückgedrängt hat. Und wer dieses Gebiet nicht nur vom dahineilenden Eisenbahnwagen aus überblickt, sondern abseits der Straße zu Fuß durchwandert, der findet nur zu oft weitausgedehnte Moore und Tümpel, magere, baumlose Wiesen und von stagnirenden Gewässern durchzogene Strecken.

Von Bregenz rheinaufwärts führt uns die Straße über den Ölrein, von wo wir noch einmal auf die freundliche Bregenzer Bucht zurückschauen; auf einer langen gedeckten Brücke übersetzen wir die Ache und kommen bald nach Lauterach, von wo die Eisenbahnlinie in die Schweiz abzweigt. Von hier ab liegen alle bedeutenderen Ortschaften des Thals am Saum des Gebirges, denn die ersten Ansiedler kannten die Tücke des Stroms und die späteren suchten sich die Wasserkräfte der Berge dienstbar zu machen. So finden wir Schwarzach am Ausgang des uns schon bekannten Schwarzachtobels, der auch wegen der ansehnlichen Wetzsteinerzeugung zu nennen ist; dann folgt das stattliche Dornbirn, in seinen vier Vierteln weitausgedehnt und mit seinen äußersten Parcellen hoch in die Region der Vorberge hinaufragend. Der Marktflecken Dornbirn bildet die größte Ortschaft des Landes und ist bekanntlich der Hauptsitz der hochentwickelten vorarlbergischen Baumwollindustrie, die von hier ab im Rhein- und Illthal bis Bludenz in allen größeren Ortschaften und zahlreichen einzelnen Fabriken betrieben wird. Bei Dornbirn öffnet sich die Schlucht der Dornbirner Ache, welche am Fuße des hohen Freschen entspringt und im Unterlauf den Namen Fussach führt. Von Dornbirn ab nähert sich der stellenweise wandähnliche, dann wieder ganz zerklüftete Abfall des Höhenzuges, der hier in der Hohen Kugel (1.643 Meter) culminirt, mehr dem Strome. Hart am Gebirge zieht sich in langer Zeile Hohenems hin, ehemals Hauptort der gleichnamigen Grafschaft und zeitweilige Residenz des einst hochangesehenen Grafengeschlechtes gleichen Namens.

Über dem Marktflecken erheben sich auf steilen Felsvorsprüngen die Ruine Neu-Hohenembs und die Halbruine Alt-Hohenembs. Einer besonders schönen, freundlichen Lage erfreut sich Götzis, welches mit seinen Obstangern den ganzen Raum zwischen einem Vorberge des Gebirges und dem Kummenberg ausfüllt. Letzterer ist eine vollkommen isolirte Erhebung in der Rheinebene, die hier 424 Meter Seehöhe hat, eine Insel des vorzeitlichen Sees, der hier einst wogte. In nächster Nähe erhebt sich ein zweiter kleinerer Felsenriff, heute der Schloßberg genannt, welcher in der Vorarlberger Geschichte Wichtigkeit besitzt. Auf diesem Felsen stand vor Zeiten die Veste Neuburg, die sammt ihrem kleinen unterthänigen Gebiete die Habsburger im Jahre 1363 kauften, — der



Scesaplana.

erste Schritt zur Erwerbung Vorarlbergs. Eine kurze Strecke oberhalb Götzis ändert sich das Landschaftsbild fast plötzlich. Die Bergabhänge treten weiter zurück und zeigen eine viel größere Mannigfaltigkeit. Ein wohlbebautes und dicht bewohntes Hügelland ist den höheren Erhebungen vorgelagert; zahlreiche freundliche Dörfer und Ortschaften, von Obstbäumen und fruchtbaren Fluren umgeben, grüßen von den Anhöhen herab, so Meschach, Fraxern, Victorsberg, während andere, wie Klaus, Weiler, Rötis, Sulz, am Fuße der Hügellandschaft liegen. Den Abschluß dieser Weitung bildet das reizend gelegene Rankweil, das zugleich auf classischem Boden des Landes steht. Ein länglicher Hügel schiebt sich in die Ebene vor; auf dessen vorderstem Theile, der jäh abbricht, erblicken wir ein seltsames Bauwerk, über dessen Bestimmung, ob Kirche, ob Burg wir im

Zweifel sein könnten, wenn nicht der schlanke Thurm mit dem Kreuze für ersteres entschiede. Hinter der Kirche erstreckt sich eine lange Reihe alter Häuser, während am Fuße des Hügels die stattlichen neueren Gebäude zwischen Obstbäumen hervorschauen, das Ganze im Hintergrund von bewaldeten Höhen überragt — ein erquickendes Landschaftsbild. In der Nähe, auf der Flur Müsinen, wurde Jahrhunderte lang das Gaugericht von Rankweil abgehalten.

Bei Rankweil rauscht die Frutz aus dem Gebirge; eine tiefe, unwegsame Schlucht verwehrt uns den Zugang zu diesem Gebirgsbach. Wollen wir in sein Thal, so gelingt uns das nur auf steilem Anstieg nördlich von demselben und auch auf diesem Wege gelangen wir erst weit hinten im Thal an den Bach; derselbe hat sich eine tiefe und so schmale Rinne ausgenagt, daß die wenigen Ortschaften und Einzelgehöfte auf einer höheren Geländestufe sich Raum suchten, alle auf der Nordseite, um des Sonnenlichtes theilhaftig zu werden, das die in Süden aufsteigenden Höhen des Hochgehrach (1.960 Meter) und seiner Nachbarn dem südlichen Thalhang neidisch verwehren. Aus dem unteren Theile des Thals — welches von der größten Ortschaft Laterns den Namen trägt — führt ein bequemer Weg auf den Hohen Freschen, welcher zwar nicht den höchsten Punkt der „Vorarlberger Alpen", wohl aber orographisch deren Hauptknotenpunkt bildet und infolge seiner vorgeschobenen Lage eine Aussicht gewährt, die zu den schönsten des Landes zählt und einen sehr instructiven Blick auf den Bau der ringsum gelagerten Gebirgswelt gestattet.

Von Rankweil südlich schieben sich Vorstufen der Bergwelt so weit in das Rheinthal hinein, daß es auf der österreichischen Seite fast ganz abgeschlossen wird. Folgen wir dem engen Thaleinschnitt zwischen den zwei östlichen dieser Vorberge, so gelangen wir in kurzem nach Feldkirch, der zweiten Stadt des Landes in reizender Lage. Im Westen der rebenbedeckte Höhenzug des Ardetzenberges, im Osten eine Steilhöhe, von welcher die alte Schattenburg träumerisch herabblickt, im Süden die Ill, welche im unwiderstehlichen Ansturm die Felsen durchbrochen und so den Ardetzenberg und dessen östlichen Nachbar von den südlichen Bergen losgerissen hat, und über die Ill hinaus immer höher und höher ansteigende Gebirgsmassen, die nordwestlichsten Vorposten des Rhätikon, und zwischen den Klammen und Bergen das Städtchen, von grünen, baumreichen Angern umgeben, in seinem Bau noch manches mittelalterliche Gepräge zeigend. Wer das ganze Stadtbild sammt der weiten Umgebung von einem höheren Standpunkt aus aufnehmen will, der lasse sich nicht die Mühe verdrießen, den in einen herrlichen Park umgewandelten Margarethenkapf zu besteigen, von wo aus namentlich der Blick in den obersten Theil des österreichischen Rheinthals lohnend ist, besonders aber auch erst die Mächtigkeit der zwei Illdurchbrüche erkannt werden kann, zwischen denen Feldkirch liegt. So eng ist die Klamm unmittelbar vor der Stadt, daß die Straße mit Mühe dem Felsen abgerungen werden

konnte, während für die Eisenbahn kein anderer Ausweg blieb, als durch einen Tunnel, welcher gerade unter der Schattenburg durchzieht. Aber schon nach wenigen Schritten ändert sich das Bild, wir sind im Inner-Walgau, so heißt nämlich das Illthal zwischen Feldkirch und Bludenz.



Bludenz mit dem Rhätikon.

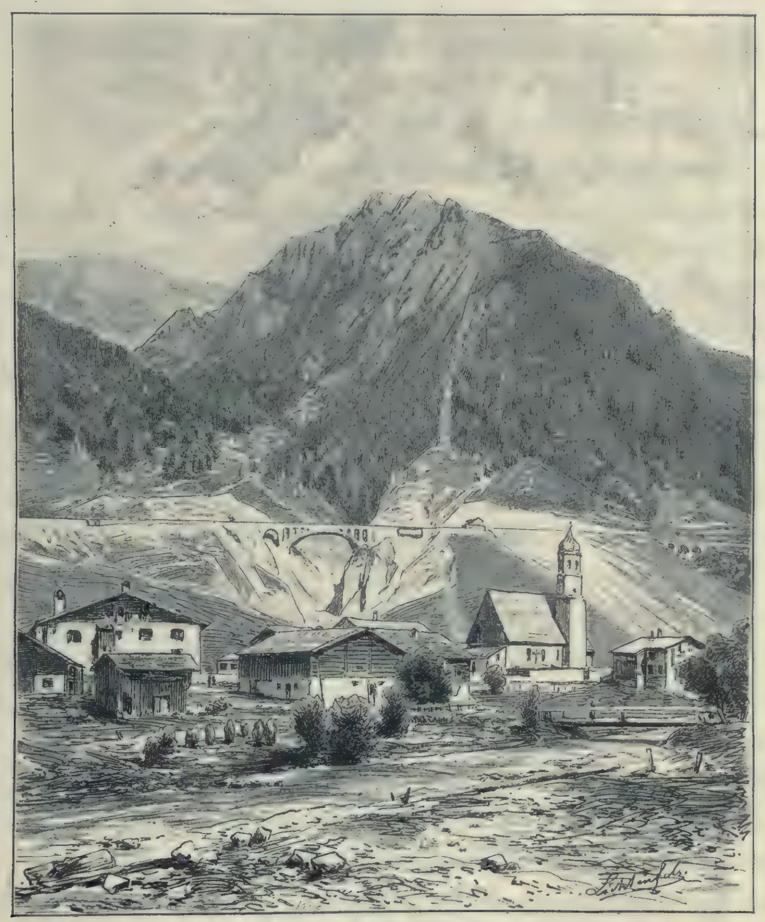
Der Walgau gehört sicherlich zu den schönsten Landschaften „vor dem Arlberg“. Rühmt sich Bregenz mit Recht des Sees, an dessen schönster Bucht es ruht, entzückt den Wanderer die überreiche Fülle herrlicher Bilder, welche der anmuthige Bregenzerwald ihm darbietet: so nimmt der Walgau vor Allem den einen Vorzug für sich in Anspruch, daß er im Süden Antheil hat an der einen der zwei gewaltigen Hochgebirgsgruppen,

welche dem Lande angehören, dem Rhätikon. Außerdem erfreut sich der Walgau infolge seiner geschützten Lage eines milden Klimas und entbehrt der lästigen Nebel des Rheinthals, so daß er gar wohl bebaut und dicht bewohnt ist. Aus denselben Gründen, welche wir beim Laternserthal angeführt, liegen auch im Walgau die meisten Ortschaften auf der Nordseite, namentlich auf den sanften Vorhügeln der Vorarlberger Alpen, so das stattliche Satteins, dann Röns, Düns, Schnifis, Thüringen und Ludesch, zwischen welchen beiden letzteren die Lutz ihre Wässer aus dem Großen Walserthal ins Illthal heraussendet. Neben manchem der Dörfer ragt das dunkle Gemäuer einer ehemaligen Burg auf ihrem Hügel empor im charakteristischen Gegensatz zu den schimmernden Fensterreihen ausgedehnter Fabriksgebäude, welche im Thale ebenfalls vertreten sind. Im Süden aber erhebt sich die Kalkkette des Rhätikon, deren nach Norden vorgeschobene Äste scheinbar eine ununterbrochene Wand von imponirender Höhe darstellen. Wenn wir aber die, den engen Schluchten enteilenden Bergwässer verfolgen, die in donnernden Stürzen und wirbelnden Schnellen von den Höhen herabbrausen, so führen sie uns nach Stunden mühsamen Steigens auf die Vorstufen der Hochalpenwelt, wo die schneeigen Häupter der Rhätikonkette aus ihrer majestätischen Einsamkeit auf uns herniederschauen. So bei Frastanz die Samina, welche wohl nur im unteren Theile zu Vorarlberg gehört, während ihr oberer Lauf im Fürstenthum Liechtenstein liegt, und die mit dem Rheinthal den kühngeformten Drei-Schwesternberg (2.124 Meter) einschließt; bei Nenzing der Mänk, der uns ins Gamperthonathal führt, das sich oben zu einer herrlichen Alpentrift erweitert, im Volksmunde der „Nenzinger-Himmel“ genannt; endlich der Alvierbach, der das Brandnerthal durchrauscht und sich durch die sehenswerthe Bürserklamm, Bludenz gegenüber, ins Thal Bahn bricht. Im Thal des Alvierbachs liegt in bedeutender Höhe das langgestreckte Dorf Brand, von dem das Thal den Namen führt. Der Alvierbach, welcher im stäubenden Falle aus einer Felsenwand herausbricht, bildet den Abfluß des Lünersees, des größten Alpensees in so bedeutender Höhe, denn der Seespiegel liegt 1.924 Meter über dem Meere. Von hier erreicht man die weißschimmernde Höhe der Scesaplana (2.962 Meter), die uns schon auf der Seefahrt von Lindau nach Bregenz entgegenleuchtet und von welcher aus der Blick die ganze Alpenkette von Monterosa bis zum Adamello umspannt, während er nordwärts weit über das schwäbische Hügelland hingleitet. Zu Füßen der Scesaplana breitet sich der Brandnerferner aus.

Den Abschluß des Inner-Walgaues im Osten bildet Bludenz, die dritte Stadt des Ländchens durch seine herrliche Lage im Angesicht der prächtigsten Berg- und Hochgebirgswelt und durch rege Industrie ausgezeichnet.

Unfern von Bludenz mündet das Große Walserthal, welches mit dem ziemlich parallel laufenden Klosterthal die durch den Formenreichthum ihrer Gipfel ausgezeichnete

Gruppe der Klosterthaler Alpen einschließt. In seiner Gestaltung ist das Walserthal das treue Abbild des Laternserthals, vor dem es jedoch die doppelte Längenerstreckung und die bedeutendere Höhe der begrenzenden Berge voraus hat, außerdem auch die stärkere Besiedlung. Wie das Laternserthal bildet auch das Walserthal eine tiefe Thalrinne, an deren nordwestlichem Gehänge sich fast alle Ortschaften angesiedelt haben, von denen die



Klösterle mit dem Wäldlitobel.

wichtigsten St. Gerold, Blons und Sonntag sind, letzteres der Hauptort des Thals, von wo an dem bedeutend höher gelegenen Fontanella vorüber ein Saumweg über das 1.500 Meter hohe Faschinajoch ins Argenthal führt. Weit hinten im Thale liegt Buchboden und in dessen Nähe am Ausgang eines Seitenthals in völliger Weltabgeschlossenheit das kleine Heilbad Rothenbrunn. Die oberste Thalstufe weitet sich zu einem grünen Kessel, der sich schon an die Höhen anlehnt, welche im Westen den Gebirgsknoten bei Hochkrumbach besäumen.

Wie sich die Ill bei Feldkirch in einer Doppelklamm den Austritt ins Rheinthal erzwungen, in welchem sie ihren kurzen Unterlauf zurücklegt, so ist auch der Mittellauf des Flusses vom Oberlauf durch eine Thalschlucht ungewöhnlich scharf abgegrenzt. Unmittelbar oberhalb der Mündung der Alfenz, die vom Arlberg herunterkommt, nähern sich die Abhänge des Lorünser und der Davenna in senkrechten Wänden derart, daß nur für Fluß und Straße noch Raum bleibt. Ist diese Enge, welche Stebösi heißt, was dasselbe bedeutet wie via mala, durchschritten, so treten wir beim Weiler Lorüns ins Montafon, welchen Namen das obere Illthal führt. Bald überblicken wir einen großen Theil des Thals, das zwischen St. Anton und Schruns seine schönsten Bilder zeigt. Die mäßig breite, wohlbebaute Thalsohle ist mit zahllosen Kirschbäumen besetzt, so daß die Wanderung durchs Thal namentlich zur Zeit der Blüte den herrlichsten Anblick bietet. Zwischen den Bäumen schauen die sauberen Häuser freundlich hervor; die Berghalden sind weit hinauf mit Gehöften besetzt, die zwischen Äckern und Wiesen zerstreut liegen, und im Hintergrund der von Westen und Süden her sich öffnenden Thäler schauen die hohen Gipfel der Rhätikonkette ins Thal. Wo das in einem großen Bogen nach Osten sich erstreckende Silberthal mündet, ist der schönste Punkt des Montafon. Hier liegt der Hauptort desselben, das Dorf Schruns, dem Ökonomen durch seine berühmten Viehmärkte bekannt, in seiner Bauart einem kleinen Städtchen nicht unähnlich; ihm gegenüber erblicken wir am linken Illufer die stattliche Wallfahrtskirche von Tschagguns, von einer kleinen Häusergruppe umgeben. Über derselben erhebt sich der rothgelbe Zahn der Mittagsspitze (2.164 Meter), hinter dem sich — aber vom Thal aus nicht sichtbar — die Schwarzhornspitze (2.457 Meter) und noch höher der gewaltige Stock der Sulzfluh (2.804 Meter) aufbaut. Den weitern Ausblick aber gewinnen wir erst vom Dorfe Außerbartholomäberg, das an der Berglehne nördlich von Schruns liegt, von wo wir nicht nur einen großen Theil des Thals, sondern auch die gewaltigsten Bergstöcke der Rhätikonkette überschauen, unter denen namentlich die Zimberspitze (2.640 Meter), die Drusenfluh (2.274 Meter) und die Sulzfluh hervorragen; letzteren beiden sind Gletscher vorgelagert.

Bald ober Schruns verengt sich das Thal; ein gewaltiger Schuttkegel, die Fratte genannt, bildet die natürliche Scheide zwischen dem äußeren und inneren Montafon oder Außerfratte und Innerfratte, wie der landesübliche Ausdruck lautet. Außerfratte zeigt uns neben der Großartigkeit der Thalform doch vorwiegend freundliche Landschaftsbilder; der Charakter der Innerfratte aber ist, wenn auch nicht gerade düster, doch ernst und verschlossen. Die Thalsohle ist beengt, verliert sich stellenweise ganz, um sich erst im oberen Theile wieder auszubreiten; die Berghalden sind steiler und geben nicht mehr Raum für Feld und Acker; die freundlichen Gehöfte an denselben sind fast verschwunden und nur ein einziges großes Dorf lagert sich noch hier, St. Gallenkirch, die Heimat der allerorts

wohlbekannten Krautschneider. Die weiter thaleinwärts liegenden Ortschaften sind klein und unansehnlich, so Gurtipol, Gaschurn und Patenen (1.047 Meter), das letzte Dorf des Thals auf ziemlich breiter Thalsohle, die nur mehr geringe Fruchtbarkeit zeigt. Von hier bildet die schöne Pyramide der Vallüla (2.810 Meter) den scheinbaren Thalabschluß. Von Patenen führt ostwärts ein ziemlich stark begangener Saumweg, das 1.852 Meter hohe Zeinisjoch, nach Tirol; weiter südlich vermittelt die Biller Höhe (2.046 Meter) ebenfalls die Verbindung mit dem östlichen Nachbarlande. Bei Patenen biegt das Illthal plötzlich nach Süden um, während es bisher in seiner ganzen Erstreckung die südöstliche Richtung eingehalten. Mit dieser Richtung ändert sich auch der Landschaftscharakter wieder. Wir betreten nun das Gebiet des Hochgebirges, das die bleibende Ansiedlung der Menschen nicht mehr duldet. Die Berge der Gneiszone, in die wir schon bei St. Gallenkirch getreten, zeigen zwar gewöhnlich nicht die seltsamen Gestalten der Kalkgebilde, aber sie bauen sich gewaltiger auf und sind in ihrer geringeren Zerklüftung der Gletscherbildung günstiger, und bald führt uns auch das Thal in die Regionen, wo das Rauschen der Wässer verstummt unter der Fessel des ewigen Eises, aus dem sich die dunklen Bergriesen im äußersten Süden des Landes in ewig ungestörter Einsamkeit majestätisch erheben. Zu Füßen der südlichsten und höchsten Grenzmarke, des 3.313 Meter hohen Albuinkopf oder Piz Buin, lagert sich ein weites Amphitheater von Eis und Gletschern (Vermont), aus dem in einer Höhe von 2.176 Meter die Ill ihren Abfluß nimmt.

Von Bludenz erstreckt sich in genau östlicher Richtung das Klosterthal, welches unter allen Thälern des Landes am wenigsten reich sein dürfte an landschaftlicher Schönheit. Von der Mündung bei Bludenz bis zum Dorfe Braz ist es noch ziemlich breit und nicht unfreundlich, aber es steigt schon bedeutend an. Von Braz thaleinwärts verschwindet allmälig die Thalsohle; die Straße, welche oft das Flußufer wechseln muß, um Raum zu gewinnen und vor Lawinen und Muhren geschützt zu sein, hält schon die nächst höhere Stufe ein; noch höher liegt die Eisenbahnlinie, welche bald hinter Bludenz rasch ansteigt und dann in kühnem Bau oft an schwindelnden Abgründen der Klosterthaler Alpen hinzieht, deren Wände und Kämme mauergleich emporragen, von zahllosen Wildbächen durchrissen. Tief unter der Bahnlinie liegen die wenigen armen Dörflein, von denen Klösterle, am Ausgang des Wäldlitobels, dem Thal den Namen gegeben hat. Auf der Südseite sind die Bergabhänge meist dicht bewaldet und verhindern durch ihre Nähe den Blick auf die Gipfel der weiter rückwärts aufragenden Gneisberge der Verwallgruppe. Dort wo die Straße auch das Niveau der Eisenbahnlinie erklommen hat, um über Stuben die Höhe des Arlberges zu gewinnen, liegen die wenigen Häuser von Langen (1.217 Meter) in nächster Nähe des Westportals des großen Tunnels. Aus geringer Entfernung grüßt das Dörflein Stuben zum Abschied, wie es uns den Willkomm beim Eintritt ins Land geboten hat.

Es ist ein kleines Ländchen, das wir geschildert haben, aber es ruht sichtbar Gottes Segen auf dieser heimatlichen Scholle, von welcher der Dichter singt:

Du sitzest hoch zu Throne, du Arlberger Land,
Dein Haupt umschließt als Krone der Berge Zackenband,
Der stolze Glanz der Firne umflicht als Edelstein
Im Diadem die Stirne, als Gürtel blinkt der Rhein.
Als Mantel ziehn die Wipfel der grünen Wälder hin
Und schneebedeckte Gipfel, sie sind dein Hermelin;
Der Rebenschmuck der Hügel ist deines Kleides Zier,
Es liegt als klarer Spiegel ein See zu Füßen dir
Und tausend reiche Blüten hat Gott dir ausgestreut —
Er mög' sie dir behüten, du holde Königsmaid!



Starzeljoch.



Vorgeschichte und Geschichte von Tirol und Vorarlberg.

Die vorgeschichtlichen Verhältnisse von Tirol und Vorarlberg.

Tirol ist ein Durchzugsgebiet oder — um einen Lieblingsausdruck Karl Ritters zu gebrauchen — ein Passageland im eminenten Sinne des Wortes. Zwischen

Etruskischer Inschriftstein aus Pfatten, Schmuckgegenstände, Waffen und Thongefäße aus vorgeschichtlichen Gräbern in Tirol.

Italien und Deutschland und anderseits zwischen dem westlichen und dem östlichen Alpenflügel nimmt Tirol eine bedeutsame Mittelstellung ein. Tiefeingerissene Flußdurchbrüche und leicht übersteigbare Alpenpässe eröffnen von allen Seiten den Zugang. Zwei Hauptverkehrsrichtungen sind es namentlich, welche sich im Herzen des Landes schneiden. Die eine, von Süden kommend, wird gebildet durch die Meridionalfurche der unteren Etsch und der Eisack, welche über die tiefste Einsattlung der centralen Alpenkette, den Brenner, durch das Sillthal sich nordwärts fortsetzt. Vom fernen Osten her aber streicht die langgestreckte, nach zwei entgegengesetzten Seiten hin abwässernde Thalrinne der Drau und Rienz. Auf diesen von der Natur vorgezeichneten Bahnen wanderten bunte Völkerscharen in das Land, mehr oder weniger tiefgehende Spuren ihrer Anwesenheit zurücklassend. Auf diesen Wegen zog der Kaufmann und brachte mit seinen Waaren wichtige neue Culturelemente. Dem vorwärtsdrängenden wechselvollen Einfluß der offenen Verkehrslage steht anderseits gegenüber die natürliche Geschlossenheit der einzelnen Thalgebiete und der angeborene conservative Sinn der Gebirgsbewohner, ihr zähes Festhalten an dem einmal Erfaßten. Diesen Factoren verdankt Tirol seine ethnographische Eigenart und seine historische Entwicklung. Sie haben schon sehr früh bestimmenden Einfluß genommen auf die Besiedlung und Cultur des Landes, lange bevor die römischen Legionen ihren Siegeszug über die Alpen begannen.

In jener fernen Urzeit freilich, als der mitteleuropäische Mensch noch auf der primitivsten Stufe der Cultur stand, konnten sich begreiflicherweise derartige Einflüsse noch nicht bemerkbar machen. In der Glacialzeit waren sämmtliche Alpenthäler von gewaltigen Eisströmen ausgefüllt und völlig ungangbar. Die Anwesenheit des Menschen in Tirol während dieser Periode ist nicht nachweisbar. Nach dem Zurückweichen der Diluvialgletscher aber drangen bald streifende Jäger, die bis dahin in den Alpenvorlanden gehaust hatten, in das Gebirge und nach und nach bildeten sich in den Hauptthälern kleine Ansiedlungen. In den Schotterkegeln des Innthals finden sich gelegentlich Reste derselben eingeschwemmt: rohgebrannte Topfscherben, Holzkohlen, Knochen von Jagd- und Hausthieren, die zum Theil von Menschenhand bearbeitet sind. Außerdem kamen verstreute Steinwerkzeuge an mehreren Punkten des Innthals zum Vorschein. In den sonnigen Thälern des südlichen Tirol, welche früher eisfrei wurden und zur Besiedlung einluden, sind — abgesehen von zahlreichen Einzelfunden neolithischen Charakters — mehrere eigentliche Wohnplätze aus dieser Zeit aufgedeckt worden mit mannigfachem Inventar von Erzeugnissen einer primitiven Cultur, wie Waffen und Geräthe aus Stein, Horn und Knochen, Fragmente von rohen, aus freier Hand gearbeiteten Gefäßen &c., Alles in einer Schichte von Asche und Holzkohlen. Solche Stationen fanden sich unter anderen bei Mori, Pomarolo, am Dos Trento, bei Kronmetz und Vervó. Diese

neolithischen Wohnstätten finden sich meist in Höhlen oder unter überhängenden Felsen; in der Nähe von Rovereto und bei Vezzano entdeckte man solche sogar in den Hohlräumen von diluvialen Gletschermühlen.

Den Gebrauch von steinernen Waffen und Werkzeugen treffen wir auch in verschiedenen anderen Ansiedlungen des unteren Etschgebietes, welche aber trotzdem einer späteren Zeit, einem anderen Volke und einer anderen Cultur angehören. Die in denselben gemachten Funde zeigen nämlich eine auffallende Übereinstimmung mit jenen in den Pfahldörfern der Po-Ebene, den sogenannten Terramaren; namentlich begegnet uns auch hier der für die Terramare so charakteristische halbmondförmige Aufsatz an den Gefäßhenkeln, die ansa lunata der italienischen Archäologen. Die Cultur dieser neuen Ansiedler war zwar auch noch eine recht primitive, aber sie erhebt sich hoch über jene der nomadisirenden Jäger- und Hirtenstämme der neolithischen Zeit durch zwei Momente: die Terramarebewohner kannten bereits den Erzguß und zweitens trieben sie Ackerbau und hatten feste Wohnsitze. Die Pfahldörfer der Po-Ebene sind, wie W. Helbig überzeugend nachgewiesen hat, von den Italikern unmittelbar nach ihrem Eindringen in die apenninische Halbinsel gegründet worden. Durch diese Proto-Italiker (oder Umbrer, wie man sie nach dem Stamme, der in Oberitalien seßhaft blieb, wohl auch nennt) wurden die Ligurer theils in den nordwestlichen Winkel der Halbinsel, der noch heute ihren Namen führt, verdrängt, zum Theil aber unterworfen und assimilirt. Eigentliche Terramaren sind allerdings in Tirol bis jetzt nicht mit Sicherheit constatirt, sowie auch von Pfahlbauten im engeren Sinne nur undeutliche Spuren vorhanden sind.

Die in Rede stehenden Ansiedlungen der ältesten Bronzezeit finden sich auf Anhöhen und an den Abhängen des Gebirges. Demungeachtet müssen wir sie unbedingt den Proto-Italikern zuschreiben, denn wir treffen ganz analoge Siedlungen auch nördlich vom Po auf den Vorhöhen am Fuße der Alpen, und zwar ist es bezeichnend, daß in denselben die Waffen und Geräthe aus Stein gegenüber denen aus Bronze überwiegen, während in den Pfahldörfern der Emilia das Umgekehrte der Fall ist. Offenbar standen die Italiker bei ihrer Einwanderung in die apenninische Halbinsel noch auf einem ziemlich niedrigen Culturniveau und erst nach längerem Aufenthalte in der Po-Ebene gelangten sie zu höherer Gesittung und gingen anderseits im oberitalischen Seengebiete und in den sumpfigen Niederungen zum Pfahlbausystem bei der Anlage ihrer Wohnungen über.

Auch im nördlichen Tirol sind an den Abhängen der Mittelgebirgsterrassen Spuren primitiver Wohnstätten gefunden worden, welche derselben Zeit und ungefähr derselben Culturstufe angehören wie die Siedlungen im Süden des Landes. Ob auch ein ethnischer Zusammenhang mit diesen besteht, läßt sich vorderhand noch nicht bestimmen.

Aus der eigentlichen Bronzezeit ist das Fundmaterial in Tirol ziemlich spärlich, in Vorarlberg dagegen verhältnißmäßig bedeutend. Tirol gehört eben, wie alle verkehrsreichen Durchzugsgebiete, zu den „entwicklungsarmen Bronzezeit-Provinzen", während Vorarlberg geographisch und entwicklungsgeschichtlich sich enger an die Schweiz, das classische Land mitteleuropäischer Bronzecultur, anschließt. Es läßt sich indessen auch in Tirol immerhin constatiren, daß die alten Niederlassungen weiterblühten, und daß sich außerdem die Besiedelung allmälig mehr und mehr ausdehnte. An den Stellen, wo Reste der Terramarecultur zum Vorschein kamen, wurden nämlich fast durchaus auch Artefacte aus jüngerer Zeit gefunden, und anderseits besitzen wir aus den verschiedensten Theilen des Landes, zum Theil aus sehr entlegenen Thalwinkeln und von schwer zugänglichen Berghöhen Utensilien der eigentlichen Bronzeperiode, Waffen, Schmuckgegenstände und Werkzeuge.

Reicher und mannigfaltiger werden die Funde erst gegen Ende der Bronzezeit und in der älteren Eisenzeit, der Periode der Hallstatt-Cultur. Ergiebige Quellen für diese interessante Culturepoche sind auch in Tirol wie in Oberitalien und in den ostalpinen Nachbargebieten die Gräberfelder. Solche wurden in den letzten Decennien an verschiedenen Orten, sowohl diesseits als jenseits der centralen Alpenkette aufgedeckt. Es sind durchaus Flachgräber, welche oberflächlich durch nichts gekennzeichnet erscheinen. Sie liegen, wo es die Ortsverhältnisse irgend gestatten, unmittelbar am Ufer eines Flusses oder Baches, und zwar so hoch, daß sie auch bei Hochwasserstand der Inundationsgefahr nicht ausgesetzt waren. Sämmtliche enthalten Brandgräber, nur in zwei nordtirolischen Nekropolen (Matrei und Sistrans) sind neben den Brandgräbern sporadisch auch Skeletgräber constatirt worden. Der Leichenbrand ist in Thonurnen, manchmal in Bronze-Eimern beigesetzt. Meist ist das Aschengefäß von Steinen umstellt, regelmäßig aber mit einer großen Steinplatte bedeckt. Ausnahmsweise befindet sich der Knochenbrand unmittelbar in einer aus unbehauenen Platten hergestellten Steinkiste. In und zum Theil neben den Urnen liegen die Beigaben. Fast jedes Grab enthält mehrere kleine Thongefäße, meist zwei, einen Becher und eine flache Schale; selten sind die Beigefäße aus Bronze. Sehr häufig finden sich Messer unter den Beigaben, wohl auch andere Geräthe häuslichen Gebrauches. Eine besonders hervorragende Rolle aber spielen, namentlich in den Frauengräbern, die Schmuckgegenstände.

Das reichhaltigste Gräberfeld im Etschgebiete ist das von Pfatten, südlich von Bozen. Es umfaßt den langen Zeitraum vom Ende der Bronzecultur über die ganze Hallstatt-Periode bis in die La Tene-Zeit. Die Cultur, welche uns aus der Grabanlage und den Grabbeigaben entgegentritt, steht unter maßgebendem italischen Einfluß. Die Beziehungen zwischen den hier gemachten Funden und denen der norditalienischen

Nekropolen von Villanova, Bologna und auch von Este sind sehr tiefgreifend. Von besonderem Interesse aber ist die Thatsache, daß unter den hier gefundenen Objecten viele noch ausgesprochenen Terramaretypus zeigen, und wir werden wohl annehmen müssen, daß ein Grundstock der alten proto-italischen Bevölkerung auch in dieser Epoche seine früheren Wohnplätze behauptete und sich nur langsam den neuen Culturformen anbequemte.

Unter den nordtirolischen Urnenfriedhöfen wurden am frühesten aufgedeckt die von Matrei und Wörgl. Leider besitzen wir über dieselben keine genaueren Fundberichte. Es ergibt sich indessen aus den im Museum zu Innsbruck befindlichen Ausgrabungsobjecten, daß diese Nekropolen einerseits bis in die eigentliche Bronzezeit hinaufreichen, anderseits noch während der römischen Herrschaft benützt wurden. Der Einfluß der italischen Cultur ist auch hier unverkennbar, tritt aber nicht so markant und bestimmend heraus wie bei Pfatten, während anderseits deutliche Analogien mit den Funden der Schweizer Pfahlbauten, Süddeutschlands und Österreichs vorliegen. Letzteres gilt auch von den am genauesten untersuchten Urnenfriedhöfen von Völs und Hötting bei Innsbruck. Doch unterscheiden sich diese beiden von den früher genannten insoferne charakteristisch, als hier der Inhalt der meisten Gräber den Stilcharakter der Bronzezeit aufweist. Dafür ist unter anderem bezeichnend das fast vollständige Fehlen von Fibeln. Das einzige nachweisbare Stück zeigt den einfachen Bau, wie er in den eigentlichen Bronzezeitstationen, z. B. in dem Pfahlbau von Peschiera, vorkommt. Für die Fibeln treten vicariirend die in großer Zahl gefundenen geraden Nadeln auf, die theils als Haarnadeln, theils zum Befestigen der Kleidung verwendet wurden. Auch verschiedene andere Geräthe haben denselben Typus, wie Armbänder, Messer, insbesondere ein sehr charakteristisches zweiklingiges Rasirmesser ꝛc. Verschiedene Umstände aber — wie das gelegentliche Vorkommen von Eisenspuren und von Bronze-Objecten mit Hallstatt-Typus, weiter die Übereinstimmung mit den eisenzeitlichen Funden der anderen Grabfelder in Bezug auf die Gefäßformen und die Beisetzungsweise — sprechen dafür, daß auch die Friedhöfe von Völs und Hötting nicht so alt sind als sie scheinen. Diese Gebiete waren eben der Beeinflussung von Seite der italischen Culturcentren mehr entrückt und lagen überhaupt nicht unmittelbar an einer Verkehrslinie. Die Hauptstraße, welche das Etschgebiet über den Brenner mit dem Norden verband, führte mit Umgehung des Punktes, wo später Innsbruck erblühte, direct von Matrei über die Mittelgebirgsterrasse nach den Salzgruben von Hall und weiter hinaus in das nördliche Alpenvorland. So kam es, daß diese verkehrsarmen Punkte sich noch auf bronzealterlicher Entwicklungsstufe gehalten haben zu einer Zeit, als im Süden des Landes und unter günstigeren Verkehrsverhältnissen der Formenkreis der neuen Cultur längst Eingang gefunden hatte. Freilich machte man auch hier im Süden noch lange von dem Eisen nur sparsamen Gebrauch.

Eine wesentlich andere Physiognomie zeigt die erst kürzlich aufgedeckte Nekropole von Welzelach im hinteren Iselthal. Während in den bisher besprochenen Gräberfeldern der Gebrauch von Aschenurnen aus Thon weitaus vorherrscht, kommen solche in Welzelach (mit einer einzigen Ausnahme) gar nicht vor, sondern hier wurde der Leichenbrand entweder in einem Bronzegefäß beigesetzt oder unmittelbar in das Steinplattengrab geschüttet. Noch schärfer ist der Unterschied in den Grabbeigaben. Dieselben sind stilistisch anders geartet als in den übrigen Grabfeldern, und während in diesen keine Waffen getroffen werden, finden sich hier zahlreiche Lanzenspitzen und Streitäxte. Vor Allem aber herrscht hier in Welzelach das Eisen gegenüber der Bronze vor. Armbänder und andere Ziergeräthe, Messer, sowie die erwähnten Beile und Lanzenspitzen sind durchwegs aus Eisen gefertigt. Und doch gehört dieses Grabfeld derselben Epoche an wie die übrigen in Tirol, nur daß es einen etwas engeren Zeitraum umspannt, nämlich ausschließlich die eigentliche Hallstatt-Periode.

Hier tritt uns zum erstenmal in einem tirolischen Grabfeld eine sehr ausgedehnte Verwendung des Eisens entgegen, während gleichzeitig sonst im Lande das neue Metall entweder gar nicht oder nur sehr untergeordnet vorkommt. Die Begräbnißstätte von Welzelach zeigt in jeder Hinsicht, und so auch in diesem Punkte, die auffallendste Verwandtschaft mit den Nekropolen der ostalpinen Nachbarprovinzen, namentlich mit denen von Krain und Südsteiermark. Es spricht Vieles dafür, daß der Gebrauch des Eisens von Osten und Südosten her auf der uralten Verkehrsstraße des Drauthals in das Land gekommen ist.

Das Inventar dieser Gräberfelder, sowie zahlreiche Einzelfunde in den verschiedensten Theilen Tirols geben uns ein ziemlich deutliches Bild von dem Culturzustand und der Lebensweise der Bewohner des Landes während der älteren Eisenzeit.

Die Besiedlung hat bedeutend an Ausdehnung gewonnen. Die Fundplätze treten immer enger aneinander und ziehen sich immer tiefer in die Seitenthäler hinein. Für die bereits ganz ansehnliche Dichtigkeit der Bevölkerung in den Hauptthälern ist ein sprechender Beweis das Vorkommen von nicht weniger als vier Gräberfeldern in der unmittelbaren Umgebung des heutigen Innsbruck (Hötting, Völs, Sistrans, Sonnenburg), zu denen sich noch drei in nur geringer Entfernung gesellen (Matrei, Imst und Wörgl). Diese einheitlichen, durch längere Zeit nach feststehenden rituellen Vorschriften benützten Friedhöfe setzen die Existenz von größeren Gemeinwesen voraus. Die Bevölkerung war bereits völlig seßhaft geworden und wohnte in geschlossenen Dörfern und Weilern. Es waren Bauern, welche vom Ertrag ihrer Äcker und ihrer Herden lebten. Die terrassenförmige Anlage ihrer Culturen ist noch vielfach an den Thalhängen erkennbar. Auch von

ihren wirthschaftlichen Geräthen ist uns Manches erhalten geblieben: Sicheln, Hackmesser, Hauen, Äxte 2c. Im Kampfe mit den noch ungebändigten Naturgewalten des rauhen Alpengebirges fristeten sie ein kärgliches Dasein. Aus dem Fehlen von Waffen in den meisten Friedhöfen darf gewiß nicht auf einen weichlichen oder unkriegerischen Charakter der Bewohner geschlossen werden. Die Tapferkeit und Kriegstüchtigkeit der rhätischen Stämme ist durch die Berichte der classischen Autoren hinlänglich bezeugt. Aber die Waffen repräsentirten einen zu werthvollen Besitz, um sie für gewöhnlich als Grabbeigaben zu verwenden; nur den im Kampfe Gefallenen scheint man die Waffen mit in das Grab gegeben zu haben. Aus Einzelgräbern liegen uns zahlreiche und mannigfache Bewaffnungsgegenstände vor: Helme und Schildbeschläge, Schwerter, Dolche, Streitäxte, die Spitzen von Lanzen und Wurfspeeren. Zur Anfertigung der Waffen wurde, der ganzen



Bronzegefäßtypen aus Tirol.

Cultur entsprechend, vorherrschend Bronze verwendet. Eiserne Schwerter kommen erst in der La Tène-Periode vor, dagegen ist im ganzen Lande nicht ein Eisenschwert vom Hallstatt-Typus gefunden worden.

Bei Feindesgefahr zog sich die Bevölkerung auf ihre Wallburgen zurück, deren Spuren man noch jetzt in allen Theilen Tirols trifft. Sie lagen meist auf schwer zugänglichen Felsklippen, besonders auf den vorspringenden Landzungen an der Mündungsstelle der Thäler und waren durch Gräben und gewaltige Wälle aus lose übereinander gethürmten Steinblöcken befestigt. Das waren die rhätischen Kastelle, von denen Horaz in seiner Siegeshymne an Augustus singt:

Drusus Genaunos, implacidum genus, Alpibus impositas tremendis
Brennosque veloces et arces Dejecit acer plus vice simplici.

Die schönste und besterhaltene Wallburg in Tirol ist die auf dem Sinichkopf bei Meran.

Auf lichter sonnennaher Höhe lagen meist auch die Heiligthümer unserer rhätischen Urahnen, denn nirgends regt ja die Natur unmittelbarer zum „Höhencultus" an als zwischen den himmelaufstrebenden Alpengipfeln. Auch im einsamen Walde, dessen Dämmerlicht und geheimnißvolles Rauschen die Nähe der Gottheit ahnen ließ, befanden sich Cultusstätten. An den Wänden der meist aus Holz gezimmerten, selten gemauerten Tempelchen oder an den nahestehenden Bäumen hängte der hilfesuchende Waller roh-geformte Bilder von Thieren, Menschen und menschlichen Gliedmaßen, aus Bronzeblech geschnitten oder aus Eisen geschmiedet, auf (S. Zeno und Mechel in Nonsberg) und zündete Lampen mit vielen im Kreise gestellten Dochten (Symbol des Sonnenrades) als Lichtopfer an (Obermauern bei Virgen). An diesen alten Cultusstätten erheben sich jetzt häufig Wallfahrtskirchen, Calvarienkapellen und Wetterkreuze und an die Stelle der heidnischen Votivbilder und Lichtopfer sind christliche getreten, die selbst in ihren Formen noch vielfach an die uralten Vorbilder erinnern.

Das Handwerk der rhätischen Bevölkerung stand bereits auf einer verhältnißmäßig hohen Stufe. Über die Töpferei sind wir durch die Urnenfriedhöfe, deren zahlreiche und verschiedenartige Gefäße durchaus locales Fabrikat waren, sehr gut unterrichtet. Technisch war dies Gewerbe allerdings noch nicht sonderlich entwickelt. Von der Verwendung der Töpferscheibe findet sich nirgends eine Spur; sämmtliche Gefäße, auch die größten Aschen-urnen, sind aus freier Hand geformt, und um dem Thon mehr Consistenz zu verleihen, wurde ihm grober Sand beigemengt. Die Gefäße sind an der Oberfläche mit spatelförmigen Instrumenten geglättet und gar nicht oder nur leicht gebrannt. Bemalung kommt niemals vor, noch weniger natürlich Glasur; die kleineren Gefäße sind häufig durch Beimischung von Kohlenstaub in den Lehm, seltener mittelst Graphit schwarz gefärbt. Anderseits überraschen die Gefäße durch Mannigfaltigkeit und Schönheit der Formen und den Reichthum an Ornamenten. Unter den eigentlichen Aschenurnen ist besonders jener Typus hervorzuheben, bei dem der breitausladende Halsrand durch gedrehte Säulchen gestützt wird, während der Urnenkörper mit von innen herausgedrückten Buckeln, um welche concentrische Rillen laufen, und mit reichem Linienornament geschmückt erscheint. Sehr zierlich geformt und geschmackvoll decorirt sind die becher- und krugähnlichen Beigefäße, bei denen außerdem die Feinheit und gleichmäßige Dicke der Wandung unsere gerechte Verwunderung erregt, wenn wir uns erinnern, daß dieselben nicht auf der Drehscheibe gefertigt sind.

Von den Erzeugnissen der Textilkunst sind uns nur spärliche Gewebeabdrücke in dem Roste der metallischen Beigaben erhalten. Doch treten deutlich gröbere und feinere Stoffe, wahrscheinlich von Wolle und Leinen heraus, ebenso lassen sich verschiedene Musterungen und Webearten unterscheiden.

Schönheit und malerischen Reiz gewann die Tracht erst durch den mit besonderer Vorliebe verwendeten Bronzeschmuck. Von der glanzvollen Pracht und dem prunkenden Reichthum der südlichen und östlichen Nachbarstämme kann freilich bei dem armen Bauernvolke in unseren Bergen nicht die Rede sein. Aber es ist dieselbe naive Freude am Flimmernden und Glänzenden vorhanden, und Spuren des blinkenden Tandes finden sich auch in den dürftigst ausgestatteten Gräbern. Zu den am häufigsten auftretenden Schmucksachen gehören vor Allem Fibeln in den mannigfachsten Formen; dann gerade Nadeln, oft von sehr beträchtlicher Länge, mit verschiedenartig stilisirtem Knopf (besonders



Bronzegefäßfragmente, Helm und Schwert aus Moritzing.

charakteristisch ist für unser Gebiet der Mohnkopftypus); Armreife, glatt, gedreht und schlangenförmig; breite Armbänder aus dünnem Blech mit eingeritzten Verzierungen; Finger- und Ohrringe. Als Hals- und Brustschmuck dienten Kettchen, Klapperbleche und Drahtspiralen, seltener Schnüre aus Bernstein- und Glasperlen. Von Edelmetall sind nur in wenigen Fällen feine Spiralen von Golddraht nachgewiesen; Silber kommt gar nicht vor. Um den Leib schlangen sich Gürtel aus Leder mit einfachen oder stilisirten Schließhaken; oft bestanden dieselben ganz oder im vorderen Theile aus Streifen von Bronzeblech, die mit getriebenen oder gravirten Ornamenten bedeckt waren. Auch eigenthümliche halbkugelige Hohlknöpfchen aus Bronze mit nach rückwärts eingebogenen Spitzen finden sich vielfach, welche höchst wahrscheinlich ebenfalls zur Decoration von Ledergürteln gehörten.

In den mit Bronze- und Zinnägeln beschlagenen Ledergürteln der heutigen Tiroler Bauern haben wir vielleicht eine späte Erinnerung an jene urgeschichtliche Tracht zu erblicken.

Zu den werthvollsten Stücken des Hausrathes gehörten die Bronzegefäße, welche zahlreich und in den verschiedensten Typen erhalten sind. Dieselben wurden, wie bereits angedeutet, gelegentlich als Aschenurnen verwendet, in erster Linie aber dienten sie als Koch- und Wassergefäße dem häuslichen Gebrauche, für den sie unentbehrlich waren, da die schlecht gebrannten Thongefäße wegen ihrer Porosität zur Aufnahme von Flüssigkeiten sich wenig eigneten. Wie noch heute in den meisten Thälern von Südtirol, so scheint auch damals ein Wassereimer aus Metall selbst in der ärmsten Hütte nicht gefehlt zu haben. Die meisten dieser Gefäße zeigen ganz einfache Form und glatte Wandung, einzelne aber sind geschmackvoll stilisirt und mit reicher Ornamentik versehen. Von ganz hervorragendem Interesse sind namentlich die vielbesprochenen Gefäßfragmente von Matrei und Moritzing mit figuralen Darstellungen in getriebener Arbeit. Sie enthalten festliche Aufzüge, Wagenrennen, Kampfspiele und Thierreihen, auf den größeren Eimern in mehreren übereinander stehenden Zonen. Die Figuren sind von außen mit dem Meißel in kurzen, dicht aufeinanderfolgenden Schlägen vorgezeichnet und dann von innen heraus getrieben. Was diesen Gefäßen archäologisch erhöhten Reiz verleiht, ist der Umstand, daß sie in Technik, Stil und Compositionsmotiven mit den analogen Funden in Oberitalien und den östlichen Alpenprovinzen bis ins Detail übereinstimmen. Besonders charakteristisch sind für die meisten dieser Gefäße die feierlich schreitenden Männer mit den langen ärmellosen Mänteln und den flachen Tellermützen. Und die äußerst lebendig componirte Gruppe von nackten Faustkämpfern mit dem als Kampfpreis zwischen ihnen stehenden Raupenhelm, welche uns auf einem der Matreier Fragmente begegnet, kehrt genau so wieder auf den Situlen von Watsch und von Arnoaldi bei Bologna, etwas modificirt auch auf einem Eimer von Este.

Man hat früher allgemein angenommen, daß sämmtliche Bronzegeräthe und Schmucksachen auf Handelswegen aus Italien nach Mitteleuropa und dem Norden gelangt seien. Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß wie in den östlichen Alpenländern, so auch in Tirol ein guter Theil dieser Bronzewaaren einheimisches Fabrikat ist. Das beweisen einerseits die deutlichen Spuren eines im Lande betriebenen Bergbaues und anderseits die mehrfach nachgewiesenen Schmelzstätten, sowie das Vorkommen von Gußformen.

Prähistorische Kupferbergwerke sind sicher nachgewiesen auf der Kelchalpe und dem Schattberg bei Kitzbühel; Spuren von solchen finden sich in der Gegend von Schwaz. Auch im hinteren Iselgebiete (bei Welzelach und im Mullitzthal) sind allem Anschein nach schon in urgeschichtlicher Zeit Erze ausgebeutet worden. Sie waren es ohne Zweifel, welche in dieses rauhe, von allem Verkehr abgelegene Hochthal so früh Ansiedler lockten, und die erwähnte Nekropole von Welzelach, sowie andere benachbarte Begräbnißplätze,

die durchaus auf eine wohlhabende Bevölkerung schließen lassen, stehen mit diesem Bergbau sicher in Verbindung.

Vorgeschichtliche Gußstätten sind schon vor mehreren Decennien am Berg Isel bei Innsbruck und bei Vintl im Pusterthal aufgedeckt worden. Es fanden sich da Brocken von Rohmetall, Schlacken, halbfertige und mißlungene Gußstücke, große Mengen von zerbrochenen Bronze-Objecten, die offenbar zum Umguß gesammelt worden waren. Leider sind beide in mehrfacher Hinsicht hochinteressante Funde nicht fachmännisch ausgebeutet worden. Für die äußere Großartigkeit der Schmelzstätte am Berg Isel spricht



Bronzegefäßfragmente aus Matrei.

der Umstand, daß das dort gesammelte Bronzematerial in Wagenladungen fortgeführt und centnerweise an Glocken- und Gelbgießer verkauft wurde. Nach den kärglichen Resten, welche in das Ferdinandeum zu Innsbruck gerettet sind, gehören beide Gußfunde im Wesentlichen der Hallstatt-Periode an. Eine weitere Gußstätte, allerdings wie es scheint aus der eigentlichen Bronzezeit, befand sich bei Altenstadt in Vorarlberg, wo große Metallkuchen nebst mehreren fertigen Bronzegegenständen ausgegraben wurden.

Eine allzu glänzende Vorstellung von der metallotechnischen Kunstfertigkeit der alten Bewohner Tirols werden wir uns indessen nicht machen dürfen. Die feinere, mit künstlerischem Geschmack ausgeführte Waare ist sicher zum Theil von auswärts importirt. Es ergibt sich dies aus dem Vorkommen von stilisirten Bronzegeräthen, welche in der technischen und decorativen Ausführung mit Funden der Nachbargebiete so genau übereinstimmen, daß wir beide als Erzeugniß derselben Werkstätten ansehen müssen.

Bei zusammenfassender Würdigung der Fundergebnisse drängt sich von selbst die Frage auf: wer waren die Bewohner Tirols in der ausgehenden Bronze- und der älteren Eisenzeit, welcher Völkergruppe sind sie zuzuweisen? Die Urgeschichtsforschung muß sich dieser ethnologischen Frage gegenüber vorderhand noch etwas reservirt verhalten und eine abschließende Beantwortung derselben ist auf Grund des gegenwärtig vorliegenden Fundmaterials noch nicht möglich. Doch können immerhin einige Hauptpunkte bereits als gesichert angesehen werden.

Die römischen und griechischen Quellen bezeichnen die Bewohner der östlichen Schweiz und von Tirol als „Rhäter". Dieser Collectivname ist für die ethnologische Bestimmung ebenso bedeutungslos wie der moderne Ausdruck „Tiroler". Es steht fest, daß Tirol bereits während der Hallstatt-Periode von mehreren, nach Sprache und Gesittung von einander verschiedenen Völkern bewohnt wurde. Auf eine gemischte Bevölkerung deutet schon das Nebeneinandervorkommen von Brand- und Skeletgräbern in mehreren Urnenfriedhöfen. Die dauernde Seßhaftigkeit von zwei Stämmen ist übereinstimmend bezeugt durch die Grabfunde, die Inschriften, die Orts- und Flurnamen des Landes, sowie durch die Angaben glaubwürdiger antiker Autoren. Das waren einerseits die Etrusker und anderseits die illyrischen Veneter. Eine scharfe Abgrenzung der beiderseitigen Wohngebiete ist vorderhand nicht möglich. Neben und zwischen ihnen behaupteten in den entlegeneren Thalgebieten auch noch Reste der bronzezeitlichen Ansiedler ihre nationale Eigenart, und es dauerte gewiß lange, bis sie von den neuen Einwanderern und ihrer überlegenen Cultur völlig absorbirt wurden.

In den letzten Jahrhunderten v. Chr. drang dann von Westen her ein neues Volk ins Land, die Gallier. Ihnen werden die Fundobjecte aus dem Formenkreise der La Tène-Cultur zugeschrieben. Charakteristische Erzeugnisse der La Tène-Periode, wie namentlich die eingliedrigen Fibeln mit zurücktretendem Schlußstück, das lange schmale Eisenschwert in eiserner Scheide, Lanzenspitzen von Eisen 2c., sind in den verschiedensten Theilen des Landes gefunden worden. Vielfach handelt es sich dabei gewiß nur um gallische Culturbeeinflussung infolge von Handelsbeziehungen. Einzelne größere Funde aber lassen auf eine seßhafte gallische Bevölkerung schließen, wie das Gräberfeld mit einheitlichem La Tène-Inventar am Col de flam bei St. Ulrich im Grödnerthal.

Das waren die Völker und die Culturschichten, auf welche die Römer stießen, als sie am Beginn unserer Zeitrechnung in Rhätien eindrangen und das Land im raschen Siegeslauf unterwarfen. Der römischen Herrschaft und ihrem rücksichtslos uniformirenden Verwaltungssystem gegenüber konnte sich die frühere Cultur auf die Dauer nicht halten. Aber noch lange finden sich Spuren altheimischer Formgebung in den provinzialrömischen Typen der späteren Grabinventare.

Die Römerzeit in Tirol und Vorarlberg.

Die Gebiete, welche das heutige Tirol ausmachen, treten in die Geschichte erst ein, als sie dem römischen Reich einverleibt wurden. Dies geschah hinsichtlich des Etschthals abwärts von Bozen schon in der Zeit, da im Jahre 102 v. Chr. die Cimbern von Norden her gegen Tridentum (Trient) vorbrachen und hier den Collegen des Marius, Lutatius Catulus, zum Rückzug nach der Po-Landschaft zwangen. Seit dieser Zeit bildete das Gebiet von Tridentum einen Theil der Provinz „Gallien diesseits der Alpen", dessen Statthalter unter Anderen auch Julius Cäsar war. Durch diesen wurde die Einverleibung der bisherigen Provinz in das Hauptland Italien vorbereitet, die zwei Jahre nach seinem Tode durch die Triumvirn wirklich durchgeführt wurde. Freilich nicht ohne daß die Bezirke nordwärts des Po auch fernerhin in mehr als einer Hinsicht von Alt-Italien unterschieden worden wären: so in Bezug auf die Rekrutirung, welche hier wie in einer Provinz vorgenommen wurde. Überdies war, so lang die rhätischen Gaue nicht unterworfen waren, hier eine Besatzung zum Schutz der Grenze gegen die Einfälle der barbarischen Stämme vonnöthen und noch im II. Jahrhundert n. Chr. begegnen uns hier Reichsbeamte nach Art der Statthalter. Man darf dabei bemerken, daß anderseits die Provinz Noricum, welche die inneröſterreichischen Landschaften und von Tirol das Pusterthal umfaßte, auch einen solchen Übergangszustand zwischen provinzialen Einrichtungen und italischer Bevorzugung darstellte.

Nach italischer Ordnung zerfiel die cisalpinische Landschaft in Stadtgebiete, von denen im heutigen Wälschtirol die von Verona, Brixia (heute Brescia), Feltria (heute Feltre) und Tridentum zusammenstießen. Das Gebiet des letzteren war im Süden ziemlich eingeengt, da die Gegend am oberen Gardasee, dann Val di Ledro und Judicarien zu Brixia, der größere Theil von Val Sugana zu Feltria gehörte. Nur nach Norden hin breitete sich das Tridentinische weiter aus, indem es den Nonsberg oder, wie er damals hieß, das Thal der Anauner umfaßte, ferner das Etschthal bis in die Gegend des heutigen Meran. Am Eisack mochte die Grenze bei Sabiona (das Sublavione oder vielmehr Subsabione der Itinerarien wird das heutige Klausen sein) liegen, wo eine Zollstätte des großen illyrischen Zollsprengels, zu dem Rhätien gehörte, eingerichtet war.

Tridentum, wenn auch für sich nur ein kleines Munizipium, übte als die „Stadt" seines Gebietes doch den entscheidenden Einfluß auf dessen Entwicklung. Hier war der Sitz der „Zweimänner mit richterlicher Gewalt", welche den Consuln zur Zeit der bekanntlich nicht sehr bedeutenden Anfänge des römischen Staates entsprachen. Neben ihnen waltete ein Gemeinderath von normalmäßig hundert Mitgliedern, ohne daß diese Zahl je voll gewesen wäre. Während im I. Jahrhundert der Kaiserzeit die Wahl der

Magistrate durch die „Menge“ erfolgte, bestimmte später der Gemeinderath die Inhaber der Ämter.

Die Einwohnerschaft des Gebietes von Tridentum zerfiel in die Vollbürger und in die „Zugetheilten“, was der Stellung der Patrizier und der Plebejer in der früheren römischen Geschichte entspricht. Auch hier suchten die Zurückgesetzten die Rechte der Vollbürger zu erlangen, was den Anaunern im Jahre 46 n. Chr. durch ein Edict des Kaisers Claudius gewährt wurde, das im März dieses Jahres aus dem Badeort Baiae an der neapolitanischen Küste datirt war und einige in der Garde, zum Theil als Centurionen dienende Anauner erwähnt, die für ihr Heimatthal Fürbitte einlegten. Das Edict des Claudius ist im Jahre 1869 bei Cles im Nonsberg, als man nahe der Filanda Moggio eine Kalkgrube reinigte, zu Tage gefördert worden.

Dort wo das heutige Cles steht, befand sich auch im Alterthum der Vorort der Anauner, und zwar stand hier das Heiligthum des landesüblichen Saatengottes, den man unter römischer Herrschaft als „Saturnus“ bezeichnete. An diesem religiösen Zusammenkunftsort wurden auch die auf die Rechtsverhältnisse der Thalbewohner sich beziehenden Urkunden aufbewahrt, indem sie auf Bronze eingegraben an den Wänden des Heiligthums angeheftet zu sehen waren, neben zahlreichen Votivtafeln zu Ehren des Gottes Saturnus, von denen uns auch mehrere erhalten sind. An den Tempel stießen die heute sogenannten „campi neri“ an, ein schwarzerdiges Feld voll von Knochen- und Urnenresten, das als Verbrennungs- und Begräbnißstätte durch mehrere Culturperioden hindurch gedient haben muß. Die Zeiten gingen in diesen Bergdistricten in einander über, ohne daß der Zusammenhang völlig unterbrochen worden wäre; heute heißt der Ort Cles (von „ecclesia“), weil eben auch in christlicher Zeit (das ist für diese Gegend seit dem Ausgang des IV. Jahrhunderts n. Chr.) der Mittelpunkt der religiösen Verehrung hier geblieben ist.

Aus dem Thal der Anauner führten die Päße über den heutigen Tonale nach dem Gebiet von Comum (das ist Como), der über den Gampen und ohne Zweifel auch der über die Mendel in das Etschthal. Es sind dies in das höchste Alterthum hinaufreichende Übergänge, die zum Theil allerdings erst in der spätrömischen oder auch zu Beginn der nachrömischen Zeit erwähnt werden. Aber römische Münzen findet man noch durch den ganzen Sulzberg, römische Inschriften in Dörfern wie Romeno, und in dem Edict des Kaisers Claudius werden gleichzeitig mit Tridentum und den Anaunern die benachbarten Sinduni und Tulliasses (unbekannten Wohnsitzes), sowie die Comenser mit den Bergaleern (in Bergell oder Val Pregaglia) erwähnt, und wie nachher in den Feldzügen der Franken- und Longobardenzeit, so haben die Gebirgspässe auch schon in dem Eroberungskrieg eine Rolle gespielt, durch den im Jahre 15 v. Chr. das heutige Deutschtirol dem römischen Weltreich einverleibt wurde.

M·IVNIO·SILANO·Q·SVLP
IDIBVS·MARTIS · BAIS
TI·CLAVDI·CAESARIS·AVGVSTI·GERMANI
QVOD·INFRA·SCRIPTVM·EST
TI·CLAVDIVS·CAESAR·AVGVSTV
MAXIM·TRIB·POTEST·VI·IMP·XI·P·P·CO
CVM·EX·VETERIBVS·CONTROVERSIS·PE
TEMPORIBVS·TI·CAESARIS·PATRVI·ME
PINARIVM·APOLLINAREM·MISER
INTER·COMENSES·ESSENT·QVANTVM
BERGALEOS·ISQVE·PRIMVM·APSE

Facsimile eines Theiles der tabula Clesiana vom Jahre 46 n. Chr.

Den Oberbefehl in diesem Kriege, der für die Regulierung der Nordgrenze des Reiches von großer Bedeutung war, führten die jugendlichen Stiefsöhne des Augustus, Tiberius und Drusus, die so Gelegenheit bekamen, sich hervorzuthun. Alles war derart vorbereitet, daß ein Mißerfolg nicht zu befürchten war. Während Tiberius von Westen her aus der heutigen Schweiz gegen den Bodensee vordrang und auf diesem den Anwohnern des Sees ein Gefecht lieferte, löste Drusus die glänzendere Aufgabe, vom tridentinischen Gebiet aus sich den Weg über den Brenner (und wie es scheint gleichzeitig über Reschenscheideck) nach dem Innthal zu bahnen, um von dort aus seinem Bruder die Hand zu reichen. Es gelang infolge des mit großer Übermacht durchgeführten concentrischen Angriffs und trotz der tapferen Gegenwehr der Bewohner des Eisack-, Wipp- und Innthals. Der erste blutige Kampf fand am Eisack (Isarcus) statt, dann wurden die hochgelegenen Stellungen der „schnellen“ Breonen und der „unholden“ Genaunen gestürmt.

In der Hauptstadt Rom that man sich auf diese Waffenthaten, welche das Herrscherhaus als solches bekräftigten, nicht wenig zu Gute. Der Dichter Horaz besang dieselben im Auftrag des Augustus, welchem überdies von „Senat und Volk“ ein Siegesdenkmal — das „Tropaeum Alpium“ — auf der Höhe der Seealpen (ober dem heutigen Monaco bei „Torbia“) errichtet wurde. Eine Inschrift an demselben verkündigte die Namen der besiegten Völkerschaften, unter denen wir außer den schon erwähnten noch die Venostes lesen, von denen die Vintschgauer ihren Ursprung nahmen. Der blutigen Kämpfe am Isarcus gedenkt auch der Dichter, der nach dem frühen Tode des Drusus das Trostgedicht an dessen Mutter Livia verfaßt hat. Dauernd erinnerte der Name der Station „Pons Drusi“ („Drususbruck“, wohl der Eisackübergang bei Siegmundskron [Formicar] in der Nähe von Bozen) an den ruhmreichen Feldherrn, und mit Recht. Denn man wird die Blüte dieser nunmehr vor Überfällen der Alpenvölker gesicherten Gegend als directe Folge des Feldzuges ansehen dürfen. Es kamen Ansiedler hierher, deren Name an den Orten haften blieb; so ist Appianum (heute Eppan) nach einem Appius benannt, während Bozen seinen Namen einem Baudius zu verdanken scheint, der seine Besitzung nach der in Italien herkömmlichen Weise als „Baudianum“ bezeichnete. Zwischen Pons Drusi und Trident lag die Straßenstation Endidae (heute Egna, deutsch Neumarkt). Auch Salurn war nicht ohne Bedeutung. Trident selbst, zu dessen Gebiet diese Gegenden geschlagen wurden, gewann außerordentlich, schon weil von da aus die Verproviantirung der an die neue Nordgrenze des Reiches vorgeschobenen Truppen vor sich ging.

Als das große politische Resultat der Unternehmung des Drusus wird hervorgehoben, daß dadurch die Straße vom Po an die Donau geöffnet worden sei. Als Vorort der neugewonnenen Provinz wurde Augusta Vindelicorum begründet, das heutige Augsburg, das nach Augustus benannt ist. Daneben blühte Brigantium, das heutige Bregenz, empor,

von dem der Bodensee damals „Bregenzer See“ hieß. Man hat hier eine dem Sohne des Kaisers Tiberius, dem jüngeren Drusus, gewidmete Inschrift gefunden, welche beweist, wie rasch sich das neue Regiment einbürgerte.

Die Alpenbewohner traten so in den Weltverkehr ein, und im Laufe der Entwicklung wurden mehrundmehr aus bloßen Unterthanen „Römer“, als welche sie später allgemein bezeichnet werden. Aber freilich, die Entwicklung von Augustus bis auf die Zeiten des Odovacar und Theodorich hatte viele Zwischenstufen zu überwinden.

Von den kleinen Stämmen, wie den Genaunen und Isarken, ist später nicht mehr die Rede, da ihre selbständige Organisation nach dem Eroberungskriege vielleicht vernichtet wurde. Wird doch auch von gewaltsamen Hinwegführungen des streitbarsten Theiles der Bevölkerung gesprochen, was gar wohl die Genaunen und Isarken betreffen kann. Was übrig blieb, ging auf in der Bezeichnung „Rhäter“, deren ethnographische Verschiedenheit von den Kelten mehrfach betont wird: sie seien vielmehr den alten Etruskern verwandt. Hingegen haben die Breonen sich bis über die römische Herrschaft hinaus unter diesem Namen behauptet, ohne eine städtische Entwicklung durchzumachen; sie blieben nach Gauen gegliedert. Im Gebiete der Breonen lagen die Ortschaften Vipitenum (bei Sterzing; danach ist das Wippthal benannt), Matreium (Matrei), Veledidna (Wilten), die alle in die vorrömische Zeit hinaufreichen, wie die Namen und die (bei Matreium) gefundenen etruskischen Culturreste beweisen. Der Thalkessel bei Vipitenum erscheint überdies in der römischen Zeit als wohlbevölkert und als ein Sitz der Honoratioren des breonischen Stammes, die zum Theil schon bald nach der Eroberung das Recht erst latinischer, nachher römischer Bürger erwarben, während die Menge der Bevölkerung allerdings noch ein Jahrhundert und mehr der mindestberechtigten Kategorie, den sogenannten Peregrinen, zugehörte. Von hiesigen Namen sind uns Tiberius Claudius Raeticianus, Aelius Quartinus, Aurelia Rufina, Clauza (das ist Claudia) bekannt, woraus man auf das Emporkommen dieser Familien in der Zeit der gleichnamigen Kaiser, wie Tiberius, Claudius, Aelius Hadrianus, Aurelius Antoninus, einen Schluß ziehen kann.

Für das Gebiet der Venostes sind uns keine Ortsnamen durch die Itinerarien — die römischen Straßenkarten und Stationenverzeichnisse — überliefert und wir kennen die Verhältnisse dieses Gebietes erst aus der Zeit nach dem Sturz des Reiches näher, aber dieselben reichen natürlich ihren Ursprüngen nach in die frühere Periode zurück. So die Entwicklung von Maia — der Name lebt im heutigen Meran und (Ober-)Mais fort — das im III. Jahrhundert n. Chr. als eine Zollstation erscheint, in dessen Nähe das Kastell Teriolis den Straßenverkehr überwacht. Später wird Maia selbst, das sich zu einer für diese Gegenden ansehnlichen Ortschaft entwickelt hatte, mit Mauern umgeben und dient in der Bajuvaren- und Longobardenzeit als Grenzkastell. Auch als religiöses Centrum

muß es angesehen werden, ähnlich wie Sabiona am Eisack; Valentinus, der Apostel des Vintschgaues, der im V. Jahrhundert n. Chr. wirkte, hat in der Nähe seine Grabstätte gefunden. In den Wundergeschichten, die sich daran knüpfen, wird zum ersten Mal die Passer (Passeris) erwähnt und erscheint auch diese Gegend als eine der blühendsten des Landes.

Im oberen Vintschgau tritt die Umgebung von Mals hervor. Hier wurde eine römische Inschrift gefunden; das Thal von Amatia, das heutige Matsch, gilt in der Überlieferung als die Geburtsstätte des alten Heiligen der churrhätischen Lande, des Florinus. Endlich finden wir den Übergang über das Wormser Joch nach den Gebieten von Comum (das ist Como) und Mediolanum (das ist Mailand) seit den ältesten Zeiten in Verwendung. Daß sich das Gebiet der Venoster auch nach dem Oberlauf des Inn, dem heutigen Engadin, erstreckte, geht aus den für die nachrömische Zeit bekannteren Verhältnissen hinlänglich hervor. Die Entwicklung erlitt eben hier durch keinerlei „Völkerwanderung" eine Unterbrechung. Bemerkenswerth ist, daß in der spätrömischen Periode die Straßenstation Curia (Chur) zum Mittelpunkt des ganzen südwestlichen Rhätiens, demgemäß auch für die Vintschger herangedieh, was auf kirchlichem Gebiete bis in unser Jahrhundert nachwirkte. Die Etsch abwärts hatte man Verkehr mit Tridentum und weiter nach Italien, wo für die alpinen Producte, den Viehnutzen und das Holz, willkommene Absatzplätze sich eröffneten. Bis nach Rom selbst erstreckte sich da der Handel. Auch von der Organisation der Venoster in der römischen Zeit sind wir nicht näher unterrichtet, doch ist neben den Gauverbänden ohne Zweifel auch der Familienverband ein sehr fester gewesen, sonst hätte er nicht alle Stürme der Zeit so tapfer überstanden.

Im Übrigen drehen sich die Geschicke dieser Alpenstämme durchaus um die große Verkehrsader, die durch Val Sugana vom Po an die Donau führte, die sogenannte via Claudia Augusta, die bereits unter Augustus von Drusus angelegt, aber erst von des letzteren Sohn, dem Kaiser Claudius, ausgebaut wurde, wie die Aufschriften einiger Meilensteine uns vermelden. Einer davon (jetzt im Sarntheingarten zu Bozen) wurde bei Partschins ober Meran gefunden und zeigt, daß der eine Zweig der via Claudia Augusta hier durchführte, während der andere den Brennerpaß überschritt. Der Endpunkt der Straße war Augusta Vindelicorum, das über den Fernpaß sowohl als auch über Scharnitz (Scarantia) und Partenkirchen (Partanum) erreicht wurde. Für die Straße über den Brenner sind uns nicht wenige Meilensteine erhalten, welche die Namen der Kaiser nennen, die für ihre Herstellung etwas gethan haben. Am häufigsten erscheint bei uns Septimius Severus, so auf dem neuerdings unfern der Bahnstation Freienfeld (südwärts von Vipitenum) zu Tage gekommenen Meilenstein, dessen Fundort den Beweis liefert, daß dort die Straße vom linken Ufer des Eisack auf das rechte übertrat. Ein anderer Meilenstein wurde bei Lueg am Brenner gefunden, ferner mehrere auf der Strecke von

Matreium nach Veldidena, besonders beim Sonnenburghügel nächst dem Gärberbach; noch andere bei Kematen und bei Zirl westlich von Innsbruck. Diese Meilensteine sind die wichtigsten officiellen Denkmale in dem rhätischen Theile unseres Landes und es wird daher mit Recht auf die Erhaltung derselben Aufmerksamkeit verwendet; im XVI. Jahr-



Mythraeum von Mauls.

hundert sammelte man sie im Vorhof des Schlosses Ambras bei Innsbruck an, während die in unserem Jahrhundert zu Tage gekommenen nach dem Museum Ferdinandeum in Innsbruck übertragen wurden, dessen Vorhalle sie nunmehr schmücken.

Aber auch noch in anderer Beziehung wirkte der Straßenzug grundlegend auf die Geschichte des Landes ein. Die Anwohner waren zur Erhaltung der Straße ebenso verpflichtet, wie zur Sicherstellung des Verkehrs überhaupt. Der letzteren dienten zahlreiche Kastelle, die längs der Straße angelegt und mit den Mannschaften besetzt waren, welche

von den einzelnen Stämmen beigestellt wurden. Wir kannten bereits aus Tacitus eine solche Einrichtung für das Land der Helvetier; wir ersahen auch aus desselben Geschichtschreibers Bericht über die Kämpfe der germanischen Legionen mit den Helvetiern, daß dabei der rhätische Landsturm von den vitellianisch Gesinnten zur Mithilfe herangezogen wurde. Aber erst neuerdings ist durch eine Inschrift erwiesen, daß auch ein Posten von 600 „Speerträgern" (Gaesati) unter dem Commando eines ausgedienten Unterofficiers der Reichsarmee das Kastell Ircavium (unbekannter Lage) besetzt hielt. Die Miliz der Breonen kennen wir aus der Zeit um 500 n. Chr., wo dieselbe die von Augusta Vindelicorum ins Land führenden Pässe bewachte. Straßenkastelle waren das heutige Kastell Föder (das ist „castellum vetus") bei Auer in Südtirol, wo mehrere römische Inschriften gefunden sind, das schon erwähnte Teriolis, von dem die Grafschaft „Tirol" den Namen zog, Sabiona (Säben), dann, da Horaz von derartigen Kastellen in seinem Gedicht spricht, ohne Zweifel auch die Burgen Greifenstein und Sprechenstein bei Sterzing und solche mehr, die nach der römischen Zeit in anderer Weise die Geschicke des Landes bestimmten.

Besonders wichtig war die Gegend von Sabiona, weil an die dortige Zollstätte sich ein bedeutender Verkehr knüpfte und dadurch ein Brennpunkt für auswärtige Einflüsse gegeben war. Der Zoll war an Großunternehmer verpachtet, deren untergeordnete Organe zum guten Theil orientalischer Herkunft waren. Diese bürgerten in Sabiona den Cult ihrer heimischen Gottheiten, namentlich der „tausendnamigen Isis" ein, dem sich die Einheimischen alsbald anschlossen. Auf demselben Wege kamen nach dem Nonsberg der Cult des Serapis und des hundsköpfigen Anubis oder in die Gegend von Mauls bei Sterzing der des Mithras. Davon gibt das hier gefundene große Mithrasdenkmal (gegenwärtig im k. k. kunsthistorischen Museum zu Wien) Kunde: dasselbe zeigt den Gott in der typischen Darstellung als Jüngling mit der phrygischen Mütze auf dem Haupte, wie er dem Stier das Messer in den Hals stößt; neben dem Stier sieht man allerlei symbolische Thiere, eine Schlange, einen Skorpion, ein Hündchen, das bellend am Stier emporspringt.

Diese Culte bahnten dem Christenthum den Weg, das sicherlich schon im dritten Jahrhundert in unsere Gegenden vordrang, in den abgelegeneren Thälern aber erst im vierten oder fünften, sei es unter dem Druck der kaiserlichen Regierung, sei es durch den Eifer der Glaubensboten, zur Geltung gelangte. Jedenfalls ist es kein Zufall, daß Sabiona als Sitz eines christlichen Bischofs erscheint, nachdem „der letzte Priester der Isis" (um mit dem Dichter Adolph Pichler zu reden) zu fungiren aufgehört hatte.

Man darf dabei nie vergessen, daß die römische Weltherrschaft eben die Vereinigung von afrikanischen, asiatischen, europäischen Landschaften zu einem Ganzen und zu einer

einheitlichen halbtausendjährigen Entwicklung darstellt. Der Statthalter von Rhätien hatte früher etwa in Afrika eine Stellung bekleidet; oder er war wohl selbst ein Afrikaner; die Officiere der Garnisonen wechselten ziemlich rasch ihre Dienstplätze durch alle Provinzen des Reiches; es kamen afrikanische oder syrische Truppenkörper hierher, während der in Rhätien ausgehobene Soldat in Germanien und Britannien, aber auch in Mauretanien und in Cappadocien stationirt wurde, wenn er nicht nach Rom unter die „Kaiserreiter" (equites singulares) oder seit Septimius Severus gar in die Garde der Prätorianer



Überreste eines Mosaikbodens von Brigantium.

eingestellt war. Und aus allen diesen entfernten Stationen, in denen eine fünfundzwanzigjährige Dienstzeit zugebracht wurde, scheint man einen Verkehr mit der Heimat unterhalten zu haben. So fühlte sich diese als einen Theil des großen Ganzen und der Venoste oder Breone nicht blos als „Rhäter", sondern auch als „Römer", wozu die Klugheit, mit der die Regierung den Eigenthümlichkeiten der Alpenbewohner gerecht wurde, nicht wenig beitrug. So haben die „Rhäter" im Heerwesen immer eine ausgezeichnete Stellung eingenommen, während allerdings die geistige Entwicklung in entscheidender Weise von auswärts beeinflußt wurde — bis auf den heutigen Tag.

Die munizipalen Einrichtungen der römischen Periode lernen wir (von Tridentum und seinem Gebiet, das der italischen Entwicklung folgte, abgesehen) an zwei Punkten unseres Landes näher kennen, nämlich bei Brigantium und bei Aguntum.

Brigantium hatte als der wichtigste Hafen des seit dem Ausgang des III. Jahrhunderts n. Chr. zu militärischen Zwecken verwertheten Bodensees, sowie als Durchgangspunkt der von der Donaugrenze über Curia (Chur) nach Italien führenden Straße Bedeutung. Es war ein militärischer Posten hier und das Bild der Stallgöttin Epona, das in Brigantium gefunden wurde, dürfte auf das Vorhandensein öffentlicher Stallungen hinweisen. Das Munizipium war nicht groß, wie man denn einen modernen Maßstab da nicht anlegen darf, aber es hatte Forum, Bäder, Mosaiken, Heiligthümer, Säulengänge, wie es der Bauart der damaligen Epoche entsprach, so daß man das Localmuseum von Bregenz mit interessanten Überresten füllen konnte. Dabei wetteiferte Brigantium mit Cambodunum, dem heutigen Kempten.

Während so das ganze Vorarlberg im Stadtgebiet von Brigantium enthalten war, hatte das Pusterthal seine „Stadt" in Aguntum. Dieses norische Munizipium, das seine Einrichtung dem Kaiser Claudius verdankte, hat man früher aus weniger zutreffenden Gründen wohl bei Innichen anzusetzen beliebt; es lag vielmehr eine Stunde ostwärts von Lienz in der Gegend von Dölsach am Debantbach. Dies geht sowohl aus den Zählungen der Meilensteine hervor, die Aguntum als Ausgangspunkt nehmen (ein bei Innichen gefundener rechnet 44 Milien von Aguntum weg, einer bei Lorenzen 56 Milien), als auch aus einer Inschrift, welche bei den Überschwemmungen des Jahres 1882 durch den Debantbach ausgeworfen wurde. Diese Inschrift (jetzt im Museum zu Innsbruck) lehrte uns den „Begräbnißplatz der Verehrer des Genius von Aguntum" kennen. Unweit davon bei Nußdorf sind Hypokausten, die unterirdischen Heizräume der römischen Häuser, aufgedeckt worden. Von Persönlichkeiten kennen wir einige „Zweimänner" (das ist Bürgermeister) des Munizipiums, sowie einen von hier stammenden Prätorianer, der unter Septimius Severus in Rom diente; endlich den Sclaven eines der Honoratioren. Der Verkehr ging die Drau abwärts über die Pleckenalp nach Aquileja, der Hauptstadt Venetiens in der römischen Zeit, und nach Westen zu über die Stationen Litamum und Sebatum durch das Thal des Birrus (der heutigen Rienz) nach Vipitenum am Eisack. Nach Norden hin gehören die Tauernübergänge zu den uralten Verkehrswegen. Es begegnen uns Würdenträger von Aguntum auch auf den Inschriften der Chiemseegegend.

Inwiefern die Seitenthäler bevölkert waren oder allmälig in den Verkehr eintraten, läßt sich nicht bestimmt sagen; doch scheint im Laufe der Periode eine Zunahme der Bevölkerung und eine Erweiterung des cultivirten Bodens stattgefunden zu haben. Dafür spricht der Umstand, daß viele Ortsnamen aus dem romanischen runcare (= „reuten")

gebildet sind. Die landesüblichen Gewohnheiten nahmen auch in den abgelegeneren Gegenden das römische Gepräge an. So finden wir „Badeln" in abgelegeneren Gegenden, z. B. Bergfall bei Olang im Pusterthal, schon frühzeitig benützt, indem römische Münzen in die Heilquelle geworfen erscheinen, wie es im Alterthum Sitte war. Ebenso wurden infolge der Einführung des römischen Kalenders die Feste des natürlichen Jahrs nach römischem Brauch gefeiert, so im Nonsberg die „Ambarvalien", das heißt Bittgänge, um den Erntesegen zu erflehen. Als dann das Reich unter den Einfällen der Barbaren zu leiden begann, fühlte man sich in den Seitenthälern desto sicherer. So hat sich in Enneberg und Gröden die „ladinisirte" Bevölkerung bis auf den heutigen Tag erhalten. In dem übrigen Gebiet, das jetzt deutsch spricht, zeigen die zahlreich erhaltenen romanischen Ortsnamen (Pontiggl, Pontlatz, Rungatt, Lavatsch u. s. w.), daß hier seinerzeit auch Alles „ladinisch" war, nicht nur in Südtirol, sondern auch in Nordtirol und Vorarlberg, worüber aus späteren Zeiten zum Theil noch literarische Kunde vorliegt. Daran knüpfen die classischen Studien zur rhätischen Namen- und Volkskunde von Ludwig Steub an.

So reichen denn in die römische Periode zurück die ethnographischen Verhältnisse des Landes, wonach das italienisch redende Wälschtirol eine Stellung für sich einnimmt, während nordwärts davon die „Ladiner" die historischen Repräsentanten der Epoche sind. Anderseits stammt die Religion des Landes aus der Römerzeit, indem das Christenthum seit dem IV. Jahrhundert zur Stellung der Reichsreligion gelangte, welche das Weltreich überlebte und seine Culturbestrebungen fortführte. Die noch später maßgebenden kirchlichen Eintheilungen entsprechen der Reichsorganisation der diocletianisch-constantinischen Epoche, auf welche demnach die Abgrenzung der Bisthumsprengel von Curia und Sabiona, die Zutheilung derselben zu den Metropolitansitzen von Mediolanum und Aquileja zurückgeht. Auch daß der Ziller bis auf den heutigen Tag die Grenze der Bisthümer von Brixen und Salzburg bildet, scheint auf den Umstand zurückzuführen, daß dort einst die Provinzen Rhätien und Noricum aneinanderstießen. Die Weltstellung des ganzen Gebietes war eine von der im Mittelalter zur Geltung gelangenden verschiedene, weil der Süden, nicht der Norden die Herrschaft ausübte. Der Umschwung beginnt mit der Emancipation der Provinzen von der Herrschaft Italiens, der Jahrhunderte brauchte, bis er greifbare Resultate erzielte. Jedenfalls bilden noch die Regierungen Odovacars und Theoderichs eine Fortsetzung der weströmischen Kaiserherrschaft und nur insofern auf diese Periode Ansiedlungen germanischer Scharen zurückzuführen wären, welche an jener Emancipationsarbeit sich betheiligten, hätte das „Mittelalter" bereits um diese Zeit begonnen.

Bis dahin rechnen wir die erste Epoche in der Geschichte des Landes, das jetzt Tirol heißt.



Der Tiroler Adler zur Zeit Alberts I. von Tirol, Matrikelzeichen, Hofers Gewehr, Degen und Pulverhorn, Sterzinger-Fahne und französische Trophäen.

Landesgeschichte Tirols.

Wie in einem großen Theile der österreichisch-ungarischen Monarchie, so trat auch im Lande Tirol im VI. Jahrhundert, als dort nach dem Sturz des weströmischen Reiches germanische Heerkönige und Herzoge geboten, eine große Wandlung in den ethnographischen Verhältnissen ein, die für alle folgenden Zeiten bestimmend wurde. Denn nun zogen von allen Seiten neue Einwanderer in seine Thäler und Berge und ließen sich neben und unter den Resten der Romanen nieder. Durch das Innthal herauf wanderte das Volk der Bajuvaren und drang dann durch das Wippthal in das Eisackgebiet vor; das untere Lechthal besetzten die Alamannen und sie stiegen von da und vom Illgebiete in das obere Innthal hinab, theilweise wohl auch ins Sill- und Eisackthal; von der Po-Ebene rückten die Longobarden durch das Etschthal aufwärts und siedelten sich in demselben und in dessen Seitenthälern an; ihnen voran sollen Gothenscharen gezogen sein und sich im oberen Etschgebiete, in den Thälern der Valschauer, der Passer und Talfer sowie im Hauptthal von der Töll bis Terlan niedergelassen haben, wahrscheinlicher dürfte hier aber, wie auch in anderen Gegenden Tirols, z. B. im Fleims- und Nonsthal, an fränkische Niederlassungen zu denken sein; durch das Drauthal kamen Wenden in das Land und drangen durch das ganze Pusterthal bis in die Gegend von Brixen vor.

Die Reste der romanisirten älteren Bevölkerung, die nach den Stürmen der Völkerwanderung und nach dem Abzug der wohlhabenderen Romanen nach Italien noch verblieben, waren nicht gleichmäßig über das Land vertheilt, wie sich aus später noch obwaltenden Verhältnissen und insbesondere aus der größeren oder geringeren Anzahl vorhandener romanischer Ortsnamen schließen läßt. Östlich vom Ziller saßen Romanen nur mehr in geringer Anzahl; weit dichter besetzt waren von ihnen die Gegend vom Zillerfluß bis zum Pigerbach, wo einst der mächtige Stamm der Breonen sich ausgebreitet



Longobardisches Fürstengrab aus Civezzano sammt Fundgegenständen.

hatte, der Hintergrund des Zillerthals, das obere Wipp-, Stubai- und Selrainthal, ebenso wahrscheinlich die Gegend bei Landeck und das weitere Oberinnthal mit seinen Nebenthälern bis zum Finstermünzpaß. Noch zahlreicher wohnten sie auf den Geländen und in der Thalsohle des Eisackthals. Sehr stark besetzt waren von ihnen einzelne Seitenthäler des Eisack- und Rienzthals, das ganze Vintschgau und die meisten Thäler Wälschtirols, namentlich auf der westlichen Etschseite.

Zwischen den einwandernden Germanen und der älteren Bevölkerung mögen, etwa das östliche Oberinnthal ausgenommen, wo die Romanen größtentheils vernichtet wurden, nirgends heftigere Kämpfe sich entsponnen haben, aber mit den Wenden im Pusterthal führten die aus dem Eisackthal und über die nördlichen Gebirgspässe vordringenden Bajuvaren blutige Kriege und verdrängten sie aus dem westlichen Pusterthal wohl ganz, aus dem Iselgebiete zum größeren Theile.

Die Art der Ansiedlung der neuen Einwanderer vollzog sich da, wo sie keine oder nur geringe Reste älterer Bevölkerung trafen, in der bei ihnen üblichen Weise; wo aber die Romanen noch in größerer Zahl sich fanden oder romanische Ansiedlungen vorhanden waren, übten sie darauf vielfach bestimmenden Einfluß. In jenem Falle bauten sie auf sonnigen Höhen oder in günstigen Thalflächen Einzelgehöfte oder gründeten offene Dörfer mit zerstreut umherliegenden, durch Gärten, Wiesen, Höfe und Wege getrennten Häusern. In diesem Falle ließen sie sich in den romanischen Ortschaften mitten unter den Romanen nieder und bezogen entweder leerstehende ältere Gebäude oder bauten neben und an denselben sich neue.

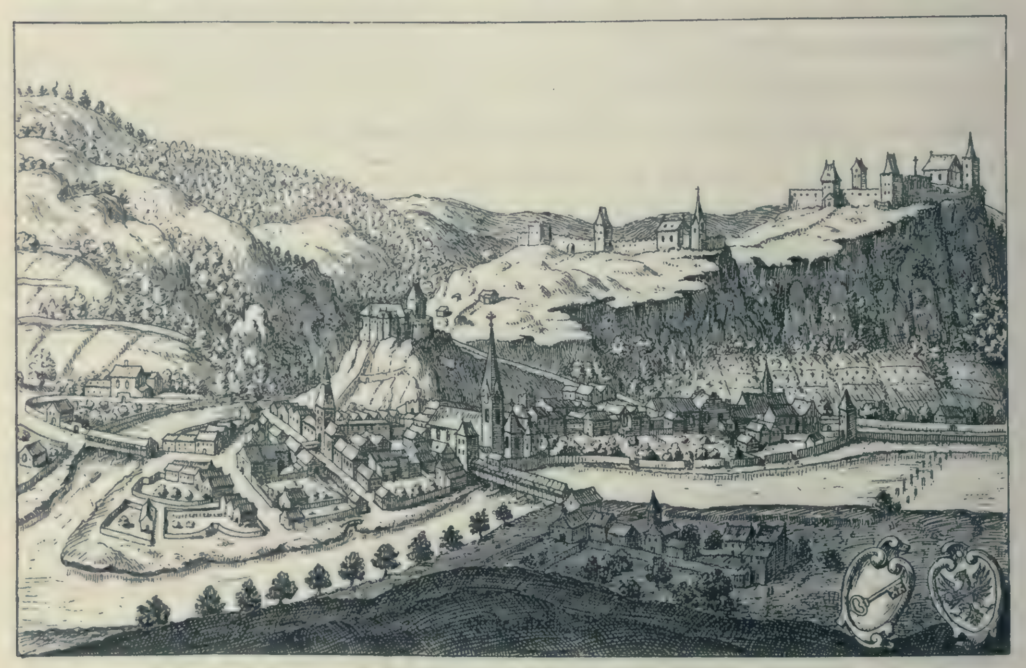
Doch nicht blos die Art der Ansiedlung der Einwanderer, sondern auch ihre politischen und religiösen Verhältnisse wurden vom Anfang an und noch mehr in der Folge durch die Anwesenheit der Romanen beeinflußt. Die Romanen hatten eine wohlgeordnete politische und kirchliche Organisation, und beide werden sicherlich, wenn auch nicht ohne Schädigung die Völkerwanderung überdauert haben. So bestanden am Ende des VI. Jahrhunderts schon die jetzt noch vorhandenen zwei Bisthümer Säben-Brixen und Trient, die sich wohl mit Recht eines viel höheren Alters rühmen, und ohne Zweifel hatten sie nicht allein selbst genau bestimmte Grenzen, sondern zerfielen auch in eine Reihe kleinerer Bezirke von bestimmtem Umfange. Von dieser kirchlichen Gliederung blieb schon die oberste der politischen Gliederungen der Germanen, die in Gaue, nicht unberührt; denn es ist doch kaum bloßer Zufall, daß die Gaugrenzen theilweise mit den Grenzen der Bisthümer oder Archidiaconate zusammenfallen. Noch weit mehr trifft dies zu bei den Unterabtheilungen der Gaue, den Grafschaften und Centen (Hundertschaften), von denen jene sich durchweg mit den Archidiaconaten, diese sich häufig mit Pfarreien decken. Die Pfarreien stimmen auch öfters mit den Marken überein. Ganz aber auf romanischen Einfluß scheint die weitere politische Gliederung in Gemeindebezirke und deren Theile in

den meisten Gegenden des Landes zurückzugehen, wie die Benennungen schließen lassen. So führen alle Gemeinden in dem Gebiete vom Zillerfluß bis zum Pigerbach den Namen Oblei, der offenbar von den Giebigkeiten der Bewohner des Bezirkes an die darinliegende Kirche herrührt. Theilweise denselben Namen, noch häufiger aber den Namen Malgrei haben die Unterabtheilungen der Gemeinden des ganzen Eisackgebietes, des größten Theiles des Pusterthals mit Ausnahme des Iselgebietes und des oberen Etschlandes; im Vintschgau und in der Meraner Gegend heißen sie Techneien (Decaneien), zwei ebenfalls alte Namen, von denen der erstere sichtlich auf die ältesten wirthschaftlichen Verhältnisse hinweist, beide aber entschieden im Mittelalter kirchliche Unterabtheilungen bezeichnen, als deren Mittelpunkte Kapellen erscheinen. Den größten Einfluß erlangten jedoch die kirchlichen Verhältnisse der Romanen auf die religiösen Anschauungen der Germanen; denn bei dem engen Zusammenleben mit der schon seit Jahrhunderten christlichen romanischen Bevölkerung und bei dem Bestande einer festen kirchlichen Organisation mußten sie, obwohl sie zum größeren Theile noch Heiden und zum geringeren Theile Arianer waren, rasch für das Christenthum gewonnen werden. So vertauschten die im Lande wohnenden Bajuvaren wohl bedeutend früher den Wuotans-Cult mit der Verehrung des Gekreuzigten als ihre Stammgenossen in der baierischen Ebene, und die Longobarden traten bekanntlich noch am Schlusse des VI. Jahrhunderts vom Arianismus zum Katholicismus über. Am längsten blieben die ins östliche Pusterthal eingewanderten Slaven ihren heidnischen Göttern treu, denn von ihrer Bekehrung ist erst im letzten Viertel des VIII. Jahrhunderts, bei Gelegenheit der Gründung des Klosters Innichen (772), die Rede. Daß die Romanen nicht noch größeren Einfluß auf die neue Bevölkerung erlangten, hat einmal in deren Lostrennung von ihren Sprachverwandten in Italien und dann in dem Zusammenhang der Germanen mit ihren Stammesbrüdern außerhalb des Landes seinen Grund. Denn während noch unter den gothischen Heerkönigen alle Landestheile denselben Herrn wie Italien gehabt hatten, bildeten jetzt die von den Bajuvaren besetzten Thäler Tirols einen Bestandtheil des Herzogthums Bajuvarien, zu dem in der Folge auch die slavischen Theile des Pusterthals kamen, wogegen die von den Longobarden eingenommenen Striche Südtirols dem longobardischen Königreich als Herzogthum Trient einverleibt wurden, Vintschgau aber mit Churrhätien in engerer Verbindung blieb. Diese Theilung des Landes hatte für die Entwicklung der ethnographischen Verhältnisse die wichtigsten Folgen. Die Longobarden begannen mit den viel zahlreicheren Romanen zu einem Volke, den Italienern, zu verschmelzen, dagegen behaupteten die Bajuvaren nicht nur ihre Nationalität, sondern fingen auch an, die ihnen unterworfenen Romanen zu germanisiren.

Für die Kenntniß des germanischen Alterthums in Tirol ist erst jüngst eine neue gleichzeitige Quelle in dem Reihengräberfeld von Civezzano, einem Dorfe östlich von

Trient, gefunden worden: das longobardische Fürstengrab mit seinem ungewöhnlich reichen Inhalt. Dieser bestand vor Allem in dem unvergleichlich prächtigen Sargbeschlage, „einer archäologischen Cimelie ersten Ranges“, dann in Schnallen und Riemenbeschlägen, einem großen, reich ornamentirten Goldkreuz, in außerordentlich seltenen Brocatresten, allerlei Waffen, Armring, Schere und Gefäßen.

Nach mehr als zweihundertjähriger Trennung vereinigte Karl der Große nach der Vernichtung des Longobardenreiches und dem Sturze des Herzogs Tassilo alle Gebiete



Säben um das Jahr 1649.

Tirols in seiner Hand und führte die Gau- und Grafschaftsverfassung auch hier durch. Das Land wurde in sieben Gaue: Unterinnthal bis zum Ziller, Oberinnthal von der Mellach bis zum Fern-Paß, Arlberg- und Finstermünz-Paß, Innthal von der Mellach und dem Ziller zum Brennerpaß, Norithal vom Brenner bis zum Gargazonerbach und dem Avisio, Vintschgau von Pontalt bis zum Gargazonerbach, Pusterthal von der Mühlbacherklause bis zum Anraserbach und das Gebiet südlich vom Avisio und von der Etsch, die Markgrafschaft Trient, eingetheilt. Von diesen zerfiel wohl in Otto I. des Großen Zeit, wenn nicht schon in der Karolinger-Zeit, der Gau Norithal in zwei Grafschaften, von denen die erste bis zum Brei- und Tinnebachthal und die zweite, die Grafschaft Bozen, bis zu den angegebenen Südgrenzen reichte, während noch die Grafschaft Innthal, wie es scheint, hinzugeschlagen wurde.

Die Vereinigung aller Theile Tirols unter einem Herrscher war nur von kurzer Dauer, die Theilungen des Karolinger-Reiches unter Karl des Großen Sohn und seinen Enkeln schieden das nördliche und mittlere Tirol von dem südlichen und theilten jenes dem Herzogthum Baiern, dieses dem Königreich Italien zu. Als dann Otto I. das Königreich Italien eroberte und die Mark Verona mit Trient zum Herzogthum Baiern schlug, so dauerte diese Verbindung ebenfalls nur kurze Zeit und die Grafschaft Trient kam neuerdings zu Italien. Doch lockerte sich jetzt bald sowohl die Verbindung Südtirols mit Italien als diejenige Mittel- und Nordtirols mit Baiern; denn die auf Schwächung der



Brixen um das Jahr 1574.

Herzogsgewalt und auf Verkleinerung der Stammesherzogthümer gerichtete Politik der deutschen Kaiser mußte für Tirol um so bedeutendere Folgen haben, je wichtiger seit der Gründung des römisch-deutschen Kaiserreiches die Pässe durch Tirol für die Römerzüge waren. Um diese in verläßlichen und treuen Händen zu wissen, verlieh Kaiser Konrad II. auf seiner Rückkehr vom ersten Römerzug im Jahre 1027 die drei Grafschaften Trient, Bozen und Vintschgau dem Bischof Udalrich II. von Trient, das übrige Norithal dem Bischof von Brixen, welchen Kaiser Heinrich IV. noch 1091 mit der Grafschaft Pusterthal beschenkte. Die deutschen Kaiser täuschten sich in ihrem Vertrauen zu den Landesbischöfen nicht, denn sie fanden an ihnen ebenso entschiedene Anhänger wie an den meisten Bischöfen des Reiches, die selbst zur Zeit des Investiturstreites und der heftigsten Kämpfe zwischen Kaiserthum und Papstthum fast ausnahmslos auf ihrer Seite standen.

Doch leider untergruben die Bischöfe früh durch unkluge Politik ihre bedeutende Machtstellung im Lande, indem sie ganze Grafschaften und Theile davon an mächtige

freie Herren oder Ministerialengeschlechter weiter verliehen. Die Bischöfe von Trient belehnten das thatkräftige Geschlecht der Tiroler Grafen mit der Grafschaft Vintschgau und einem Theil der Grafschaft Bozen, die nach der Burg Hocheppan sich nennenden Grafen von Eppan mit Theilen der gleichnamigen Grafschaft, die aus der Markgrafschaft Trient gebildet wurde, die Grafen von Flavon mit Theilen des Nonsberges, die Freiherrn von Wanga mit Theilen der Grafschaft Bozen, die Herren von Arco, Lodron und Castelbarco mit Gerichtsbezirken der Markgrafschaft Trient. Die Bischöfe von Brixen verliehen wohl noch im XI. Jahrhundert die Grafschaften im Inn- und Eisackthal (des Norithals) den Grafen von Tirol und später (1165) die erstere, sowie die Grafschaft Pusterthal sammt der Vogtei über ihr Stift den Grafen, dann Markgrafen und Herzogen von Andechs (Meran), die Gegend um Brixen und den westlichsten Theil des Pusterthals hingegen an mächtige Ministerialengeschlechter, selbst ihren ehemaligen Sitz, die Veste Säben, den sie um das Jahr 1000 mit dem zu Brixen vertauscht hatten, dem darnach benannten Burggrafengeschlecht.

So entstand seit dem XI. Jahrhundert ein reicher Adel, der einen großen Theil des Grundbesitzes im Lande erwarb, während der meiste übrige theils schon in die Hände der Bischöfe von Brixen, Trient, Chur, Regensburg und anderer auswärtiger Stifte und Klöster gerathen war oder jetzt gerieth, theils an die im XI. und XII. Jahrhundert gegründeten inländischen Klöster fiel. Dadurch schwand der Stand der kleinen freien Grundbesitzer (Freibauern) sehr zusammen, die meisten wurden persönlich oder dinglich von geistlichen oder weltlichen Herren abhängig und diese hatten fast allen Besitz. Die große Umwälzung auf volkswirthschaftlichem Gebiete war aber auch mit einer nicht minder einschneidenden auf politischem Gebiet verbunden. Denn durch Verleihung von Theilen der Grafschaften, von Centen (Hundertschaften) an einzelne Herrengeschlechter und durch Gewährung der Immunität für umfangreiche kirchliche Besitzungen löste sich die Gaugrafschafts- und Centverfassung vollständig auf, und die Gaue, Grafschaften und Centen zerfielen in eine Menge kleinerer Bezirke, die nach ihrem Umfang und ihren Rechten sehr verschieden waren, aber im Allgemeinen doch an die frühere Gliederung enge sich anschlossen. Innerhalb derselben entstanden nun zahlreiche Burgen als Wohnsitze der Herren und der von ihnen abhängigen Ministerialen und anderen Rittergeschlechter, die aus den zahlreichen Unfreien infolge des Reiterdienstes sich als neuer Adel erhoben hatten. Der Großgrundbesitz, besonders der kirchliche, wurde in der Folge aber auch der Ausgangspunkt für die Erhebung der bäuerlichen Bevölkerung, der weiteren Cultivirung und der Germanisirung des Landes; denn die geistlichen Großgrundbesitzer und wohl auch einzelne weltliche Herren, besonders mächtigere wie die Grafen von Tirol, zogen zahlreiche deutsche Ansiedler ins Land, ließen große Wälder ausroden und andere bisher unfruchtbare Strecken urbar

machen und gewährten jenen von vornherein eine viel freiere Stellung, ja selbst sehr bedeutende Rechte. Diesen Ursprung hat vermuthlich die Bevölkerung des Bezirkes Landeck, wo die ältere romanische Bevölkerung um das XII. Jahrhundert, wie es scheint, völlig ausgestorben war, dann die Bewohnerschaft des Rittnergebietes, der Höhen von Deutschnofen und Eggenthal, von Aldein und Radein und einzelner Bergwerksdistricte Deutsch- und Wälschtirols.

Unter den mächtigen Adelsgeschlechtern des Landes überflügelte bald eines, nämlich die Grafen von Tirol, nicht nur alle übrigen im Lande, sondern auch seine fürstlichen Lehens-



Schloß Tirol.

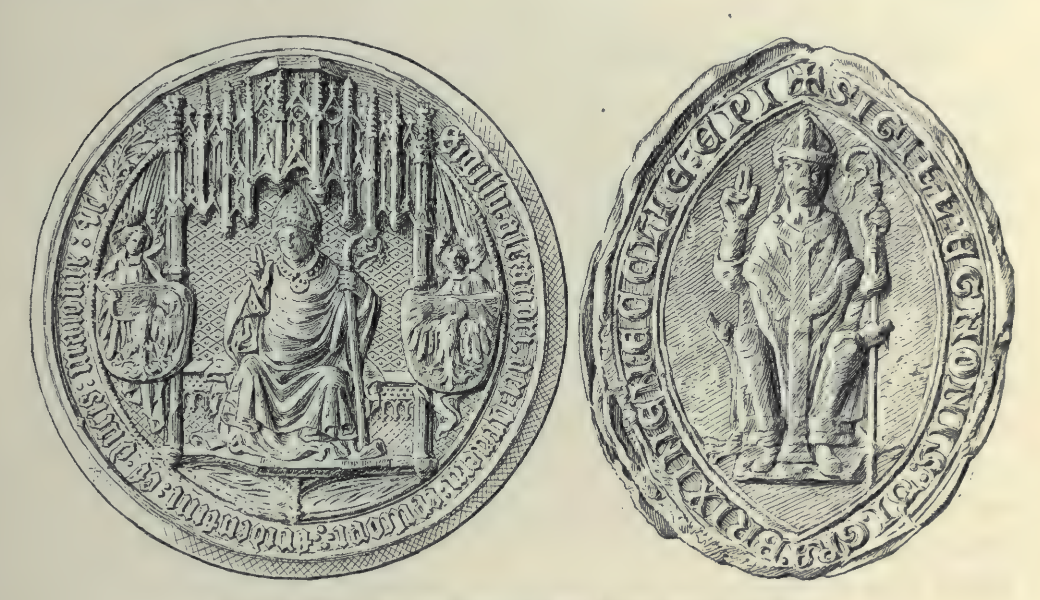
herren, die Bischöfe von Trient, Brixen und Chur, und er stand nur den zum Herzogsrang emporgestiegenen Andechsern nach, die außerhalb Tirols noch viel reicheren Besitz hatten. Der letzte Graf von Tirol, Albert III., wußte aber in seinem langen, thatenreichen Leben das von den Vätern überkommene Erbe so zu mehren, daß er bei seinem Tode schon einen großen Theil Tirols besaß und so den ersten Grund zur Grafschaft Tirol legte, die darum mit Recht von dem Stammschloß seines Geschlechtes den Namen führt. Er erwarb zur Vogtei über Trient noch die über das Stift Brixen und zur Grafschaft Vintschgau und den Grafschaftstheilen im Etsch- und Eisackgebiete noch weitere Bezirke daselbst, brachte viele eppanische Lehen in seine Gewalt, stärkte seinen Einfluß in der Grafschaft Trient und

machte sich durch engen Anschluß an das dem Erlöschen nahe Haus der Andechser zum Erben ihres ganzen Besitzes in Tirol. Im Verein mit Herzog Otto II. von Meran, seinem Schwiegersohn, bekämpfte er den Bischof Egno von Brixen, und sie zwangen ihn, beide gemeinsam mit den Stiftslehen zu belehnen, die früher jeder einzeln gehabt hatte (1241). Die Bischöfe von Trient und Chur hatten Albert III. schon früher ihre Lehen für die weiblichen wie für die männlichen Nachkommen übertragen und jener belehnte ihn noch überdies mit allen Besitzungen des 1248 gestorbenen Grafen Ulrich von Ulten. So vereinte der letzte Graf von Tirol nach Herzog Otto's II. Tod (1248) die andechsischen und eppanischen Besitzungen mit seinen eigenen und vererbte sie bei seinem Ableben (1253) auf seine beiden Töchter, Adelheid und Elisabeth. Durch die Theilung seines Erbes unter seine beiden Schwiegersöhne, die Grafen Meinhard I. von Görz-Tirol und Gebhard von Hirschberg, war zwar die Macht der Herren vom Schlosse Tirol ernstlich gefährdet, jedoch des ersteren Sohn, Meinhard II. (1258 bis 1295) verstand es, durch eine ebenso umsichtige als gewaltthätige Politik eine solche Gefahr zu beseitigen; er wurde sowohl durch Zurückgewinnung der an seinen Oheim gefallenen Schlösser, Gerichtsbezirke und Güter, als auch durch zahlreiche neue Erwerbungen der eigentliche Begründer der Grafschaft Tirol. Alle mächtigeren Herren weltlichen Standes im Lande, wie die Grafen von Flavon und Hörtenberg, die Freiherren von Wanga und Taufers, mußten ihren Besitz entweder von ihm zu Lehen nehmen oder an ihn verkaufen, wenn sie ihn nicht mit Gewalt verlieren wollten. Die Bischöfe von Trient, Brixen und Chur aber sahen sich genöthigt, ganze Gerichtsbezirke mit den darin befindlichen Schlössern und Gütern an Meinhard als Lehen oder Eigenthum zu überlassen. Durch seine Gemalin Elisabeth, Witwe König Konrads IV., brachte er die staufischen Besitzungen in Tirol an sein Haus, wie die Herrschaften Imst und St. Petersberg in Oberinnthal, Güter in Passeier und andere. Nur mit Mühe vermochte Bischof Bruno von Brixen einen Rest der Gaue Pusterthal und Norithal, einige Gerichtsbezirke im Eisack- und Pusterthal zu behaupten, die gleichzeitigen Bischöfe von Trient hingegen, nämlich Egno, der letzte Graf von Eppan, und Heinrich II. mußten, von ihrem Vogte noch mehr als von dem einheimischen Adel und den Ghibellinen Italiens bedrängt, zeitweise ihr ganzes Stift jenem



Siegel der Margaretha Maultasch (1363).

überlassen. Doch bei der Theilung mit seinem Bruder Albert von Görz im Jahre 1271 kam ganz Pusterthal östlich von der Mühlbacher Klause an die Görzer Linie. So umfaßte die Grafschaft Tirol bei Meinhards II. Tode das Innthal vom Arlberg und Finstermünzpaß bis zum Ziller, das Eisackthal mit Ausnahme der wenigen Brixener Bezirke und das ganze Etschthal bis zum Avisiobach, außerdem noch ein paar Bezirke innerhalb des Fürstenthums Trient, wie Castelfondo und Pergine, und damit vereinte Meinhard II. seit 1286 noch das Herzogthum Kärnten. Meinhard liegt in der Kirche des von ihm und seiner Gemalin gestifteten Klosters Stams begraben, wo auch viele seiner Nachfolger eine bleibende Ruhestätte gefunden haben.



Siegel der Bischöfe Egno von Brixen (1248) und Alexander von Trient (1424).

Die beiden älteren Söhne Meinhards II. wirkten im Geiste des Vaters und hielten das Bisthum Trient noch besetzt, erst der jüngste, Heinrich, einst König von Böhmen und Polen, traf nach dem Tode seiner Brüder mit Bischof Heinrich III. eine Vereinbarung, worin er ihm das Fürstenthum Trient bis auf oberwähnte Bezirke zurückstellte.

König Heinrich hatte keinen Sohn, daher mußten seine Töchter seine Besitzungen erben, darunter auch die Reichslehen auf Grund eines von Kaiser Ludwig IV. erhaltenen Privilegs. Deshalb bewarben sich die mächtigsten deutschen Fürstengeschlechter wetteifernd um seine Gunst: die Luxemburger, Wittelsbacher und Habsburger. Im Innern war seine Regierung verhängnißvoll, denn bei seiner Schwäche und Geldnoth erlangte der Adel eine bisher noch nie genossene Bedeutung und kam nicht allein in den Besitz der meisten Gerichtsbezirke, sondern nahm selbst die Verwaltung der ganzen Grafschaft zeitweise in

seine Hände. Und doch hatten alle Adelsgeschlechter vor hundert Jahren noch in den Banden der Unfreiheit gestanden! Aber die Kämpfe Meinhards II. mit den Landesbischöfen und die geringere Thatkraft seiner Söhne hatten ihre Macht fortwährend gefördert, und jetzt waren sie ein vollständig freier Adel und standen dem Landesfürsten in zwei Rangclassen geschieden, als Landherren und Ritter gegenüber. Neben dem Adel hatte aber noch ein anderer Stand im Laufe des XIII. und in den ersten Jahrzehnten des XIV. Jahrhunderts fortwährend sich gehoben, nämlich der Bürgerstand, denn zu den wenigen Städten, die aus früherer Zeit stammten: Trient, Bozen, Brixen, Klausen, gesellten sich mehrere neue, als: Innsbruck, Meran, Sterzing, Hall, Glurns, Rovereto, Riva und andere, stets begünstigt und mit mancherlei Freiheiten beschenkt von ihren Herren.

König Heinrichs Schwiegersohn und Nachfolger, Johann Heinrich von Böhmen, verlor Kärnten an das Haus Habsburg, aber Tirol behauptete sein Bruder Karl, der ihm in der Regierung beistand, im Kampfe gegen den Kaiser und die Herzoge von Österreich. Doch dessen kräftiges Auftreten und die Verwendung von Böhmen in Landesämtern wider die gegebene Zusicherung machte den tirolischen Adel unzufrieden und Heinrichs persönliche Schwäche und Roheit entfremdete ihm seine Gemalin Margarethe Maultasch. So verbanden sich beide zur Vertreibung ihres Herrn, die nach einem fehlgeschlagenen ersten Versuche gelang, und Margaretha reichte des Kaisers Sohn Markgraf Ludwig von Brandenburg die Hand, indem sie ihn im Einverständnisse mit dem Adel zum Landesfürsten erkor. Da aber auch dieser trotz seiner feierlichen Versicherungen nichttirolischen Adeligen wichtige Ämter, selbst das eines Landeshauptmanns, der ihn in seiner Abwesenheit zu vertreten hatte, übertrug, so wurde der Landesadel über den Regierungswechsel bald wieder mißvergnügt und unterstützte im Verein mit den Bischöfen von Trient und Chur einen Einfall Karls von Luxemburg in das Land, der durchs Etschthal siegreich bis zum Schlosse Tirol vordrang, dasselbe belagerte und die Städte Meran und Bozen einäscherte. Allein Margaretha's tapfere Vertheidigung in ihrer Stammburg während der Abwesenheit des Gemals, dessen Rückkehr, eine Niederlage des Bischofs von Chur zu Tramin und der Abfall des tirolischen Adels bewogen Karl bald wieder zum Abzug, und nun hielt Ludwig strenges Gericht über den unbotmäßigen Adel. Fortan wagte dieser ungeachtet Ludwigs häufiger Abwesenheit keinen Aufstand mehr und auch Bürger und Bauern hielten treu zu Ludwig, obwohl er wegen seiner Ehe mit Margaretha und seines Verkehrs mit dem gebannten Kaiser aus der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen und das Interdict über das Land verhängt war. Der Bauernstand tritt jetzt zum erstenmal mehr in den Vordergrund, nachdem sich die Bande seiner Unfreiheit schon sehr gelockert hatten.

Da Ludwig und Margaretha nur einen kränklichen Sohn hatten, so suchten Herzog Albrecht II. von Österreich und dessen Sohn Rudolph IV. ihre Gunst und wußten, indem

sie ihnen vom päpstlichen Hofe die Lossprechung vom Bann erwirkten, Margaretha in der That zu bewegen, sie für den Fall ihres kinderlosen Ablebens zu Erben einzusetzen. Dieser Fall trat wirklich bald nach Ludwigs Tode (1359) durch das Ableben seines Sohnes Meinhard III. ein, und jetzt übergab Margaretha nach einer Selbstregierung von wenigen Monaten Tirol sogar noch bei Lebzeiten an Herzog Rudolph IV. Dies geschah am 29. September 1363 zu Bozen in Gegenwart vieler Edlen des Landes und von Vertretern der unteren Stände, wobei der Herzog dem Lande alle seine Rechte feierlich zusicherte. Doch demüthigte Herzog Rudolph IV. den Vogt Ulrich den Jüngern von Matsch und andere Adelige, die ihren Einfluß auf Margaretha zu ungemessener



Goldgulden und Silbergroschen Sigmund des Münzreichen, Münze Herzog Friedrichs IV. und Zwanziger des Grafen Meinhard II.

Bereicherung mißbraucht hatten; auch gelang es ihm, den gleichzeitigen Bischof von Trient gegen Rückstellung des Bisthums, das Ludwig von Brandenburg besetzt hatte, zu einer Reihe der wichtigsten Zugeständnisse zu bewegen, durch die dieses Bisthum in völlige Abhängigkeit von den Grafen von Tirol gerieth. Die Versuche der Herzoge von Baiern, Tirol den Habsburgern zu entreißen, wiesen Rudolph und seine beiden ihm nach seinem frühen Tode in der Regierung folgenden Brüder Albrecht III. und Leopold III. mit Glück zurück und der Friede von Schärding sicherte sie dann für immer im Besitz des Landes. Die seltene Anwesenheit seiner jüngeren Brüder im Lande, sowie Leopolds III. Kriege mit dem Herrn von Padua, der Republik Venedig und den Schweizern begünstigten die Machtentfaltung einzelner Adelsgeschlechter, wie der Rottenburger, Gufidauner und Starkenberger im hohen Grade. Als Leopolds Söhne die Regierung übernahmen, hoben äußere Gefahren, ein Einfall der Schweizer ins Oberinn- und Lechthal und der Venetianer

ins Lagerthal die Bedeutung der ganzen Landschaft und nöthigten die Herzoge, ihr einen wichtigen Freiheitsbrief zu gewähren; der Adel aber vereinte sich zum Elephantenbund, um mit Gewalt sich in der errungenen Machtstellung zu behaupten, und die Bischöfe von Chur, Brixen und Trient strebten nach Wiedererlangung der früheren Macht und Selbständigkeit.

Allein die entschlossene Thatkraft Herzog Friedrichs IV. mit der leeren Tasche (1405 bis 1439), der anfangs neben seinem älteren Bruder Leopold IV., dann allein Tirol verwaltete und die tirolische Linie des Herzogshauses begründete, siegte nach wiederholten Kämpfen über alle Schwierigkeiten. Er zwang die Bischöfe von Trient und Brixen in das alte Abhängigkeitsverhältniß und vernichtete die Macht des letzten Rottenburgers Heinrich VI., indem er ihm alle Burgen und Herrschaften entriß. Der gefahrvollen Nähe des zahlreichen Adels im Etschland entzog er sich aber dadurch, daß er seine Residenz vom Schlosse Tirol nach Innsbruck verlegte und diese Stadt an Stelle Merans zur Hauptstadt erhob. Dann suchte er durch Begünstigung des ihm treu ergebenen Bürger- und Bauernstandes in diesem ein Gegengewicht gegen den zum Widerstand geneigten Adel. Indem er jedoch dem Papste Johann XXIII. zur Flucht von Constanz nach Schaffhausen verhalf, zog er noch viel größere Gefahren auf sein Haupt. Das Concil sprach den Bann über ihn aus, König Sigmund that ihn in die Reichsacht, erklärte ihn seiner Länder verlustig und forderte seine Feinde auf, von ihnen Besitz zu ergreifen. Friedrich verlor selbst seine persönliche Freiheit und schmachtete zehn Monate in Haft. Allein sein Muth und die Treue seines Volkes rettete ihn selbst aus seiner höchsten Noth. Der Haft entflohen, fand er in Tirol bei den Bürgern und Bauern die kräftigste Unterstützung in dem Kampfe wider seinen Bruder Ernst, der sich mit Hilfe des Adels des Landes hatte bemächtigen wollen. So mußte dieser auf einer Zusammenkunft im Schlosse Kropfsberg dem Besitz des Landes Tirol entsagen und König Sigmund belehnte Friedrich damit neuerdings und gestattete ihm auch die Wiedereinlösung der Besitzungen, die er indessen verpfändet hatte. Einen neuen Kampf mit dem Adel, nämlich mit den mächtigen Starkenbergern und ihrem großen Anhang, focht der Herzog gleichfalls glücklich aus, als die Vermittlungsversuche des Bischofs von Brixen und der ganzen Landschaft gescheitert waren, und zog alle ihre Besitzungen ein. Nicht minder glücklich löste sich für seine Macht ein neuer Streit mit dem Bisthum Trient, das jetzt Bischof Alexander von Massovien, ein Verwandter der Herzogin Cimburga, der Gemalin seines Bruders Ernst, innehatte. So bedeutet Friedrichs IV. Regierung eine abermalige Erstarkung der landesfürstlichen Gewalt gegenüber den Landesbischöfen, einen vollständigen Sieg über den Adel und die gänzliche Ausbildung des Ständewesens.

Nach seinem Tode (1439), als Kaiser Friedrich III. die Vormundschaft über den minderjährigen Sohn Herzog Sigmund übernahm, zeigte sich, wie sehr die ständische

Macht sich entwickelt hatte; denn Friedrichs Versuchen, die Regierung Tirols über die Zeit der Minderjährigkeit Sigmunds hinauszuführen und den Prinzen noch länger unter seiner Obhut zu behalten, traten die Stände einmüthig entgegen und zwangen ihn, seinen Mündel nach Tirol zu entlassen und ihm die Regierung zu übergeben. Sigmunds Regierung verlief viel ruhiger als die seines Vaters. Der einheimische Adel blieb ihm stets ergeben und stand wie die niederen Stände ihm treu zur Seite, als die Gradner, ein fremdes Adelsgeschlecht, das er ins Land gebracht und durch seine Gunst mächtig gemacht hatte, gegen ihn sich empörten und als ein neuer Kampf mit dem Bischof von Brixen, Cardinal Nikolaus von Cusa ausbrach. So ging er aus diesen Kämpfen siegreich hervor, obwohl der Papst wegen der gewaltsamen Gefangennahme Cusa's über ihn den Bann und über das Land das Interdict verhängt hatte. Die gemeinsame Bedrängniß schlang nur das Band, das Fürst und Volk bereits verknüpfte, umso fester, je glücklicher im Übrigen die Regierung Sigmunds für Tirol war. In der langen Zeit der Ruhe, deren es sich damals erfreute, blühte der materielle Wohlstand sehr empor, des Fürsten Sorge für Verbesserung der Straßen und für Regelung der Durchfuhr hob das Straßengewerbe, die zahlreichen Bergwerke, die erschlossen wurden, machten Tirol zu einem wahren Eldorado, nach welchem Leute aus verschiedenen Ländern wanderten. Der gehobene Wohlstand spricht sich deutlich in den vielen Schlössern, die der Landesfürst neu erbaute oder verschönerte, in der großen Zahl von prächtigen gothischen Kirchen, die in Stadt und Land erstanden, und in sehr häufigen anderen Neu- und Umbauten aus. Die Münzprägung wurde unter diesem Fürsten, den man deshalb den „Münzreichen" nennt, wesentlich verbessert. Auch das leutselige Benehmen des Fürsten, der sehr häufig in persönlichen Verkehr mit den verschiedenen Volksclassen trat, war nur geeignet, die Zufriedenheit mit seiner Regierung zu vermehren. Erst in deren letzten Jahren wurde dies anders, denn unter dem Einfluß selbstsüchtiger Männer, die seine Schwäche mißbrauchten, trug sich Sigmund jetzt mit dem Plane, seine Länder seinen natürlichen Erben, Kaiser Friedrich III. und dessen Sohne Max zu entziehen und dem baierischen Herzogshause zuzuwenden; auch stürzte er sich in einen verderblichen Krieg mit der Republik Venedig, in dem sein Heer allerdings bei Calliano einen großen Sieg über den venetianischen Feldherrn errang. Das bewog die Stände, gegen ihn wie einst gegen seinen Vormund aufzutreten; sie nöthigten ihn, ihnen die Landesverwaltung zu übertragen und seine bösen Rathgeber zu entlassen. Hierauf gaben sie ihm einen ständischen Beirath an die Seite; bald darauf aber mußte er ganz auf die Regierung verzichten und diese noch bei Lebzeiten seinem Vetter König Maximilian überlassen (1490).

Unter Maximilian I. wurde Tirol wieder mit allen anderen österreichischen Ländern vereint, und zwar enger als bisher. Seine Regierung ist sowohl für die äußeren als auch für die innern Verhältnisse des Landes selbst epochemachend geworden. Er vergrößerte den

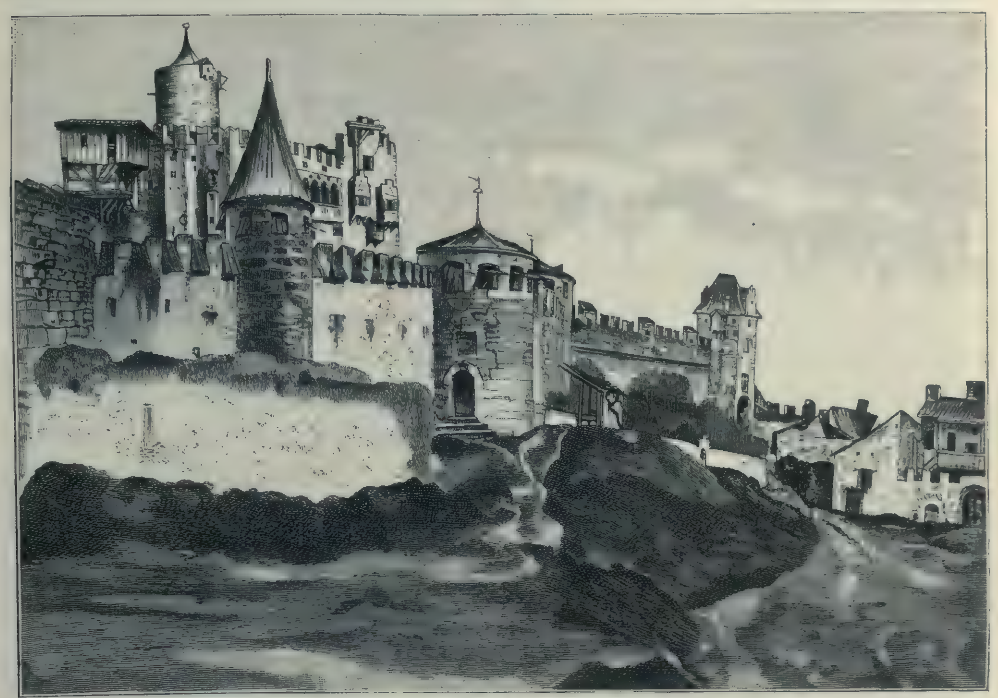
Umfang der Grafschaft sehr erheblich, denn nach dem Erlöschen des Hauses Görz fügte er das erblich an ihn gefallene Pusterthal hinzu, im baierischen Erbfolgekriege eroberte er die Schlösser und Gerichtsbezirke Rattenberg, Kufstein und Kitzbühel, ein längerer Krieg mit der Republik Venedig brachte den Erwerb der vier Vicariate im Lagerthal, der Städte Rovereto und Riva und des Bezirkes Ampezzo mit dem Schlosse Peutelstein. Diese Kriege, sowie der schon in den ersten Jahren ausgebrochene Engadiner Krieg, der Tirol große Gefahr brachte und zu der unglücklichen Schlacht an der Calva führte, veranlaßten den Kaiser, das Landesvertheidigungswesen zu ordnen und im Einvernehmen mit



Innsbruck zu Anfang des XVI. Jahrhunderts.

den Ständen das berühmte elfjährige Landlibell zu erlassen, das für alle folgenden Zeiten bis ins XIX. Jahrhundert die Landesdefension regelte. Ständige Landesbehörden hatte er gleich in dem ersten Jahrzehnt seiner Regierung in der sogenannten „Regierung" und „Hofkammer" dem Lande gegeben und damit die Art der Verwaltung auf zwei und ein halbes Jahrhundert bestimmt. Über ein Landesrecht (Landesordnung) wurde wohl berathen, aber zum Erlaß eines solchen kam es nicht und ebensowenig vermochte der Kaiser Ordnung in seinen Haushalt zu bringen; die kostspieligen Kriege und andere Unternehmungen nöthigten ihn vielmehr zum Verkauf oder zur Verpfändung vieler Güter, Schlösser, Herrschaften und insbesondere der sehr einträglichen Bergwerke, selbst unter den ungünstigsten Bedingungen, wodurch die Macht und das Einkommen des Landesfürsten in nicht geringem Grade geschmälert wurde. Wie schlimm diese und andere Schäden waren,

bezeugen die Verhandlungen des im Jahre 1518 in Innsbruck versammelten Generallandtages. Die Stände erhoben wohl Klagen, aber zu einer ernsteren Trübung des Verhältnisses zwischen Fürst und Volk führte dies nicht. Max genoß im Gegentheil bis zu seinem Lebensende die Liebe und das Vertrauen der Tiroler in hohem Grade, wie kaum ein anderer Landesfürst, und zwar mit vollem Recht. Liebte er ja Land und Volk sehr und begünstigte sie auf jede Weise! Es ist bekannt, wie er Tirol zum Kurfürstenthum erheben wollte. In unserem Vaterlande weilte er, so oft es ihm möglich war, sei es um sein



Trient zu Anfang des XVI. Jahrhunderts.

Lieblingsvergnügen, das edle Waidwerk, zu pflegen, oder seinen künstlerischen Neigungen sich hinzugeben, sei es, um ernsten Staatsgeschäften obzuliegen oder kriegerische Unternehmungen zu leiten. In Mühlau errichtete er eine Gießerei, die seine trefflichen Geschütze goß, zu Innsbruck eine Plattnerei, in welcher die vorzüglichsten Harnische seiner Zeit verfertigt wurden, und hier wollte er sich auch in seinem Grabmal ein Denkmal für alle Zeiten schaffen. Sein ritterliches Wesen, seine edle Gestalt, seine Freigebigkeit und sein leutseliges Benehmen, sein Mutterwitz und froher Sinn, sowie sein kriegerischer Geist und hoher Muth, seine Freude an Kampf und Gefahr mußten ihm die Liebe eines einfachen, biederen und kräftigen Gebirgsvolkes gewinnen. Doch so glänzend und beliebt auch seine

Regierung war, so sind doch in ihr wie in der seines Vorgängers die Ursachen für die nach seinem Tod eintretenden stürmischen Zeiten vorzüglich zu suchen.

Die heftige Bewegung, die das Auftreten Martin Luthers in Deutschland hervorrief, ergriff beim Regierungsantritt Karls V. auch Tirol. Denn die vom Kaiser Max I. hinterlassenen Regierungsbehörden entbehrten des nöthigen Ansehens, der Landesfürst war fern und sein Bruder Erzherzog Ferdinand, der an des Kaisers statt endlich ins Land kam, hatte, weil er nur Stellvertreter, noch jung und mit den Verhältnissen des Landes nicht bekannt war, mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, um so mehr als er ganz unter dem Einfluß des Spaniers Gabriel von Salamanca stand, der bald das Mißtrauen der Tiroler Bauern in hohem Grade erregte. Dazu kam, daß Sendlinge aus Deutschland, wie Strauß und Urban Regius, Luthers Lehre zu verbreiten strebten oder heimkehrende Kaufleute und Krieger damit bekannt machten. Schon im Jahre 1523 wurden die Knappen des Schwazer Bergwerkes unruhig und im April des Jahres 1525 brach in der Gegend von Brixen ein Bauernaufstand aus und verbreitete sich von da ins Etschland, ins Burggrafenamt und auf den Nonsberg. Die Rebellen überfielen einzelne Klöster und Burgen, vernichteten die Urbarbücher, bemächtigten sich der vorhandenen Lebensmittel und trieben allerlei Unfug; doch genügte das Versprechen des im Lande anwesenden Erzherzogs Ferdinand, ihren Beschwerden abzuhelfen und zu diesem Zwecke einen Landtag nach Innsbruck zu berufen, um die besser gesinnten Elemente sofort zur Ruhe zurückzuführen; von ihnen verlassen, mußten auch die Schlimmeren das begonnene Zerstörungswerk unterbrechen. Das Vertrauen in das Erzhaus war eben trotz aller Aufregung bei der Mehrzahl des Volkes nie geschwunden und lebte neu auf, als Ferdinand seinen verhaßten Günstling Salamanca entfernte. Nun versammelten sich die Bauern in Meran zu einem vorbereitenden Landtag und einigten sich über ihre Wünsche und Beschwerden. Auf dem Landtag von Innsbruck setzten sie dann die meisten ihrer Forderungen durch, da sie die Prälaten und Adeligen von der Theilnahme ausschlossen, Ferdinand aber nicht zu widerstehen wagte.

Mit diesen Zugeständnissen zufrieden, hielten die besser Gesinnten fortan Ruhe, die Bauern auf dem Nonsberge und in der Valsugana aber, die nochmals sich empörten und die Stadt Trient belagerten, wurden mit leichter Mühe besiegt und strenge bestraft. Seitdem verhielt sich die Bauernschaft Tirols vollständig ruhig und vergeblich bemühte sich das Haupt der Rebellen, Michael Gaismayr aus Sterzing, ein Jahr nachher sie neuerdings aufzureizen. Auf dem Landtag vom Jahre 1532 konnte es König Ferdinand sogar wagen, die den Bauern gemachten Zugeständnisse wieder zurückzunehmen und die alten Rechte der Prälaten und des Adels sowie der anderen Grundherren herzustellen, wodurch die Lage des Bauernstandes schlimmer wurde, als sie bis zum Rebellionsjahr gewesen war.



Grabmal des Kaisers Maximilian in der Franciscanerkirche zu Innsbruck.

Doch hörte mit der Unterdrückung des Bauernstandes die Hinneigung desselben und anderer Elemente der Bevölkerung zu den neuen Lehren nicht auf, namentlich fand die Secte der Wiedertäufer in ihren unteren Schichten viele Anhänger und drang selbst in die entlegensten Thäler. Ferdinand bekämpfte sie anfangs mit größter Strenge, es wurden in den Dreißiger-Jahren Hunderte von ihnen hingerichtet. Demungeachtet gestaltete sich das Verhältniß zwischen Fürst und Volk im Laufe der Zeit immer günstiger, je mehr sich beide Theile kennen und schätzen lernten, und die letzten Klagen verstummten, als der König nicht mehr strenge Mittel, sondern vorzüglich die der Ermahnung und Belehrung anwandte, um in Tirol die Glaubenseinheit zu erhalten. Welches Vertrauen er zu dessen Bewohnern gefaßt hatte, zeigt unwiderleglich der Umstand, daß er seine Familie die meiste Zeit innerhalb ihrer Berge wohnen ließ. Die Tiroler folgten daher auch bereitwilligst seinem Rufe zur Vertheidigung des Landes, als die Truppen des schmalkaldischen Bundes die Feste Ehrenberg eroberten und verheerend ins Innthal vordrangen, und wenn einige Jahre nachher der Kurfürst Moritz von Sachsen ohne Widerstand bis Innsbruck gelangen konnte und hier den Kaiser Karl V. beinahe gefangen genommen hätte, so war daran nicht der Mangel an Opferwilligkeit der Tiroler, sondern allein die Täuschung des kaiserlichen Hofes über die feindlichen Absichten des Kurfürsten schuld, der diese noch in letzter Stunde unter der Maske der Freundschaft zu verbergen gewußt hatte. Die Ausschreitungen der Truppen des schmalkaldischen Bundes und des Kurfürsten Moritz waren nicht geeignet, der Lehre Luthers in Tirol neue Sympathien zu erwerben, und daher hätte das tolle Unternehmen des Balthasar Dosser, der einen neuen Bauernaufstand anzetteln wollte, von vornherein nicht die geringste Aussicht auf Erfolg.

Gerade in demselben Jahre (1562) trat in Trient das berühmte Concil zu den letzten Sitzungen zusammen, dessen Beschlüsse dem Volke von Tirol vielfach eine andere Richtung geben sollten. Dieses von der religiösen Bewegung in Deutschland abzuziehen und enger mit dem Landesfürsten zu verbinden, trug noch ein anderes wichtiges Ereigniß viel bei: die Türkenkriege, in die Ferdinand seit seiner Wahl zum König von Ungarn und Böhmen verwickelt wurde. Um für sie die nöthigen Mittel zu erlangen, mußte er wiederholt Landtage einberufen, mit den Ständen in persönlichen Verkehr treten und sie zur Bewilligung von Geld und Truppen bewegen. Mehrere Male zogen Söhne unserer Berge in das Flachland Ungarns, um ihr Blut im Kampfe gegen den Erbfeind der Christenheit zu vergießen, und nicht selten waren die Fälle, wo Söhne des Adels von Tirol in der Fremde Ruhm, Ehre und Besitz ernteten. Unter diesen ragte besonders hervor Bernhard von Cles, Bischof von Trient, der vertrauteste Rath des Königs, bei Freund und Feind hoch angesehen. Noch viel bekannter ist der berühmte Landsknechtführer Georg von Frundsberg, der vor seinem letzten und merkwürdigsten Zuge nach Italien auch eine Zeitlang die

Würde eines Feldobersten von Tirol bekleidete. So lernten die Tiroler während Ferdinands I. Regierung sich mehr und mehr als Glied eines größeren Ganzen fühlen und gewöhnten sich an Opfer für dasselbe. Der regere Verkehr mit den anderen Erblanden, besonders mit Ober- und Niederösterreich, gereichte aber keinem Orte im Lande zu größerem Vortheile als der Stadt Hall, die gerade in dieser Zeit ihre höchste Blüte erlebte.

Mit Kaiser Ferdinands I. Tode beginnt eine neue Periode in der Geschichte des Landes; es erhält, im Verein mit den Vorlanden, einen eigenen Regenten in der Person des Erzherzogs Ferdinand II., des zweiten Sohnes Ferdinands I. und Gemals der berühmten Philippine Welser, und hat nun das Glück, durch mehr als hundert Jahre mit geringen Unterbrechungen ein eigenes Fürstenhaus zu besitzen. Diese Zeit ist zwar arm an größeren äußern Ereignissen, denn als ein Fürstenthum von mäßigem Umfange konnte Tirol mit den Vorlanden, von den übrigen österreichischen Erblanden getrennt, keine hervorragende Rolle spielen und wurde darum von den wichtigen Zeitereignissen weniger berührt. Von Kriegen blieb es fast ganz verschont, in sein Inneres drang nie ein Feind ein und seine Grenzen wurden nur ein paarmal ernstlich bedroht. Um so wichtiger ist jedoch die innere Umwandlung geworden, die sich gerade in dieser langen Friedenszeit vollzog. Aber die Zeit der Gegenreformation und des dreißigjährigen Krieges war auch für Tirol keine glückliche, wenn es gleich nicht in solche Noth und in solches Elend stürzte, wie sie über das übrige Deutschland hereinbrachen.



Cardinal Bernhard von Cles.

Erzherzog Ferdinands II. Regierung machte auf kirchlich-religiösem Gebiete Epoche. Wenn die Tiroler jetzt ein sehr entschieden katholisch gesinntes Volk sind, wenn die Geistlichkeit überall auf den Bauernstand und den größeren Theil des Bürgerstandes maßgebenden Einfluß besitzt und in einzelnen Thälern weder eine öffentliche noch eine private Handlung von Belang ohne ihren Rath unternommen wird, so ist der Aus-

gangspunkt für diese überaus bezeichnende Thatsache vorzüglich in den letzten Decennien des XVI. Jahrhunderts zu suchen. Von Anfang an entschlossen, die Beschlüsse des Concils von Trient durchzuführen, begann Ferdinand II. sofort bei seinem Regierungsantritt nach dem Beispiel des ihm befreundeten baierischen Herzogshauses energisch das Werk der Gegenreformation. Dank der Thätigkeit seines Vaters bedurfte es des Blutvergießens nicht mehr, es genügten Landesverweisung, Freiheits- und Körperstrafen, wenn auch solche in größerer Anzahl und selbst wegen geringer Vergehen verhängt wurden. Um die Hauptquelle abweichender Lehrmeinungen zu verstopfen, wurde der Verkehr mit dem lutherischen Ausland streng überwacht und wiederholt im Lande Nachsuchung nach verdächtigen Büchern gehalten, diese vernichtet und durch katholische Gebet- und Erbauungsbücher ersetzt. Vorzügliche Aufmerksamkeit wandte der Erzherzog auf die sittliche Hebung und Besserung des Clerus, unter dem damals gar schlimme Zustände, eine erschreckende Unwissenheit, selbst in kirchlichen und religiösen Dingen, und nicht selten Concubinat und andere Laster herrschten. Sein Beispiel und seine Mahnungen bewogen auch die kirchlichen Obrigkeiten für Beseitigung der argen Übelstände zu wirken.

Der eben geschilderten Thätigkeit Ferdinands II. gegenüber kommen seine anderen politischen Thaten, wie die glückliche Beendigung neuer Streitigkeiten mit den Bischöfen von Brixen und Trient, die Einziehung der Grafschaft Arco, wo Unruhen ausgebrochen waren, die Erneuerung der tirolischen Landesordnung, der Erlaß einer Polizeiordnung 2c. kaum in Betracht. Viel wichtiger war des Erzherzogs Sorge für Kunst und Wissenschaft. Freund eines glänzenden Hoflebens, von Festlichkeiten und Spielen, gab er den Künsten vielfach Gelegenheit zur Bethätigung. In pietätvoller Erinnerung an seine Vorfahren vollendete er das Grabmal Maximilians I. in der Hofkirche und errichtete daselbst auch eines für sich und seine erste Gemalin Philippine; für diese baute er auch das Schloß Ambras um und hier hinterlegte er die reiche Sammlung von Gemälden, Waffen, Geräthen und allerlei anderen Alterthümern, die als Ambraser Sammlung einen Weltruf erlangt hat. Sein Hofleben aber und seine Vorliebe für die Kunst machten einen großen Aufwand nothwendig, und da hiefür die landesfürstlichen Einnahmen bei weitem nicht ausreichten, sah sich Ferdinand nicht allein genöthigt, zu Verpfändungen von Gütern, Schlössern und Herrschaften die Zuflucht zu nehmen, sondern auch die Stände zur Übernahme eines bedeutenden Theiles seiner Schuldenlast zu verhalten.

Nach seinem Ableben (1595) übernahm Kaiser Rudolph II. als Haupt des Erzhauses für dessen Mitglieder auf einige Jahre die Verwaltung Tirols, dann erhielt sie sein jüngerer Bruder Maximilian der Deutschmeister, bis ihm Tirol und die Vorlande als selbständiges Fürstenthum überlassen wurden. Ein ebenso energischer als frommer Regent, brachte er das Werk der Gegenreformation völlig zum Abschluß; er war aber auch eifrig

bedacht, durch weise Sparsamkeit und andere geeignete Mittel den zerrütteten Staatshaushalt zu ordnen, und ließ sich die Regelung des Landesvertheidigungswesens in richtiger Erkenntniß der drohenden Gefahren sehr angelegen sein. Darum schloß er Verträge mit



Feldhauptmann Georg von Frundsberg.

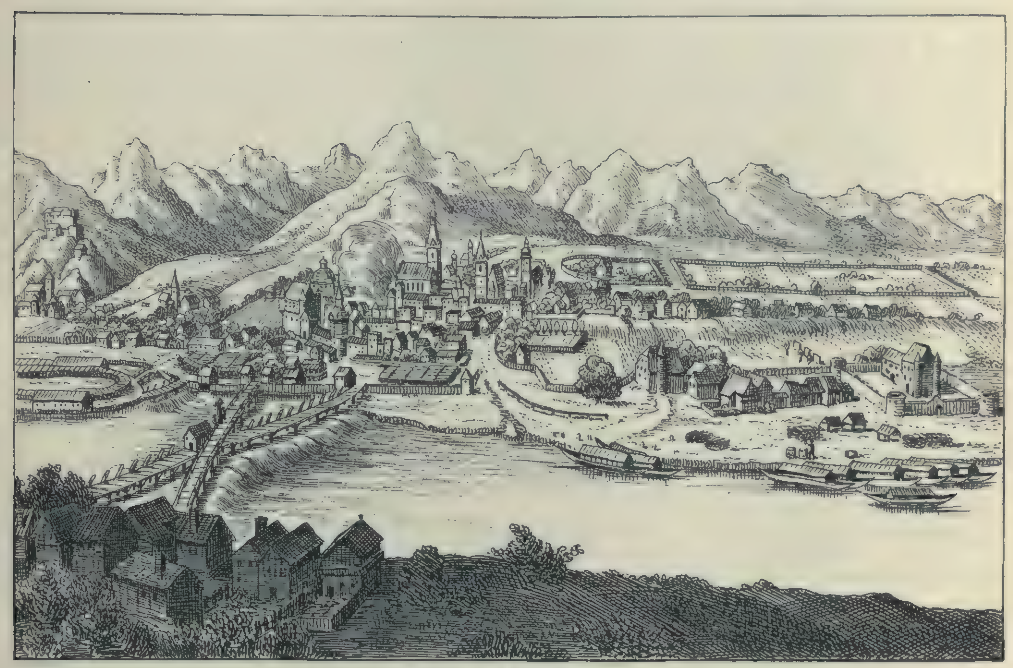
den Bischöfen von Trient und Brixen bezüglich ihrer Zuzugspflicht und Einreihung ihrer Contingente, ebenso suchte er die Stände für dieses wichtige Werk, sowie für die Ordnung der landesfürstlichen Finanzen zu gewinnen, und sie zeigten sich, erfreut über seine treffliche Verwaltung, gern dazu bereit.

Nach Maximilians frühem Tode (1618) übergab Kaiser Ferdinand II. seinem Bruder Leopold V. Tirol und die Vorlande, anfangs blos zur Verwaltung, dann aber als eigenes Fürstenthum für sich und seine Nachkommen. Der neue Herrscher vermälte sich mit einer italienischen Prinzessin, Claudia von Medici, und damit gewann am Innsbrucker Hofe eine italienische Partei großen Einfluß, die Beziehungen zu den italienischen Fürstenhöfen und zu Italien überhaupt wurden weit lebhafter als zu Deutschland. Leopold, in manchen Zügen seinem Oheim Ferdinand II. ähnlich, liebte wie dieser eine glänzende Hofhaltung und war ein Freund der sie verschönernden Künste. Aber der Ernst der Zeit drängte zu kriegerischen Rüstungen. Die im benachbarten Graubünden ausgebrochenen Kriegsunruhen brachten der Westgrenze Tirols eine Zeitlang ernstliche Gefahr, und als die Schweden in Baiern eingebrochen waren, nahte der Nordgrenze eine noch größere. Mit dem Schutz und der Vertheidigung der Feste Ehrenberg beschäftigt, starb der Erzherzog. Der Aufwand der Hofhaltung und die Vorkehrungen zur Sicherung der Landesgrenzen zwangen auch Leopold zu wiederholter Einberufung der Landstände und zu mehrmaligen Forderungen an sie, aber sie sträubten sich gegen die Übernahme größerer Schuldenlasten und die Bewilligung neuer Einnahmequellen; laute Klagen erhoben sie über die ihnen zugemutheten Opfer und über die Kränkung ihrer Rechte.

Nach Leopolds Tode übernahm seine Gemalin Claudia anstatt ihrer unmündigen Söhne die Regierung, unterstützt von den Kaisern Ferdinand II. und Ferdinand III. als Mitvormündern. Sie bediente sich bei ihren Regierungshandlungen vorzüglich des Rathes des berühmten Kanzlers Wilhelm Biener, der die landesfürstlichen Rechte sowohl gegen die Stifte Trient und Brixen, als auch gegen die Stände energisch zu wahren wußte. Aber vor den verderblichen Folgen des dreißigjährigen Krieges Land und Volk zu schirmen, lag nicht in seiner und seiner Herrin Macht. Die unvermeidlichen Durchzüge italienischer und spanischer Kriegsvölker verursachten viel Unheil, die rohen Soldaten brannten im Übermuth oder aus Unvorsichtigkeit ganze Ortschaften nieder, stahlen und raubten, trieben allerlei Unfug und hinterließen dem Lande als Erbe die Pest.

Als Claudia's älterer Sohn Erzherzog Karl Ferdinand volljährig geworden, übergab sie ihm die Regierung und damit verlor auch Biener seinen Einfluß, wogegen die italienische Partei am Hofe entschieden das Übergewicht erhielt. Sie benützte es, um Biener, den sie tödlich haßte, zu verderben und es gelang ihr in der That. Biener wurde des Hochverraths beschuldigt und im Schlosse zu Rattenberg enthauptet. Nun nahm das Innsbrucker Hofleben noch mehr den Charakter der gleichzeitigen Höfe Italiens an, selbst italienische Schauspiele wurden in dem neuerbauten Theater zu Innsbruck gegeben. Der Aufwand zur Bestreitung der zahlreichen Festlichkeiten und Vergnügungen zerrüttete die landesfürstlichen Finanzen noch weit mehr, und da die bedeutenden Summen, die Frankreich

für die Abtretung der österreichischen Besitzungen und Rechte im Elsaß und Sundgau zahlte, bald verschlungen waren, mußten neuerdings Verpfändung oder Verkauf landesherrlicher Rechte und Güter aus der Noth helfen. So wurden die alten Besitzungen des Erzhauses im Prättigau veräußert. Karl Ferdinand starb noch unvermält plötzlich auf einer Jagd in Eppan, man glaubte aber, nicht eines natürlichen Todes. Ihm folgte sein Bruder Sigmund Franz, der sich bemühte, den zerrütteten Haushalt zu ordnen; aber die Kürze seiner Regierung verhinderte eine gründliche Heilung der bestehenden Schäden.



Hall um das Jahr 1649.

Mit seinem frühen Tode (1665) erlosch das tirolische Regentenhaus und das Land erhielt in der Person Kaiser Leopolds I. denselben Herrscher wie die übrigen Erblande des Hauses Habsburg. Der Verlust des eigenen Herrschergeschlechts war für Tirol gewiß schmerzlich, doch war die Noth des Landes im Laufe des XVII. Jahrhunderts so gestiegen, daß sich an den Wechsel die sichere Hoffnung auf eine bessere Zeit knüpfen mochte. Alle Einnahmequellen hatten sich sehr gemindert, einzelne ganz aufgehört. Die um die Mitte des XVI. Jahrhunderts so einträglichen Bergwerke waren seit dessen Ende beständig verfallen und zum Theil bereits passiv geworden. Das Straßengewerbe hatte durch den dreißigjährigen Krieg sehr gelitten und war zuletzt wie Handel und Verkehr überhaupt völlig ins Stocken gerathen. Die Entvölkerung mancher Gegenden durch die Pest hatte die Landwirthschaft arg geschädigt. An dem allgemeinen materiellen Niedergange war aber auch

die Genußsucht und Üppigkeit der Zeit, die alle Stände beherrschte, nicht wenig schuld. Der Adel legte gerade in diesen Decennien durch sein verschwenderisches Leben, sei es am Hofe zu Innsbruck oder auf seinen Burgen, den Grund zu seinem Verfall. Diesem Hange der Zeit vermochte auch die Besserung der kirchlichen und sittlichen Zustände lange nicht entgegenzuwirken. Und doch ergriff die religiöse Idee im Laufe des XVII. Jahrhunderts immer mehr alle Schichten der Gesellschaft. Die Seelsorgestellen mehrten sich, viele neue Klöster entstanden und zahlreich sind die Kirchen und Kapellen, die in allen Gegenden des Landes sich erhoben, das Bruderschaftswesen nahm einen ungeahnten Aufschwung. Der Clerus gewann die volle Herrschaft über das Volk; Landesfürst und Adel standen vorzüglich unter dem Einfluß der Jesuiten, das Vertrauen der unteren Volksclassen wandte sich besonders den Bettelorden zu.

Für Kaiser Leopold I. besorgte der Geheimrath, das oberste Regierungsorgan der tirolischen Regentenfamilie, das sich seit Erzherzog Ferdinand II. ausgebildet hatte, die Leitung der Angelegenheiten Tirols und der Vorlande und so bildeten diese während seiner und der Regierung seiner Söhne noch ein eigenes, mit den anderen Erblanden nicht enger verbundenes Verwaltungsgebiet. Die landesfürstliche Kanzlei wurde jedoch nach Wien gezogen und dem kaiserlichen Hofkanzler unterstellt. Diese Würde bekleidete die ersten beiden Decennien der Regierung Leopolds I. ein Mann, der zwar nicht durch Geburt, aber wohl durch sein früheres Wirken Tirol angehörte: der berühmte, im Jahre 1667 in den Freiherrnstand erhobene Johann Paul Hocher, dessen Rath und Verwendung das Land und namentlich die Landeshauptstadt die Innsbrucker Universität vorzüglich zu verdanken hat. Die Verbindung mit den übrigen Erblanden fühlte Tirol bald, denn wenn es gleich von den Kriegen, die der Kaiser mit Frankreich und mit der Türkei zu führen hatte, nicht unmittelbar betroffen wurde, so mußte es doch Geldopfer für dieselben bringen und mancher Tiroler ins Feld ziehen. Damit erwachte aber der kriegerische Geist im Lande aufs neue und man gewöhnte sich an Opfer für Kaiser und Reich. So war Tirol nicht unvorbereitet, als der spanische Erbfolgekrieg ihm eine welthistorische Aufgabe zuwies.

Schon Eugens berühmten Zug nach Italien 1701 förderten die Bewohner Südtirols sowohl durch eifrige Unterstützung als durch pflichttreue Verschwiegenheit, so daß er ganz unvermuthet im Rücken des Feindes in der Po-Ebene erscheinen konnte, aber geradezu entscheidend wurde die Haltung der Tiroler für den Verlauf der Kriegsereignisse im Jahre 1703. Damals faßte Kurfürst Max Emanuel von Baiern den Plan, mit dem französischen Feldherrn Vendôme in Italien sich durch Tirol zu vereinigen. Er drang daher ohne größeren Widerstand durchs Unterinnthal bis Innsbruck vor und bemächtigte sich dabei ohne Schwierigkeit dieser Stadt wie der Vesten Kufstein und Rattenberg.

Als er aber von der Landeshauptstadt über den Brenner nach Südtirol vordringen wollte, stellten sich ihm dort Scharen von Landesvertheidigern, namentlich viele treffsichere Schützen, welche die in Brixen zusammengetretene Landesvertheidigungs-Commission dorthin entboten hatte, entgegen und machten ihm den Durchzug unmöglich. Er sah sich



Erzherzog Ferdinand II.

endlich nach mehreren vergeblichen Versuchen, ihn zu erzwingen, genöthigt, unverrichteter Sache wieder nach Innsbruck zurückzukehren. Noch viel schlimmer war es einer Abtheilung seines Heeres ergangen, die er nach Oberinnthal entsandt hatte, um durch das Vintschgau nach Südtirol vorzudringen. Als diese über Landeck durch die Thalenge nach Prutz marschirte, wurde sie durch Steinlawinen, die man hier zu ihrem Empfange vorbereitet

hatte, zum großen Theil erschlagen und der Rest ward auf seinem Rückzuge von den Landesvertheidigern unter der Führung des tapferen Martin Sterzinger arg mitgenommen. Dieses Mißgeschick bewog den Kurfürsten, Tirol bald darauf wieder zu verlassen und über die Scharnitz in sein Herzogthum zurückzukehren. Die Tiroler folgten ihm auf dem Fuße und wagten selbst einen verheerenden Rachezug ins Baiernland.

Der Herzog von Vendôme rückte erst einige Wochen nach dem Rückzug der Baiern ins Land, drang gleichfalls ohne erhebliches Hinderniß bis Trient, der Hauptstadt des gleichnamigen Fürstenthums, vor und belagerte und beschoß dieselbe durch mehrere Tage. Doch die tapfere Gegenwehr der Besatzung und noch mehr die Nachricht von dem Rückzug der Baiern bewogen auch ihn, das Land bald wieder zu verlassen. Er schlug dabei denselben Weg ein wie bei der Vorrückung, nur daß er auf dem Rückzug im Sarcathal arge Verwüstungen anrichtete. So war Tirol nach kurzer Bedrängniß, vorzüglich durch die Tapferkeit seiner Bewohner, aus Feindeshand gerettet und des Kurfürsten und Vendômes Plan vereitelt.

Der weitere Verlauf des spanischen Erbfolgekrieges versetzte Tirol in keine Gefahr mehr, nöthigte aber doch zu mehrfachen Rüstungen und veranlaßte so die Verbesserung des Landesvertheidigungswesens. Ebenso beunruhigten die Türkenkriege, die Leopolds I. zweiter Sohn und Nachfolger Kaiser Karl VI. führen mußte, das Land nicht ernstlich und der polnische Thronstreit verursachte nur vorübergehende Befürchtungen und Rüstungen, daher mußten die Stände wiederholt zu Ausschußtagen zusammenkommen. Karl berief aber auch am Beginn seiner Regierung einen vollen Landtag und beglückte das Land mit seiner Anwesenheit. Die Tiroler empfingen ihn mit großer Freude und blieben ihm stets zugethan. Als er im Jahre 1720 dem vollen Landtag die pragmatische Sanction, das berühmte Staatsgrundgesetz, durch das er für den Fall seines Ablebens die Nachfolge regelte, vorlegen ließ, gingen sie um so bereitwilliger darauf ein, je weniger sie ein solches Entgegenkommen erwarten konnten. Karl VI. verdankten sie auch ein wichtiges ständisches Organ, die (ständische) Activität, die mit seiner Einwilligung im Jahre 1722 errichtet wurde. Es war dies eine ständige Körperschaft, welche die Beschlüsse der Landtage auszuführen und die laufenden Geschäfte der Stände zu besorgen hatte.

Die neue Epoche, die mit der Regierung Maria Theresias in Österreich beginnt, machte sich auch in Tirol bald fühlbar. Es bekam dieselben obersten Behörden wie die anderen deutsch-österreichischen und böhmischen Länder und seine Landesbehörden wurden ähnlich denen der Nachbarländer gestaltet. Dieselben Verordnungen und Gesetze erlangten hier wie dort Geltung und verdrängten, ersetzten oder ergänzten die einheimischen Satzungen. Die Staatsgewalt griff viel tiefer in alle Verhältnisse ein und in demselben Maße schwand die Macht der Stände und ständischen Beamten dahin.

Die neue Richtung machte sich zuerst auf militärischem Gebiete bemerklich und den Anlaß gaben die ersten Kriege der Kaiserin, bei denen es sich um nichts Geringeres als um den Fortbestand der Monarchie handelte. Hatten die Tiroler bisher nur von Fall zu Fall Truppen und Geld zur Kriegführung bewilligt und erst im XVIII. Jahrhundert ein



Philippine Welser.

ständiges Landbataillon errichtet, so mußten sie sich jetzt zur Errichtung eines aus zwei bis drei Bataillonen bestehenden Landesregimentes entschließen, die Werbung desselben im Lande besorgen, es aber auch nöthigenfalls außer Land verwenden lassen und zur Hälfte die Mittel zu seinem Unterhalt aufbringen. Später wurde dieses Regiment verdoppelt und gleichzeitig auch das Milizwesen neu organisirt und zu dem Behufe alle wehr-

fähige Mannschaft im Lande beschrieben. Doch die Tiroler scheuten den militärischen Zwang so sehr, daß das Landesregiment zum größeren Theile durch Soldaten aus anderen Ländern zusammengesetzt werden mußte. So kämpfte nur eine kleine Anzahl Tiroler im siebenjährigen Kriege auf fernen Schlachtfeldern für die Sache der Kaiserin, das Land aber erfreute sich, von den ersten Jahren des österreichischen Erbfolgekrieges abgesehen, wo die Nordgrenze etwas gefährdet schien, während ihrer ganzen Regierung stets voller Ruhe und hatte für Kriegszwecke nur Opfer an Geld zu bringen, die jedoch im Vergleich zu früheren Zeiten sehr bedeutend waren. Die nächste Neuerung betraf die Landesbehörden. An die Stelle des Geheimrathes und der diesem untergeordneten Regierung und Hofkammer traten Repräsentation und Hofkammer und diese wurden nach kurzer Dauer durch das Gubernium, mit einem Gouverneur an der Spitze, ersetzt. Die neuen Behörden erlangten aber einen viel größeren Einfluß. Um diesen zu vermehren, errichtete Maria Theresia sechs Kreisämter, durch welche die Landesbehörde auf die ständischen Obrigkeiten einwirken konnte. Sie zog aber auch viele neue Geschäftszweige in den Wirkungskreis ihrer politischen Behörden; so wurde ihre polizeiliche Thätigkeit ausgedehnt, ihnen die Überwachung der Verwaltung des Kirchen- und Bruderschafts-vermögens übertragen und noch manche andere öffentliche Aufgabe zugewiesen. Ein ganz neuer Verwaltungszweig war die Leitung des Schul- und Unterrichtswesens.

Von der Ansicht ausgehend, daß die Schule ein Politikum sei, unterwarf die Kaiserin zunächst die Hochschulen der staatlichen Aufsicht, dann aber auch die Mittelschulen, deren Lehrplan sie durch die Aufnahme des Griechischen und der Realien erweiterte. Das Protectorat über die seit 1677 bestehende Universität Innsbruck erhielt der Landeschef, die Leitung und Überwachung der sechs Landesgymnasien zu Innsbruck, Hall (später Lienz), Brixen, Meran, Trient und Rovereto, sowie des neu errichteten Collegium nobilium in Innsbruck wurde der Schuldeputation (später Schulcommission), einer Abtheilung der obersten Landesbehörde, übertragen und diese erhielt zugleich die Oberaufsicht über die Volksschulen im Lande, während zunächst die Kreisämter diese zu überwachen hatten. Der Volksschule Tirols wendete die Kaiserin die größte Sorge zu, ja sie muß als deren eigentliche Begründerin gerühmt werden. Allerdings bestanden schon im XV. und XVI. Jahrhundert in den größeren Ortschaften, den Städten und Märkten Schulen, aber diese waren im weiteren Verlaufe des XVI. Jahrhunderts in Verfall gerathen und die kleineren Ortschaften hatten bis dahin nie Schulen besessen. Am Ende des XVI. und am Anfang des XVII. Jahrhunderts stand es mit dem Volksunterricht in vielen Gegenden Tirols außerordentlich schlimm, viele Leute in Stadt und Land wuchsen selbst ohne die nothwendigsten Religionskenntnisse auf. Mit dem Aufschwung des religiösen Lebens im XVII. Jahrhundert hörte dieser Übelstand wohl auf, doch ein anderer als Religions-

unterricht wurde den Kindern auf dem Lande nur in seltenen Fällen ertheilt und in den Städten und Märkten blieb er der Privatspeculation einzelner Schulmeister und dem Bildungsdrang der besseren Bürgerfamilien überlassen; geistliche und weltliche Obrigkeiten kümmerten sich wenig oder gar nicht um den Unterricht in den weltlichen Gegenständen. Erst Maria Theresia bemühte sich, dem ganzen Volke Unterricht in den Elementarkenntnissen zu verschaffen und einzelne Tiroler stellten sich eifrig in den Dienst ihrer edlen Bestrebungen. Besonders gerühmt zu werden verdienen der Gouverneur Cassian Ignaz Graf Enzenberg, eine in jeder Beziehung ausgezeichnete Persönlichkeit, die Priester



Leopold V. und Claudia.

Agsthofer, Tangl, Demoser und Andere. So hatte sich in Tirol der Volksunterricht in Stadt und Land schon bedeutend gehoben, als die Kaiserin durch Erlaß des ersten Volksschulgesetzes eine feste Grundlage dafür schuf. Das Vermögen des aufgehobenen Jesuitenordens, die Hälfte des Drittels geistlicher Hinterlassenschaften und andere Bezüge gaben die Mittel zur Bildung des Schulfondes.

Nicht so große Veränderungen bewirkten in Tirol Maria Theresias Reformen auf dem Gebiete der Rechtspflege. Da ihr Plan, ein allgemeines bürgerliches Gesetzbuch einzuführen, nicht über die Vorarbeiten hinaus kam, so begnügte man sich durch einzelne Verordnungen Lücken der tirolischen Landesordnung auszufüllen oder manche Bestimmungen derselben abzuändern. In der Strafrechtspflege kam jedoch auch in Tirol die neue Halsgerichtsordnung zur Geltung. Die Justizbehörden blieben die-

selben und ebenso die Gerichtsbezirke. Auch war die Kaiserin nicht in der Lage, verpfändete Gerichtsbezirke einzulösen, sie sah sich im Gegentheil zu neuen Verpfändungen gezwungen. Doch trat sie der Willkür der Gerichtsinhaber durch Erlaß einer Sportularordnung entgegen.

Die Bemühungen der Kaiserin zur Hebung der unteren Stände waren in Tirol weniger folgenreich als in den anderen Ländern der Monarchie. Hier, wo der freie Bauernstand nie völlig verschwunden war, hatte sich die ganze bäuerliche Bevölkerung im Laufe des XVII. und der ersten Jahrzehnte des XVIII. Jahrhunderts merklich gehoben. Wohl mußte die Mehrzahl noch mancherlei Grundzinse an die Grundherren entrichten und war diesen zu verschiedenen Frohnen verpflichtet, allein nur in wenigen Gegenden erreichten diese eine drückende Höhe und nicht selten waren sie mehr ein Beweis ehemaliger Unfreiheit des Besitzes als eine wirkliche Last. Ein nicht unbedeutender Theil des Bauernstandes aber hatte vollkommen freien Besitz, ja selbst Herrengülten und Schlösser. Denn der Adelstand war seit der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts immer mehr in Verfall gerathen und hatte ein Schloß nach dem anderen, ein Gut um das andere verloren. Einen ähnlichen Aufschwung wie der Bauernstand hatte der Bürgerstand genommen, nachdem er die Folgen des dreißigjährigen Krieges überwunden. Allerdings vermochten sich einzelne Städte von den harten Schlägen, die sie im XVII. Jahrhundert getroffen, nicht ganz zu erholen; so besonders jene, die ihre Blüte dem Bergbau verdankten wie Hall und Sterzing. Um so mehr hoben sich andere, sei es, daß alte Erwerbszweige neu aufblühten oder daß neue sich bildeten, wie Innsbruck, Bozen, Trient und Rovereto. Bei dieser Sachlage konnten die Verordnungen Maria Theresias, die gegen die Übergriffe der Grundherren gerichtet waren, in Tirol nicht tiefer eingreifen, und jene, welche Handel und Gewerbe von den bisherigen Fesseln befreien oder die Industrie begünstigen sollten, erlangten gleichfalls nicht so hervorragende Bedeutung, aber immerhin hob sich der Handel trotz der neuen Zoll- und Weggelder, und neue Industriezweige erblühten.

Anders stand es mit jenen Reformen, die allein die Hebung des Staatseinkommens bezweckten. Die alljährlich an den Landesausschuß gestellte Forderung zur Bewilligung einer Landessteuer verminderte das ständische Steuerbewilligungsrecht um so mehr, je öfter sie gestellt wurde, und dazu kamen noch wiederholt außerordentliche Forderungen von viel größerer Höhe, die trotz aller Klagen und Beschwerden der Ausschüsse nicht zurückgenommen wurden. Die Kaiserin führte aber auch ohne Befragen der Stände hier wie anderswo neue Steuern ein, wie z. B. die Vermögens- und Kopfsteuer, verschiedene Accisen und dergleichen. Noch viel schwerer wurde die Regelung des Münzwesens, die Verrufung schlechter Münzsorten empfunden, die selbst einen Aufruhr im Burggrafenamt hervorrief, der jedoch mit Hilfe der treuen Passeirer rasch gedämpft wurde.

Von dem eben erwähnten Falle abgesehen waren die Tiroler ihrer Kaiserin außerordentlich zugethan. Die vielen Klagen und Beschwerden, welche die Ausschüsse erhoben, können nicht als Volkesstimme gelten, denn selbst ein voller Landtag — einen solchen hat aber Maria Theresia nie einberufen — hätte um diese Zeit nicht das ganze Volk vertreten



Johann Paul Hocher.

können, ein großer Theil des Bauernstandes war ja trotz seines Aufschwunges noch immer nur durch seine Grundherren und der neuerstandene Adel, obwohl verhältnißmäßig viel mächtiger und reicher als der ältere, gar nicht, mehrere Städte, darunter besonders emporblühende, gleichfalls nicht oder nur mangelhaft vertreten. Noch viel weniger Gewicht kann man den Äußerungen der ständischen Ausschüsse an und für sich beilegen, besonders wenn man sie weit mehr ihre persönlichen und Familieninteressen als die ihres Standes

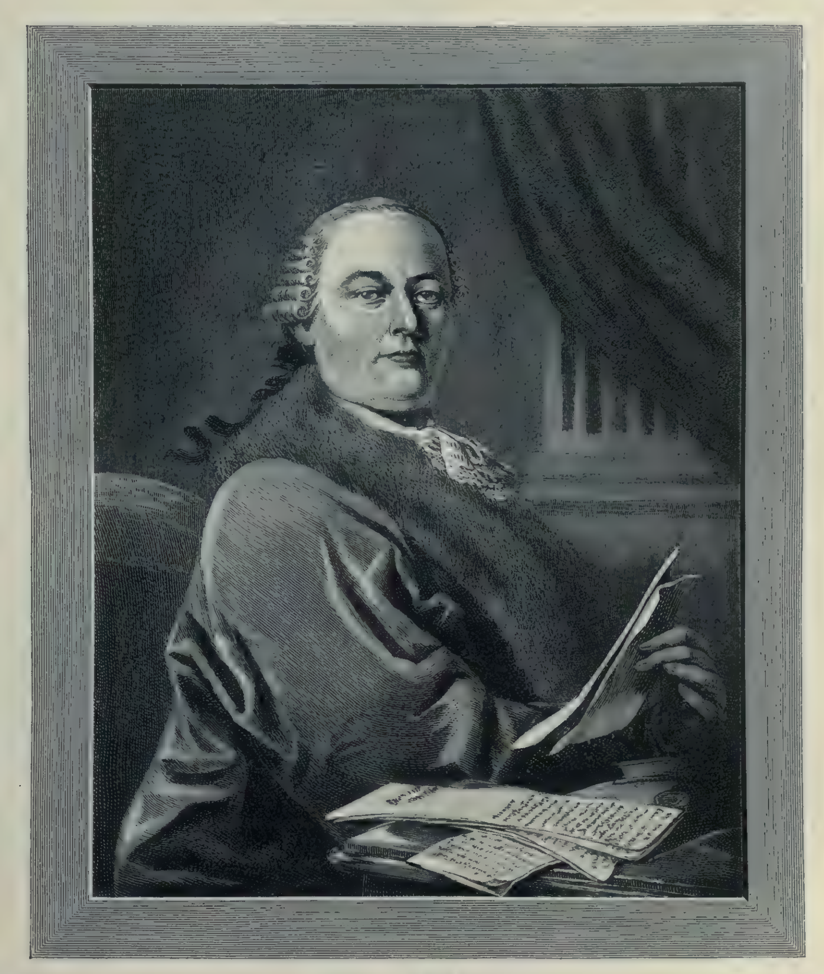
und Volkes wahrnehmen sieht. Darum war das Tiroler Volk trotz häufiger Klagen mit der Regierung Maria Theresias wohl zufrieden. Es fühlte, daß ein neuer Geist das öffentliche Leben durchdrang und unter seinem Hauche materielle und geistige Cultur gedieh. Es erschienen Erlässe, welche die Cultivirung öder Gründe, die Auftheilung mancher Gemeindegründe durch Vermehrung der Wiesen und Äcker, die Einschränkung des Weinbaues, die Anpflanzung der Maulbeerbäume und Anderes betrafen. Die rege Thätigkeit auf dem Gebiete des Unterrichtswesens und der Geist, mit dem die Kaiserin alle Verwaltungszweige erfüllte, mußte auch den Künsten und Wissenschaften zugute kommen.

Wie sehr die Tiroler ihre Kaiserin und deren ganzes Haus liebten, das bezeugt die große Freude, die sie über die längere Anwesenheit derselben in der Hauptstadt Innsbruck empfanden. Zahlreich waren die Beweise der Theilnahme sowohl an dem freudigen Ereignisse, welches dort stattfand, der Vermälung Erzherzog Leopolds mit der spanischen Infantin Maria Ludovica, als auch an dem harten Schicksalsschlage, der die schwergeprüfte Kaiserin gerade in diesen Tagen durch den Tod ihres inniggeliebten Gemals Kaiser Franz I. traf, der am 18. August 1765 ganz unerwartet einem Schlaganfall erlag. An beide erinnert die am Eingang der Stadt Innsbruck damals errichtete Triumphpforte.

Weit größere Veränderungen als Maria Theresias Reformen riefen die ihres Sohnes Kaiser Josefs II. in dem Zustande Tirols hervor. Dies gilt vor Allem von seinen Neuerungen auf kirchlichem Gebiete. Der Grund lag in dem streng katholischen Charakter des Landes und in seiner Eigenart auch in kirchlicher Beziehung. Tirol war im Laufe des XVII. Jahrhunderts nicht allein ein ausschließlich katholisches Land geworden, in welchem nur wenige Judenfamilien nothdürftige Duldung fanden, es hatte auch das religiöse Leben einen ungewöhnlichen Aufschwung genommen. In keinem anderen Kronlande war die Zahl und das Ansehen der Priester so groß als in Tirol. Im Jahre 1781 zählte man in der Diöcese Brixen nicht weniger als 845 Weltpriester und 1.048 Mönche und Nonnen, und damals gab es in ganz Deutschtirol 46 Männer- und 21 Frauenklöster. Viele Theile Tirols standen unter auswärtigen Ordinariaten und lebhaft waren die Beziehungen mit Italien und Rom, wo manche tirolische Jünglinge ihre Ausbildung im Collegium germanicum erhielten.

Bei dieser Sachlage mußte schon Kaiser Josefs II. Streben, den Einfluß des kirchlichen Oberhauptes möglichst einzuschränken, alle einheimischen Kirchengewalten unter staatliche Controle zu stellen und fremde von seinem Reiche auszuschließen, auf Schwierigkeiten stoßen. Sein Toleranz- und sein Ehepatent konnten noch weniger den Beifall der Tiroler finden. Viel schwerer trafen sie aber die Klosteraufhebungen, die Schließung mehrerer Kirchen und die Errichtung des Generalseminars in Innsbruck, denn das Los

der Aufhebung traf 10 Frauen- und ebensoviele Männerklöster und darunter vier, deren Äbte zum Prälatenstande gehörten, und die Klöster der Franciscaner und Kapuziner in Innsbruck, die besonders beliebt waren. Die Zahl der Ordenspersonen sank durch diese Aufhebung auf 644 herab. Am empfindlichsten berührte aber die Tiroler die Reform des öffentlichen Cultus: die Abschaffung mancher Feiertage und Andachten, die Beschränkung



Cassian Ignaz Graf Enzenberg.

des Aufputzes der Altäre und der Feierlichkeit des Gottesdienstes, die Untersagung der Wallfahrten und Processionen, sowie das Verbot des Wetterläutens. Der freie Geist, der das ganze Schulwesen durchdrang, erfüllte die Strenggläubigen mit Besorgnissen und die Degradirung der Innsbrucker Universität zu einem Lyceum verursachte vielen Familien materielle Nachtheile.

Nicht so einschneidend, aber immerhin fühlbar genug für alle Stände waren die Neuerungen auf dem Gebiete des Rechtswesens. Voll Anhänglichkeit an die patriarchalischen Rechtsverhältnisse der Vergangenheit, erblickten die Tiroler in den Neuerungen vielfach Verletzung alter Rechte und Freiheiten. Die neuen Justizgesetze wichen allerdings zum Theil sehr stark von den bisher üblichen Rechtssatzungen ab, wie die über die Erbfolge in Bauerngütern, über die Vogtbarkeit der Frauen, das Erbrecht der Religiosen und unehelichen Kinder ꝛc. oder sie erschwerten und vertheuerten die Gerichtsbarkeit und verursachten den Gerichtsinhabern neue Opfer, wie das Stempelgesetz und die Sportelordnung. Die Einführung der allgemeinen Gerichtsordnung für die böhmischen und deutsch-österreichischen Lande hatte in Tirol die Aufhebung einer Reihe kleinerer Gerichtsbezirke, des landeshauptmannschaftlichen Gerichtes zu Bozen, der oberösterreichischen Regierung und des Revisoriums zu Innsbruck zur Folge. Die für diese errichteten Justizbehörden: das Landrecht zu Innsbruck, die Justizadministration zu Bozen und das Appellationsgericht zu Klagenfurt erschienen als kein geeigneter Ersatz; namentlich wurde es sehr empfunden, daß alle tirolischen Gerichtsbehörden einem außerhalb des Landes liegenden Gerichtshofe untergeordnet wurden.

Weniger zu beklagen hatten sich die Tiroler über die Neuerungen auf finanziellem Gebiete. Im Zoll- und Weggeldwesen verfuhr der Kaiser sehr schonend. Die neue Erbsteuer war freilich wie die Einführung des Stempelgefälles eine höchst mißliebige Maßregel. Dagegen wurde die Durchführung der Steuerregulirung als ein sehr nützliches Werk allgemein und insbesondere auch von der Landschaft angesehen, denn dadurch wurde die Besteuerung viel gerechter und die Einnahmen wesentlich höher. Auch die ersprießlichen Folgen der auf die Hebung der materiellen Cultur gerichteten Bestrebungen Josefs II. konnten nicht ganz verkannt werden, aber die Wohlthat gerade des edelsten Gesetzes des Monarchen empfand man in Tirol wenig, nämlich desjenigen, das die Aufhebung der Leibeigenschaft anordnete. Dagegen traf die an so große Freiheit gewohnten Tiroler Bauern die auch über unser Land verhängte Conscription um so härter. Die jungen Bursche suchten sogar durch die Flucht über die Grenze oder in abgelegene Gebirge oder durch Selbstverstümmlung dem Militärdienst sich zu entziehen.

Noch weit mehr aber verletzte das Selbst- und Freiheitsgefühl des Tiroler Volkes der Sturz der ständischen Verfassung. Kaiser Josef II. hob nämlich nicht blos die beiden ständischen Activitäten auf, sondern übergab schließlich auch die meisten Geschäfte des an ihre Stelle getretenen perpetuirlichen Congresses dem landschaftlichen Syndicus, der in seiner Eigenschaft als Gubernialrath ganz vom Gubernium abhängig war; er benahm ebenso dem verbliebenen Postulatcongresse und Steuercompromisse jede Selbständigkeit. Die durch den Sturz der ständischen Verfassung zunächst Betroffenen, die abgesetzten

Landschaftsbeamten und Congreßmitglieder, welche ihre reichen Einnahmen und ihren großen Einfluß verloren, wurden die erbittertsten Gegner von Josefs Reformen und die unversöhnlichsten Feinde seines Statthalters Grafen Sauer, dem sie alle mißliebigen Maßregeln zuschoben; sie gaben auch zuerst das Schlagwort nach Einberufung eines allgemeinen



Die Triumphpforte in Innsbruck.

Landtages aus. Daß ihre Thätigkeit einen fruchtbaren Boden fand und alle durch des Kaisers Neuerungen mehr oder weniger Geschädigten oder Gekränkten sich ihnen anschlossen, kann nach dem Gesagten nicht wundernehmen. Graf Sauer, der in dem Rufe nach einem vollen Landtage nur ein der Autorität des Landesfürsten sehr gefährliches Verlangen erblickte, suchte alle Vorbereitungen hierzu zu verhindern. Aber in Wien trug man der im Lande entstandenen Gährung doch insoweit Rechnung, als man den Monarchen zur Aufhebung der unbeliebtesten Maßregel, der Andachtsordnung, bewog.

Bald darauf starb Josef II., gequält von dem bitteren Gedanken, selbst die treuesten seiner Unterthanen sich entfremdet zu haben, so redlich und gut er es auch mit allen seinen Neuerungen gemeint hatte. Aber auch den Tirolern lag ihre Opposition schwer auf dem Herzen und die wahren Patrioten trauerten über die Spaltung der Bevölkerung in zwei feindliche Heerlager.

Sein Nachfolger, Kaiser Leopold II., nahm viele der Reformen seines Vorgängers zurück. Die Oppositionspartei in Tirol wußte schon bei seiner Durchreise durch das Land ihre Beschwerden ihm vorzubringen und die Hoffnung auf Bewilligung eines vollen Landtages zu erlangen. In der That gewährte der Kaiser bald dessen Einberufung auf den 22. Juli 1790 und ernannte eine in Tirol beliebte Persönlichkeit, den Grafen Franz Enzenberg, der als Knabe von Maria Theresia „der schöne Franzl" genannt worden war, zum kaiserlichen Commissär. Noch vor dessen Zusammentritt hob er die Militärconscription und bald nach Beginn des Landtags das Generalseminar auf. Die Einberufungsschreiben zum Landtag wurden im ganzen Lande mit Jubel begrüßt und Adel, Bürger und Bauern eilten in großer Anzahl nach Innsbruck. So war dieser Landtag viel zahlreicher besucht als jeder frühere, die Anzahl der Vocalen stieg sogar auf 580. Derselbe befaßte sich vorzüglich mit der Ordnung des Matrikelwesens, mit der Vorbringung der zahlreichen Beschwerden gegen Josefs II. Neuerungen, mit der Errichtung eines neuen landschaftlichen Systems, mit der Wahl eines neuen Landeshauptmanns, neuer Ausschüsse und Landschaftsbeamten und mit der Wahl einer Deputation an den kaiserlichen Hof. Bei den herrschenden Gegensätzen und den ehrgeizigen und selbstsüchtigen Bestrebungen Einzelner kam es zu recht bewegten Sitzungen, doch behaupteten die Freunde des Hofcommissärs gegen die Anhänger des Grafen Sauer und andere Gegner entschieden den Sieg. Nach dem Schlusse des vollen Landtags am 11. September, des ersten wieder seit 70 Jahren und des letzten, der überhaupt stattgefunden hat, wurden noch einige Sitzungen des großen Ausschusses gehalten, weitere Sitzungen desselben und des kleinen Ausschusses erfolgten in den beiden nächsten Jahren.

Das neue landschaftliche System war im Wesentlichen nur eine Erneuerung der seit 1722 bestandenen Organisation, alle weitergehenden Anträge blieben unbeachtet, darunter der einer Vertretung der wälschen Confinen. Daher fand der Organisationsplan der Landschaft nur unter mancherlei Beschränkungen die erwünschte Genehmigung; so drang der Kaiser unter anderem darauf, auch den wälschen Confinen Sitz und Stimme in den Ausschüssen zu gewähren. Von den vorgebrachten Bitten und Beschwerden wurden dagegen viele ganz oder zum Theil berücksichtigt. Leopold gab Tirol eine neue zweite Instanz im Justizfach durch Errichtung des Appellationsgerichtes zu Innsbruck und stellte das Landeshauptmannschaftsgericht in Bozen wieder her, er hob mehrere der miß-

liebigen Justizgesetze sofort auf oder ließ sie im neuen bürgerlichen Gesetzbuch nach dem Wunsche der Tiroler ändern; er führte einen neuen Studienplan ein. Am wenigsten befriedigte er im geistlichen Fach die Wünsche der Tiroler. Die Bitte um Aufhebung der Kreisämter wurde rundweg abgeschlagen. Eine Reihe sehr wichtiger Neuerungen Josefs II. in Gesetzgebung und Organisation der Behörden ließ Leopold II. unangetastet.

Auf die kürzeste Regierung folgte die längste und zugleich bedeutendste, des Kaisers Franz II. In sie fällt das Heldenzeitalter des Tiroler Volkes. In den Kämpfen mit den Franzosen und Baiern gewannen die Tiroler unsterblichen Ruhm, nie strahlte ihre Vaterlandsliebe, ihre Kaisertreue, ihre Anhänglichkeit an die katholische Religion in hellerem Lichte, nie war ihr Verhältniß zum Landesfürsten herzlicher und inniger! Kaiser Franz zeigte sich ihnen schon in den ersten Regierungsjahren sehr gnädig, er erhörte den größeren Theil der von ihnen vorgebrachten Bitten und Beschwerden. Die Stände erwiesen sich dafür dankbar durch wiederholte Geldbewilligungen, durch Verpflegung der durch das Land ziehenden Truppen und Rekrutenwerbungen. Als dann der erste Coalitionskrieg auch Tirols Grenzen sich nahte, da legten die beiden ständischen Activitäten zu Innsbruck und Bozen viel größeren Eifer in der Vorbereitung der Landesvertheidigung an den Tag als der furchtsame Gouverneur des Landes und der Obercommandant des kaiserlichen Heeres, das vor dem siegreichen Feinde in die Berge Tirols sich zurückgezogen und die Festung Mantua der feindlichen Belagerung preisgegeben hatte.

Obwohl das Land kaum je so wenig wie damals auf einen Krieg vorbereitet war, so eilten doch schon nach ein paar Wochen, anfangs Juni 1796, viele Hunderte von Landesvertheidigern auf den Ruf der beiden landschaftlichen Schutzdeputationen an die bedrohten Grenzpunkte und unterstützten den ersten Versuch des österreichischen Heeres unter Feldmarschall Wurmser, die Festung Mantua zu entsetzen. Als der Versuch fehlgeschlagen war und Tirol infolge des Rückzuges der kaiserlichen Heere in Süd und Nord in große Gefahr kam, da erhöhte diese nur noch den Muth und die Kampfeslust der Tiroler, sie folgten nun zu Tausenden den Aufrufen, die der umsichtige und muthvolle Hofcommissär Graf Lehrbach an sie erließ, und nahmen auch an Wurmsers zweitem Entsatzversuche lebhaften Antheil. Als General Vaubois Anfangs September ins Lagerthal eindrang, Trient besetzte und den kaiserlichen General Davidovich bis San Michele zurückdrängte, da schlossen sich dem letzteren zahlreiche Miliz- und Schützencompagnien an. Hierdurch auf 19.000 Mann erstarkt, konnte er wieder vorrücken und die kaiserliche Hauptarmee unterstützen, die unter Alvinczy den dritten Entsatzversuch wagte. Seine Erfolge zwangen Vaubois nach fünftägigen Kämpfen das Land zu räumen. Den neuen Gefahren, die nach Alvinczys Niederlage bei Arcole Tirol drohten, suchten die Schutzdeputationen durch noch größere Aufgebote und durch Vorbereitung des Landsturmes zu begegnen. Auf dem vierten Entsatzversuch,

den Alvinczy im Anfang des Jahres 1797 machte, begleiteten mehrere Dutzend Compagnien von Landesvertheidigern den General Davidovich, Commandanten des aus Tirol vordringenden Corps, und kämpften tapfer auf den Höhen von Rivoli.

Nach dem Rückzug Alvinczys ins Friaulische von der Hauptmacht des kaiserlichen Heeres verlassen und nur mehr von drei Brigaden unterstützt, sahen sich die Tiroler vorzüglich auf ihre eigene Kraft verwiesen. Ungehemmt von dem kleinen österreichischen Heere drang der französische Feldherr Joubert Ende Januar 1797 bis Trient vor und besetzte das Etschthal bis gegen Salurn; er sollte sich den Weg durch Tirol bahnen und die Operationen Napoleons gegen Erzherzog Karl unterstützen. Doch seinen ersten Versuch, weiter vorzurücken, vereitelte das kaiserliche Corps unter seinem neuen Führer Feldmarschall-Lieutenant von Kerpen, unterstützt von 94 ihm zugeeilten Schützencompagnien; erst sein zweiter Vorstoß am 20. und 21. März nöthigte die Österreicher und Tiroler unter bedeutenden Verlusten zum Rückzug, und zwar die Hauptmacht über Brixen nach Sterzing, General Loudon an die Töll. Doch nicht ohne mancherlei Kämpfe und Verluste konnte der Feind den Abziehenden folgen und bei Brixen fand er einen unüberwindlichen Widerstand. Denn die Bewohner Deutschtirols erhoben sich jetzt in Masse und man beschloß am 2. April seine Truppen in der Front, an den beiden Flanken und im Rücken anzugreifen. Wirklich drang ihr linker Flügel über die Gebirge und das Valserthal gegen Vintl und auf den Höhen von Spinges, der rechte über Pens und Schalders gegen Vahrn und das Centrum auf der Brennerstraße vor. Beide Flügel, besonders aber der linke unter der Führung des Landesschützenmajors Philipp von Wörndle verrichteten Wunder der Tapferkeit; doch die Bauern auf den westlichen Eisackhöhen begnügten sich mit deren Vertheidigung und die im Pusterthal versammelten sich nicht rechtzeitig. Darum gelang es dem Feinde noch am selben Tage, die verlorenen Positionen wieder zu gewinnen. Ebenso behauptete sich seine Nachhut unter General Delmas in und um Bozen gegen den Angriff des Generals Loudon, der außer seinen Soldaten 8.000 bis 10.000 Landesvertheidiger gegen sie führte. Allein das energische Vorgehen der Österreicher und Tiroler hier und dort, die geringe Aussicht, den Weg über den Brenner zu erzwingen, bestimmten Joubert zum Abzug durch das Pusterthal; gleichzeitig zogen sich im Süden die Feinde vor General Loudon nach Italien zurück. So war am 13. April das ganze Land vom Feinde geräumt, der Präliminarfriede von Leoben und der definitive von Campo Formio (1797) sicherten es vor weiteren Feindseligkeiten.

Der Friede von Campo Formio verschlimmerte durch den Verlust der Lombardei Tirols Lage, denn es erhielt dadurch die unruhige cisalpinische Republik zum Nachbar im Südwesten und nach der Umwandlung der Schweizer Eidgenossenschaft in die einheitliche helvetische Republik reichte Frankreichs Macht auch im Westen bis zu seinen

Grenzen. Daher erschien Tirol beim Ausbruch des zweiten Coalitionskrieges sofort bedroht. Dies bewog auch Kaiser Franz II., in seiner Fürsorge für das geliebte Land, hier eine eigene Armee aufstellen und selbst Graubünden besetzen zu lassen, nach Vorarlberg aber ein Corps der Nordarmee zu verlegen, als durch Süddeutschland und Italien seine Heere vordrangen. Die Tiroler waren gleichfalls eifrigst auf den Schutz der Landesgrenzen bedacht und zahlreiche Schützencompagnien eilten auf den Aufruf des Gouverneurs und Hofcommissärs Grafen Bissingen an die bedrohten Punkte. Allein trotz aller Opferwilligkeit vermochten die Tiroler ihr Land nicht vor feindlichem Überfall zu bewahren. Massenas kühner Untergeneral Lecourbe unternahm schon Mitte März die ersten Angriffe auf die Österreicher und Tiroler bei Martinsbruck, und als diese Oberst Freiherr von Knesevich tapfer zurückwies, wiederholte er im Verein mit General Dessoles am 25. seinen Versuch, ins Land einzudringen — jetzt mit entschiedenem Erfolg. Knesevich mußte sich ergeben und die Franzosen besetzten den Bezirk Nauders. Ebenso glücklich war Desolles, er zerstreute die österreichische Vorhut unter General Loudon bei Taufers vollständig und drang siegreich bis Schluderns vor. Die Grenzbezirke litten schrecklich unter der feindlichen Besetzung, besonders das obere Vintschgau, denn Desolles' Leute steckten Glurns, Mals und Schluderns in Brand. Zum Glück nöthigten die Siege der Österreicher in Italien und Deutschland die Feinde nach wenigen Tagen zum Rückzug, und als bald nachher Generalmajor Graf Bellegarde, der Obercommandant in Tirol, den Feinden das Engadin entriß, war für Tirol in diesem Jahre jede Gefahr geschwunden.

Um so größer wurden die Besorgnisse für Tirols Sicherheit im folgenden Jahre, 1800, da an der Spitze der französischen Armeen in Deutschland und Italien Frankreichs fähigste Generale traten. Während Bonaparte die Österreicher unter Melas bei Marengo schlug und zur Preisgebung ganz Ober-Italiens bis an den Mincio zwang, trieb sie Moreau aus Süddeutschland bis über die Isar zurück und nöthigte sie zum Waffenstillstand von Parstorf (15. Juli). Dadurch gerieth alles Gebiet im Norden und Süden Tirols, ja ein Theil des Landes selbst, der Grenzdistrict Reutte, in Feindeshand. Während dieser wiederholt verlängerten Waffenruhe besuchte der neue Obercommandant der Nordarmee, Erzherzog Johann, Tirol, um die Grenzpässe zu besichtigen, — ein Besuch, der die Tiroler mit hoher Freude und unvergänglicher Anhänglichkeit an den Prinzen, diesen mit großer Zuneigung zu ihnen erfüllte. Als der Krieg wieder begann und bald einen noch ungünstigeren Verlauf nahm, wurde die Lage des Landes bedenklicher als je zuvor, die Feinde stürmten von allen Seiten auf seine Grenzen ein, aber sie wurden überall mit blutigen Köpfen zurückgewiesen. Um so härter trafen die Tiroler die Bedingungen des Waffenstillstandes von Steyr, der trotz dieser tapferen Abwehr der Feinde die Österreicher zwang, die nördliche Hälfte des Landes zu räumen, die südliche weiteren Angriffen der

Feinde preisgab und ihm die Zerstörung der Festungswerke an den nördlichen Grenzpässen gestattete. Die Erbitterung des Landvolkes hierüber wäre bald in Thätlichkeiten ausgebrochen, da der Feind die Demarcationslinie nicht beachtete und von Westen her in das nördlich davon gelegene Gebiet einbrach; erst der Abzug der Feinde aus dem nördlichen Tirol beruhigte die erregten Gemüther. Südtirol blieb aber das Schicksal der Besetzung durch die Feinde nicht erspart, doch beobachtete der französische General Macdonald eine sehr maßvolle Haltung und Nordtirol behielt seine alten Behörden. Der Frieden von Luneville (1802) machte endlich der schlimmen Lage Tirols ein Ende und erfüllte die von einer nach Wien entsendeten Deputation vorgebrachte Bitte um Erhaltung der Einheit des Landes. Ende März war Wälschtirol vom Feinde geräumt.

Doch war das Land durch die beiden Kriege erschöpft und auch die äußere Lage Tirols verschlimmerte sich bald neuerdings, da der Friede von Luneville an Stelle der cisalpinischen die gefährlichere italienische Republik setzte und den Franzosen den Weg zu neuen Übergriffen bahnte. Doch brachte er auch Tirol einen großen Gewinn: die Einverleibung der beiden Bisthümer Brixen und Trient, die Kaiser Franz auf Grund einer Vereinbarung mit Frankreich (vom 26. December 1802) und des Reichsdeputationshauptschlusses in Besitz nahm. Es war eine sehr beträchtliche Erweiterung des Gebietes der Grafschaft Tirol, denn das Brixner Bisthum umfaßte 17 Quadratmeilen mit 26.000 Einwohnern, das Trients 65 Quadratmeilen mit 146.000 Einwohnern.

Der Zustand des Landes und die Einverleibung der beiden Bisthümer drängte zu um so eifrigerer Benützung der erlangten Friedenszeit, je geringer die Hoffnung auf längere Dauer derselben sein konnte. Den Reichsbehörden fehlte es weder an Verständniß noch an Thatkraft für die nothwendigen Reformen, wohl aber vielfach den Landesbehörden und der Landesvertretung und darum traten diese jenen meist hemmend entgegen. So unterblieben selbst dringende Verbesserungen oder wurden nur halb ausgeführt, an andere dachte man gar nicht. Die nothwendigste von allen, die Landesdefension, fand begreiflicherweise die meiste Beachtung. Allein gegen die Annahme des neuen Milizplanes sträubten sich die Stände beharrlich und die Regierung sah sich darum genöthigt, noch das alte Landlibell fortbestehen zu lassen; nur drang sie auf eine vollständigere Führung der Milizrollen und auf eine bessere Organisation und Schulung der Truppen. Zu Reformen auf dem Gebiete der Verwaltung und der Justiz nöthigte die Einverleibung der Bisthümer. Bei der neuen Kreiseintheilung wurden die brixnerischen Gerichtsbezirke theils dem Kreisamt von Bruneck, theils dem von Bozen, die trientinischen theils dem Kreisamt von Rovereto, theils dem von Trient zugewiesen und hierdurch den obersten Landesbehörden, dem Gubernium und Appellationsgericht untergeordnet. Auf kirchlich-politischem und dem Gebiete der Schule waren die Stände vorzüglich bestrebt, alle Neuerungen des

Kaisers Josef II. zum Fall zu bringen und den Einfluß der Ordinariate auf die Schulen zu mehren. Die Regierung kam ihren Wünschen bereitwillig entgegen und so entfielen in der That die meisten Schranken des Klosterwesens, die Schule gerieth in noch größere Abhängigkeit von der Kirche. Dagegen wollten die ständischen Vertreter durchaus nichts von einer angemessenen Berücksichtigung der neuen Landestheile in der Landesvertretung wissen, denn sie befürchteten einen Theil ihres Einflusses einzubüßen. Noch weniger dachten sie an eine nachhaltige Unterstützung der durch den letzten Krieg besonders mitgenommenen Landestheile und stets auf neue Zugeständnisse der Regierung rechnend versäumten sie auch durch weise Sparsamkeit, Herabsetzung der hohen Schuldenzinsen und Auffindung neuer Fonde den landschaftlichen Haushalt endlich einmal in Ordnung zu bringen. Wenn trotzdem die materielle Lage des Landes in diesen Jahren sich etwas besserte, so ist dies vorzüglich den guten Ernten und dem neuen Aufschwung des Handels und Verkehrs zu danken.

So war Tirol wenig vorbereitet auf den im Sommer 1805 ausbrechenden dritten Coalitionskrieg. Zum Glück blieb dieser einige Zeit dem Lande fern und indeß konnten die Vertheidigungsanstalten in besseren Stand gesetzt werden. Der Kaiser sandte ein bedeutendes Corps zum Schutz des Landes und die einberufene Landesvertretung brachte endlich das unfertige Milizwesen zum Abschluß. Ein neuer Geist durchdrang das Landesvertheidigungswesen, als Erzherzog Johann persönlich dessen Oberleitung übernahm. Nun rückten die beiden ersten Zuzüge mit Begeisterung an die nördlichen Grenzpässe, während der dritte die Grenze im Nordosten und Nordwesten besetzte. Es war aber auch hohe Zeit, denn Napoleon hatte indeß die österreichische Armee in Deutschland, die bis über Ulm vorgedrungen war, zerstreut und einen großen Theil sammt dem Obercommandanten zur Ergebung gezwungen; seinem Vordringen an Österreichs Grenzen stand um so weniger ein Hinderniß entgegen, als Baiern nebst Württemberg und Baden sich bereits offen an ihn angeschlossen hatten. Als das feindliche Heer gegen den Inn zog, mußte auch die bisher siegreiche österreichische Armee unter Erzherzog Karl in Italien sich zurückziehen und ebenso das mit ihr vereinte tirolische Corps. Eben bereitete sich Erzherzog Johann zum Abzug vor, da nahte sich im Norden und Nordosten der Feind den Landesgrenzen. Dort rückte Marschall Ney anfangs November mit seinem Corps gegen die Scharnitz und die Leutasch vor, hier General Deroy mit einer Division gegen den Strubpaß. Der tapfere Commandant der Besatzung im Scharnitzer Paß, Oberstlieutenant Swinburne, war zwar fest entschlossen, mit seinen Soldaten und Milizen sich aufs äußerste zu wehren, aber der Feind umging ihn durch die schlecht besetzten Grenzpunkte in der Leutasch und zwang ihn zur Übergabe. Dagegen schlug die Besatzung des Strubpasses, Soldaten, Milizen und Stürmer, einen Angriff Deroys tapfer ab. Allein

der Fall der Pässe Scharnitz und Leutasch drängte die kaiserlichen Truppen zu beschleunigtem Abzug; als Erzherzog Johann durchs Pusterthal und die Generale Rohan und Chasteler auf anderen Wegen aus dem Lande gezogen waren, stand dessen Besetzung durch die Feinde nichts im Wege, denn die Tiroler verhielten sich nun nach den vom Erzherzog erhaltenen Weisungen und Mahnungen ruhig, so schmerzlich ihnen auch die Anwesenheit der Revolutionshelden war. Die Franzosen blieben jedoch nur bis Ende des Monats November und hielten gute Mannszucht. Nach ihrem Abzug übernahmen baierische Truppen unter General Siebein die Besetzung des Landes, denn Napoleon hatte sich entschlossen, Tirol an Baiern abtreten zu lassen. Die Nachricht hiervon traf die Tiroler aufs schmerzlichste. Vergeblich bemühte sich der neue Herrscher, König Max Josef von Baiern, die Tiroler durch mannigfache Huldbezeugungen zu gewinnen, so durch den Nachlaß der großen Contribution, die ihnen Napoleon auferlegt und dann Baiern überlassen hatte, sowie durch die Zusicherung, daß er nichts an ihrer Verfassung ändern wolle. Die Tiroler beruhigten sich nicht und ihre schlimmen Ahnungen haben sich erfüllt.

Während der baierischen Regierung erlebte Tirol, wie ganz Europa in dieser Zeit, die gewaltigste Umwälzung; die ersten drei Jahre brachten dem Lande eine größere Zahl von Neuerungen und inneren Veränderungen als die letzten dreihundert Jahre österreichischer Herrschaft. Maßvoll beginnend, nahmen die Reformen bald einen sehr centralistischen Charakter an, indem sie allen Theilen des Königreichs Baiern nicht nur dieselben obersten Behörden, sondern auch dieselben untergeordneten Verwaltungs- und Verfassungseinrichtungen und Normen zu geben suchten. Vollständig mit der Vergangenheit brach die baierische Regierung aber erst mit der im Jahre 1808 erlassenen Constitution. Durch sie sollten mit einem Schlage alle mittelalterlichen Satzungen und Lebensformen vernichtet und auf deren Trümmern ein ganz neues Staatswesen aufgebaut werden, das den geänderten Staatsverhältnissen entsprach.

Die erste bedeutende Änderung in der Landesverwaltung war die Umwandlung des bestehenden Hofcommissariates in das Generalcommissariat. Mit der Errichtung des Letzteren wurde zugleich der Wirkungskreis des noch verbleibenden Guberniums wesentlich eingeschränkt. Viel tiefer griff aber die Aufstellung von 24 Landgerichten und 22 Rentämtern in die Landesverwaltung ein, denn jene bekamen alle Justiz- und Polizeigeschäfte, die bisher die verschiedenen landesherrlichen Gerichte geübt hatten, und unterstützten die Kreisämter in der Beaufsichtigung der Patrimonialgerichte, die ihren Bezirken einverleibt wurden; die Rentämter hatten die Cameralgeschäfte erster Instanz zu besorgen. Eine vollständige Umwälzung trat im Verwaltungsorganismus Tirols mit Erlaß der Constitution ein. Damit wurden das Generalcommissariat und Gubernium sowie das Appellationsgericht zu Innsbruck aufgehoben, das Kronland Tirol hörte auf, sein Name

verschwand und das Schloß Tirol, an dessen Besitz man sich auch den der Grafschaft geknüpft dachte, wurde veräußert. An die Stelle des Landes traten drei Kreise: der Inn-, Eisack- und Etschkreis und in jedem derselben als oberste Verwaltungsbehörde ein Kreiscommissariat, das unmittelbar den Centralbehörden des Königreichs, den Ministerien in München unterstand. Zugleich erhielten die Landgerichte einen erweiterten Wirkungskreis, indem die Gemeinden und Corporationen, welche bisher eine große Autonomie genossen hatten, durch das neue Gemeindegesetz und die das Stiftungs- und Communalvermögen betreffende Ordnung ganz unter staatliche Aufsicht und Bevormundung gestellt wurden. Eine Reihe von Verordnungen suchte die bevorzugte Stellung des Adels in mannigfacher Weise einzuschränken. Die neue Constitution führte aber auch den Sturz der tirolischen Verfassung herbei. Nachdem diese noch einmal in der alten Weise getagt, aber den ihr gestellten Aufgaben weniger als je sich gewachsen gezeigt hatte, wurde ihr zunächst infolge einer allgemeinen Reform das Steuerwesen entzogen, die landschaftlichen Kassen gestürzt und zur Tilgung der auf $8^1/_2$ Millionen angewachsenen Landschaftsschulden eine eigene Schuldentilgungscommission errichtet. Am 16. Mai 1808 erfolgte dann die Auflösung der beiden Activitäten zu Innsbruck und Bozen und der ganzen alten tirolischen Landesvertretung, die durch drei Kreisvertretungen ersetzt werden sollte.

Unter den übrigen Änderungen auf dem Gebiete des Finanzwesens waren die bedeutendsten das Verbot des Papiergeldes und der unterwerthigen Münzsorten, sowie die Einführung neuer Steuern. Die Finanzpatente ließen das schlechte Geld allerdings in kürzester Zeit verschwinden, aber die Maßregel kostete dem Lande vier Millionen, brachte Handel und Gewerbe ins Stocken und verursachte eine große Unsicherheit in den Eigenthumsverhältnissen, viele Concurse und Processe. Um so schwerer empfand man die gleichzeitigen und die nachfolgenden neuen directen oder indirecten Abgaben. Solche Neuerungen waren das Stempelmandat, die Mauth- und Zollordnung, die Regulirung des Weg- und Brückengeldes, die Erhebung des Weggeldsteueroperates, des Familienschutzgeldes und des Fleischaufschlages. Zu diesen ordentlichen kamen noch mehrere außerordentliche Umlagen und die Lasten, welche die Neuerungen auf dem Gebiete des Militärwesens brachten, besonders die Organisirung des Bürgermilitärs und die Errichtung des Tiroler Jäger-Bataillons, sowie die Einführung der Conscription. Letztere war bei den Tirolern noch immer so unbeliebt, daß zu ihrer Durchführung in Tirol die Anwendung von Militärmacht nöthig wurde. Anderseits war aber die baierische Regierung eifrig bemüht, die materielle Cultur des Landes und sein Wohl zu fördern. Sie sorgte für eine bessere Sicherheits-, Markt-, Straßen- und Forstpolizei und widmete insbesondere der Sanitätspolizei große Aufmerksamkeit. Zur Verbesserung der Landwirthschaft wurde die Auftheilung der Hutweiden angeordnet, zur Hebung von Handel und Verkehr der Straßen- und Brückenbau

mit Eifer betrieben und das Postwesen neu organisirt. Die neue Zoll- und Mauthordnung brachte für Tirol den großen Vortheil, daß die bisher gegen Baiern bestandenen Zollschranken wegfielen.

Auf kirchlich-politischem Gebiete nahm die baierische Regierung dieselben Rechte in Anspruch wie die österreichische. Die tirolischen Bischöfe hingegen, besonders der Bischof von Chur, Karl Rudolf Freiherr von Buol-Schauenstein, und der von Trient, Emanuel Graf Thun, starre Vertreter der höchsten Machtansprüche der Kirche, setzten den Anordnungen der Regierung beharrlichen Widerstand entgegen und suchten Unterstützung am päpstlichen Hofe. Eben in Unterhandlungen mit Baiern wegen Abschluß eines Concordates, ermunterte sie der Papst bald zum Widerstand, bald wirkte er besänftigend. Die baierische Regierung gab nicht nach. Sie forderte beharrlich das früher von den Trienter Bischöfen ausgeübte Patronatsrecht auf Pfarreien und sonstige Pfründen, sie wollte Cleriker, die an den bischöflichen Anstalten studirt hatten, nur nach einer Prüfung an der Universität Innsbruck zu den höheren Würden und Pfründen zulassen, dehnte die für das übrige Baiern 1806 erlassene Verordnung über die Besetzung von Pfarreien auf Tirol aus, so daß den Bischöfen nur ein Ternavorschlag blieb, und bestand auf dem Rechte, in Sachen der kirchlichen Polizei unmittelbar an den niedern Clerus Befehle zu erlassen. Als die Bischöfe von Trient und Chur auch nach Verhängung der Temporaliensperre nicht nachgaben, wurden sie beide nach Innsbruck entboten und ihr fortgesetzter Widerstand mit Deportation außer Landes bestraft. Als hierauf der Generalvicar von Trient die Leitung des Churer Diöcesanantheiles in Tirol übernahm und der Clerus sich nicht fügen und lediglich den vom Bischof von Chur bestellten Vicaren gehorchen wollte, da schritt Baiern zu noch energischeren Maßregeln. Der rücksichtslose Theodor von Hochstetten kam als Specialcommissär mit Truppen nach Meran und suchte mit Gewalt den Widerstand der Geistlichkeit zu brechen. Er löste das Stift Marienberg auf, verbannte die meisten Mitglieder desselben und ebenso die Kapuziner aus dem Bisthumantheil; desgleichen wurden manche Mitglieder des Säcularclerus verbannt oder versetzt. Zugleich fuhr die baierische Regierung mit ihren Reformen fort und hob gerade um diese Zeit die alten Stifte des Landes auf, zog ihre Besitzungen ein und ließ viele Stücke ihrer beweglichen Habe, darunter sehr werthvolle, oft um geringen Preis und in unwürdiger Weise veräußern. Die hierdurch im Volke entstehende Gährung suchte man mit Waffengewalt niederzuhalten und für die erledigten Seelsorgestellen andere Priester zu gewinnen. Doch das Volk betrachtete diese als Eindringlinge, wohnte ihren gottesdienstlichen Handlungen nicht bei und scheute selbst weite Wege nicht, um rechtmäßige Priester zu finden. Die Gährung dauerte fort und würde schließlich doch zum Ausbruch gekommen sein, wenn es Baiern nicht gelungen wäre, durch den Papst den Bischof von Chur zum Verzicht auf

seinen Diöcesanantheil in Tirol zu vermögen. So übernahm der Bischof von Brixen die Verwaltung desselben im Auftrag des Papstes, aber die Freilassung der eingesperrten Priester, sowie die Rückkehr der verbannten gestattete der König noch nicht; die Reformthätigkeit auf kirchlichem Gebiete dauerte fort und ebenso die auf dem der Schule. Hier fanden sowohl im Volks- als Mittelschulwesen bedeutende und sehr zweckmäßige Änderungen statt; ein paar Gymnasien wurden aufgehoben und dafür Real- und Bürgerschulen eingeführt.

Die Reformen der baierischen Regierung und der immer schroffer auftretende Centralismus steigerten die Abneigung der meisten Tiroler gegen Baierns Herrschaft fort-



Josef Freiherr von Hormayr.

während, verwandelten sie schließlich in leidenschaftliche Erbitterung und weckten anderseits eine förmliche Sehnsucht nach Österreich. Sie sahen alle ihre Eigenthümlichkeiten bedroht und wurden selbst für die Fortexistenz ihres Volksthums besorgt. Besonders schwer wurden aber die Neuerungen auf finanziellem Gebiete, die kirchlichen Reformen und die Conscription empfunden. Die Gewaltschritte gegen die Bischöfe und den Clerus erbitterten gerade den besten Theil des Volkes, die besitzenden Bürger- und Bauernclassen, und steigerten ihre Abneigung gegen die baierische Beamtenschaft, die schon wegen ihrer Strenge sehr unbeliebt war, zu förmlichem Haß.

Die Tiroler verfolgten daher Österreichs Rüstungen zu einem neuen Kriege gegen Napoleon mit großer Spannung und sahen mit Ungeduld einem Kriegsausbruch entgegen. Auf die Nachricht, daß dieser bald bevorstehe, begaben sich, im Februar 1809, Andreas Hofer, Wirth am Sand in Passeier, und zwei seiner Freunde auf verschiedenen Wegen nach Österreich, um ihr Anliegen dem geliebten Erzherzog Johann für den Fall des Krieges persönlich vorzubringen und seine Weisungen zu erhalten. Mit ihrer Heimkehr begannen die Vorbereitungen zum Aufstand. Die Losungsworte „es ist Zeit" wurden mit so beispielloser Verschwiegenheit verbreitet, daß die baierische Beamtenschaft von der nahen Gefahr nichts ahnte. Aber über die Absichten Österreichs für den Fall des Kriegsausbruches täuschte sich die baierische Regierung keineswegs und traf daher die geeigneten Vorsichtsmaßregeln. Doch Tirol stark zu besetzen und für jeden Fall zu vertheidigen war sie nicht in der Lage. So betrug das in Tirol stehende Corps unter General Kinkel blos circa 5.000 Mann, wovon 2 Infanterie-Bataillone unter Oberst Karl Freiherr von Ditfurth und eine Escadron Dragoner in Innsbruck, ebenso viele unter Oberst von Wrede in dem Eisack- und Pusterthal, der Rest aber in kleinen Abtheilungen zu Hall und in anderen Orten des Unterinnthals lagen. Zwei französische Colonnen unter den Generalen Bisson und Lemoine von 1.800 und 2.400 Mann befanden sich eben auf dem Durchmarsch.

Österreichs Kriegserklärung erfolgte am 27. April 1809 und die Vorrückung mit zwei Heeren, in Deutschland unter Erzherzog Karl, in Italien unter Erzherzog Johann, begann anfangs April. Für Tirol war ein Theil des zur italienischen Armee gehörigen achten Armeecorps unter Feldmarschall-Lieutenant J. G. Marquis von Chasteler und eine Abtheilung des von Hillerschen Corps bestimmt, die durch das Inn- und Pusterthal vorrücken sollten. Chastelers Intendant war Josef Freiherr von Hormayr. Wie Erzherzog Karl in flammenden Proclamationen das deutsche Volk zum Anschluß an Österreichs Sache aufforderte, so Erzherzog Johann und von Hormayr die Tiroler zum Aufstand gegen Baiern.

Die ins Land einrückenden Österreicher fanden im Puster- und Innthal keinen Feind mehr, denn bis zu ihrer Ankunft hatten die Tiroler diese Thäler von ihm befreit. Ihre Erhebung begann am 9. April mit dem Angriff auf ein Piquet bei Bruneck. Nach dessen Gefangennahme erstürmten die Sieger die Mühlbacher Klause und von da eilten sie, durch zahlreiche Scharen aus den nächsten Gerichten verstärkt, zur Ladritscher Brücke. Hier entspann sich am 11. April ein äußerst heftiger Kampf, denn Wrede stellte sich den Tirolern mit seiner ganzen Macht entgegen, aber die Tiroler zwangen die Baiern zum Abzug nach Sterzing, wohin ihnen indeß die französische Colonne unter General Bisson, ohne an dem Kampfe theilzunehmen, vorangezogen war. Bei ihrer Ankunft daselbst hatte sich auch hier bereits das Schicksal der Besatzung der Stadt entschieden. Schon in aller Frühe von

den Passeirern unter Andreas Hofer angegriffen, hatte sie sich schließlich ergeben müssen und war gefangen auf das Schloß Wolfsthurm geführt worden. Vor den durchziehenden Franzosen und Baiern flohen jedoch die Tiroler auf die Höhen der Umgebung, als aber die Feinde den Marsch über den Brenner fortsetzten, folgten ihnen die Passeirer auf dem Fuße. Bei ihrem Eintreffen im Innthal waren auch hier schon die Würfel gefallen.



Andreas Hofer.

In Innsbrucks Umgebung begannen die Feindseligkeiten am 10. April, am nächsten Tage sammelten sich bereits zahlreiche Bauernscharen auf den südlichen Höhen und im westlichen Innthal bis Telfs und warfen die gegen sie anrückenden Abtheilungen der Besatzung in die Stadt zurück. Den entscheidenden Kampf wagten die Tiroler jedoch erst am 12. April. Da trieben sie die ihnen entgegengestellten Abtheilungen in die Stadt zurück, rückten von drei Seiten, von Süd, West und Nord, gegen Innsbruck vor und drangen endlich in das Innere ein. Die Baiern wehrten sich unter ihrem heldenmüthigen Obersten Ditfurth aufs tapferste, erlagen jedoch den sichern Treffschüssen der immer zahl-

reicher anstürmenden Bauernscharen und wurden bis auf die Reiterei sämmtlich gefangen genommen. Diese traf in Hall das gleiche Los. Im unteren Innthal hatte der Kampf mit der Gefangennahme der Besatzung des Volderer Klosters begonnen. Am 12. früh führten dann die Bauern der Umgebung, vorzüglich von Josef Speckbacher aufgeboten, nach seinem Plan einen Handstreich gegen Hall aus und derselbe gelang. Glücklicher waren die im tieferen Unterinnthal liegenden baierischen Soldaten, die noch rechtzeitig vor der Übermacht durchs Achenthal nach Baiern entwichen. Dagegen traf die am 13. früh auf ihrem Zuge durchs Wippthal nach Wilten gelangte Colonne Franzosen und Baiern gleichfalls das traurige Los der Gefangenschaft. So hatten die Tiroler in wenigen Tagen nicht nur ganz Nord- und Mitteltirol vom Feinde gesäubert, sondern auch bei 6.000 Feinde, darunter 2 Generale und 140 Offiziere, zu Gefangenen gemacht; mit um so größerer Freude konnten sie die einrückenden Österreicher empfangen, deren Züge durchs Puster- und Innthal wahren Triumphzügen glichen. Schon ihr Anblick erregte überall eine unbeschreibliche Freude.

Mit Hormayrs Ankunft in Brixen und Chastelers Einritt in Innsbruck begann die österreichische Civil- und Militärverwaltung. Sie enthoben die unbeliebtesten baierischen Beamten ihres Dienstes, ließen die verhaßtesten Baiern und Baiernfreunde nach Inneröfterreich abführen und nahmen die übriggebliebene Beamtenschaft für Kaiser Franz in Eid und Pflicht. Dann veranlaßten sie aller Orten feierliche Tedeums zum Dank für die erfochtenen Siege und trafen sofort Anstalten zur Vertheidigung des Landes, Chasteler im Innthal zur Besetzung der nördlichen und östlichen Grenzpässe, Hormayr in Mitteltirol zur Vertreibung der Franzosen, die noch Südtirol unter General Baraguay d'Hilliers besetzt hielten. Als Chasteler für den Schutz der nördlichen Grenzpässe hinreichend gesorgt und die Blokade der noch in Feindeshand befindlichen Feste Kufstein angeordnet hatte, brach er mit seiner ganzen Macht zur Befreiung Wälschtirols auf, wohin schon früher General von Fenner und zahlreiche Landesvertheidiger, darunter auch Andreas Hofer, gezogen waren. Indeß hatte der im Rückzug begriffene Feind Trient schon geräumt, aber Chasteler griff ihn trotzdem in seinen festen Stellungen bei Volano und Pilcante an, ohne seinen Abzug beschleunigen zu können. Am 27. war auch Wälschtirol und somit ganz Tirol vom Feinde befreit, der Jubel hierüber kam in kirchlichen Festlichkeiten und in dem im Auftrag des Erzherzogs Johann zu Innsbruck veranstalteten Festschießen zum Ausdruck. Die Freude der Tiroler erreichte ihren Höhepunkt durch die von Kaiser Franz eingelangte Versicherung, es solle Tirol nie mehr von Österreich getrennt werden.

Aber dieser Freudenrausch machte bald wieder ernsten Besorgnissen Platz, denn die Nordarmee unter Erzherzog Karl hatte eine Reihe von Gefechten verloren und war infolge

dessen Ende April in vollem Rückzug nach Böhmen. Der Rückzug Erzherzog Karls hatte auch den Erzherzog Johanns zur Folge, und so kamen Nord- und Südtirol bald in Gefahr. Auf die Nachricht von den unglücklichen Kämpfen an der Donau eilte Chasteler mit dem größeren Theil seiner Truppen nach Nordtirol, und da für dieses nach dem Vormarsch der französischen Armee gegen Wien alle Gefahr geschwunden schien, trug er sich sogar ernstlich mit dem Plane eines Ausfalls ins Baierische, um des Feindes Rücken zu gefährden. Aber um diese Zeit nahten sich bereits zwei Divisionen des Marschalls Lefebvre unter den Generalen Deroy und Wrede der Nordostgrenze Tirols und bedrohten, bevor noch Chasteler für die Abgabe einiger Landwehr-Bataillone Ersatz erhalten hatte, schon die Grenzpässe bei Kufstein und am Strubpaß. Chasteler erkannte die große Gefahr nicht rechtzeitig und so fand General Wrede den Paß Strub nur von einigen Soldaten und zwei Landesschützen-Compagnien vertheidigt, die trotz aller Tapferkeit der feindlichen Übermacht weichen mußten. Durch den erstürmten Paß drang Wrede unter schrecklichen Verheerungen bis Waidring vor, während die Division Deroy den Angriff auf Kufstein unternahm. Nun eilte wohl Chasteler mit der in Innsbruck stehenden Reserve dem bedrängten General Fenner zu Hilfe. Allein er erlag in der ungünstigen Stellung bei Wörgl am 13. April um so vollständiger einem neuen Angriff der feindlichen Übermacht, als ihn nun die Landesvertheidiger vielfach im Stich ließen.

Nach dem Unglück bei Wörgl eilte Chasteler in fluchtartigem Rückzug nach Innsbruck und beschloß sich auf die Vertheidigung der festen Stellung am Brenner zu beschränken. Die Tiroler aber sammelten sich in großer Anzahl bei Volders und drangen, von mehreren Compagnien Militär unterstützt, bis über Schwaz vor. Allein General Wrede trieb sie nach Schwaz zurück, eroberte auch den Markt nach hartnäckigem Kampfe und ließ ihn von seinen Leuten anzünden. Seine grausame Strenge schreckte jedoch die Tiroler nicht und immer neue Scharen eilten nach Volders. So hatte sich hier in wenigen Tagen eine imposante Macht gesammelt, um dem Feinde weiteres Vordringen zu wehren. Doch fehlte den vielen Köpfen der Führer, da General von Buol am 17. Mai zum großen Ärger der Landesvertheidiger aus ihrer Mitte verschwunden war und sich nach Steinach zurückgezogen hatte. Nun gewann die Friedensstimmung die Oberhand, man ließ sich in Unterhandlungen mit dem Feinde ein und es kam die sogenannte Innsbrucker Capitulation zustande. Die Landesvertheidiger zogen ruhig ab, die Feinde hingegen besetzten die Landeshauptstadt. Damit glaubte Lefebvre Tirol wieder unterworfen zu haben und verließ mit Wredes Division das Land, dessen Festhaltung Deroys Division allein, circa 7.000 Mann, übernahm.

Auch Chasteler trat durchs Pusterthal den Rückzug aus Tirol an. Aber viele Tiroler, an ihrer Spitze Andreas Hofer, dachten noch nicht an Unterwerfung. Da der

Sandwirth Chasteler nicht zurückzuhalten vermocht hatte, so suchte er wenigstens dessen Nachhut unter General von Buol im Lande festzuhalten, indem er Chastelers Ordre an ihn zum Abzug vom Brenner auffing. Dann entbot er seine lieben Freunde aus dem Passeier- und Sarnthal, Burggrafenamt, Vintschgau und Etschland auf den Brenner und beschloß mit der auf 6.000 bis 7.000 Mann gestiegenen Schar Landesvertheidiger den Angriff auf die Baiern im Innthal. Seinem Freunde und Adjutanten Eisenstecken gelang es auch, 1.200 Mann aus Buols Corps unter den Oberstlieutenants Ertel und Reißenfels zur Theilnahme zu bewegen. Mit dieser Mannschaft rückte Andreas Hofer schon am 25. Mai in drei Colonnen auf den Berg Isel vor und begann den Kampf mit dem Corps Deroys. Es ward beiderseits mit großer Tapferkeit gefochten. Die Baiern machten wiederholte Versuche, ihre Gegner von den Höhen zurückzuwerfen, wurden aber von den Tirolern immer wieder in die Ebene hinabgetrieben. Das Treffen blieb unentschieden, jeder behauptete seine Stellung. Aber Hofer erneuerte den Kampf schon am 29. Mai, nachdem er durch neue Scharen sich verstärkt hatte und auch die Oberinnthaler unter M. Teimer im Anzug sich befanden. Er selbst und Oberstlieutenant Ertel rückten auf der Brennerstraße vor, sein linker Flügel, in dem sich Pater Joachim Haspinger befand, besetzte die westlichen Höhen bis zur Gallwiese, sein rechter Flügel dehnte sich vom Paschberg bis Volders aus und hier standen Josef Speckbacher, Josef Straub, Oberstlieutenant von Reißenfels und Andere. Der Kampf dauerte mit geringen Unterbrechungen von früh Morgens bis Abends. Überall wurde mit heroischem Muthe gestritten. Die Tiroler thaten Wunder der Tapferkeit, viele stürzten sich mit verkehrtem Gewehr mitten in den Feind und erstürmten unter dem heftigsten Feuer einzelne vom Feinde besetzte Villen und Maierhöfe. Durch Muth und Kühnheit zeichneten sich besonders Pater Haspinger und Josef Speckbacher, durch große Umsicht letzterer und Oberstlieutenant von Ertel aus. Der Feind zählte viele Todte, Verwundete und Vermißte.



Joachim Haspinger.

Die Furcht, durch den Aufstand der Unterinnthaler vollständig eingeschlossen zu werden, bewog Deroy in Eilmärschen das Land zu verlassen; noch in der Nacht vom 29. bis 30. von Innsbruck aufbrechend, stand er am 31. schon an der Landesgrenze bei Kufstein, denn die Tiroler versäumten im ersten Siegesrausche, ihn zu verfolgen, und als

dann Teimer und Speckbacher ihm nacheilten, war er schon außerhalb des Landes. Andreas Hofer begab sich nun mit den Passeirern in die Heimat, Hormayr und Buol aber übernahmen die Civil- und Militärverwaltung Tirols. Jener suchte die Mittel zum Unterhalt der noch im Lande weilenden kaiserlichen Truppen und zu einer kraftvollen Defension desselben zu beschaffen und das Landesvertheidigungswesen besser einzurichten, Buol dagegen die vielen ins Land sich rettenden Flüchtlinge von der Nordarmee zu bewaffnen. Vor Allem war aber Hormayr auf Weckung und Erhaltung des kriegerischen und patriotischen Geistes bedacht. Zu diesem Zweck machte er die Tiroler mit allen günstigen Kriegsereignissen bekannt und veranstaltete kirchliche und andere Siegesfeierlichkeiten, anderseits suchte er alle schlimmen Nachrichten zu unterdrücken oder zu widerlegen. Nicht minder eifrig jedoch als auf die inneren Verhältnisse richtete er seine Blicke auf die Nachbarlande, um jeden Vortheil, jede Blöße des Feindes auszunützen und ihm Verlegenheiten zu bereiten. Besonders lag ihm die Erhaltung der Verbindung mit Österreich am Herzen, und als diese unterbrochen war, plante er selbst einen allgemeinen Ausfall. Doch der von Kaiser Franz I. nach der unglücklichen Schlacht bei Wagram abgeschlossene Waffenstillstand von Znaim setzte seiner und Buols Anwesenheit in Tirol ein Ziel; sie mußten nach den erlassenen Bestimmungen das Land räumen. Die Tiroler, besonders Andreas Hofer, wollten zwar anfangs die Nachricht vom Waffenstillstand durchaus nicht glauben und konnten nicht begreifen, wie man ihr Vaterland nach so feierlichen Versicherungen feindlicher Besetzung überlassen könne, aber die Unterinnthaler legten doch ihre Waffen nieder, als Ende Juli Marschall Lefebvre mit den drei Divisionen: Kronprinz, Rouyer und Deroy, die aus Baiern und Sachsen bestanden, in ihr Gebiet vordrang.

Trotz des Abzugs der österreichischen Soldaten und selbst einiger tirolischer Führer war Andreas Hofer zur Wiederaufnahme des Kampfes entschlossen und entsandte daher rasch von Sterzing aus seine ersten Laufzettel. Kaum der bis hierher vorgedrungenen Division Rouyer entronnen, sammelte er persönlich seine Passeirer, während seine Freunde im Eisack- und Pusterthal, P. Mayr, Wirth an der Mahr, Pater Haspinger und Andere, die ersten Scharen bis zur Peißer-Brücke zwischen Ober- und Unterau führten und ihnen sich auch Speckbacher anschloß. In der Thalenge von da bis Mauls entspannen sich die ersten Kämpfe mit der auf dem Durchmarsch nach Brixen befindlichen Division Rouyer am 4. und 5. August. Die Bauern zwangen General Rouyer zum Rückzug nach Sterzing, tödteten viele seiner Leute, namentlich vom sächsischen Regiment unter den Obersten Henning und Egloffstein und nahmen diesen mit 700 Mann nach hartnäckigstem Kampfe in Oberau gefangen. Auf die Nachricht von Rouyers Unglück brach Marschall Lefebvre mit dem größten Theil seines Corps nach Sterzing auf und entsandte zugleich das Infanterieregiment Burscheidt durchs Oberinnthal nach dem Süden und eine andere

Abtheilung nach Vorarlberg, denn er wollte den Durchzug nach Brixen mit aller Macht erzwingen. Doch bei seinem Vormarsch von Sterzing am 7. August stieß er bald auf unüberwindlichen Widerstand. Darum zog er sich wieder in die Stellung von Sterzing zurück, um die Vorrückung der Generale Rusca und Peyri, die ins Pusterthal und Wälschtirol eindringen sollten, sowie der Colonne Burscheidt abzuwarten. Indeß hatten die Tiroler alle Höhen im Norden, Westen und Süden der Stadt besetzt und Andreas Hofer, der sein Hauptquartier zu Gasteig aufgeschlagen hatte, trug sich mit dem kühnen Plane, das ganze Corps gefangen zu nehmen; aber seine Angriffe vermochten dem Feinde nicht jeden Ausweg abzuschneiden.

Die Nachricht von dem Schicksal der Colonne des Obersten Burscheidt bestimmte jedoch den Marschall Lefebvre zum Rückzug nach Innsbruck. Burscheidts Regiment hatte ohne Widerstand das Oberinnthal bis Landeck besetzt; als aber der Rest desselben von hier bis zur Pontlatzer Brücke vorgedrungen war, wurde er heftig von Landesvertheidigern beschossen, durch Steinlawinen arg zugerichtet und in zwei Hälften getheilt. Die eine am rechten Ufer des Inn flüchtete sich zwar unter vielen Verlusten nach Innsbruck, die andere hingegen, bei 700 Mann, mußte sich den Tirolern auf dem Dullenfeld ergeben. General Rusca hatte hartnäckiger Widerstand an der Lienzer Klause zur Umkehr bewogen und General Peyris Brigade war nicht über Trient hinausgekommen.

Marschall Lefebvres Rückzug glich mehr einer Flucht als einem Rückmarsch, denn die Leute Speckbachers und Hofers folgten ihm auf den Fersen, und als er den Schönberg hinabzog, wurde sein Corps aufs heftigste von den Aufgeboten der westlichen Gelände, die auf Hofers Ruf sich erhoben, beschossen und langte erst nach vielen Verlusten am 11. August Abends in Innsbruck an. Indeß hatte die Besatzung der Hauptstadt schon mit dem nach Hötting vorgedrungenen Landsturm aus dem Oberinnthal kämpfen müssen, der Burscheidts Colonne verfolgt hatte. Am 13. August kam es zu der Entscheidungsschlacht am Berg Isel. Der Angriffsplan der Tiroler war der nämliche wie im Mai. Der rechte Flügel stellte sich auf die Höhen vom Paschberg bis nach Volders, der linke auf jene vom Iselberg westwärts bis zur Gallwiese und das Centrum am Iselberg selbst auf; jenen befehligte Speckbacher, den linken Haspinger und das Centrum Hofer selbst, der sein Hauptquartier in der „Schupfen" aufschlug; die Oberinnthaler bezogen unter den Commandanten M. Firler und J. Marberger das Gelände von Kranebitten bis Hötting. Die gesammte Macht der Bauern betrug 18.000 bis 20.000 Mann, denen Lefebvre 20.000 bis 22.000 gegenüberstellen konnte. Die Tiroler begannen nach Anhörung der Feldmessen und Empfang der Generalabsolution auf der ganzen südlichen Schlachtlinie sofort den Kampf, auf der nördlichen zwei Stunden später. Es wurde den ganzen Tag mit großer Erbitterung gefochten. Der Marschall ließ seine Truppen dreimal gegen die

südlichen Höhen anstürmen und suchte besonders das Centrum am Iselberg zu durchbrechen, aber immer wieder warfen die Tiroler seine Scharen ins Thal hinab. Auf der Südseite behaupteten die Tiroler alle Stellungen, nur die Oberinnthaler im Norden wurden bis Kranebitten zurückgeworfen. Die hierdurch in deren Reihen entstandene Muth-



Josef Speckbacher.

losigkeit und die tapfere Haltung des Feindes überzeugte Hofer von der Unmöglichkeit, ihn gefangen zu nehmen. Lefebvre hinwiederum fand es für gut, weiteren Gefahren und Verlusten sich durch den Rückzug nach Baiern zu entziehen, den er schon in den nächsten Tagen ausführte, ohne dabei ernstlichem Widerstand zu begegnen. Die Unterinnthaler

wagten infolge der früheren Erfahrungen nur vereinzelt zu den Waffen zu greifen und die Kämpfer vom 13. August versäumten entweder die rechtzeitige Verfolgung oder kehrten nach Beseitigung der Gefahr sofort heim. Am 17. war Deutschtirol wieder bis auf Kufstein geräumt und wenige Tage darauf auch Wälschtirol.

Nach der abermaligen Befreiung Tirols übernahm Andreas Hofer die Civil- und Militärverwaltung des Landes und bezog darum mit seinen Adjutanten und mehreren Freunden die Residenz in Innsbruck. Doch überließ er die Civilangelegenheiten meist der General-Landesadministration, die sich noch im August mit seinem Einverständniß gebildet hatte. Sie hatte die Oberaufsicht über alle anderen Behörden, mußte für eine geregelte Verwaltung sorgen und sich bestreben, die Mittel dazu sowie zur Landesvertheidigung zu beschaffen. Nur in das kirchlich-politische Gebiet und ins Schulfach griff der Obercommandant häufiger ein, vorzüglich in der Absicht, die baierischen Reformen zu beseitigen und die aufgehobenen kirchlichen Institute und Schulen wiederherzustellen, sowie freisinnige Männer zu entfernen. Sonst aber ließ er der Justizpflege vollkommen freien Lauf. Dagegen wandte er der Landesvertheidigung seine ganze Aufmerksamkeit zu. Er wollte Tirol um jeden Preis dem Kaiser erhalten. In diesem Vorsatz wurde er auch durch die von Österreich, namentlich von Erzherzog Johann anlangenden Nachrichten bestärkt. Wie Hormayr war auch er bemüht, die Salzburger zum Anschluß an seine Sache zu bewegen, und es gelang ihm. Die Bewohner von Pinzgau ergriffen die Waffen und versagten der baierischen Regierung in Salzburg den Gehorsam, die salzburgischen Bewohner des Zillerthals aber schlossen einen förmlichen Vertrag betreffs ihrer Vereinigung mit Tirol. Unterstützt durch die salzburgischen Scharen wagten Hofers Commandanten im Unterinnthal: Haspinger, Speckbacher, Firler und Andere zum Angriff gegen die im östlichen Salzburg und benachbarten Baiern stehenden Truppen vorzugehen und waren so glücklich, die Feinde in einer Reihe von siegreichen Gefechten bei Luftenstein, Unken, Lofer und Melleck am 25. September zurückzuwerfen. Diese Erfolge hoben Hofers Zuversicht und verminderten seine Geneigtheit zu friedlichen Unterhandlungen, wozu sich wiederholt Gelegenheit bot, umsomehr, als gerade jetzt Sieberer und Eisenstecken ihm die goldene Medaille und Kette vom Hofe überbrachten, der damit ihn in seiner Stellung als Landescommandant feierlich anzuerkennen schien. Die feierliche Übergabe dieser Auszeichnungen am 4. October 1809 bildet den Höhepunkt seiner Regierung.

Bald nach Eisensteckens und Sieberers Rückkehr kam zwischen Frankreich und Österreich, am 14. October 1809, der Schönbrunner Friede zustande, worin Kaiser Franz nicht nur Tirol seinem Geschick überlassen, sondern noch weitere Länder an Napoleon abtreten mußte. Die Friedensgerüchte und noch mehr die Nachrichten von dem wirklichen Abschluß des Schönbrunner Friedens wirkten in hohem Grade lähmend auf die

Vertheidigungsanstalten Tirols und spalteten die Bevölkerung immer mehr in zwei Theile, von denen der eine, ohne Österreichs Hilfe an einem günstigen Erfolge verzweifelnd, fortan Ruhe halten, während der andere, an alle Friedensnachrichten nicht glaubend, die Kämpfe fortsetzen wollte. Außer dieser Spaltung erschwerte aber dem Obercommandanten der Mangel an Munition, die Lässigkeit auch der zum Kriege Bereiten und die Uneinigkeit der Untercommandanten, sowie die Unbotmäßigkeit der Mannschaft die Landesvertheidigung. So blieb die Besetzung gerade der wichtigsten Grenzpunkte, jener im Unterinnthal, trotz der eifrigen Bemühungen Andreas Hofers, eine höchst mangelhafte und auch das Etschland entbehrte energischer Vertheidigungsmaßregeln. Daher fand der Feind diesmal geringeren Widerstand, namentlich als Napoleon nach dem Abschluß des Friedens zwei Armeecorps, 45.000 bis 50.000 Mann, die drei Divisionen Kronprinz, Deroy und Wrede unter General Drouet ins Innthal und eben so viele unter General Baraguay d'Hilliers ins Etsch- und Pusterthal, beide unter dem Oberbefehl des Vicekönigs von Italien, ins Land schickte. General Peyri drang noch im September siegreich durchs Lagerthal vor, besetzte Trient und trieb die Tiroler schließlich bis Salurn zurück. Sein Nachfolger General Vial nöthigte im October den Commandanten Eisenstecken, sogar bis über Bozen zurückzuweichen, und vereinte sich hier mit dem General Peyri, den er von Belluno über die Gebirge ins Eisackthal den Bauern in den Rücken gesandt hatte. Die Vertheidigung des Pusterthals hatte zwar mit der Ankunft des kurz vor dem Friedensschluß zum General-Landescommissär ernannten Ant. von Roschmann einen neuen Schwung bekommen und Tiroler unterstützten selbst die Kärntner Insurrection bei der Belagerung von Sachsenburg, doch bei General Ruscas Anzug entfloh die kärntnerische Insurrection, die Tiroler zogen sich nach Lienz zurück und zerstreuten sich oder wurden durch Rusca auseinandergetrieben. Nun rückte dieser ohne größeres Hinderniß bis Bruneck vor und sein Obercommandant Baraguay d'Hilliers folgte ihm auf dem Fuße; wenige Tage nach Vials Ankunft in Bozen zog Baraguay d'Hilliers in Brixen ein und stellte so die Verbindung mit jenem her.

Noch früher und rascher wurde das Unterinnthal vom Feinde besetzt. Nachdem Haspinger schon am 3. October in den Paß Lueg zurückgeworfen worden, umging die Division Kronprinz bei Melleck die Stellung der Commandanten Speckbacher und Firler und brachte dabei den Tirolern die empfindlichste Niederlage im ganzen Jahre bei. Die Leute vom Pinz- und Pongau unterwarfen sich und auch die Unterinnthaler versuchten keinen ernstlichen Widerstand mehr. Aber Andreas Hofer glaubte noch nicht an den Abschluß des Friedens und war anfangs fest entschlossen, den Berg Isel mit aller Macht zu vertheidigen; daher verlegte er sein Hauptquartier nach Steinach und entbot seine Scharen auf die Höhen südlich von Innsbruck und zur Martinswand. Als aber

der Freiherr von Lichtenthurn aus Erzherzog Johanns Hauptquartier die sichere Nachricht vom Friedensschluß brachte und der Hofcommissär A. von Roschmann und die besonnenen Männer seiner Umgebung zur Ruhe mahnten, dachte er ernstlich an Niederlegung der Waffen. Allein Haspinger und andere Commandanten stimmten ihn wieder um und so kam es zum Entscheidungskampf am 1. November. Diesmal wurden die Tiroler, denen es an tüchtigen Führern wie an Eintracht fehlte, von den Baiern bald aus ihren Schanzen am Iselberg vertrieben und verloren ihre Geschütze. Trotzdem beabsichtigte Andreas Hofer die Fortsetzung des Kampfes. Da fingen seine Leute einen Brief des Vicekönigs an Drouet auf, den des Sandwirths Vertraute, der Geistliche Danej und Sieberer benützten, um den Obercommandanten zu bewegen, durch eine Deputation an den Vicekönig seine Unterwerfung zu erklären. Es gelang ihnen. Aber kaum waren sie abgereist, da erließ Hofer, an seinem Leben bedroht, vom Brenner aus neue Aufgebote. Als jedoch die Deputation mit günstigem Bescheide vom Hauptquartier des Vicekönigs in Villach zurückkehrte, bewegten sie in Sterzing den Sandwirth nochmals zu beruhigenden Erlässen an seine Landsleute, und er kehrte mit dem festen Entschlusse heim, nicht mehr zu kämpfen.

Kaum in seine Heimat zurückgekehrt, wurde Hofer durch seine fanatische Umgebung zum Erlaß von Aufgeboten gezwungen. Daher stellte sich am 16. November dem inzwischen bis Meran vorgerückten General Rusca ein neues Bauernheer entgegen, das von Algund über Kuens bis Schenna sich ausdehnte. Beide Theile kämpften mit beispielloser Erbitterung und hatten große Verluste, die Tiroler noch größere, aber nach Einbruch der Dunkelheit gelang es ihnen doch, den 4.000 Mann starken Feind von dem hartnäckig umstrittenen Küchelberg herab zu werfen und zum eiligen Rückzug nach Bozen zu zwingen. Eine indeß über den Jaufen nach St. Leonhard vorgedrungene Franzosen-Colonne (1.200 Mann) wurde schließlich nach Verlust eines Drittels der Mannschaft zur Ergebung genöthigt. Nun sammelten die Tiroler sich neuerdings in großer Menge bei Bozen zum Angriff auf die Stadt und die daselbst liegenden Truppen, aber die Generale des Obercommandanten Baraguay d'Hilliers erkämpften ohne Mühe gegen die sich rasch zerstreuenden Stürmer den Weg nach Meran. Jetzt fand auch ein in Passeier eindringendes Regiment keinen Widerstand und die Vintschgauer kehrten gleichfalls zur Ruhe zurück. Da bot Kolb in der Gegend von Brixen und Klausen nochmals den Landsturm auf und rüstete zum Sturm auf jene Stadt. Aber eine noch rechtzeitig unter General Severoli einrückende Colonne befreite den in Brixen stehenden General Moreau aus der großen Gefahr und auch General Almeras aus Bruneck eilte ihm zu Hilfe. Diese Gelegenheit benützend, sammelten in der Umgebung dieser Stadt einige fanatische Männer, die sich zu Commandanten aufwarfen, eine große Zahl, bei 10.000, Landesvertheidiger und führten sie gegen die kleine Besatzung Brunecks. Doch im Momente höchster Gefahr

kehrte Almeras zurück und brachte den Bauern eine empfindliche Schlappe bei. Damit erlahmte ihre Kampfeslust und nach einigen Tagen hatten sich ihre Scharen trotz aller Bemühungen Kolbs verlaufen. Geringere Kämpfe fielen im Draugebiete und im Oberinnthal vor. So war in den ersten Novembertagen in allen Thälern die Ruhe hergestellt.

Nach der Unterwerfung des Landes wurden in Nord- und Südtirol unter den Corpscommandanten Drouet und Baraguay d'Hilliers Militärregierungen mit dem Sitz in Innsbruck und Bozen auf mehrere Monate eingesetzt. Ihr Zweck war die Bestrafung der letzten Aufstände, die völlige Beruhigung des Landes und die einstweilige Verwaltung Tirols bis zur endgiltigen Entscheidung seines Schicksals. Es wurden mehrere Urheber der letzten Kämpfe erschossen und die Häuser Flüchtiger niedergerissen. Das Todeslos traf auch den Wirth in der Mahr, Peter Mayr, der sein Leben nicht durch eine Lüge erkaufen wollte. Die Gewehre mußten überall bei Todesstrafe eingeliefert werden und drückend waren die Lasten der Militärverpflegung. In Nordtirol trat übrigens schon im April 1810 die baierische Civilregierung an die Stelle der militärischen, in Südtirol erst im Juni, als die von Napoleon über das Land verhängte Zerreißung durchgeführt wurde. Durch sie wurden der ganze Etschkreis und der südlichste Theil des Eisackthals mit der Stadt Bozen losgerissen und als Oberetschdepartement zum Königreich Italien geschlagen, ebenso Ampezzo und Buchenstein, wogegen man das ostwärts von Toblach gelegene Pusterthal mit den illyrischen Provinzen vereinte. Überdies schwand für Tirol auch jegliche Aussicht auf eine entsprechende Entschädigung für die großen Opfer, die es zur Erzielung seiner Rückkehr unter Österreich gebracht hatte, da die zu diesem Zweck in Wien bestellte Hofcommission den österreichischen Staat hierzu nicht für verpflichtet erachtete. Weniger hart war das Schicksal, das die meisten flüchtigen Führer traf, denn aus England gekommene Hilfsgelder befreiten sie aus der ersten Verlegenheit und dann sorgte Kaiser Franz für sie väterlich. Die hervorragenderen erhielten entsprechende Pensionen oder sonstige Unterstützungen, die anderen Landstrecken im Banat, um sich daselbst ein neues Heim, Königsgnade, zu gründen. Das schwerste Los traf den Obercommandanten Andreas Hofer, der sich, statt außer Landes, auf die Mahderalpe ober Prantach in Passeier geflüchtet hatte. Er wurde entdeckt und unter Mißhandlungen über Meran und Bozen in die Festung Mantua überführt, wo auch so mancher Kampfgenoße schmachtete. Das Kriegsgericht verurtheilte ihn unter dem Druck, den Napoleon übte, zum Tode, und so ward der Held am 20. Februar 1810 auf der Bastei unweit der Porta Ceresa erschossen.

Der Abschnitt von 1810 bis 1814 ist die unglücklichste Zeit in Tirols Geschichte. Das Land hatte die schlimmen Folgen der langwierigen und hartnäckigen Kämpfe zu überwinden und den Druck einer dreifachen Fremdherrschaft zu tragen. Besonders schwer wurde das System der italienischen und illyrischen Regierung empfunden, denn diese hatten

dieselben Verwaltungsformen wie das französische Kaiserreich. Dabei kam es vor Allem auf Erzielung möglichst großer Staatseinkünfte an und darum war das Finanzsystem im hohen Grade ausgebildet. Die Steuern und Abgaben der neuen Regierungen waren hoch und zahlreich. Die Gesammteinnahmen des Ärars im Etschdepartement allein betrugen in der kurzen Zeit über sechs und eine halbe Million und dazu hatten die Gemeinden noch hohe Lasten zur Tilgung ihrer Schulden zu tragen. Geringer waren die Änderungen und Auflagen in dem Baiern verbliebenen Antheil. Dieser bildete den Innkreis und wurde von einem Kreiscommissär verwaltet. Die Zahl der Landgerichte wurde auf dreißig festgesetzt, dagegen alle Patrimonialgerichte aufgehoben und ihre Agenden jenen zugewiesen. Die Innsbrucker Universität wurde zu einem Lyceum degradirt. Im Militärwesen war das Wichtigste die Durchführung der Conscription. Die erhöhten Staatsauslagen zwangen die baierische Regierung auch zur Erhebung neuer Steuern, wenn sie gleich Tirol so rücksichtsvoll behandelte, als es die Zeitverhältnisse nur immer gestatteten.



Feldmarschall-Lieutenant Franz Philipp Freiherr von Fenner.

Als Kaiser Franz sich den Verbündeten gegen Napoleon angeschlossen hatte, rechnete er im Kampfe gegen diesen auch auf die Mithilfe Tirols. Darum sandte Erzherzog Johann den General von Fenner und den zum Hofcommissär bestimmten A. von Roschmann mit ein paar Bataillonen ins Pusterthal, die den Anstoß zur Erhebung des Landes geben sollten. Fenner rückte ohne Hinderniß bis gegen Bruneck vor, aber erst als er in dem hitzigen Gefecht von Wielenbach (October 1813) den General Bonfanti geworfen, schlossen sich den kaiserlichen Truppen Schützen- und Sturmcompagnien an. Nun ward die Mühlbacher Klause erstürmt und der Feind zum eiligen Rückzug nach Wälschtirol genöthigt. Die siegreichen Angriffe Fenners und

der Tiroler bei Calliano und Serravalle hatten dann die Capitulation der Besatzung im Kastell Trento und die Befreiung ganz Wälschtirols zur Folge. Das siegreiche Vorrücken der Kaiserlichen im südlichen Tirol vermehrte die Unzufriedenheit der Bevölkerung im baierischen Antheil; diese steigerte sich zu einer förmlichen Gährung, als der Rieder Vertrag bekannt wurde und die Bewohner des baierischen Antheils befürchteten, für immer von denen des südlichen Tirols und von Österreich getrennt zu werden. Es erfolgte selbst ein Angriff der Bauern auf die baierische Besatzung in Innsbruck, die nach Hall vertrieben wurde. Allenthalben gelangten die Sympathien für Österreich, besonders bei der Durchreise der Kaiserin zu demonstrativem Ausdruck. In den ersten Monaten des Jahres 1814 begann eine förmliche Agitation gegen die baierische Herrschaft, aber auch gegen das Roschmann'sche Provisorium, mit dem man gleichfalls immer unzufriedener wurde, weil er das drückende System der Fremdherrschaft ohne wesentliche Änderungen beibehalten hatte. Josef von Giovanelli und seine Freunde in Bozen veranlaßten jetzt eifrige Schritte und Bemühungen, die außer auf die Wiederkehr der österreichischen Herrschaft besonders auf die Wiedererlangung der ihnen so günstigen alten Verfassung abzielten. Im Laufe des Jahres 1814 traten deshalb zahlreiche Conferenzen zusammen, die ebenso viele Bittschriften um dieselbe an den Hof richteten und ein paar Deputationen dahin entsandten. Die Rückkehr ganz Tirols unter die österreichische Herrschaft wurde durch die Convention des Kaisers mit Baiern vom 3. Juni 1814 außer Zweifel gestellt, aber die Wiederherstellung der alten Verfassung vermochten die Tiroler nicht zu erwirken, sondern es wurden mit Patent vom 24. März 1816 jene Veränderungen an ihr vorgenommen, welche die neuen Zeitverhältnisse und das Bedürfniß der Zeit zu erheischen schienen. Im Jahre 1817 erfolgte auch die Wiederherstellung der Patrimonial- und die Organisation der landesfürstlichen Gerichte.

Nach der Rückkehr Tirols unter Österreichs Herrschaft genoß das Land bis zum Tode Kaiser Franz' I. eine ununterbrochene Ruhe und nur einige Mal machten sich europäische Kriegsereignisse durch kleinere Truppendurchzüge und den Abzug der in Tirol befindlichen Mannschaft bemerklich. Trotzdem erholte sich das Land von den Folgen der vorausgegangenen stürmischen Zeit nur langsam. Der Hauptgrund lag in dem politischen System, das vor jeder einschneidenderen Änderung zurückschreckte und die spontane Thätigkeit der Bevölkerung lähmte. Es war ja die Blütezeit eines allmächtigen Polizeistaates, ein patriarchalisches System, wo jeder Raum für freiere Entfaltung der Kräfte fehlte, und so blieb auch die Thätigkeit der Stände Tirols auf einen sehr engen Kreis beschränkt und war der Einsicht des Volkes ganz entzogen. Alle wichtigeren Staatsgeschäfte besorgten die leitenden Staatsmänner allein und waren dabei möglichst auf Erhaltung des Bestehenden bedacht. So trat in Tirols Verwaltung außer der definitiven Organisation

des Kaiserjäger-Regiments und des Überganges mehrerer Patrimonialgerichte in die landesfürstliche Verwaltung, keine nennenswerthe Veränderung ein. Nicht erheblich war die Pflege der materiellen Cultur, mehr geschah auf dem Gebiete der Schule und des Unterrichts. Das Lyceum in Innsbruck wurde wieder zur Universität erhoben und die acht Gymnasien dem Lande zurückgegeben. Für die Pflege der Volksschule bot die politische Schulverfassung vom Jahre 1805 eine treffliche Grundlage. Eifrige Geistliche und Lehrer erfreuten sich öffentlicher Belobungen und selbst nicht unbedeutender Remunerationen, neue Schulen wurden gegründet, andere verbessert und der Schulbesuch sehr gehoben. Dem mit der Volksbildung wachsenden geschichtlichen Sinn des Volkes verdankt das Land die Entstehung des Museumsvereins, dessen Protectorat der Kronprinz Ferdinand übernahm. Kaiser Franz I. und sein ganzes Haus zeigten sich überhaupt dem Lande stets sehr wohlwollend und erfreuten es wiederholt bei Durchreisen und anderen Gelegenheiten durch Beweise der Zuneigung und des Vertrauens. Aber auch die Tiroler hingen mit unveränderlicher Liebe an ihrem Herrscherhause und besonders an Kaiser Franz I. Unbeschreiblich war ihr Jubel, als der Kaiser zur Feier der Eröffnung der Straße über das Stilfser-Joch nach Tirol kam und dabei die meisten Hauptthäler durchreiste.

Die viel kürzere Regierung Ferdinands I. war für Tirol bis in ihr letztes Jahr eine Zeit vollkommener Ruhe nach außen und materiellen Gedeihens nach innen, denn die Folgen der Kriegsepoche waren größtentheils überwunden, fruchtbare Jahre hoben den Wohlstand und schufen behaglichen Lebensgenuß. Auch das öffentliche Leben und der Sinn für Kunst und Wissenschaft wurde reger. Dafür zeugt die Entstehung wichtiger neuer Vereine, wie die des landwirthschaftlichen, montanistischen und Musikvereins in der Landeshauptstadt und das Erscheinen bedeutender Werke in beiden Landessprachen. Zugleich erwachte das Verständniß für den Schatz, den das Land in seinen Naturschönheiten besitzt, und der Wunsch, durch Verbesserung der Straßen und Einführung der Eisenbahnen demselben neue Hilfsquellen zu eröffnen oder das Versiegen der alten zu verhindern. Doch herrschte in den leitenden politischen Kreisen nicht das gleiche Verständniß, hier stand man dem geistigen Aufschwung eher hemmend als fördernd gegenüber und lähmte selbst öfters den materiellen. Man war allzu besorgt, das Volk in strengem Gehorsam zu erhalten und die Allgewalt des Staates zu erhöhen. Nur was dieser nicht gefährlich werden konnte oder sie förderte, fand Billigung. Diesem Geiste entsprang die Vertreibung der protestantischen Bewohner des Zillerthals, die dann in Preußisch-Schlesien eine neue Heimat fanden. Die productive Thätigkeit der Regierung auf dem Gebiete des öffentlichen Lebens war weit geringer als früher und erstarrte allmälig ganz.

Im Verwaltungsorganismus wurde nur eine Neuerung von Belang durchgeführt, die Regelung und Vermehrung der Finanz-Bezirksbehörden. Bedeutendere Bauwerke

waren die Verbesserung der Straße über den Schönberg mit der Stephansbrücke, der Ausbau der Franzensfeste und andere Befestigungen. Dem Landesvertheidigungswesen schenkte man mehr Aufmerksamkeit, und das ist wohl vorzüglich ein Verdienst des Erzherzogs Johann, der wiederholt ins Land kam. Seine und die längere oder kürzere Anwesenheit oder Durchreise anderer Mitglieder der kaiserlichen Familie, insbesondere aber eine längere Anwesenheit des Kaisers selbst erhielten die dynastischen Gefühle stets rege. Ferdinands I. Aufenthalt im August des Jahres 1838 wurde durch die Erbhuldigung veranlaßt. Diese fand am 13. August zu Innsbruck statt, wohin die Stände Tirols und Vorarlbergs und die Inhaber der Erbämter berufen wurden. Ein prächtiger Festzug von 44 Schützencompagnien in Nationaltracht, sowie ein großes Scheibenschießen erhöhten den Glanz der Feier.

Das letzte Regierungsjahr Kaiser Ferdinands I., das Jahr 1848, ist jedenfalls nach dem Jahre 1809 das merkwürdigste in Tirols Geschichte. Die Nachricht von dem Patent, mit welchem Kaiser Ferdinand I. seinen Völkern Nationalgarde, Preßfreiheit und Constitution verhieß, verbreitete sich wie ein Lauffeuer durchs Land und rief allenthalben die freudigsten Kundgebungen wach — ein seltsames Schauspiel nach der politischen Grabesstille, welche seit einem Menschenalter in Berg und Thal gewaltet hatte! Man übte mitunter die schärfste Kritik an dem bisherigen Zustande und verlangte eine wahre Volksvertretung anstatt des ständischen Landtags, der einer mächtigen Bureaukratie kraftlos gegenüberstand. Die Einberufung eines neuen Landtags und dessen Verhandlungen, die Wahlen zu dem Frankfurter Parlament und in den Wiener Reichstag erzeugten ein noch nie dagewesenes politisches Leben in unseren Thälern. Der neue, am 10. Juni feierlich eröffnete Landtag, in dem die beiden oberen Stände mit je 13, die beiden unteren aber mit je 23 Mitgliedern vertreten waren, unterschied sich nicht allein in der Zusammensetzung, sondern auch durch die Öffentlichkeit seiner Verhandlungen und die Allseitigkeit der verhandelten Gegenstände vortheilhaft von seinen Vorgängern. Es wurde von ihm in der That eine Reihe dringender Bedürfnisse erwogen und größtentheils nach Gebühr gewürdigt; die wichtigste und heiklichste aller Angelegenheiten, der Entwurf einer neuen Verfassung, zeigt unverkennbar das Bestreben, den Anforderungen der Zeit und den Bedürfnissen des Reiches einigermaßen gerecht zu werden. An diesem Landtage betheiligten sich aber die beiden italienischen Kreise nicht, denn diese erstrebten Lostrennung von Tirol und Vereinigung mit Italien; in solchem Sinne wirkten auch ihre nach Frankfurt entsandten Vertreter. Doch die Frankfurter Versammlung wollte keinen Fuß breit deutscher Erde opfern und feuerte die deutschen Tiroler durch hohes Lob zu der tapferen Vertheidigung ihres Landes an.

Die Revolution der Lombarden und Venetianer und der Rückzug des kaiserlichen Heeres unter Feldmarschall Radetzky in die Stellung von Verona brachte Tirols Süd-

grenze bald in große Gefahr und hatte selbst deren zeitweise Besetzung durch Insurgentenscharen zur Folge. Denn am 9. April rückten Allemandis Freischaren (5.000 Mann) in drei Colonnen an die Landesgrenzen und drangen durch das Sulz- und Nonsthal bis Cles und durch Judicarien bis Vezzano vor, um die aufrührerisch gesinnten Elemente Wälschtirols zu unterstützen und mit ihrer Hilfe Südtirol zu gewinnen. Indeß hatte aber die Ende März errichtete Landesschützendeputation schon einen Aufruf an die Landesschützen erlassen und die Bildung von Compagnien begonnen; wiederholte Aufrufe des nach Tirol geeilten Erzherzogs Johann und dessen persönliche Rücksprachen auf seiner Reise durch die Hauptthäler, sowie die Übernahme des Landesvertheidigungscommandos durch den allbeliebten General Roßbach entfachten den Eifer noch mehr, und in der zweiten Hälfte des April erhoben sich schon zahlreiche Compagnien in allen Landestheilen, zunächst im Vintschgau und Etschland, bald auch in den ferneren Landstrichen und halfen dem kleinen Truppencorps unter Feldmarschall-Lieutenant Welden den ins Land gedrungenen Feind wieder hinauswerfen. Ende April und Anfangs Mai standen bereits über 50 Compagnien an des Landes Grenzen und nahmen rühmlichen Antheil an den Gefechten von Lodrone, Primolano, San Vito und anderen. So haben die Tiroler Landesvertheidiger die rühmlichen Dankesworte ihres Obercommandanten wohl verdient: „Ihr habt dabei Ehre, Ruhm, die Bewunderung der Welt und die Achtung des großen Feldmarschalls erworben."

Tirols Volk erschien in diesem Jahre aber auch noch in anderer Weise als ein Muster der Treue und Hingebung an seinen Monarchen. Denn in seiner eigenen Residenz beunruhigt, suchte der Kaiser Sicherheit in seinen Bergen, und der unbeschreibliche Enthusiasmus, mit dem Innsbrucks Bevölkerung ihn an dem denkwürdigen Maiabend zu Mühlau empfing, lieferte ihm den glänzendsten Beweis von der Berechtigung seines Vertrauens. Damit war Innsbruck bis zu des Monarchen Rückkehr nach Wien am 8. August thatsächlich Residenz des Reiches geworden und erlebte ein noch nie genossenes Schauspiel. Ein immer zahlreicher werdender Hofstaat, viele fremde Würdenträger und Gesandte bewegten sich in seinen Mauern und nicht selten erschienen Deputationen der kaisertreuen Völker, die wetteifernd Ansprachen voll Anerkennung und Lob an die biederen Tiroler richteten. Die Innsbrucker Nationalgarde bildete die Ehrenwache an der Burg des Kaisers und die fast ununterbrochen durchziehenden Schützencompagnien erfreuten sich dessen ermunternden Beifalls. Es waren bewegte Tage, wie sie Tirols Hauptstadt noch nie erlebt hatte!

Bald jedoch trat eine ruhigere Stimmung ein. Nur die Vorgänge in Frankfurt und Wien, die Wahl der dahin zu entsendenden Deputirten und deren Reden, sowie die Verhandlungen des neuerdings versammelten Landtags und einzelne eingreifende

Reformen gaben Stoff und Anlaß zu neuer Aufregung. Besonders war dies mit den auf die Zerreißung Tirols abzielenden Bestrebungen der beiden wälschtirolischen Kreise der Fall, die zwar vom Landtag und von der Regierung entschieden zurückgewiesen wurden, aber im Reichstag eine Stütze fanden. Eine Riesenpetition der Bevölkerung Wälschtirols mußte dem Streben ihrer Abgeordneten Nachdruck geben, während die Bewohner Deutschtirols durch eine Adresse, welche 127.000 Unterschriften trug, ihrem Lande eine Ausnahme von dem im Reichstag beschlossenen Religionsartikel erwirken sollte, der Tirol seine Glaubenseinheit zu nehmen drohte. Der im Parlament für ungesetzlich erklärte Landtag aber, welcher Ende October, durch 26 Vertrauensmänner verstärkt, zusammengetreten war, suchte die Rechtmäßigkeit und Nothwendigkeit seines Zusammentritts in der Denkschrift vom 11. November, kurz vor seinem Ende, darzulegen. Die von ihm gewählte Activität entsandte auf die Nachricht von der Thronentsagung des Kaisers Ferdinand und dem Regierungsantritt Seiner Majestät des Kaisers Franz Joseph eine von mehreren Schützenhauptleuten begleitete Deputation an den Hof, um dem alten Kaiser die fortdauernde Anhänglichkeit und Liebe der Tiroler zu betheuern und dem neuen Herrscher die besten Glückwünsche zum Regierungsantritt zu überbringen.

Die Verfassung, die der neue Monarch nach der Auflösung des Reichsrathes in Kremsier Österreich gab, brachte auch für Tirol eine Menge Neuerungen im Rechtswesen und in allen Zweigen der Verwaltung und weckte durch einige Jahre eine Regsamkeit auf diesem Gebiete, die gar sehr von der Ruhe der früheren Jahrzehnte abstach. Denn die wichtigsten Errungenschaften im Rechtswesen und in der Verwaltung: Gleichheit aller Staatsangehörigen vor dem Gesetze, Vereins- und Versammlungsrecht, Preßfreiheit, persönliche Freiheit und Hausrecht, die Grundentlastung und andere Verfügungen riefen auch in Tirol große Veränderungen hervor und gaben dem öffentlichen Leben ein ganz anderes Gepräge. Die neue Verfassung für Tirol und Vorarlberg trug den veränderten Verhältnissen in noch höherem Grade Rechnung als der Entwurf des Landtags vom Jahre 1848. Im Gebiete der Verwaltung drang das Princip der Trennung des Politischen vom Justiziellen bis in die untersten Kreise durch und entstanden Einrichtungen, die zum Theil bis in die Gegenwart fortbestehen. Tirol und Vorarlberg erhielten als oberste politische Behörde eine Statthalterei, welcher 4 Kreisämter mit 20 Bezirkshauptmannschaften untergeordnet waren, die Justizgeschäfte erster Instanz übernahmen unter dem verbleibenden Oberlandesgericht 5 Landesgerichte und 72 Bezirksgerichte. An die Stelle der Rentämter traten als unterste Finanzorgane die noch bestehenden Steuerämter. Die gründlichsten und wohlthätigsten Reformen aber, die im Schul- und Unterrichts-, namentlich im Gymnasial- und Universitätswesen, gaben in Tirol nicht minder als anderswo diesen Studien einen unverkennbaren Aufschwung und vermehrten die Zahl der Mittelschulen.

Die Erweiterung des Telegraphennetzes, der Bau der Eisenbahnlinie von Kufstein bis Innsbruck und von Verona bis Bozen fällt in diese Zeit. Tirol hatte damals das Glück, durch mehrere Jahre des Kaisers Bruder Erzherzog Karl Ludwig als Statthalter zu besitzen. Nach außen hin fanden die Tiroler im Kriegsjahr 1859 neue Gelegenheit, ihre Vaterlandsliebe und ihre Anhänglichkeit an das Herrscherhaus glänzend zu erproben. Kaum hatte der Kaiser seine treuen Tiroler zu den Waffen gerufen und Erzherzog Karl Ludwig zur Organisation der Landesvertheidigung das Land zu durchreisen begonnen, so zeigte sich allerorten wieder die alte Bereitwilligkeit zur Ausrückung an die Grenzen und es zogen im Verlaufe des Juni wieder viele Schützencompagnien an die bedrohten Punkte. Noch größere Verdienste um den Monarchen und den Staat erwarben sich aber die Tiroler durch die Fürsorge für die durchziehenden Soldaten und namentlich durch die liebevolle Pflege der zurückkehrenden Verwundeten, worin die Frauen und Jungfrauen aller Stände in den Städten wetteiferten. Dafür lohnten sie aber auch so huldvolle Worte der Anerkennung und des Dankes aus dem Munde des Monarchen, wie ihnen für „ihre unerschütterliche Anhänglichkeit an sein Haus und das erhebende Beispiel der Vaterlandsliebe und der Unterthanentreue“ noch nie zu Theil geworden waren.

Mit Österreichs Eintritt in die Reihe der constitutionellen Staaten begann auch für Tirol wieder ein regeres öffentliches Leben. Der abermals in wenig veränderter Form erneuerte Ständelandtag mußte bald der den thatsächlichen Verhältnissen ungleich besser entsprechenden Interessenvertretung weichen, die auf Grund des Octoberdiploms und Februarpatentes ins Leben trat und seitdem verblieben ist.

Außerdem gab es noch zwei Ereignisse von hervorragender Bedeutung im ersten Sessionsabschnitt des neuen Landtags, ein friedliches und ein kriegerisches: die Feier der fünfhundertjährigen Vereinigung Tirols mit Österreich im Jahre 1863 und die Heldenkämpfe der Landesschützen im Jahre 1866. Jene wurde am 29. September 1863 mit umso höherer Begeisterung begangen, als der Kaiser nicht nur seinen Bruder Erzherzog Karl Ludwig zu derselben ins Land sandte, sondern am Festtag selbst wider alles Erwarten persönlich in der Landeshauptstadt erschien. Diese hat wohl noch nie einen so glänzenden Tag gesehen! Überwältigend war das Bild, das beim Empfang des geliebten Landesherrn sich dem Auge des Beschauers darbot, unbeschreiblich der Jubel, unter dem der lange Festzug sich durch die Hauptstraßen der Stadt bewegte, und nicht minder prächtig seine ganze Erscheinung, da alle alten Landestrachten dabei vertreten waren. Das Jahr 1866 aber füllt in Tirols Kriegsgeschichte ein neues Ruhmesblatt. Die Aufrufe des Kaisers fanden in seinen Bergen wie immer kräftigen Widerhall. Es eilten nicht allein die Landesschützen zu den Waffen, sondern auch viele Scharfschützen, eigene Compagnien bildend, und zuletzt selbst der Landsturm des südlichen Tirols. Unterstützt von den zahlreichen



Der Festzug in Innsbruck im Jahre 1863.

Landesvertheidigern, wies das kleine Truppencorps von 10.000 Mann unter Feldmarschall-Lieutenant Baron Kuhn im Juni und Juli alle Angriffe einer oft zehnfach überlegenen Feindesmacht, das 35.000 Mann starke Corps Garibaldis, an allen Grenzpunkten im Westen und Südwesten durch lange Zeit siegreich ab oder zwang eingedrungene Abtheilungen zu verlustvollem Rückzug. Und als nach dem Abmarsch der österreichisch-italienischen Armee aus dem Venetianischen ein Feindescorps unter General Medici in die Valsugana eindrang, wurde wenigstens die so wichtige Stellung von Trient noch behauptet, bis der Feind wegen des inzwischen abgeschlossenen Waffenstillstandes noch vor Mitte August das Land verlassen mußte. Landesschützen und Scharfschützen haben überall sich sehr wacker gehalten und manch siegreiches Gefecht, wie bei Caffaro, Beccecca, Pieve di Ledro und anderen Orten mitgemacht.

In den Herbst des Jahres 1867 fällt die Eröffnung der Brennerbahn, der nach einigen Jahren die der Pusterthaler Bahn folgte, beide von großer Wichtigkeit für die volkswirthschaftlichen Verhältnisse des Landes.

Von hervorragenden Ereignissen, welche Tirol in den beiden letzten Jahrzehnten erlebte, sei nur der wiederholten Anwesenheit des Kaisers bei dem im Jahre 1885 in Innsbruck abgehaltenen Bundesschießen, das wieder ein prächtiger Schützenzug verherrlichte, sowie bei Gelegenheit der Eröffnung der Arlbergbahn und der großen Herbstmanöver im Jahre 1888 gedacht. Selbstverständlich erfüllten auch diese Besuche die Bewohner Tirols mit hoher Freude, die um so größer war, je huldvoller der Monarch sich dabei zeigte, und je bereitwilliger er die durch Überschwemmungen verunglückten Landesbewohner mit wahrhaft kaiserlicher Freigebigkeit beschenkte.

Landesgeschichte von Vorarlberg.

Seit dem III. Jahrhundert nach Christus war auch über das heutige Vorarlberg die Völkerwanderung dem Sturmwinde gleich nach Italien und zurück gebraust. Die alten Römerorte Brigantium am Bodensee und Clunia bei Altenstadt wurden in Trümmer gelegt. Völliges Dunkel brach über das V. Jahrhundert herein; das weströmische Reich, zu dem unser Land gehörte, ging 476 unter. Trotzdem riß der Faden der alten Geschichte hier nicht völlig entzwei. Noch blieb der Zusammenhang mit Italien einige Jahrzehnte hindurch aufrecht, ebenso der Name Rhätien. Die Statthalter führten die frühere Benennung „Praesides“ weiter. Das Bisthum Cur, wahrscheinlich schon im II. Jahrhundert entstanden, sicher aber um die Mitte des V. bestehend, erstreckte sich über das Land, mit ihm das Christenthum. Zu Bregenz erhielt sich ein Kirchlein der heiligen Aurelia. Romanische Bevölkerung und romanische Sprache fristeten namentlich im oberen Theil des Landes noch durch das ganze Mittelalter ihr Dasein und erloschen erst

in der Neuzeit völlig. Zeugen dieser Vergangenheit sind die noch heute zahlreichen Orts-, Flur- und Geschlechtsnamen solcher Art.

Zu diesen Zuständen der alten Zeit kamen nun neue, die das Mittelalter begründeten. Seit dem Sturz des Römerreiches begann die germanische Herrschaft, zuerst des Odoaker, dann die des Ostgothenkönigs Theodorich. Letzterer nahm jenes wilde Volk, welches in der Völkerwanderungszeit wiederholt das Land verheerend durchzogen, die Alamannen, nach ihrer Niederlage gegenüber dem Frankenkönig Chlodwig, zwischen 496 bis 506, in die fast menschenleer gewordenen unteren Gegenden am Bodensee auf. Damit ließ sich ein deutscher Stamm hier nieder, und es fing die langsame Germanisirung des nördlichen Rhätiens an. Diese wurde verstärkt durch die von 537 an auf die ostgothische folgende fränkische Herrschaft der Merowinger. Seitdem war die staatliche Verbindung mit dem Süden fast für immer gelöst. Die kirchliche blieb noch bis in die Mitte des IX. Jahrhunderts bestehen, wo dann Cur, das bis dahin zur Erzdiöcese Mailand gehörte, der von Mainz unterstellt wurde. Langsam schob sich die alamannisch-fränkische Ansiedlung von Norden her landaufwärts. Nur ein schwacher romanischer Rest blieb im Unterlande zurück, wo die Namen der Orte Cawicca (Gwiggen), Brigantium (Bregenz) und Fossona (Graben oder Fussach) später allein noch daran erinnerten. Sonst erfüllten dasselbe bald vollständig die Deutschen, die sich an hochgelegenen Punkten wie Hohinwilari (Hohenweiler), an den Ufern der Lutaraha (Lauterach), der Swarzahe (Schwarzach), zu beiden Seiten des Rheines (Hohstadium, Höchst) u. s. w. niederließen. Ein Heribrant verlieh Hörbranz, ein Liubilo Leiblach, ein Amato Ems oder Hohenems den Namen. Ein Torro schlug seine Behausung zu Torrinpuirron (Dornbirn) auf, von wo wie vom Rheinthal überhaupt aus bald ein Alberich gegen den Bregenzerwald hin rodete (Alberschwende) und der gleichen Thätigkeit eines Andolt, Lindiko, Hitto, Bero, Bezo und anderer die Orte Andelsbuch, Lingenau, Hittisau, Bersbuch, Bezau 2c. mit der Zeit ihren Ursprung verdankten. Aber auch das romanische Oberland und das Illgebiet wurde frühzeitig mit deutschen Elementen durchsetzt. Nach einem Rauto benannte sich Rautines-Röthis, nach einem Sullo Sulles-Sulz; die Sippschaft eines Giso erlangte das Übergewicht in Gisingen, die eines Nanzo in Nenzing, eines Turink in Thüringen u. s. f.

Diese Alamannen waren aber noch Heiden. Im erwähnten Aureliakirchlein zu Bregenz hingen sie die ehernen Bilder ihrer drei Hauptgötzen auf. Zu ihrer Bekehrung erschien mit Erlaubniß des fränkischen Königs Theodebert über Gallien und Helvetien her der irische Abt und Glaubensbote Kolumban mit seinen Ordensbrüdern Gallus, Chagnoald, Eustasius, Attala und anderen, die von 611 bis 613 in und um Bregenz ihre Thätigkeit entfalteten. Allein der Untergang ihres königlichen Gönners und die Wider-

spenstigkeit der Bevölkerung bewog sie bald ohne bedeutenden Erfolg zum Auseinandergehen. Gaugraf über diese Gegenden war damals ein in Überlingen hausender Kunzo, vielleicht ein Vorfahr der späteren Grafen von Bregenz. In kirchlicher Beziehung unterstanden sie dem Bischof Gaudentius von Constanz. Die endliche Christianisirung gelang durch die Wirksamkeit der Bischöfe von Constanz und Cur, durch das Beispiel der christlich gebliebenen romanischen Bevölkerung, durch die strengen Verordnungen der fränkischen Herrscher, die in Vorarlberg viele Krongüter besaßen, vor Allem aber durch die Thätigkeit von der Zelle aus, in welche sich der Missionär Gallus zurückgezogen hatte und die bald zum weltberühmten Kloster St. Gallen sich entwickelte. Bis zur Zeit Karl des Großen, von welcher an ziemlich zahlreiche Urkunden helles Licht über das Land verbreiten und ein reiches Leben in demselben bekunden, war das Bekehrungswerk, soweit ersichtlich, vollbracht. Überall von Bregenz bis Bludenz treffen wir Kirchen und Seelsorger, reichlich Vergabungen empfangend; ebensoweit erstreckten sich die Besitzungen des Klosters St. Gallen; den noch weitergehenden Einfluß desselben bekundet St. Gallenkirch im inneren Montavon. Zweifellos war letzteres Thal sowie der Bregenzerwald damals Königsgut; noch zu Anfang des XIV. Jahrhunderts erscheinen beide theils als Reichslehen, theils als Reichspfandschaft.

Die meisten Orte des Rhein- und Illthals treten uns schon in der Karolingerzeit entgegen — überall eine zahlreiche Bevölkerung, Ackerbau, Viehzucht, Wiesen-, Garten-, Wein- und Obstbau, sowie Alpenwirthschaft und Fischzucht betreibend. Im Jahre 803 wird Gras- und Käsenutzen von den Alpen zwischen Suniu und Caviu, das heißt Süns und Gävis im Gebiete des Hohen Fräschen gegen den Bregenzerwald zu, verkauft. Auch der Bergbau auf Eisen zwischen Klosterthal und Montavon, von dem wir bestimmt um die Mitte des X. Jahrhunderts hören, scheint schon damals betrieben worden zu sein, da Eisen neben Gold und Silber den Hauptverkehrswerth im Lande bildete. Die Bevölkerung schied sich national in Romanen und Alamannen mit je eigenem Rechte, ständisch in Vornehme, Freie, Zinsbauern, Hörige und Sclaven. Das Land zerfiel etwa seit Beginn der Frankenherrschaft in zwei Theile, einen kleineren nördlichen, wegen der neuen Bevölkerung zum Herzogthum Alamannien und zum Bisthum Constanz geschlagenen, und in einen größeren südlichen Theil mit meist romanischen Bewohnern. Letzterer war wieder ein Stück von dem nunmehr eingeschränkten Rhätien, auch Currhätien genannt, zugleich die Diöcese Cur bildend und seit circa 600 in geistlicher und weltlicher Hinsicht dem Dynastengeschlecht der „Victoriden“ unterstehend.

Seit der Herrschaft der Karolinger verschwindet die herzogliche Gewalt in Alamannien und bald auch die fürstliche in Rhätien. An ihre Stelle trat die Gaueintheilung und die Grafengewalt. Fortan zerfiel das heutige Vorarlberg wesentlich in drei Theile.

Erstens in den Argengau vom Nordwesten her bis zur Bregenzer Ache mit Leiblach als Gerichtsstätte und Bregenz als Hauptort; zweitens in den Rheingau von da und dem Bodensee zu beiden Seiten des Rheins aufwärts bis Altach-Bauren und Oberried, der Diöcesangrenze von Constanz und Cur, mit Gericht zu Lauterach, später Schwarzach; drittens in den Gau Rhätien, dieses ganze Land umfassend, weßwegen der Gaugraf wohl gelegentlich auch den Titel Markgraf oder Herzog führte. Die zeitweise Residenz des letzeren und das Obergericht befand sich in dem romanisch-alamannischen Doppeldorfe Vinomna-Rankweil. Auf dieses bezieht sich die älteste über Vorarlberg im Stiftsarchiv zu St. Gallen erhaltene Urkunde vom Jahre 774. Niedere Gerichte wurden auch zu Schlins (Scliene) und zu Nüziders (Nezudere) gehalten.

Die Grafschaft im Argen- und Rheingau verwaltete seit den Tagen Karl des Großen mit kurzer Unterbrechung das Haus der sogenannten „Udalrichinger"; es stammte in weiblicher Linie von dem untergegangenen alamannischen Herzogsgeschlecht ab. Der erste Udalrich oder Ulrich war Bruder der Königin Hildegard, Gemalin Karl des Großen. Im umfangreichen currhätischen Gau wurde nach den Victoriden die Grafengewalt von Karl dem Großen eine Zeitlang dem Bischof von Cur, seit Anfang des IX. Jahrhunderts aber wieder einem Weltlichen übertragen, dessen spätere Nachkommen die „Burchardinger" sind. Dieser weltliche „Graf der Rhätier" (Reciarum comes) hieß damals Unfred oder Hunfrid (806 bis circa 825), einer der vornehmsten Paladine des Kaisers. Er herrschte und richtete zu Vinomna, welches geradezu „die Villa des Grafen Hunfried" genannt wurde. Da er häufig auf wichtigen Gesandtschaften abwesend war, erhielt die Verwaltung bald sein ältester Sohn Adalbert. Solange der mächtige Kaiser Karl regierte, herrschte im Lande Ruhe und Ordnung. Mit seinem schwachen Nachfolger Ludwig dem Frommen (814 bis 840) brach allerwärts Unheil herein. Der Rhein- und Argengaugraf Ruodpert, Sohn des obgenannten Ulrich I., wollte auch Rhätien an sich reißen und vertrieb wirklich den Grafen Adalbert daraus. Allein dieser kehrte mit gesammelter Kriegsmacht zurück und schlug Ruodpert bei Zizers unterhalb Cur. Ruodpert kam auf der Flucht um, worauf der Sieger die Leiche großmüthig in die Familiengruft der Udalrichinger im Kloster zu Lindau überführte. Auf Adalbert folgte Graf Roderich, wahrscheinlich sein Bruder, anfangs, wie es scheint, nur im oberen Theile von Rhätien, während im unteren Theile nordwärts der Lanquart noch Hunfried selbst gewaltet haben dürfte. Des letzteren Unter- oder Centgraf, auch Schultheiß genannt, war Folkwin, der Roderichs hieß Herloin. Nach dem Tode Hunfrids schalteten Roderich und Herloin über ganz Rhätien (circa 825 bis 831) in einer Weise, daß sich der Bischof von Cur und der Abt von Pfävers bei Ludwig dem Frommen und seinem Sohne Lothar, welch letzterem durch eine Ländertheilung Alamannien und Rhätien zugefallen war, nicht genug beklagen

konnten. Schließlich wurde das wegen seiner Zugänge zu Italien so überaus wichtige Land für lange Zeit (circa 831 bis 887) von den Karolingern Ludwig dem Frommen, Lothar, Ludwig dem Deutschen und Karl III. in unmittelbare Verwaltung übernommen und nebenbei dem Bischof wieder größeres Recht eingeräumt. Auch die Udalrichinger fanden sich in ihren bisherigen Ämtern trotz ihrer Verwandtschaft zum königlichen Hause von 839 bis 861 durch zwei Grafen aus dem Hause der Welfen, Konrad und Welf, Brüder (?) der Kaiserin Judith, Gemalin Ludwig des Frommen, verdrängt. Aber selbst die Herrscher untereinander, der Kaiser und seine Söhne, stritten von 833 bis 843 namentlich um Alamannien und Rhätien, so daß es hier in dieser Zeit verwirrt genug zuging.

Erst mit der endgiltigen Theilung der Herrschaft zwischen den karolingischen Brüdern (843) kehrte wieder mehr Ordnung und Ruhe zurück. Die beiden Länder erhielten in Ludwig dem Deutschen ihr Oberhaupt. Das Bisthum Cur wurde zur Mainzer Erzdiöcese, also zu Deutschland geschlagen und so auch eine kirchliche Einigung bewerkstelligt. Ludwig wies aber, der bisherigen Gepflogenheit gemäß, die genannten Gebiete schon frühzeitig (865) seinem jüngsten, körperlich und geistig schwächlichen Sohne Karl zu und übertrug die Grafenwürde im Rhein- und Argengau wieder den Udalrichingern. Karl III., gewöhnlich der Dicke genannt, hatte beispielloses Glück. Er vereinte bald das ganze Reich Karl des Großen in seinen Händen, war aber der Herrschaft nicht gewachsen. Mit den wilden Normannen im Nordwesten schloß er schimpfliche Verträge, die Slaven im Südosten machten sich unabhängig. Er blieb am liebsten in seinem Alamannien und hielt sich namentlich in der letzten Zeit seiner Regierung auf seinem königlichen Hofe zu Lustenau im Rheingau auf. Seinem allmächtigen Günstling und Erzkanzler, dem Schwaben Liutward, Bischof von Vercelli in Oberitalien, schenkte er das Kloster Tuberis mit den Pfarren von Vinomna (Rankweil) und Nüziders „im Drususthal" (valle Trusiana), wie das vorarlbergische Oberland auch genannt wurde. Tuberis, vielleicht eine Gründung Karl des Großen, nun spurlos verschwunden, lag höchst wahrscheinlich oberhalb des Weilers Tufers der Gemeinde Göfis auf einem erhabenen Bergrücken. Mit des Kaisers Genehmigung überließ der Bischof aber diese Güter im Tauschwege gegen andere im Elsaß der Kirche von Cur. Das Kloster St. Gallen bekam von Karl III. auf Fürbitte des Schottenmönchs Eusebius, welcher von 854 bis 884 als Klausner auf dem Victorsberge bei Rankweil lebte und eine Schar von Landsleuten zu gleicher Lebensweise um sich gesammelt hatte, diesen Berg mit Gütern in Röthis und Vinomna. Die spätere Legende machte Eusebius, der eines ruhigen Todes starb, unberechtigter Weise zum Märtyrer. Der Schottenconvent löste sich nach dem Hinscheiden seines Vorstandes entweder auf oder wurde dem Kloster St. Gallen einverleibt. Dieses übernahm gegen neue Güteranweisungen in Röthis die Verpflichtung, auf dem

Victorsberg jeweils zwölf Pilger zu unterhalten. Doch ging auch dieses Hospiz in der Folgezeit wieder ein.

Aus seinem Stillleben in Lustenau wurde der kranke Kaiser im Herbst 887 durch die Kunde von Aufruhr in seinem Reiche fort an den Mittelrhein nach Tribur geschreckt. Er mußte daselbst die Herrschaft seinem thatkräftigen Neffen Arnulf, Herzog von Kärnten, abtreten und sich mit einigen Königshöfen, worunter wahrscheinlich auch Lustenau, begnügen, auf welche er sich mit seinem natürlichen Sohne Bernhard zurückzog; doch starb er bald darnach zu Anfang des Jahres 888.

Überall traten nun die Großen des Reiches hervor. Arnulf hatte daher mit inneren und äußeren Feinden sich abzufinden. In Rhätien schwang sich ein Ruadolf, wahrscheinlich Hunfrieds Enkel, zum „Herzog" (Dux Raetianorum) empor, wurde anerkannt und machte sich um den neuen König verdient. Der früher genannte Bernhard erhob sich, wie es scheint von Lustenau aus, gegen letzteren 890. Seine Bundesgenossen waren der Udalrichinger Graf Ulrich III. und der Abt von St. Gallen. Allein Bischof Salomo von Constanz und Abt Hatto von Reichenau drängten die Empörer zurück. Mit Mühe entkam Bernhard durch Rhätien, wurde aber bald darauf 892 vom dortigen Herzog Ruadolf getödtet. Graf Ulrich, anfänglich hart bestraft, erhielt nicht nur völlige Begnadigung, sondern wurde von König Arnulf sogar mit dem über beide Rheinufer sich erstreckenden Reichshofe Lustenau beschenkt. Sofort gerieth er aber in heftigen Streit mit seinem neuen Nachbar, dem Bischof Salomo von Constanz, welchem Arnulf aus Dankbarkeit die Abtei St. Gallen verliehen hatte. An der Mündung des Rheins in den Bodensee wurde der Streit von einflußreichen Männern Rhätiens, des Rhein- und Thurgaues geschlichtet. Um das Jahr 897 folgte auf Ulrich III. Graf Ulrich IV. und in Rhätien auf Ruadolf sein Neffe Burkard I. Beide waren von großem Einfluß auf den letzten Karolinger Ludwig das Kind, Arnulfs Sohn. Auf ihre Verwendung überließ letzterer seinen Hof Feldkirch (Feldkiricha) mit Kirche und allem Zugehör 909 dem Stift St. Gallen.

Die Verwirrung, welche mit dem frühen Tode Ludwigs 911 im Reiche einriß, wollte Burkard von Rhätien benützen, um sich auch Alamanniens zu bemächtigen. Allein er wurde bei diesem Versuche in einer Versammlung der Großen dieses Landes getödtet. Seine Söhne mußten in die Verbannung, verloren ihre Güter und der neue deutsche König Konrad vertheilte letztere unter die Gegner der Burkardinger. Hierbei dürften besonders die Udalrichinger zu bedeutendem Besitz in Rhätien gekommen sein, so daß sie fortan mehr als je nach der Grafenwürde in demselben strebten. Ulrich IV. zog im Jahre 913 mit seinem Aufgebot gegen die Ungarn, deren Einfälle namentlich Süddeutschland schwer heimsuchten. Im Bunde mit Herzog Arnulf von Baiern brachte er denselben eine vollständige Niederlage bei. Bald darauf gerieth aber der tapfere

Graf auf einem neuen Kriegszuge in mehrjährige Gefangenschaft, welcher er erst um das Jahr 919 entledigt wurde. An dieses glückliche Ereigniß knüpfte sich dann die schöne Heimkehrsage zwischen ihm und seiner Gemalin Wendelgard.

Unterdessen hatte sich der Sohn Burkards I., Burkard II. mit Zustimmung der alamannischen Großen 917 der Herzogswürde in Schwaben und Rhätien bemächtigt und wurde hierin von dem neuen deutschen König Heinrich I. auch anerkannt. Fortan blieben beide Länder in der Weise vereinigt, daß Rhätien nur ein Bestandtheil, eine Grafschaft des großen Alamanniens war, jedoch bald in zwei Verwaltungsgebiete Ober- und Unter-Rhätien zerfiel. Zu letzterem gehörte der vorarlbergische Antheil. Wie einst sein Urgroßvater Hunfried saß Burkard II. dem rhätischen Gaugericht zu Vinomna vor, dessen Sprengel sich vielleicht schon in den Tagen Theodorichs bis zum Boden- und Walensee, zum Septimer- und Arlbergpaß erstreckt hatte. Hier wurde im Jahre 920 nach römischem Recht sowohl von romanischen als auch alamannischen Schöffen dem neuen Bischof Waldo von Cur das Anrecht auf die im Drususthal ziemlich begüterte Abtei Pfävers gegenüber St. Gallen zugesprochen. Sechs Jahre später fand Herzog Burkard in der Lombardei plötzlich den Tod und gleichzeitig überfielen 926 die Ungarn das Kloster St. Gallen. In demselben Jahre noch treffen wir Ulrich IV. vom Rhein-, Argen- und Linzgau auch als Grafen im curischen Gau, das heißt in Ober-Rhätien; nach hundert Jahren besitzen seine Nachkommen auch Unter-Rhätien, so daß sich dann ihre Grafengewalt fast über das ganze heutige Vorarlberg erstreckte. Damit wurde auch Bregenz ihr Hauptsitz und darnach nannten sie sich seit 1043 „Grafen von Bregenz".

Im Zeitalter der Ottonen behielten die Herzoge von Schwaben Unter-Rhätien unmittelbar in Händen. Dieses wurde zwischen 933 bis 958 wiederholt von spanischen Sarazenen, die über die Alpen bis nach St. Gallen vordrangen, aufs furchtbarste verheert. Zu einigem Ersatz für erlittenen Schaden verlieh König Otto I. dem Bischof Waldo von Cur die Kirche in Bludenz (Plutenes). Dieser besaß unter Anderem auch die Marienkapelle im Marienthal; so hieß damals das spätere Klosterthal gegen den Arlberg. Waldos Nachfolger, Hartbert, erhielt von Otto noch weitere Entschädigungen und ließ dann etwa zwischen 950 bis 960 das ganze reiche Besitzthum der Curer Kirche in Vorarlberg aufzeichnen. Dieser in Abschrift erhaltene Rodel bildet zur Kenntniß der damaligen Culturverhältnisse unseres Landes eine schöne Ergänzung der karolingischen Urkunden.

Durch die Gunst der Ottonen legte auch das junge Kloster Meinradszell oder Einsiedeln den Grund zu seiner späteren kleinen Herrschaft im Lande. Ein reicher Edelmann im Drususthal oder Walgau, namens Adam, hatte durch ein schweres

Verbrechen seinen Güterbesitz zu Gunsten der königlichen Kammer verwirkt. Er flüchtete sich ins Kloster Einsiedeln und wurde daselbst Mönch. Otto I. begnadete ihn 949 und gab ihm seine Besitzungen unter der Bedingung zurück, daß dieselben nach seinem Tode dem Stift Einsiedeln zufallen sollten. Letzteres geschah unter Otto II. 972. Die Güter lagen zu Schlins, Bludesch, Nüziders und anderswo im Walgau und Rheinthal. Dieser geschichtliche Adam gab wohl zweifelsohne den Untergrund zu der späteren ganz ungeschichtlichen Legende von St. Gerold dem Frommen, nach welchem seit dem XIV. Jahrhundert die einsiedelsche Propstei im großen Walserthal genannt wurde. Ursprünglich hieß diese „Frisen" und ist sehr wahrscheinlich eine Stiftung der Ritter Thumb von Neuburg am Rhein aus der zweiten Hälfte des XII. Jahrhunderts.

Nach den Sarazeneneinfällen wurde die Ruhe im Lande fast anderthalb Jahrhunderte lang nicht mehr gestört. Erst durch den 1075 ausbrechenden Kampf zwischen dem Papstthum und dem Kaiserthum wurde auch Vorarlberg arg in Mitleidenschaft gezogen. Die Besitzungen der Udalrichinger waren damals unter drei Brüder getheilt: Otto und sein gleichnamiger Sohn herrschten zu Buchhorn (Friedrichshafen) und in Oberrhätien, Marquard über den Argen- und Rheingau zu Bregenz und Ulrich VIII. in Unterrhätien. Die beiden letzteren bildeten mit Herzog Welf von Baiern in der Bodenseegegend die päpstliche Partei und namentlich wird Graf Ulrich von einem Zeitgenossen als „der feurigste Vorkämpfer in Sachen des heiligen Petrus" bezeichnet. War er ja der Schwiegersohn des von kirchlicher Seite zum Gegenkönig Heinrichs IV. erhobenen Schwabenherzogs Rudolf, dessen Tochter Bertha er in abenteuerlicher Art gewonnen hatte. Zu Heinrich IV. standen die Buchhorner Grafen und Abt Ulrich von St. Gallen. Im Jahre 1079 tobte der Kampf hierzulande am heftigsten. Welf und seine Anhänger unternahmen einen Verwüstungszug gegen die St. Gallischen und Buchhornschen Besitzungen am Bodensee, im Rheinthal und zu Oberrhätien. Diesen vergalten im gleichen Jahre die Angegriffenen durch den Überfall, die Eroberung und Verbrennung von Bregenz, wobei Graf Marquard gefangen genommen, seitdem verschwand und von seinem Bruder Ulrich beerbt wurde. Gleich darauf 1080 fand der Schwiegervater des letzteren im Kampfe gegen Heinrich IV. ein tragisches Ende. Dies mochte Ulrich neben dem überhaupt religiös erregten Zuge der Zeit zu einer Klostergründung veranlassen. Er erwirkte zu diesem Zwecke Bullen von Gregor VII. und Urban II. Allein die Ausführung des Vorhabens verzögerte sich in Folge des wieder entbrennenden Kampfes der Parteien und der Feindschaft mit Herzog Welf wegen des Erbes der Buchhorner, die 1089 ausstarben. Um diese Zeit verschied „im Walde zu Andelsbuch" ein frommer Einsiedler namens Diedo. Dieser hatte daselbst eine Zelle und Kapelle erbaut, auch ringsum Neugereute geschaffen. An dieser Stelle nun errichtete Graf Ulrich anfänglich sein Kloster

und erbat sich dazu Petershausener Benedictiner mit dem gewesenen Abt Meinrad als Vorstand. Allein wegen der Unzugänglichkeit und Rauheit der Gegend wurde dieser Ort des „Waldes“ (saltus), wie der Bregenzer Wald hier ein erstesmal genannt wird, nach einigen Jahren wieder verlassen und die Stiftung um 1096 in die unmittelbarste Nähe von Bregenz an den See verlegt. Sie hieß daher anfänglich „Kloster Bregenz“, später „Kloster Bregenz in der Aue“ und erst seit 1540 „Mehrerau“ (Augia maior). Doch schon 1097 starb der Gründer Graf Ulrich VIII. im Prätigau infolge einer schweren Verletzung durch einen von der Höhe gerollten Stein. Am 27. October wurde er in seiner neuen Stiftung feierlich beigesetzt.

Er hinterließ zwei Söhne Rudolf und Ulrich IX., welche den väterlichen Besitz theilten. Da aber Ulrich bald starb, vereinte Rudolf das ganze Erbe seines Vaters (1097 bis 1157). Er vermälte sich mit Wulfhilde, einer Schwester Herzog Welfs VI. zu Ravensburg und Heinrich des Stolzen von Baiern. Seine eigene Schwester Adelheid heiratete den Grafen Rudolf von Pfullendorf oder Ramsberg aus einer Seitenlinie der Udalrichinger. Graf Rudolf von Bregenz vollendete die Stiftung seines Vaters, und dieselbe erhielt 1139 von Papst Innocenz II. eine Schutzbulle, die älteste heute noch im Lande befindliche Urkunde. Er machte auch dem fernen Kloster Zweifalten Schenkungen bei seiner Burg „Muntifort“ unweit Rankweil und wurde Schirmvogt des Bisthums Cur. Sonst focht er noch einige Fehden mit seinen Verwandten, den Grafen von Kirchberg und dem Bischof Ulrich von Constanz aus. Er war der letzte vom Mannsstamm der alten Grafen von Bregenz und die reiche Erbin seine einzige Tochter Elisabeth, welche er kurz vor seinem am 27. April 1157 erfolgten Tode an den Pfalzgrafen Hugo von Tübingen am Neckar vermälte. Das Wappen des erloschenen Geschlechtes bestand in einem mit Pelzwerk überzogenen und mit Hermelinschwänzchen gezierten Schilde. Erzherzog Ferdinand I. verlieh dasselbe 1529 nach Erwerbung der ganzen Grafschaft Bregenz dieser Stadt. Mit dem neuen Hause kam auch dessen Wappenzeichen — die Fahne auf, welche bald ein zahlreiches trutziges Geschlecht, „die Grafen von der Fahne“, über das Land schwang.

Pfalzgraf Hugo von Tübingen regierte von 1157 bis 1182. Fast gleich bedeutungsvoll trat neben ihm, des letzten Bregenzer Grafen Schwestermann, der oben erwähnte Rudolf von Pfullendorf auf (1157 bis 1180). Letzterer bekam zum Erbe seiner bregenz'schen Gemalin noch die Schirmvogtei über das Fürstbisthum Cur, was in der damaligen Zeit der großen Kämpfe zwischen Kaiser Friedrich dem Rothbart und den Italienern wegen der Alpenpässe besonders wichtig war; später übte er auch noch die Schutzhoheit über das Reichsstift St. Gallen aus. Mit seinem Schwager Hugo half er dem Kaiser treulich in seinen italienischen Kriegen und verlor hierbei 1167 seinen einzigen Sohn. Die Erbtochter Ida vermälte er mit dem Grafen Albrecht

dem Reichen von Habsburg; die genannten Vogteien wendete er des Kaisers Sohn, Herzog Friedrich von Schwaben zu, andere Güter in Vorarlberg tauschte der Kaiser von Rudolfs Tochtermann Albrecht von Habsburg ein. Aber das Herrscherhaus der Staufer erwarb in diesem Lande noch mehr. Auch Herzog Welfs einziger gleichnamiger Sohn kam bei demselben Anlaß 1167 um, und auch hier vermachte der Vater noch bei Lebenszeiten sein Erbe dem Kaiser, so daß gegenüber den Staufern in Vorarlberg die Bedeutung des Pfalzgrafen von Tübingen und seines ihm hier folgenden zweiten Sohnes Hugo lange Zeit im Hintergrund blieb. Denn abgesehen von dem Gewicht, welches die Kaiserwürde und die eines Herzogs von Schwaben gab, übten nun die Staufer die Schirm-



Wappen der Grafen von Montfort-Feldkirch, der Edlen von Ems und Reitersiegel des Hugo Graf Werdenberg vom Jahre 1320.

gewalt über das Bisthum Cur, die Klöster St. Gallen, Kreuzlingen, Pfävers, St. Lucius und Curwalden aus, welche alle mehr oder minder reich im heutigen Vorarlberg begütert waren; sie besaßen außerdem noch das Patronat der Pfarre zu Bregenz, sowie Schloß Neuburg und Zugehör nebst anderweitigen Gebieten zu beiden Seiten des Rheins oberhalb des Bodensees. Die Edlen von Neuburg und Ems waren ihre Dienstmannen; auf der Burg der letzteren setzte Kaiser Friedrichs Nachfolger Heinrich VI. den entthronten König Wilhelm von Sicilien und Heinrichs Nachfolger Philipp von Schwaben den besiegten Erzbischof Bruno von Köln gefangen. Nichts ist bezeichnender für die untergeordnete Stellung des Pfalzgrafen Hugo gegenüber Welfen und Staufern, als daß er mitten im Lande und in den Besitzungen seiner Gemalin längere Zeit hindurch als Gefangener saß. Er war nämlich von 1164 bis 1166 in eine grimmige Fehde mit den

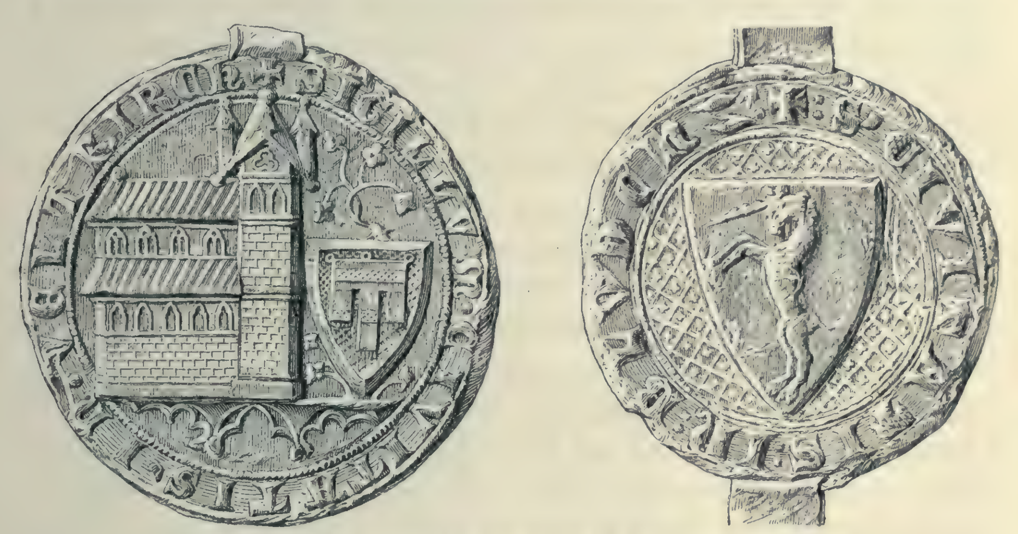
Welfen, Vater und Sohn, gerathen und hatte beide nacheinander mit Hilfe seines Anhanges außerhalb Vorarlberg geschlagen, bis der Kaiser Ruhe und bei seiner übertriebenen Begünstigung der Welfen dem Pfalzgrafen sich letzteren zu ergeben oder das Land zu meiden gebot. Dieser wählte lieber ersteres, wurde von seinen besiegten Gegnern auf das damals noch ihnen gehörende Schloß Neuburg gebracht und erst nach dem Tode des jungen Welf 1167 wieder freigelassen. „Die Bosheit seiner Erben“, von welcher er selbst spricht, verbitterte ihm außerdem die letzten Jahre. Er starb 1182. Sein Schwager Rudolf war 1180 ins heilige Land gezogen, von welchem er nicht mehr zurückkehrte.

Die Söhne des Pfalzgrafen, Rudolf und Hugo, theilten schon vor 1188 ihre reichen Güter. Rudolf behielt im Wesentlichen das Erbe seines Vaters, dem er auch in der Würde folgte; Hugo bekam das Erbe der Mutter, welche noch 1216 lebte, also unter anderem die vorarlbergischen Besitzungen. Mit ihm, der sich abwechselnd „Graf von Bregenz“ und „Graf von Montfort“ nach der gleichnamigen Burg zwischen Weiler und Fraxern unweit Rankweil nannte (circa 1188 bis 1235), beginnt die gut zweihundertjährige Herrschaft des Hauses Montfort (circa 1188 bis 1400) und seiner zahlreichen Zweige — das bewegteste Zeitalter vorarlbergischer Geschichte.

Zwanzig Jahre hindurch (1188 bis 1208) hören wir von Graf Hugo I. von Montfort so gut wie nichts; doch erbaute er jedenfalls in dieser Zeit das Schloß Feldkirch, die heutige Schattenburg. Erst im Jahre der Ermordung des staufischen Königs Philipp 1208 sehen wir ihn in einer Fehde mit seinem Nachbar dem Freiherrn Heinrich von Sax und dessen Bruder Abt Ulrich von St. Gallen begriffen, italienische Kaufleute plündernd und das Kloster St. Johann im Toggenburgischen bedrängend. Dann kam der Gegner des ermordeten Staufers, Otto der Welfe, nun allgemein als König anerkannt, ins Bodenseegebiet und trat fast in Allem den Besitz der Staufer an. Als Statthalter oder Untervogt bestellte er in unseren Landen den Ritter Goswin von Ems. Aber nur kurze Zeit dauerte des Welfen Herrschaft. Er überwarf sich nämlich mit seinem bisherigen Gönner Papst Innocenz III. gänzlich, so daß dieser und die Deutschen sich dem letzten noch übrigen staufischen Sprößling, Friedrich König von Sicilien, zuwandten. Glücklich gelangte letzterer aus Italien durch Tirol nach Cur auf den Boden seines Erbherzogthums Schwaben, wo ihm bald Alles zufiel; dann im September 1212 durchs Rheinthal nach St. Gallen und Constanz, von wo er den Welfen ins nördliche Deutschland drängte, bis derselbe 1218 machtlos starb. Graf Hugo trat ebenfalls auf des Staufers Seite, in dessen Gefolge wir ihn oftmals finden. Wahrscheinlich auf dessen Hoftage zu Ulm im Juli 1214 erlangte er von Friedrich die Erhebung Feldkirchs zur Stadt und auf einem anderen daselbst 1218 stiftete er ein Johanniter-Ordenshaus zu Feldkirch, wobei er demselben Güter in und um die neue Stadt, sowie solche im Marienthal

gegen den „Arle“ oder Arlberg zuwies, damit unter anderem arme Reisende und Pilger Unterkunft fänden. Infolge dessen entstand im Marienthal eine Filiale des Ritterordens, wovon der Ort den Namen „Klösterle“ und das ganze Thal den neuen Namen „Klosterthal“ bekam.

Die weltlichen Söhne des Grafen Hugo, Rudolf I. und Hugo II. (circa 1235 bis 1258) theilten die Erbschaft des Vaters. Beide nannten sich „Grafen von Montfort“. Rudolf starb früh mit Hinterlassung unmündiger Kinder, über welche Hugo die Vormundschaft führte. Als auch er mit Tod abging, traten seine Mündel Hugo und Hartmann als „Grafen von Werdenberg“, nach ihrem Sitze auf der gleichnamigen Burg bei Buchs im linksrheinischen Rheinthal, auf, während Hugos eigene Söhne Rudolf,



Siegel von Feldkirch nach Urkunden von 1378 und 1385 und Siegel von Bludenz von 1391.

Ulrich und Hugo den Titel „Grafen von Montfort“ weiterführten. Alle fünf nahmen wieder Gütertheilungen vor, und so ging es weiter, bis zu Feldkirch, zeitweilig auch auf Jagdberg im Walgau und zu Tosters bei ersterer Stadt, dann zu Bregenz und Scheer-Tettnang je eigene Montforter Linien, zu Werdenberg, Sargans, Vaduz, Bludenz, Rheineck, Heiligenberg und anderswo Werdenberger Grafen saßen.

Schon diese endlosen Theilungen waren geeignet, die Häuser zu ruiniren. Dazu kam, daß mit dem Untergang des staufischen Hauses und der Auflösung des Herzogthums Schwaben eine starke Königsgewalt aufhörte, alle diese größeren, aber auch kleinere Herren reichsunmittelbar wurden, in ihrer Freiheit und Ungebundenheit der wildesten Raub- und Fehdelust sich überließen, daß namentlich die Montforter und Werdenberger, obwohl die nächsten Verwandten, einander in unbändigstem Haß gegenübertraten, für

und wider die deutschen Könige Rudolf von Habsburg, Adolf von Nassau, Albrecht von Österreich, Friedrich den Schönen, Ludwig den Baier u. s. w. Partei ergriffen und auf dem Marchfelde, bei Göllheim und Mühldorf kämpften. Schließlich wurden sie alle mit leichter Mühe eine Beute der von zwei Seiten ihnen immer näher rückenden umsichtigen Habsburger, in deren Dienste sie traten und denen sie bei ihren riesigen Schulden endlich ihre Herrschaften verkauften.

Und doch haben diese zwei Jahrhunderte montfortischer Herrschaft neben allen Leiden, welche die Bevölkerung auszustehen hatte, wieder viel Gutes geschaffen und ein ungemein mannigfaltiges Leben erzeugt. Wurde auf der einen Seite alles Recht und alle Sitte mit Füßen getreten, so trat auf der anderen wieder Bußfertigkeit, frommer und wohlthätiger Sinn zu Tage. Diesen verdankten nicht nur die Johanniter-Commende zu Feldkirch und ihre Tochter zu Klösterle, sondern auch die Klöster der Dominicanerinnen zu Bludenz, der Clarissinnen zu Bregenz und Valduna, der Augustiner auf Ebnit, der Franciscaner auf Victorsberg und viele andere kirchliche Stiftungen den Ursprung. Neben dem hohen Adel tauchte seit der zweiten Hälfte des XII. Jahrhunderts ein so zahlreicher niederer auf wie kaum anderswo auf einem so kleinen Fleck Erde. Aber mit den Grafengeschlechtern ging auch dieser größtentheils unter oder wanderte aus, so daß Vorarlberg schließlich das adelsärmste Land wurde. In diesem Zeitalter wurden Feldkirch und Bludenz zu Städten erhoben; jenes erhielt von Kaiser Heinrich VII. um 1312 das Lindauer Stadtrecht, während Bludenz das seine unter Graf Albrecht IV. wieder theilweise von Feldkirch entnahm. Die Bürgerschaft dieser Städte und infolge ihres mannhaften Verhaltens gegen die Appenzeller bald auch die von Bregenz erhielten ausgedehnte Freiheiten, Privilegien und Selbstverwaltung. Feldkirch z. B. übte die hohe Gerichtsbarkeit und das Begnadigungsrecht aus. Aber auch die Landbewohner, namentlich der Herrschaften Feldkirch und Bludenz, die im Hinterbregenzerwald und die Hofjünger im Montavon, welche zum Hofe und ins Gericht St. Peter bei Bludenz gehörten, wurden von den Fesseln der Leibeigenschaft, wo solche bestand, entweder ganz oder theilweise befreit und genossen vielfach eigene Gerechtigkeitspflege, im inneren Bregenzerwald z. B. dieselben Rechte wie die Stadt Feldkirch. Zum Andenken an diese einstigen Freiheiten wurde daher im XIX. Jahrhundert auf der Bezegg ein sinniges Denkmal errichtet.

Ein unsterbliches Verdienst der Grafen von Montfort und Werdenberg aber bleibt die Besiedelung der menschenleersten, wald- und gebirgsreichsten Gebiete, vornehmlich des östlichen Landestheils mit den sogenannten Walsern. Durch ihre engen Beziehungen zu den Bischöfen von Sitten und den Freiherren von Raron im burgundischen Wallis, sowie bei dem Freizügigkeitsrechte, das diese deutsch-alamannischen Bauern im obersten Rhonethal genossen, gelang es den vorarlbergischen Landesherren vom Ausgang des



Denkmal auf der Bezegg im Bregenzerwald.

XIII. Jahrhunderts an gegen Gewährung großer Begünstigungen zahlreiche Familien entweder unmittelbar oder mittelbar aus dem Wallis, daher der Name Walser, zur Niederlassung in Vorarlberg zu bewegen. Bald entstand an den Quellen des Lech, der Iller, der Bregenz und anderswo Gehöft auf Gehöft, Ortschaft auf Ortschaft. Bei ihrer Arbeitsamkeit, Abhärtung, Sparsamkeit und Freiheit mehrten sich die Walser rasch und wurden wohlhabend. Das große und kleine Walserthal bekam später nach ihnen den Namen. Sie erhielten eigene Gerichtsbarkeit, legten die mäßige Steuer selbst um und dienten ihren Herren mit Spieß und Schild in inneren Kriegen. Ähnlich gestellt waren die sogenannten „Silberer", welche im Silberthal Montavons den Bergbau auf dieses Metall betrieben. Hier und zwischen dem Klosterthal, wo schon in der Ottonenzeit ein Bergrichteramt und acht Schmelzöfen bestanden, wurde ferner auch Eisen gewonnen. Bei solch freier Stellung des größeren Theiles der Bevölkerung bildeten sich seit Ende der Montforterzeit die vorarlbergischen Stände aus, kein Adeliger und kein Geistlicher darunter, sondern die Städte, Gerichte und Thallandschaften, vertreten durch ihre Stadtammänner, Landammänner und Ammänner.

Schon 1391 schlossen die meisten derselben eine Eidgenossenschaft zur Aufrechthaltung der Ruhe im Lande beim Beginn der Herrschaft der Habsburger.

Dieses Regentenhaus strebte die Verbindung seiner Stammlande in der Schweiz mit den Erblanden in Österreich an. Im Jahre 1363 gewann Herzog Rudolf IV. Tirol. Gleichzeitig kaufte er von den verschuldeten und durch die Montforter arg bedrängten Reichsrittern Thumb von Neuburg deren kleine Herrschaft im Rheinthal für 3.360 Pfund Pfennige. Ein Pfeiler zur Verbindungsbrücke war damit geschlagen. Das Werk setzten Rudolfs Brüder Leopold und Albrecht fort. Ersterer gewann nach langen, von 1375 bis 1379 dauernden Verhandlungen von dem letzten Grafen Rudolf IV. von Feldkirch auf den Fall seines Todes dessen Stadt und Herrschaft um 30.000 Goldgulden. 1378 kam Leopold als erster österreichischer Herzog nach Vorarlberg. Graf Rudolf starb am 15. November 1390. Mitte December erfolgte die feierliche Huldigung gegenüber dem Hause Habsburg. Jetzt nach 500 Jahren wurde am 14. December 1890 ein festliches Jubiläum zum Andenken an jenes Ereigniß in Feldkirch begangen.

Im Jahre 1394 überließ in gleicher Weise der söhnelose Graf Albrecht IV. von Werdenberg dem Herzog Albrecht III. gegen 5.090 Gulden Bludenz mit Montavon. Schon hatten die Vorarlberger für ihre neue Herrschaft auf den Schlachtfeldern von Sempach und Näfels gegen die Schweizer ihr Blut vergossen. In ersterem Kampfe war Herzog Leopold gefallen. Sein gleichnamiger Sohn Leopold IV., welcher Tirol und die Lande „vor dem Arle" oder „enhalb des Arls" regierte, erwarb von 1395 bis 1403 in einer grimmigen Fehde zwischen den Familien der Grafen von Werdenberg und Sargans als Bundesgenosse der letzteren durch Eroberung, Vertrag, Kauf oder Pfandschaft fast alle linksrheinischen Gebiete oberhalb des Bodensees. Damit hatte das Haus Habsburg hierzulande um 1400 bereits die Übermacht erlangt und die noch nicht gewonnenen Theile standen ihm mehr oder minder auch zu Diensten. Vorarlberg theilte fortan dieselben Herrscher und immermehr auch dieselben Geschicke mit Tirol.

Aber noch ein volles Jahrhundert blieb die Herrschaft des Hauses Habsburg in unserem Lande eine sehr schwankende. Herzog Friedrich (1404 bis 1439), der jüngere Bruder Leopolds IV., welcher anfänglich nur hier, später auch in Tirol die Verwaltung und Regierung erhielt, verwickelte sich im Streite des Abtes Kuno von St. Gallen mit seinen Appenzeller Bauern als Bundesgenosse des ersteren in den darnach genannten Krieg (1405 bis 1408). Er und die Seinigen, vornehmlich aus Vorarlberg, fochten unglücklich vor St. Gallen und am Stoß; die siegreichen Bauern überschwemmten bald alles Land zu beiden Seiten des Rheins, brachten durch Gewalt oder Vertrag fast ganz Vorarlberg auf ihre Seite und in einen „Bund ob dem See", zerstörten eine Menge verhaßter Herrenburgen, deren Trümmer noch heute sichtbar sind, und rückten sogar über den Arlberg siegreich bis gegen Imst vor. Nur das Losbrechen des Grafen Wilhelm von Montfort-Bregenz, den Herzog Friedrich

durch große Zugeständnisse ganz auf seine Seite gebracht hatte, in ihrem Rücken, bewog sie zu eiliger Umkehr gegen diesen Feind. Vergebens belagerten sie Bregenz. Ein endlich vom schwäbischen Ritterbund des St. Georgenbanners aufgebrachtes Heer überfiel hier anfangs 1408 die Appenzeller, schlug sie und trieb sie über den Rhein zurück. Bald darauf brachte der deutsche König Ruprecht zu Constanz einen Frieden zustande, in Folge dessen Vorarlberg wieder unter die Herrschaft Herzog Friedrichs zurückkehrte. Aber noch einmal verlor er diese, als er dem Papst Johann XXIII., welcher vom 24. bis 26. October 1414 aus Tirol über den Arlberg durch das Land zum Concil nach Constanz fuhr, daselbst zur Flucht und zum Auftreten gegen die Kirchenversammlung verhalf. In Folge von Acht und Bann, die deswegen auf ihn niederfuhren, wurden seine Länder eine Beute seiner vielen Feinde und der meisten vorarlbergischen Besitzungen bemächtigte sich der ohnehin schon lange darauf lauernde Graf Friedrich von Toggenburg. Herzog Friedrich, verzweifelnd, unterwarf sich auf Gnade dem deutschen König Sigmund und dem Concil, wurde hierauf fast ein Jahr in Constanz gefangen und hingehalten, bis er am 30. März 1416 nach Bludenz entfloh, wo er von der treuen Bürgerschaft aufgenommen und über den Arlberg nach Tirol geleitet wurde. In den Besitz des letzteren Landes und zu neuer Macht gelangend, erhielt er endlich Frieden. Die vorarlbergischen Gebiete blieben aber in Händen des Toggenburgers, der auf dem Schlosse Feldkirch hauste bis zu seinem Tode 1436. Von des kinderlos Verstorbenen Witwe bekam dann Friedrich die verlorenen Gebiete zur Auslösung und war nun wieder der Herr im Lande. Ihm folgte bald sein noch unmündiger Sohn Herzog Sigmund (1439 bis 1490). Für diesen führte der Vetter aus der steirischen Linie, König Friedrich III., eine Zeitlang die Regierung. Letzterer kam 1442 selbst nach Feldkirch und wurde wegen der Toggenburgischen Erbschaft in einen Krieg verwickelt. Nach langen Schwankungen erlitten die österreichischen Unterthanen eine blutige Niederlage zu Ragatz 1446, ohne daß im übrigen beim Frieden 1449 nennenswerthe Verluste zu verzeichnen waren. Die selbständige Regierung Sigmunds, der 1447 ebenfalls das Land betreten hatte, schien sich nicht unvortheilhaft zu entwickeln. Die ältere Linie der Grafen von Montfort-Bregenz war mit dem erwähnten Grafen Wilhelm erloschen. Seine Erbtochter Elisabeth fühlte sich von Schulden tief gedrückt und wurde 1449 von ihrem Mann, dem Markgrafen Wilhelm von Baden-Hochberg, zeitweilig verstoßen. Daher verkaufte sie 1451 dem Herzog Sigmund ihre Grafschaft sammt der Herrschaft Hohenegg im Allgäu für 35.592 Pfund Pfennig. Das Schwer-



Gerichtssiegel von Rankweil in Müsinen von 1431.

gewicht der jüngeren Linie von Bregenz war durch die Heirat ihres Gründers, Grafen Hugo des Minnesängers, mit der Erbgräfin von Pfannberg in der Steiermark ohnehin in letzteres Land verlegt. Bald folgte eine weitere Erwerbung. Die Unterthanen des Georg von Heimenhofen im Gerichte Tannberg nahmen, wie es scheint ohne Verhinderung seitens ihres Herrn, des Herzogs Diener und Geleitsinhaber Graf Ulrich von Werdenberg-Sargans und Hans von Rechberg gefangen, mißhandelten sie und schlugen die Aufforderung, sie frei zu lassen, ab. Herzog Sigmund ging nun zur Gewalt über, eroberte den Tannberg und ließ sich am 11. März 1453 von den Leuten am Tannberg selbst, zu Lech, Zug, Bürstegg, Wart, Krumbach, Schröcken, Mittelberg und Riezlern unter Verzicht auf ihre bisherigen Freiheiten und selbständige Gerichtsbarkeit den Ergebungsbrief ausstellen. Sie wurden der eben gewonnenen Herrschaft Bregenz einverleibt und Georg von Heimenhofen mit tausend Gulden abgefunden. Erst mit dem Regierungsantritt Maximilians erhielt der Tannberg wieder seine Gerichtsbarkeit zurück, wovon sich dann 1563 der Mittelberg oder das kleine Walserthal wegen seiner Entlegenheit als eigenes Gericht loslösen durfte.

Bei den bisherigen Unternehmungen hatten den Herzog Sigmund, allerdings der eigennützigsten Absicht, die Gebrüder Jakob und Eberhard Truchseßen von Waldburg mit Geld unterstützt. Sie traten in die engsten Familienbeziehungen zu den Günstlingen des Regenten, den Brüdern Bernhard und Wiguleis Gradner aus Steiermark. Beide Theile beuteten nun die Noth und Schwäche des jugendlichen Fürsten in einer Weise aus, daß sie in kurzer Frist fast alle österreichischen Herrschaften in Vorarlberg als Vogteien, Pfandschaften oder Lehen in Händen hatten, bis ihr Übermuth zuerst den Sturz der Gradner herbeiführte, dem bald auch jener des Eberhard von Waldburg folgte. Dieser kaufte im Jahre 1455 von den Grafen von Werdenberg-Sargans die Grafschaft im Walgau oder Sonnenberg. Deswegen wurden er und seine Nachkommen 1463 von Kaiser Friedrich III. zu Reichsgrafen von Sonnenberg erhoben. Aber endlose Streitigkeiten aller Art, Muthwillen und Gewaltthätigkeiten von Eberhards Sohne Andreas, dem Sonnenberg zur Verwaltung abgetreten wurde, der Bund der Truchseßen mit den Schweizern, Sigmunds größten Feinden, denen dieser schon das linksseitige Rheinthal hatte überlassen müssen, endlich der Unwille seiner eigenen Unterthanen über das Gebaren der Sonnenberger, alles dies ließ den Herzog Sigmund zu raschem Handeln schreiten. Am 8. März 1473 rückte seine Kriegsmannschaft einerseits vom Arlberg her ins Klosterthal, anderseits von Feldkirch aus in den Walgau ein, das Land wurde besetzt, die Unterthanen mußten zu Österreich schwören und nach dreitägiger Belagerung ergab sich am 13. März auch die Feste Sonnenberg zu Nüziders, welche für immer zerstört wurde, nachdem Graf Andreas entwichen war, um bei den Schweizern Hilfe zu suchen. Sigmund,

dem ein Krieg höchst ungelegen gewesen wäre, kam mit letzteren 1474 dahin überein, dem Grafen Eberhard für Sonnenberg 34.000 Gulden zu geben, wogegen die Schweizer ihn gegen den mächtigen Herzog Karl den Kühnen von Burgund zu unterstützen versprachen, der dann auch im Kampfe mit der Eidgenossenschaft unterging. Unter Herzog Sigmund war wie allenthalben so auch in Vorarlberg ein äußerst reger Bergbau auf Eisen, Blei und Silber im Betriebe. Am Arlberg allein gab es 200 bis 300 Gruben.



Landsknechtführer Jakob von Hohenems.

Als Sigmund 1490 die Herrschaft an seinen Vetter König Maximilian abtrat (1490 bis 1519), kam in Vorarlberg der habsburgische Besitz noch einmal in arges Schwanken. Wegen ihrer Widerspenstigkeit gegen das Reich und zahlloser Grenzstreitigkeiten gerieth der neue Regent in schweres Zerwürfniß mit den Eidgenossen. Im Jahre 1499 brach der sogenannte Schwabenkrieg aus, der sich namentlich auf vorarlbergischem Boden abspielte. Aber bei der schlechten Kriegführung und der Feigheit des Adels auf österreichischer Seite blieben trotz der heldenmüthigen Tapferkeit des Fußvolkes,

vornehmlich aus dem Walgau, die Schweizer in allen offenen Feldschlachten zu Triesen, bei Hard und vor Frastanz Sieger. Sie brandschatzten und unterwarfen sich fast das ganze Land; nur die Veste Guttenberg im Liechtensteinschen, das strategisch wichtige Feldkirch und Bregenz blieben unbezwungen. An diesen Punkten fand die Landbevölkerung Stützen zur Wiedererhebung, so daß im Frieden von Basel die Dinge hier zum früheren Stande zurückkehrten.

Die Einsicht in das mangelhafte Vertheidigungswesen bewog Kaiser Maximilian zur Errichtung einer ersten Landesvertheidigungsordnung durch die Stände seiner „vier Herrschaften vor dem Arlberg" im Jahre 1511, was auf einem ersten Ständelandtag geschehen sein dürfte. Die waffenfähige Mannschaft vom 18. bis 60. Jahre war zur Landesvertheidigung verpflichtet, im Ganzen damals 4.851 Mann. Hierzu stellte Feldkirch allein 537 Mann. Wegen seiner Wehrfähigkeit hieß es im Volksmunde bald das „Offiziersstädtchen" und das Gebiet von da abwärts zum Bodensee „das Landsknechtländle". Mit Recht, denn Maximilian und seine Nachfolger bezogen für ihre zahlreichen Kriege in Italien, gegen Frankreich, in Deutschland, den Niederlanden und in Ungarn gegen die Türken keinen unbedeutenden Theil ihrer Fußtruppen aus Vorarlberg, geführt von den hochberühmten Hauptleuten aus dem Geschlechte derer von Ems: den Jakob, Hans, Marx Sittich, Wolf Dietrich und Jakob Hannibal von Hohenems. Überhaupt besteht die Geschichte Vorarlbergs im XVI. Jahrhundert wesentlich in der Stellung, Bedeutung und in den Ruhmesthaten dieses Hauses im Dienste der Habsburger. Sie bekamen daher fast alle Vogteien, Bregenz voraus, wovon Maximilians Nachfolger Erzherzog Ferdinand I. 1523 auch die andere Hälfte angekauft hatte, nebst der obersten Militärgewalt in ihre Hände, verschwägerten sich mit den vornehmsten Familien Italiens, den Medici und Borromeo, wurden 1560 von Kaiser Ferdinand in den Reichsgrafenstand erhoben, kauften die Herrschaften Vaduz und Schellenberg an, stiegen auch zu den höchsten Kirchenwürden empor, führten zu Hohenems und anderswo prächtige Palastbauten in dem neuen von ihnen aus Italien eingeführten Stil der Renaissance auf, ja Graf Kaspar von Hohenems, nach dessen Ableben 1640 es mit dem Hause schnell abwärts ging, war sogar daran den Flecken Ems zur Stadt zu erheben, und nur der drohende Ausbruch des dreißigjährigen Krieges scheint ihn daran gehindert zu haben.

Die Glaubensspaltung des XVI. Jahrhunderts, welche in der benachbarten Schweiz bedeutend um sich griff, und der damit verbundene Bauernaufstand von 1525 hatten sich in Vorarlberg nicht wesentlich geltend gemacht. Wohl traten Zwinglianer, Lutheraner, namentlich aber Wiedertäufer im Lande auf und vermochten die aufrührerischen Allgäuer Bauern eine Erhebung zu Lingenau im Bregenzer Walde hervorzurufen. Allein da die Anhänglichkeit am alten Glauben groß, Schäden und Mißbräuche geringer

als anderswo, die Regierung streng katholisch und maßvoll, endlich ihr Vertreter Ritter Marx Sittich von Hohenems sehr gefürchtet war, so wurde die Bewegung leicht niedergehalten. Nur die wiedertäuferische Secte erhielt sich besonders zu Au im Hinterwald bis um die Mitte des XVII. Jahrhunderts. Schließlich wanderten ihre Anhänger nach Mähren oder ließen sich von Jesuiten und Kapuzinern bekehren.

Der dreißigjährige Krieg (1618 bis 1648) war auch für Vorarlberg von schlimmen Folgen. Anfänglich wurde namentlich das Oberland von den sogenannten Bündner Unruhen (1620 bis 1624) hart betroffen. Die katholische und reformirte Partei, habsburgischer und französischer Einfluß kämpften in Graubünden um das Übergewicht. Daher beständige Truppendurchzüge, Einquartierungen, Aufgebote der Landesvertheidigung und gegenseitige verheerende Streifzüge über das Gebirge zwischen Bludenz und Cur. In einem erbitterten Aufstande der Prätigäuer wegen österreichischer Katholisirungsbestrebungen wurde 1622 der Kapuziner-Guardian von Feldkirch, Pater Fidelis von Sigmaringen, erschlagen. Erst 1641 trat in dieser Gegend völlige Ruhe ein. — Unterdeß war seit 1632 für das Unterland die Schwedengefahr hereingebrochen und hielt bis zum Schluß des ganzen Krieges Alles in Athem. Bregenz und die dortigen Landesgrenzen wurden stark befestigt und verschanzt. So sicher hielt man ersteres, daß geistliche und weltliche Herren, wie der Abt von Kempten und die Grafen von Hohenems ihre Kostbarkeiten in demselben bargen. Lange wurde auch wirklich der Feind abgehalten. Endlich trat aber auf Seite der Vertheidiger Ermattung, Fahrlässigkeit und besonders ein unseliger Zwiespalt zwischen Unter- und Oberland wegen Hilfeleistungen ein, und daher plante der von Allem unterrichtete schwedische General Wrangel eine Überrumpelung. Bei äußerst stürmischer Witterung griff er am 3. Januar 1647 die Grenzvertheidiger von verschiedenen Seiten zugleich an, warf sie zurück und drang am 4. gleichzeitig mit ihnen in Bregenz ein. Die Schweden machten bei dieser Eroberung eine Beute von über vier Millionen im Werth, rückten sodann in Abtheilungen landaufwärts bis Feldkirch und Guttenberg vor, brandschatzten die Bevölkerung, und diese, von Schrecken wie gelähmt, konnte von Glück reden, daß sie im März ihre Bedränger theils durch freiwilligen Abzug, theils mit Gewalt wieder loswurde.

Alle Leiden eines Krieges, dazu Hungersnoth und mehrmalige Pest machte so das Land durch und konnte sich auch in der Folgezeit, trotzdem fast hundert Jahre, selbst im spanischen Erbfolgekriege kein Feind ins Land kam, des Friedens nicht völlig erfreuen. Denn die Kämpfe gegen Franzosen und Türken häuften neue Lasten auf. Aber im österreichischen Erbfolgekriege drangen die Franzosen von der See- und Landseite wieder gegen Bregenz heran. Indeß wurden sie durch einträchtiges Zusammenwirken der Bevölkerung vor Mehrerau, der Bregenzer Klause und auf dem Sulzberge zurückgeschlagen.

So trug der Vorarlberger auch sein Scherflein bei, die Monarchie der Kaiserin Maria Theresia zu erhalten.

In der Theresianisch-Josefinischen Zeit (1740 bis 1790) suchte man die Kräfte des Staates zusammenzufassen und dem entgegenstehende alte Einrichtungen, die sich auch vielfach überlebt hatten, zu beseitigen. Diese Einigungsbestrebungen erhielten in unserem Lande einmal dadurch eine Förderung, daß demselben im Jahre 1765 die Reichsgrafschaft Hohenems, deren Herren 1759 ausgestorben waren, einverleibt wurde. Ferner vereinigte man „die vorarlbergischen Herrschaften“ fortan zu einem Ganzen, einer Landvogtei „vorm Arlberg“, auch Oberamt oder Kreis genannt, unter einem Kreishauptmann zu Bregenz, und überwies sie statt der tirolischen der vorderösterreichischen Regierung zu Freiburg. Kaiser Josef II., welcher zur Abrundung des Staates die Vorlande gegen Tausch preisgeben, Vorarlberg aber unter allen Umständen festhalten wollte, stellte dieses wieder zu Tirol und begann zur festeren Verbindung mit letzterem den Bau einer Heerstraße über den Arlberg. Die Freiheiten und Privilegien der 24 Stände des Landes wurden schon seit Maria Theresia theilweise oder ganz beseitigt. Dies empfand besonders Feldkirch sehr bitter, wo es deswegen 1768 zu Unruhen kam, die der Stadt aber nur noch mehr schadeten. Weitere Beunruhigung erzeugte die Errichtung der eben so nützlichen als nothwendigen staatlichen Volksschulen seit 1774, namentlich aber die sich überstürzende Umgestaltung vieles Alten, selbst auf kirchlichem Gebiete. Als „neue Lehre“ kam dieses System beim Volke in Verruf. Daß Kaiser Josef II. in Vorarlberg die Reste der Leibeigenschaft aufhob, was immerhin einigen tausend Menschen zu Gute kam; daß er an Stelle von vier aufgelösten kleinen Klöstern sechs neue Seelsorgen gründete und weitere vorbereitete, daß er aus dem Lande, welches zu drei Diöcesen (Cur, Constanz, Augsburg) gehörte, eine selbständige Diöcese mit dem Sitze des Bischofs in Bregenz machen wollte und endlich bei allen seinen Veränderungen nur das Wohl des Staates und seiner Unterthanen im Auge hatte — das erkannten die wenigsten an. Und so stand Österreich am Rande einer Revolution, weil sein Monarch Alles für seine Völker thun wollte; in Frankreich hingegen erhob sich gleichzeitig eine solche, weil dort nichts für das Volk geschah. Letztere Umwälzung erschütterte den österreichischen Staat bis in seine Grundfesten.

Es brachen die Revolutions- oder Coalitionskriege aus. Am Schluß des ersten derselben näherten sich die Franzosen anfangs August 1796 wiederum Bregenz. Alle Vorkehrungen zu erfolgreicher Vertheidigung waren getroffen und so wurden die Feinde am 8. August an der Leiblach zurückgeworfen. Trotzdem gab man Bregenz in der folgenden Nacht auf, Militär und Beamte zogen sich gegen Tirol zurück. Das Volk hielt sich für verrathen und seiner Wuth fielen am 10. August zu Bludenz Kreishauptmann Indermauer, Oberamtmann Franzini und Bürgermeister Weber von Bregenz in

gräßlicher Weise zum Opfer. Der Feind mußte an der Grenze des Oberlandes vor der Volkserhebung zurückweichen und das Land verlassen. Im Jahre 1799 kehrte er wieder. Am 6. März rückte General Oudinot von der Schweiz aus über den Rhein ins Liechtensteinsche und gegen Feldkirch vor. Allein kräftiger Widerstand, der Verlust seines tapferen Untergenerals Müller und die Ankunft des österreichischen Feldmarschall-Lieutenants Hotze nöthigten ihn vorläufig zum Rückzug. Aber am 22. März erschien sein Oberfeldherr Massena mit 18.000 Mann, um den Durchbruch bei Feldkirch zu erzwingen und dem Erzherzog Karl am Bodensee in den Rücken zu fallen, welchem unterdeß Hotze zugezogen war. Der zurückgelassene Brigadier Jellachich hatte blos 2.800 Soldaten. Allein mit Unterstützung von sieben Landesschützencompagnien und des in Eile aufgebotenen Landsturms der Umgebung gelang es an diesem Tage und am 23. März alle vom Süden und Westen her unternommenen Angriffe Massenas auf die wichtige Stellung abzuschlagen. Er ging über den Rhein bis hinter Zürich zurück und gleichzeitig erfocht Erzherzog Karl seine Siege bei Ostrach und Stockach. Hotze, der Massena nun nachdrängte, fiel bei Schännis und wurde in Bregenz begraben. Die Russen, welche unter Suwarow aus Italien über den St. Gotthard stiegen, mußten sich vor den Franzosen nach Graubünden retten und traten im erbärmlichsten Zustand durch Vorarlberg den Weg in ihre Heimat an. Im Jahre 1800 erhielt der alte Feind wieder allenthalben die Oberhand, und obwohl Jellachich sich desselben am 12. Juli vor Bregenz neuerdings erwehrte, war er wegen der Vorgänge auf den Hauptkriegsschauplätzen doch genöthigt, den Rückzug nach Tirol zu nehmen, worauf der französische General Molitor das ganze Land bis zum Frieden 1801 besetzte. Österreich verlor die Vorlande, Vorarlberg aber behielt es. Der Fürst von Nassau-Oranien bekam als Entschädigung für Verluste in Belgien und Holland 1803 die bisher dem Kloster Weingarten gehörige Herrschaft Blumenegg mit der von ihr umschlossenen Propstei St. Gerold. Österreich kaufte ihm aber 1804 dieselben ab und besaß so endlich ein völlig geschlossenes Gebiet. Allein im Kriege von 1805 ging Alles verloren. Infolge der Vorgänge um Ulm sah sich Jellachich zu Dornbirn gegenüber dem französischen General Augereau zur Ergebung gezwungen und im Preßburger Frieden wurde Vorarlberg wie Tirol an Baiern überlassen. 1806 den 13. März erfolgte zu Bregenz die feierliche Übergabe der sieben „vorarlbergischen" Herrschaften Bregenz, Hoheneck, Neuburg, Feldkirch, Sonnenberg, Blumenegg und Bludenz mit den hierin einverleibten Gebieten und der Grafschaft Hohenems an König Maximilian Josef. Das Land wurde zum Illerkreis geschlagen und in sieben Gerichte zu Weiler, Bregenz, Bezau, Dornbirn, Feldkirch, Nüziders oder Bludenz und Schruns getheilt. Mit den alten Ständen und Privilegien war es völlig zu Ende. — Wesentlich aus denselben Gründen wie in Tirol verwünschte man aber bald die gleichsam

über Nacht gekommene Fremdherrschaft und sehnte sich unter Österreich zurück. Die Patrioten beider Länder setzten sich in geheime Verbindung, und als Kaiser Franz 1809 noch einmal das Schwert gegen Napoleons Druck zog, stand auch Vorarlberg auf. Am 29. Mai, an welchem Tage die Tiroler ihren zweiten Sieg auf dem Berg Isel erfochten, wurde nach einem scharfen Gefecht bei Klien zwischen Hohenems und Dornbirn der 1.800 Mann starke Feind zum Lande hinausgejagt und dasselbe bis 6. August frei gehalten. Der thatkräftige und umsichtige österreichische Generalcommissär Dr. Schneider organisirte nach und nach 20.000 Landesvertheidiger, welche ebenso ausgedehnte als kühne und erfolgreiche Streif- und Beutezüge in die feindliche Nachbarschaft machten. Allein die Niederlage Österreichs bei Wagram und der Waffenstillstand von Znaim lieferten Vorarlberg wieder dem Feinde aus. Und als das Unglaubliche nach langem Sträuben doch geglaubt werden mußte, ergab sich das Land, um unnützes Blutvergießen und grenzenloses Elend zu vermeiden, am 6. August der Macht des Generals Beaumont. Dieser lockte hierauf 177 der besten und einflußreichsten Männer desselben nach Lindau und ließ sie aller nöthigen Mittel bar zur besseren Niederhaltung des Landes als Geiseln nach der Festung Bouillon bei Sedan an der belgischen Grenze schaffen. Erst Napoleons Ehebund mit Marie Louise verhalf ihnen wieder zur Freiheit. Vorarlberg wurde neuerdings baierisch bis zum jähen Zusammensturz der Macht des Corsen 1813 und 1814. Am 7. Juli des letzteren Jahres nahm wieder Österreich vom Lande Besitz, nur die frühere Herrschaft Hoheneck oder das Landgericht Weiler blieb der Krone Baiern. Im October des Jahres 1815 kehrte Kaiser Franz I. als Sieger von Frankreich zurück, besuchte Vorarlberg und ließ sich zu Feldkirch auf die Kampfesstätten von 1799 führen. Die baierischen Einrichtungen blieben im Wesentlichen bestehen, nur daß das Land wieder eine eigene Kreishauptmannschaft unter dem Gubernium, später drei Bezirkshauptmannschaften unter der Statthalterei zu Innsbruck bildete. Die sechs Landgerichte, von denen Feldkirch 1817 zum Kreisgericht erhoben wurde, sind unter der gegenwärtigen Regierung zu Bezirksgerichten geworden. Kirchlich unterstellte man Vorarlberg der Diöcese Brixen, doch mit einem eigenen Generalvicar zu Feldkirch seit 1819.

Schon gegen achtzig Jahre herrscht nun ununterbrochener Friede im Lande. Kaum anderswo in der Monarchie ist derselbe zu geistiger und körperlicher Thätigkeit mehr ausgenützt worden als hier. Namentlich hat sich Vorarlberg unter der Regierung unseres gegenwärtigen Kaisers gewaltig emporgeschwungen. Lange Zeit vom Staatsganzen und gegen außen fast abgeschlossen und stiefmütterlich behandelt, erhielt es wieder ein bedeutendes Ausmaß politischer Freiheiten und Rechte, vor Allem einen eigenen Landtag zu Bregenz mit 20, jetzt 21 Mitgliedern und drei Abgeordnete für den Reichsrath. Seitdem entwickelte sich ein überaus reges Partei-, Vereins- und Genossenschaftsleben.

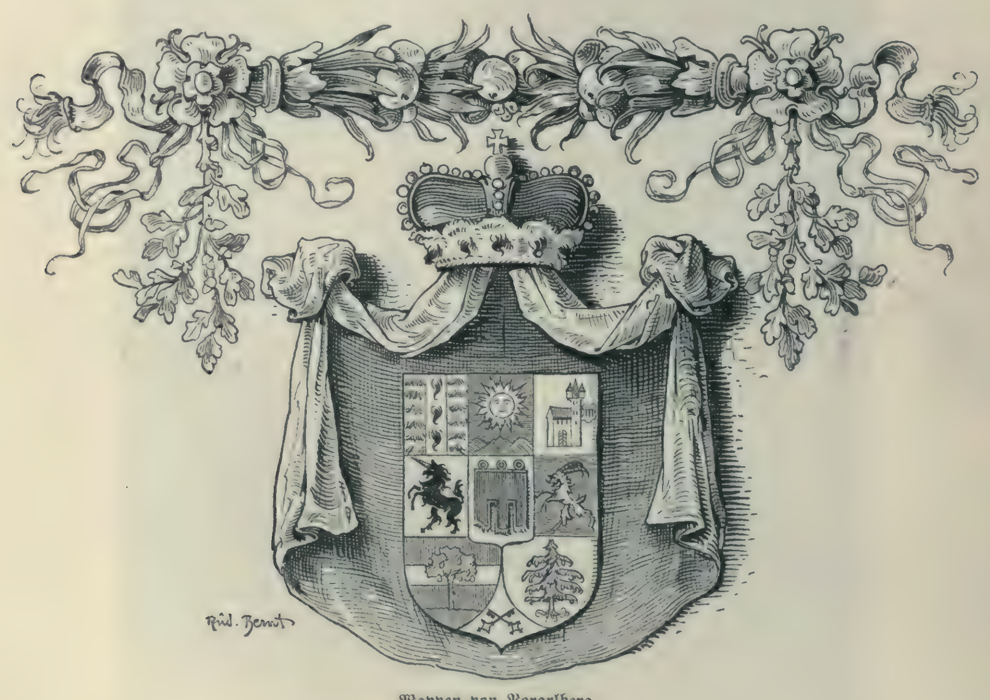
Das Streben nach Bildung erhielt Nahrung, wurde ein allgemeineres, Schulen und Unterricht hoben sich, Künste und Wissenschaften wiesen eine bedeutende Zahl sehr beachtenswerther Vertreter auf. Daneben entstand Fabrik auf Fabrik, Gewerk auf Gewerk. Der Wohlstand mehrte sich, damit die Bevölkerung. Immer lebhafter gestaltete sich der



Kais. General-Commissär Anton Schneider.

Verkehr mit dem Ausland. Beförderte diesen schon der Bau zahlreicher Straßen im Inneren, großer Brücken über den Rhein und die Verzweigung der Vorarlbergerbahn, so ist seit der Eröffnung der Arlbergbahn das Land endlich in die unmittelbarste Verbindung mit den übrigen Theilen der Monarchie, ja sogar in den Kreis des Weltverkehrs getreten. Durch eine stattliche Flottille auf dem Bodensee und einen erweiterten Hafen zu Bregenz hat Österreich endlich sich auch würdig den übrigen Uferstaaten an die Seite gestellt. Was Vorarlberg auf dem Gebiete der Industrie,

Gewerbe und Landwirthschaft zu leisten vermag, zeigte die Landesausstellung vom Jahre 1887. Leider haben seitdem die furchtbaren Rheinüberschwemmungen von 1888 und 1890 schweres Unheil über einen großen Theil des Landes gebracht. Die schon lange als nothwendig erkannte Regulirung dieses Stromes ist nun mehr als je die brennende Frage des Tages. Möge sie baldigst einer glücklichen und segenbringenden Lösung zugeführt werden und Vorarlberg vor so schweren Heimsuchungen in der Zukunft verschont bleiben.



Wappen von Vorarlberg.



Chremozinkographie von C. Angerer & Göschl. Druck der k. k. Hof- und Staatsdruckerei in Wien.

Alte Tracht einer Bregenzwälderin; Mann aus Dux; Mann mit rothem „Hemd“ aus dem Sarnthal; Frauentracht aus Castell tessina.



Deutschtiroler-Typen.

Zur Volkskunde von Tirol und Vorarlberg.

Physische Beschaffenheit der Bevölkerung in Tirol und Vorarlberg.



Selten hat der Lauf geschichtlicher und vorgeschichtlicher Begebenheiten so vielerlei Menschen verschiedener Stammesangehörigkeit auf engem Raum zusammengeführt und vereinigt, wie dies in Tirol und Vorarlberg geschehen ist. — Die Geschichte unterrichtet uns, daß die rhätischen Volksstämme, welche den Urstock der Bevölkerung gebildet haben, zu verschiedenen Zeiten von einer großen Zahl fremder Elemente durchsetzt, ja zum Theil völlig verdrängt worden sind; doch ist das Maß und die Ausdehnung, in welcher diese letzteren zum Aufbau der gegenwärtigen Bewohnerschaft mitgewirkt haben, im Einzelnen nicht auf das entfernteste zu überblicken. Immerhin aber ist unter solchen Umständen anzunehmen, daß sich in vielen Thälern des Landes gar manche körperliche Eigenthümlichkeiten des ursprünglichen oder des hinzugekommenen Stammes erhalten, ja sogar noch weiter ausgebildet haben und noch heute dem besonderen Gepräge der Bewohnerschaft zu Grunde liegen.

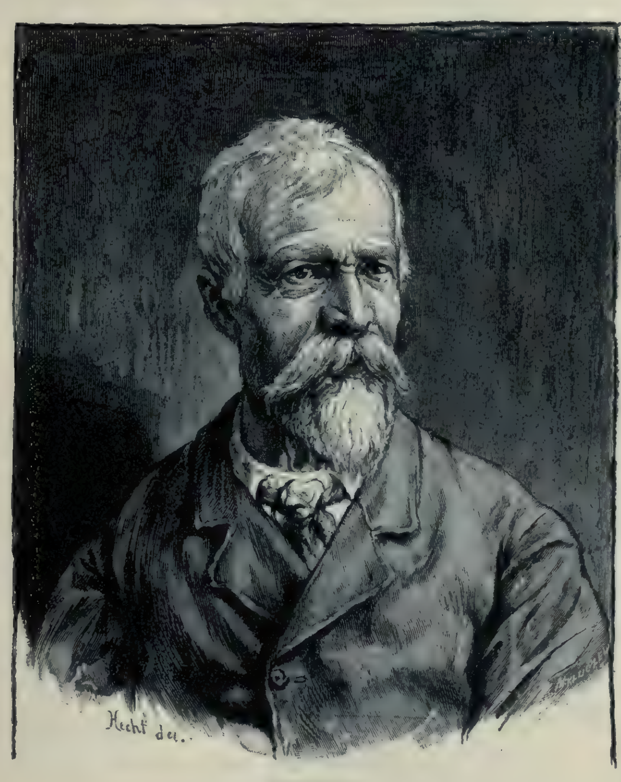
Dem gegenüber kommt jedoch wesentlich in Betracht, daß sich alle diese Menschen Jahrhunderte hindurch unausgesetzt unter dem Einfluß äußerer Umstände befunden haben,

welche wenigstens für bestimmte größere Gebiete des Landes der Art nach als gleichmäßige bezeichnet werden können. Es dürfte kaum zu bestreiten sein, daß die Summe dieser äußeren Einwirkungen, als welche namentlich das Klima, die Nahrung und die ganze durch die Gebirgslandschaft, sowie durch die socialen Verhältnisse bedingte Lebensführung hervorzuheben sind, eine namhafte Veränderung gewisser körperlicher Eigenschaften der Bewohner, und zwar soweit sie gleichartige waren, nach gleicher Richtung hin begünstigt, ja geradezu hervorgerufen hat. Abkömmlinge verschiedener Stämme haben sich so hinsichtlich gewisser körperlicher Eigenschaften in einheitlichem Sinne verändert und im Laufe der Zeit eine Reihe gemeinsamer Eigenschaften des Körpers erworben. Stämme oder Familien, deren Mitglieder und Nachkommen die zur Beherrschung der gegebenen äußeren Einflüsse unumgänglich nöthige Körperbeschaffenheit von vorneherein nicht oder nur in geringem Maße besessen haben und auch nicht befähigt waren, dieselben sich voll anzueignen, mögen allmälig verschwunden sein, während andere in dieser Hinsicht besonders begünstigte sich mehr und mehr ausgebreitet und die Grundlage für die Hauptmasse der gegenwärtigen Bevölkerung geliefert haben.

So wird es verständlich, daß die aus den verschiedensten Elementen zusammengewürfelte Bewohnerschaft des Landes in bestimmten Gebieten desselben zu einer nicht zu verkennenden Übereinstimmung der körperlichen, sowie der geistigen Eigenschaften gelangt ist, unbeschadet der Erhaltung mannigfacher Stammeseigenthümlichkeiten. Daß sich diese Gebiete zum Theil nicht scharf gegen einander und gegen die angrenzenden Theile der Nachbarländer abheben, daß sich stellenweise ein unmerklicher Übergang des einen in das andere vorfindet, und daß selbst im Innern der einzelnen Gebiete da und dort fremdartige Einsprengungen vorkommen, ist aus mancherlei Gründen leicht erklärlich; im Großen und Ganzen aber scheinen dieselben der sprachlichen und politischen Gliederung des Landes, Wälschtirol, Deutschtirol und Vorarlberg, zu entsprechen.

Der Körperbau der Tiroler ist im Allgemeinen ein derber und kräftiger, seien sie schlank und hager von Statur, wie der Mehrzahl nach im Oberinnthal und im östlichen Pusterthal, in Wälschtirol und in Vorarlberg, oder stämmig, untersetzt und breitschultrig, wie vorwiegend im Burggrafenamt und im Sarnthal, im westlichen Pusterthal und im Unterinnthal. Neben dem vierschrötigen, knietief und gemessen einherschreitenden Hochthalbewohner, neben dem schwerfälligen und ungelenken Bergbauer kann man allenthalben junge Burschen und Mädchen sehen, welche nach Ebenmaß und ausgeglichener Form des Leibes, nach Haltung und Bewegung an die mustergiltigen Typen des classischen Alterthums mahnen. Die Leichtigkeit und Elastizität ihres Ganges, ihre Regsamkeit und Gewandtheit bei jeglicher Arbeit erfreut das Auge des Beobachters. Allerdings halten Anmuth und Frische der Jugend gewöhnlich nicht allzulange vor. Denn vorzeitig beginnt

die Mühsal und Noth des täglichen Lebens den strammen Körper unter der Last harter Arbeit zu beugen, das glatte, schwellende Antlitz in zahlreiche Furchen zu legen und der Miene einen ernsten, ja harten Ausdruck aufzuprägen. Trotzdem bleibt der starkknochige, muskulöse Deutschtiroler bis ins hohe Alter hinein wetterhart und der schwersten Anstrengung gewachsen, ebenso wie der geschmeidigere, lebhaftere Vorarlberger und der zarter geformte, stets bewegliche Wälschtiroler eine oft geradezu erstaunliche Leistungskraft, Widerstandsfähigkeit und Ausdauer an den Tag legt.



Wälschtiroler.

Die Körpergröße schwankt in den verschiedenen Theilen des Landes nicht unbeträchtlich. Verläßliche Angaben darüber können jedoch vorläufig nur für das männliche Geschlecht gemacht werden.[1] — Die mittelgroßen Männer (von 160 bis 169 Centimeter Körpergröße) machen durchwegs etwa die Hälfte aller aus. Diesen erscheinen Große (170 Centimeter und darüber) und Kleine (unter 160 Centimeter) in den verschiedensten Verhältnissen beigemengt, woraus sich im Allgemeinen die Größe des Menschenschlages ergibt.

Ein Gebiet sehr großen Menschenschlages erstreckt sich im Unterinnthal über die Gerichtsbezirke Kufstein, Kitzbühel, Rattenberg und Höpfgarten, in welchen annähernd die Hälfte aller Männer zu den Großen zählt und nur 3 bis 5 Procent Kleine eingestreut sind. Daran schließen sich die Bezirke Schwaz, Fügen und Zell am Ziller, in welchen die Großen noch immer 45 bis

[1] Der besonderen Zuvorkommenheit des früheren Commandanten des Tiroler Jägerregiments, Herrn k. u. k. General-Majors Ritter von Kurz, verdankt der Verfasser eine von dem Herrn k. und k. Hauptmann Franz Kasperowski mit größter Sorgfalt angefertigte, nach Gerichtsbezirken geordnete Zusammenstellung der Körpergrößen sämmtlicher im Jahre 1890 untersuchten Stellungspflichtigen aus Tirol und Vorarlberg, deren Zahl im Ganzen 16.384 betrug. Dieses Material ist den obigen Angaben zu Grunde gelegt.

46 Procent, die Kleinen aber schon 8 bis 10 Procent ausmachen. Noch sehr ansehnlich ist ferner das Procentverhältniß der Großen (38 bis 43) in einem Gebiete, welches sich entlang der ganzen nördlichen Landesgrenze nach Westen erstreckt, die Landeshauptstadt in sich schließt und die um dieselbe gruppirten Gerichtsbezirke Hall, Mieders, Telfs, Imst, Silz und Reutte umfaßt. Ein zweites Gebiet besonders großen Menschenschlages bilden die Gerichtsbezirke Lienz und Windischmatrei mit 48 Procent Großen und etwa 5 Procent Kleinen. Hier hausen die weitaus Größten unter allen Tirolern, die Bauern des Kalserthals. Unter ihnen fand sich keiner, dessen Körpergröße weniger als 165 Centimeter betragen hätte, wogegen die Zahl der über 170 Centimeter messenden sich bis zu 61·1 Procent erhob.

Auch von diesem Gebiete aus sinkt westwärts die Körpergröße, erhält sich aber in den Bezirken Sillian, Welsberg, Bruneck, Brixen und Klausen noch auf ganz beträchtlicher Höhe (37·8 bis 43 Procent Große und 7 bis 11 Procent Kleine). Ein drittes Gebiet sehr großen Menschenschlages bilden endlich im Herzen Tirols die Gerichtsbezirke Sterzing, Sarnthal und Passeier mit einem Procentsatz von 44 bis 50 an Großen. Hieran reiht sich südwestlich der Meraner Bezirk mit 40·5 Procent Großen und 7 Procent Kleinen.

So erscheint der bei weitem größte Antheil Deutschtirols von einem hochwüchsigen Menschenschlag bewohnt, dessen ebenbürtige Nachbarn das baierische Hochland und den Pinzgau bevölkern. Nur im Süden und Westen Deutschtirols finden sich Gebiete mittleren und kleinen Menschenschlages. Zu den ersteren zählen zunächst die Gerichtsbezirke Bozen, Lana und Kastelruth mit 34 bis 37 Procent Großen und 11 bis 12 Procent Kleinen, während die Bezirke Kaltern und Neumarkt mit 18 und 21 Procent Kleinen und nur 25, beziehungsweise 26 Procent Großen sich bereits an den kurzwüchsigen Schlag Wälschtirols anlehnen. Das westliche Gebiet mittleren Schlages erstreckt sich auf die Gerichtsbezirke Landeck und Ried mit 32, beziehungsweise 35 Procent Großen und 12, beziehungsweise 13 Procent Kleinen; die südwärts davon an der Westgrenze Tirols sich hinziehenden deutschen Bezirke Nauders, Glurns und Schlanders enthalten wieder einen kleinen Menschenschlag mit nur 23 bis 27 Procent Großen und 12 bis 17 Procent Kleinen.

Bemerkenswerth ist, daß die ladinische Bevölkerung im Osten des Landes sich hinsichtlich der Körpergröße keineswegs gleichmäßig verhält. Während der an das Pusterthal unmittelbar angrenzende Gerichtsbezirk Enneberg, ähnlich wie Ampezzo, ein Verhältniß von 41 Procent Großen und 8 Procent Kleinen aufweist, sinkt der Procentsatz der Großen in den Gerichtsbezirken Buchenstein und Fassa auf 29·9, beziehungsweise 18·8 herab und erhebt sich dagegen die Zahl der Kleinen auf 16, beziehungsweise 19 Procent. Wieder anders verhält es sich im Grödenthal, wo die Großen die beträchtliche Procentzahl von 32·7 erreichen, jedoch mit 21 Procent Kleinen vermengt sind.

Der italienische Antheil Südtirols beherbergt beinahe ausschließlich einen kleinen Menschenschlag. Anschließend an Kaltern und Neumarkt zählt der Gerichtsbezirk Lavis noch 25 Procent Große. Auch im Thal der Brenta erhält sich die Zahl der Großen annähernd auf derselben Höhe, jedoch mit einer Beimengung von 16 bis 20 Procent Kleinen. Ja in dem anstoßenden Gerichtsbezirk Pergine steigt die Ziffer der Großen sogar



Wälschtirolerin.

auf 37·5 Procent an, während die der Kleinen auf 9 Procent herabsinkt. Hier findet sich der größte Menschenschlag Wälschtirols, denn in den übrigen Bezirken schwankt die Anzahl der Kleinen zwischen 16 und 25 Procent, die der Großen zwischen 17 und 24 Procent. Der kleinste Schlag findet sich in den Bezirken Arco und Mori mit 15, beziehungsweise 13 Procent Großen und 29 Procent Kleinen. Am unteren Laufe des Avisio, im Gerichts-

bezirk Cembra endlich fällt die Zahl der Großen bis auf 12 Procent, während die der Kleinen 25·5 Procent beträgt.

Vorarlberg besitzt durchwegs einen mittleren Menschenschlag mit 32 bis 37 Procent Großen und 10 bis 13 Procent Kleinen. Nur im Bezirk Bludenz fällt die Zahl der Großen auf 28 Procent und in Montavon die Zahl der Kleinen auf 7·8 Procent herab.

Hinsichtlich der Kopfform der tirolischen Bevölkerung haben die bis nun vorliegenden Untersuchungen zu dem Ergebniß geführt, daß, ähnlich wie bei den Nachbarvölkern, in allen Theilen des Landes verschiedene Schädeltypen vermengt vorkommen, und zwar dieselben Typen, welche über ganz Mitteleuropa verbreitet sind. Was aber die procentuale Vertheilung derselben betrifft, zeigt sich allerdings in Tirol und in den einzelnen Gebieten des Landes manches Bemerkenswerthe.[1]

In Deutschtirol ist im Allgemeinen der Kurzbau des Schädels (Brachykephalie) in seinen verschiedenen Abstufungen weitaus am meisten verbreitet, und zwar in Verbindung mit einem verhältnißmäßig langen und schmalen Gesicht. Zum mindesten vier Fünftheile aller Tiroler Schädel fallen in diese Kategorie. Das Eisackthal, das Lechthal, das Ultenthal, Passeier und Nonsthal weisen ein noch höheres Procentverhältniß dieser Schädelform auf; ja in manchen Gegenden, wie im westlichen Pusterthal, im Ennebergischen und im Grödenthal scheinen langgebaute (dolichoide) Schädel nur als vereinzelte Ausnahmen vorzukommen.

Von höchstem Interesse und geradezu bezeichnend für die deutschtirolische Bevölkerung ist die verhältnißmäßige Häufigkeit eines hohen Grades von Kurzbau des Hirnschädels — der Hyperbrachykephalie. Es sind dies Schädel von rundlicher oder kurz-ovaler Form, beträchtlicher oder mindestens mittlerer Höhe, mit breitem, stark abgeflachtem und steil abfallendem Hinterhaupt. Wenn man die Länge des Hirnschädels gleich 100 setzt, so beträgt die relative Breite eines solchen Kopfes (sein Längen-Breiten-Index) 85 oder mehr. Der flache Scheitel verjüngt sich nach vorne zu einer mäßig breiten Stirne; der Übergang des Scheitels in das Hinterhaupt wird durch eine annähernd rechtwinklige Abbiegung der Scheitelbeine unmittelbar hinter den Scheitelhöckern bewirkt, so daß sich etwa das hintere Drittheil beider Scheitelbeine in eine Ebene mit der Schuppe des Hinterhauptbeines einstellt. Der hinter der Ohrgegend ausladende Antheil des Schädels ist demgemäß ganz auffallend kurz.

Diese Schädelform wird mit Vorliebe — ob mit Recht möge dahingestellt bleiben — als die der alten Rhätier angesehen; sie ist in allen Theilen Tirols verbreitet,

[1] Den diesbezüglichen Ausführungen sind nebst eigenen Erfahrungen wesentlich die Mittheilungen von Professor M. Holl und von Dr. Fr. Tappeiner zu Grunde gelegt.

vorwiegend in den von Ladinern bewohnten Thälern, wie überhaupt in allen jenen Gebieten, in welchen der Kurzbau des Schädels am meisten vorherrscht. Sie erstreckt sich dort bis auf die Hälfte aller Schädel und selbst darüber hinaus. Unter allen Tiroler Schädeln dürften die hyperbrachykephalen etwa den dritten Theil ausmachen. Weitaus am spärlichsten scheinen sie sich im Ziller- und Duxerthal zu finden, wo sie kaum mehr als 10 Procent betragen dürften.

Die dolichoide Form des Schädels tritt demnach in Deutschtirol ziemlich stark zurück; höhere Grade derselben (Dolichokephalie, mit einem Index von 75 und darunter) treten zumeist ganz vereinzelt auf, nur im Ziller- und Duxerthal erheben sie sich über 5 Procent, im Unterinnthal und im Wippthal über 2 Procent. Ein mäßiger Grad von



Frauen aus Dornbirn (Vorarlberg) und aus Wörgl (Unterinnthal).

Langbau (Mesokephalie mit einem Index zwischen 75 und 80) wird etwa in 15 Procent aller Tiroler Schädel getroffen. Er ist am stärksten im Zillerthal vertreten (42 Procent), ferner im Unterinnthal (25 Procent), im Wippthal, Burggrafenamt, Sarnthal und Vintschgau, sowie im östlichen Pusterthal (15 bis 20 Procent). In anderen Landesgebieten werden, wie schon bemerkt, auch die mesokephalen Schädel seltener, ja sie erscheinen nur ganz ausnahmsweise und räumen so dem brachykephalen Typus vollständig das Feld.

Das Gesichtsskelet zeichnet sich im Allgemeinen durch längliche Form aus, wenngleich allenthalben auch kurze und breite Gesichter zur Beobachtung kommen. Am zahlreichsten und am ausgeprägtesten scheinen die letzteren im Burggrafenamt, im Ultenthal

und im Eisackthal vorzukommen; ist ein solches an einen hyperbrachykephalen Schädel gefügt, so verleiht es dem ganzen Kopf eine auffallend gedrungene rundlicheckige Gestalt. Durch besonders langes Gesicht zeichnen sich viele Wippthaler und Pusterthaler, insbesondere aber die Kalser- und Iselthaler aus.

Während die Vorarlberger hinsichtlich der Schädelbildung ähnliche Verhältnisse wie die Deutschtiroler aufweisen (ein beträchtliches Vorwiegen der Brachy- und Hyperbrachykephalie scheint sich auf das Walserthal und auf Montavon zu erstrecken), fällt im Bereiche Wälschtirols das häufigere Vorkommen dolichoider Schädelformen und das erhebliche Zurücktreten der Hyperbrachykephalie auf. Aber auch hier gibt es nicht unbedeutende Verschiedenheiten in der procentualen Vertheilung der einzelnen Formen. Im Valsugana, in Judicarien und im italienischen Antheil des Nonsberges finden sich 60 bis 67 Procent Brachykephale, von welchen etwa nur 15 Procent in das Bereich der Hyperbrachykephalie fallen. Etwa 30 Procent sind Mesokephale und 3 Procent, in Judicarien sogar nahezu 7 Procent sind Dolichokephale. Der italienische Antheil des Etschthals weist nur mehr 49 Procent Brachykephale mit 8 Procent Hyperbrachykephalen auf, hingegen 45 Procent Mesokephale und 6 Procent Dolichokephale. Im Fleimsthal endlich sinkt die Zahl der Brachykephalen auf 45 Procent mit nur 2·6 Procent Hyperbrachykephalen, wogegen sich die Mesokephalen auf 51 Procent erheben. Die Dolichokephalen betragen aber hier nicht mehr als 4 Procent.

Der Haar- und Bartwuchs ist zumeist von mäßiger Dichte und Stärke, bei den Wälschtirolern im Allgemeinen voller und üppiger. Das Haupthaar ist vorwiegend ein schlichtes, doch kommen allenthalben, häufiger in Wälschtirol, auch wellige, lockige und gekräuselte Haare in allen Farbenabstufungen vor; selbst der schwarze Krauskopf findet nicht nur unter den italienischen, sondern auch unter den deutschen Landeskindern ab und zu Vertreter.

Im ganzen Lande sind hellhaarige und dunkelhaarige, sowie helläugige und dunkeläugige Personen untermengt, doch gibt es Gebiete, in welchen die einen oder die anderen entschieden die Mehrheit bilden. Im Lechthal und im östlichen Pusterthal sind blonde Haare neben blauen oder grauen Augen die Regel; auch im Sarnthal und in Passeier, im unteren Innthal und im westlichen Pusterthal wiegen sie auffallend vor. Grauen Augen begegnet man am häufigsten in den östlichen Grenzbezirken Deutschtirols. Dem gegenüber erscheint der ganze italienische Antheil des Landes als ein Gebiet, in welchem braune Augen mit dunkelbraunem oder schwarzem Haar entschieden viel reichlicher vertreten sind als in irgend einem Theil Deutschtirols. Am auffallendsten tritt dies in Judicarien, im Fleimsthal und im Valsugana hervor. In dem deutschen Antheil Südtirols scheint insoferne ein Übergangsgebiet zu bestehen, als in den Bezirken Kaltern,

Neumarkt und Bozen, selbst noch in Klausen und Brixen, der braune Typus in einem ansehnlichen Procentverhältniß neben dem blonden zur Geltung kommt. Unter den Ladinern herrscht braunes Haar mit grauen oder braunen Augen sichtlich vor. In Vorarlberg besitzt hingegen wieder der blonde Typus den unbestrittenen Vorrang, wenngleich stellenweise, insbesondere in Montavon, die Braunen die Mehrheit der Bevölkerung auszumachen scheinen. Das größte Procentverhältniß der Blonden stellen Feldkirch und Dornbirn. Nicht unerwähnt darf bleiben, daß auch das rothe Haar mit seinen verschiedenen Abtönungen in Tirol und Vorarlberg keineswegs eine seltene Erscheinung ist. Allerorts kann man es finden, jedoch scheinen es durchwegs bestimmte Familien zu sein, welche eine größere oder kleinere Zahl von Trägern desselben liefern. Ob es in dem italienischen Antheil des Landes mehr verbreitet ist als in Deutschtirol oder in Vorarlberg, ist vorerst nicht sicher zu entscheiden.

Der Grad der körperlichen Rüstigkeit der Bevölkerung findet nach einer gewissen Richtung hin seinen Ausdruck in der Verhältnißzahl der stellungspflichtigen Jünglinge, welche mit Rücksicht auf ihre Körperbeschaffenheit zum Militärdienst tauglich sind, zu denjenigen, welche wegen körperlicher Gebrechen als untauglich erscheinen. Dieses Verhältniß stellt sich für Tirol im Vergleich mit den anderen Kronländern der Monarchie im Allgemeinen als ein recht günstiges dar, allerdings nicht gleichmäßig im ganzen Lande. Abgesehen davon, daß die größeren Städte, wie allenthalben, einen hohen Procentsatz von wegen Körpergebrechen untauglichen Stellungspflichtigen aufweisen (Trient 74·5 Procent, Rovereto 70·2 Procent, Bozen 70·9 Procent, Innsbruck 65·1 Procent), muß es ganz besonders auffallen, daß sich diese Procentzahl auch in manchen ländlichen Bezirken schönen Menschenschlages auf sehr bedeutender Höhe hält. So sind im Jahre 1890 im Sarnthal 74·6 Procent, in Windischmatrei 67·7 Procent, im Kalserthal 66·7 Procent, im Schnalserthal sogar 81·8 Procent der Stellungspflichtigen wegen körperlicher Gebrechen als untauglich befunden worden. Die kleinste Ziffer der Untauglichen weisen die Bezirke Sterzing (49·3 Procent), Ampezzo (47 Procent), Passeier (46·9 Procent) und Bruneck (46·5 Procent) auf. In ganz ähnlichen Grenzen schwankt dieses Verhältniß auch in Wälschtirol. Hingegen behauptet sich die Zahl der wegen Körpergebrechen Untauglichen in Vorarlberg durchaus auf sehr ansehnlicher Höhe: von 62·3 Procent in Dornbirn bis 74·1 Procent im Gerichtsbezirk Bregenz. Bemerkenswerth ist das hohe Procentverhältniß von 71·8 im Bregenzer Walde.

Von den in dieser Hinsicht in Betracht kommenden Gebrechen sind verhältnißmäßig häufig: Mißbildungen des Rumpfes, Plattfuß, Blähhals und Kropf und chronische Hautkrankheiten. Eine verhängnißvolle Bedeutung nehmen überdies die Geisteskrankheiten in Anspruch, deren verschiedene Formen, abgesehen von dem sporadisch vorkommenden

Kretinismus, sowohl in Tirol wie in Vorarlberg in nachweisbar zunehmender Häufigkeit auftreten. Ererbte Anlage, Mißbrauch geistiger Getränke und Gemüthsbewegungen mannigfacher Art werden als die hervorragendsten Ursachen dieser betrübenden Erscheinung angesehen.

Eine Frage von allergrößter Tragweite, nämlich die nach dem Einfluß der Lebensverhältnisse auf die physische Beschaffenheit der Landesbewohner, kann nur ganz kurz gestreift werden. Nichts ist gewiß geeigneter den Körper zu stählen und gegen Erkrankung widerstandsfähig zu machen, als die frühzeitige Gewöhnung an harte Arbeit in freier, frischer Gebirgsluft, verbunden mit ausreichender, kräftiger Nahrung. Unter solchen Verhältnissen befindet sich in der That ein großer Theil der bäuerlichen Bevölkerung des Landes und ihnen verdankt sie vorzugsweise die Erhaltung ihrer körperlichen Rüstigkeit. Leider aber sind die wirthschaftlichen Verhältnisse und die Beschaffenheit des Bodens nicht allenthalben derart, daß das Land seine Bewohner ausreichend zu ernähren vermöchte. In vielen Familien herrscht jahraus, jahrein Mangel und Noth; ganze Ortschaften und Thalstriche befinden sich in drückendster Armuth, deren Gipfelpunkt in einzelnen Gegenden Wälschtirols durch das sporadische Vorkommen der Pellagra bezeichnet wird, welche man mit Recht die Krankheit der Ärmsten, Mal della miseria, nennt. Insoferne nicht ein Erwerb in der Fremde oder eine angemessene industrielle Bethätigung Abhilfe zu schaffen vermag, hat die Verarmung der Bevölkerung und der mit dieser gewöhnlich gleichen Schritt haltende Mißbrauch geistiger Getränke eine sichtlich zunehmende Verschlechterung der körperlichen Beschaffenheit im Gefolge.

Es liegen aber auch Anhaltspunkte vor, welche unzweideutig darauf hinweisen, daß die industrielle Beschäftigung, sei es in Form der Hausindustrie, sei es in Form der Fabriksarbeit (Textilindustrie), in jenen Theilen des Landes, in welchen sie zu intensiver Entwicklung gelangt ist, einen ungünstigen Einfluß auf die Körperbeschaffenheit der betreffenden Personen geübt hat. Ganz auffallend tritt dies in Vorarlberg hervor. Erfahrene Ärzte des Landes bezeugen, daß der Gesundheitszustand und die körperliche Rüstigkeit bei den Fabriksarbeitern entschieden ungünstiger ist als bei der bäuerlichen Bevölkerung. Bleichsucht und Blutarmuth junger Mädchen kennt man in Vorarlberg erst seit der Einführung der Stickmaschinen. Skrophulose und Lungenschwindsucht mehren sich mit der Ausbildung des Fabrikswesens und mit der durch dieses bedingten Veränderung der Lebensweise und Ernährung der Bewohnerschaft. Trotz der hoch anerkennenswerthen, ja geradezu mustergiltigen Bemühungen, welche ein Theil der Fabriksherren Vorarlbergs für das körperliche Wohl der Arbeiter verwendet, erhalten sich die letzteren nur dort in sichtlichem Wohlbefinden, wo ihnen die Möglichkeit geboten ist, sich neben der Fabriksarbeit auch mit der Landwirthschaft zu beschäftigen.

Die Ausbreitung der Lungenschwindsucht[1] ist denn auch in Vorarlberg eine sehr beträchtliche, insbesondere im Gerichtsbezirk Feldkirch, in welchem sie den fünften Theil aller Todesfälle veranlaßt. Auch auf die früher berührte hohe Ziffer der zum Militärdienst Untauglichen übt sie ohne Zweifel einen erheblichen Einfluß. In Tirol tritt die Tuberkulose nicht in sehr erheblichem Maße auf, abgesehen von einzelnen Theilen des oberen und des unteren Innthals, in welchen industrielle Betriebe eine hervorragendere Rolle spielen und ihr häufigeres Vorkommen begünstigen. Es scheint insbesondere, daß die bäuerlichen Bewohner hochgelegener Ortschaften Tirols verhältnißmäßig selten von ihr befallen werden; ja manche von diesen, wie beispielsweise Gerlos, Finkenberg, Gschnitz, Gries, Brenner, Gossensaß, Vals, Afers, Wimbach, Hollbruck, St. Martin in Gsieß, Wolkenstein im Grödenthal, Corvara, Colfuschg, ferner Ossana, Comasine und Pejo im Sulzberg und andere haben in den Jahren 1882 bis 1886, bezüglich welcher amtliche Berichte vorliegen, keinen einzigen Todesfall infolge dieser Krankheit zu verzeichnen.

Ungeachtet der vielfach recht mißlichen Daseinsbedingungen gestalten sich die Verhältnisse der Lebensdauer in Tirol und Vorarlberg doch im Allgemeinen sehr befriedigend — ein weiterer Beleg für die körperliche Tüchtigkeit und Kernhaftigkeit der Bevölkerung. Nach den Ergebnissen der Volkszählung vom 31. December 1880 standen von 1.000 Einwohnern im Alter von 70 Jahren und darüber: in Nordtirol 43·5, in Mitteltirol 43·4, in Vorarlberg 33·5 und in Wälschtirol 31·9. Für die gesammte westliche Reichshälfte beträgt diese Ziffer nur 22·7. Ein ganz ähnliches Verhältniß zeigt sich hinsichtlich der Personen zwischen dem 50. und 70. Lebensjahr, so daß also die höheren Altersclassen, insbesondere in Nord- und Mitteltirol, einen sehr erheblichen Antheil an der Zusammensetzung der Bevölkerung nehmen. Das 20. Lebensjahr erreichten nach einem mehrjährigen Durchschnitt von 1.000 geborenen Knaben in Tirol und Vorarlberg 598, in der gesammten westlichen Reichshälfte nur 519. Auch die Sterblichkeit im frühen Kindesalter erweist sich als eine verhältnißmäßig nicht sehr beträchtliche. Es starben nach einem vierjährigen Durchschnitt von 1.000 lebendgeborenen Kindern während des ersten Lebensjahres: in Nordtirol 219·7, in Mitteltirol 201·5, in Vorarlberg 220·5 und in Wälschtirol 230. Auch in dieser Hinsicht erscheint also der deutsche Antheil des Landes, namentlich aber Mitteltirol gegenüber Wälschtirol im Allgemeinen auffallend begünstigt; es darf jedoch nicht unerwähnt bleiben, daß mehrere Bezirke Deutschtirols diesbezüglich eine recht unerfreuliche Ausnahme machen, während gewisse Bezirke Wälschtirols sehr befriedigende Verhältnisse aufweisen. Es starben beispielsweise von 1.000 lebendgeborenen

[1] Das statistische Material hinsichtlich der Gesundheitsverhältnisse und der Lebensdauer verdankt der Verfasser theils privaten Mittheilungen des Herrn Ministerialsecretärs Dr. J. Daimer, theils ist es dem von diesem im Jahre 1886 herausgegebenen Sanitätsbericht für Tirol und Vorarlberg entnommen.

Kindern während des ersten Lebensjahres in den Bezirken Kufstein 175·5, Schwaz 183·7, Kitzbühel 190·7, hingegen im Gerichtsbezirk Innsbruck Umgebung 266·5, in der Stadt Innsbruck 235·7, im Bezirk Landeck 236·7, im Bezirk Reutte 225·5. Für Wälschtirol ergab sich die größte Sterblichkeit rücksichtlich der Kinder aus dem ersten Lebensjahr in den Gerichtsbezirken Primiero (265 pro Mille), Cles (261 pro Mille) und Tione (245 pro Mille), die geringste dagegen in den Stadtbezirken Trient (183 pro Mille) und Rovereto (190·5 pro Mille). In Vorarlberg ist in dieser Beziehung ein erheblicher Unterschied zwischen den verschiedenen Bezirken nicht hervorgetreten.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Sterblichkeit der Kinder im ganzen Lande eine noch viel geringere sein könnte, wenn nicht die Pflege und Ernährung derselben gar Vieles zu wünschen übrig lassen würde. Nur wenige Mütter stillen ihre Kinder selbst und sehr wenige durch die ganze gebotene Zeitdauer. Dieser, wie es scheint, schon von alter Zeit herkömmlichen Unterlassung oder ungenügenden Ausübung einer hochwichtigen Verrichtung mag es wohl zuzuschreiben sein, daß in Tirol wie in Vorarlberg eine sehr große Zahl von selbst wohl ausgebildeten Müttern nicht befähigt ist, ihren Kindern die erforderliche Menge der naturgemäßen Nahrung zu bieten, oder daß die Quelle derselben schon nach wenigen Wochen zu versiegen beginnt. Die Verwendung von Ammen, welches Wort übrigens in Tirol nicht im Sinne einer „Nährmutter“, sondern in dem einer Kinderwärterin gebraucht wird, kommt nur als äußerst seltene Ausnahme in den Städten vor; der bäuerlichen Bevölkerung ist sie völlig unbekannt. Allerdings steht im ganzen Lande vortreffliche Kuhmilch als Ersatz der mütterlichen Nahrung leicht zu Gebote, und darauf wird es zurückzuführen sein, daß die öffentliche Meinung das Selbststillen keineswegs als eine unerläßliche Mutterpflicht erachtet. Wird aber, wie es in der That sowohl in Tirol als in Vorarlberg geradezu Landessitte ist, die künstliche Nahrung dem Säugling in unzweckmäßiger Form dargereicht und wird überdies bei dem Gebrauch der Saugflaschen die Sorge für peinlichste Reinlichkeit außer Acht gelassen, so ist es die unausbleibliche Folge, daß so mancher Säugling den „Fraisen“ oder einem Darmkatarrh erliegt oder daß im zartesten Alter der Keim zu Erkrankungen und zu dauernder Körperschwäche gelegt wird. Nicht zum geringsten Theil ist es daher in die Hand der tirolischen Frauen und Mütter gegeben, für die Hebung des physischen Wohles der Bevölkerung zu wirken — durch vernunft- und naturgemäße Pflege der Kinder.

Volksleben der Deutschen in Tirol.

Volkscharakter. Es dürfte wohl kaum ein Alpenland geben, in dem sich der Volkscharakter so verschiedenartig ausprägt wie in Tirol. Hierbei sind wie anderswo Natur, Stammesart und Lebensweise, Erwerb und Beschäftigung von nachhaltigem

Einfluß gewesen. Nicht nur hat der eingreifende Gegensatz von Nord und Süd diesseits und jenseits des gewaltigen Centralgürtels, der Tirol in zwei Hälften trennt, den klimatischen Verhältnissen entsprechend auf die Bewohner eingewirkt, sondern auch innerhalb dieser zwei großen Bezirke erzeugten die örtlichen Verhältnisse augenscheinliche Verschiedenheiten. Der „Bergler", der hoch oben an der Bergflanke wohnt, ist ein anderer als der Bewohner der Thalsohle, auf den er mit Stolz herabblickt; der „Thölderer", der die bis an den Eisstock sich hinziehenden Nebenthäler belebt, unterscheidet sich sowohl von dem Bewohner des Hauptthals, wie nicht minder von dem seines Nachbarthals, obgleich ihn nur ein schmaler Gebirgsrücken von ihm trennt. So ist der Zillerthaler verschieden vom „Alpäcker" (Alpacher), der Ötzthaler verschieden vom Pitzthaler und Paznauner; dasselbe gilt in Südtirol vom Bewohner der Seitenthäler, z. B. vom Villgrattner und Teferegger, vom Sarnthaler und Ultner. Die große Abgeschlossenheit dieser Thäler hat diese Verschiedenartigkeit des Charakters erzeugt.

Noch einschneidender macht sich die Abstammung der Bewohner geltend.

Die beiden großen Hauptstämme der Bajuvaren und Alamannen, erstere in den östlichen, letztere in den westlichen Thälern ansässig, weisen noch in voller Stärke ihre körperliche, geistige und gemüthliche Eigenart auf. Am auffallendsten zeigt sich dies im Innthal. Der alamannische Oberländer, dessen Gebiet bis hart an die Mauern von Innsbruck reicht, ist von dem Unterländer, obwohl er dasselbe offene Thal mit ihm bewohnt, hinsichtlich des ganzen Charakters so grundverschieden, daß sich aus diesem Gegensatz der Anlagen und Neigungen eine förmlich feindselige Stimmung entwickelt hat. Dazu kommt noch, selbst wenn wir von den Rückständen untergegangener seßhafter Stämme, der Longobarden, vielleicht auch der Gothen und anderer absehen wollen, der unverkennbare Einfluß, den die Slaven und die frühere romanische Bevölkerung ausübten. So ist z. B. der Charaktertypus der Romanen im alamannischen Vinstgau noch scharf hervortretend, deßgleichen wird jeder feinere Beobachter im bajuvarischen Unterpusterthal die Einwirkung der südlich angrenzenden „krautwälschen" Bevölkerung, im Hochpusterthal den Einfluß der einstigen slavischen erkennen. Vollständig scheidet sich das ruhige Wesen des Burggräflers aus, der schon durch seine körperliche Erscheinung verräth, daß er mit den genannten Stämmen nichts gemein hat.

So haben sich in Tirol unter dem Einfluß von Orts- und Stammesverhältnissen nach und nach vier oder, wenn man will, fünf große Charaktertypen herausgebildet, welche nach ihrem ganzen äußeren und inneren Sein vollständig verschieden und infolge dessen auch sofort erkennbar sind: der ernste und rauhe Oberinnthaler, der gemüthliche und biedere Unterinnthaler, der kluge Vinstger, der erwerbsinnige Pusterthaler, der bedächtige Burggräfler. Die Bewohner des Wippthals zeigen in ihrem Wesen eine

Mischung des Alamannischen und Bajuvarischen, die Bewohner des Eisackthals, sowie der untere Etschländer nähern sich dem Pusterthaler. Es darf daher nicht wundern, wenn diejenigen Züge und Eigenthümlichkeiten, welche den Charakter eines Volkes ausmachen, bei der Bevölkerung Tirols nicht einheitlich vertreten sind, sondern zum Theil in verschiedenem Ausmaße vertheilt sich offenbaren.

Was die geistigen Fähigkeiten des Tirolers anlangt, so ist derselbe durchgehends reich begabt. Das zeigt die verhältnißmäßig große Anzahl bedeutender Männer, die das Land auf den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft und Kunst hervorgebracht hat. Am stärksten ist diese Anlage beim Oberinnthaler vorhanden, der an Schärfe des Verstandes alle anderen übertrifft. Ebenso ist bei ihm, wie überhaupt beim Tiroler, der Kunsttrieb hochentwickelt. Fast scheint es, als ob sich hinsichtlich dieser ausgesprochenen Anlage eine Nachwirkung der früheren romanischen Bevölkerung geltend machte. Heller Verstand zeichnet auch den Pusterthaler und Vinstger aus, nicht ohne Beigabe klug berechnenden Sinnes. In dieser Hinsicht stehen diese letztgenannten Beiden bei ihren nördlichen Landesangehörigen in etwas schlimmem Geruche und das landläufige Sprichwort: „Der Pusterer hat a Kuh g'stohlen und der Vinstger hat sie ihm außerg'logen“ zeigt jedenfalls, daß sie nicht auf den Kopf gefallen sind und eine gewisse Übervortheilungsgabe ihnen zu eigen ist.

Neben dem klaren Verstande ist ein gewisser Zug von Gemüth jedem Tiroler angeboren. Ausgesprochen tritt er nur beim Unterinnthaler zu Tage, der ob dieser harmonischen Mischung der liebenswürdigste und uneigennützigste der tirolischen Bewohner genannt werden muß. Daneben macht sich bei ihm laute Lebenslust mit stark hervortretender Sinnlichkeit geltend. Deßhalb ist auch im Unterland die Heimat des Volksgesanges, der in keinem Landestheile so hell erklingt. Dieser bald mehr bald weniger ausgeprägten Gemüthsanlage der Tiroler entspricht auch ihr tief religiöser Sinn. Zeugniß dafür sind die vielen und schönen Kirchen und zahllosen Kapellen, die allerorts dem Wanderer entgegengrüßen. Besonders im armen Oberinnthal ist die Religion Herzenssache und nirgends ist rührendes Gottvertrauen so zu Hause als dort. Der Besuch der Messe leitet den Tag ein, wie der abendliche Rosenkranz denselben beschließt. Arme Leute, fromme Leute. Im Zusammenhang damit steht die große Achtung, welche die Geistlichkeit im Volke genießt, wie umgekehrt der große Einfluß, den erstere auf das letztere ausübt. Mit der Sittlichkeit ist es im Großen und Ganzen nicht viel besser bestellt als in anderen Alpenländern, aber auch gewiß nicht schlechter. Irrig wäre jedenfalls die Ansicht, daß Tirol ein jungfräuliches Land sei. Auch hier muß nach der Gegend wohl unterschieden werden. Während in den alamannischen Bezirken, besonders im Oberinnthal und Vinstgau, auf Zucht und Sitte streng gehalten wird und ein gefallenes Mädchen in der Gemeinde fast verfehmt ist, nimmt man es im lebenslustigen Unterinnthal, wie auch im Pusterthal in dieser Hinsicht nicht so



Rosenkranzbeten.

streng und ein „lediges“ Kind zu haben gilt dort nicht als Schande, besonders wenn, wie es häufig der Fall, der Betreffende sein Mädchen später heiratet. In der That erklären sich viele uneheliche Geburten aus dem Umstande, daß die späte Abtretung des heimatlichen Gutes dem Sohn das Heiraten erst spät ermöglicht. Bedenkt man noch, daß die strotzende Kraft dieser Bergbewohner und die reichliche Gelegenheit, welche durch das unbeachtete Beisammensein der beiden Geschlechter auf der Alpe, beim Bergmahd 2c. geboten ist, diesem Naturtrieb leichter Vorschub leistet, so wird man bei Beurtheilung des ziemlich hohen Procentsatzes unehelicher Geburten gewiß einen billigeren Maßstab anlegen.

Hervorgehoben zu werden verdient auch die große Offenheit, Ehrlichkeit und Verläßlichkeit des Tirolers, sowie sein starkentwickeltes Rechtsbewußtsein. Die Häuser auf dem Lande sind noch gegenwärtig häufig unversperrt, Geldangelegenheiten und Verträge werden meist durch bloßen Handschlag bei einer Flasche Wein, die nicht fehlen darf, abgemacht. Glaubt der Tiroler im Recht zu sein, so ist er schwer davon abzubringen, und mancher aus Rechthaberei entstandene Proceß hat einen Bauern um Hab und Gut gebracht.

Arbeitslust und Erwerbstrieb sind beim Tirolerbauern nicht in dem Maße entwickelt, wie es wünschenswerth wäre, und der Spruch: „Wenn der Bauer nicht muß, rührt er weder Hand noch Fuß“ hat in gewissem Sinne Berechtigung. Er arbeitet eben nur so viel, als er zum Lebensunterhalt und zum Steuerzahlen braucht und läßt im Übrigen den lieben Herrgott einen braven Mann sein. Dies gilt in erster Linie von den sogenannten Dörchern oder Lanigern, einer ethnographischen Eigenthümlichkeit Oberinnthals und des oberen Vinstgaus, welche Zigeuner Tirols mit ihren Karren, ihrem — Weibe und einer Schar verwahrloster Fratzen als Pfannenflicker, Korbflechter, Obst- oder Geschirrhändler, in Wirklichkeit aber der Mehrheit nach als vagabundirende Bettler landaus landein ziehen, oft bis tief nach Kroatien und der Türkei, und nach Hause zurückgekehrt sich auf Gemeindekosten verpflegen lassen.

Aber selbst der emsige Bauer ist die Ertragsfähigkeit seiner Äcker und Wiesen zu steigern in seltenem Falle bedacht. Es hängt dies mit dem Mißtrauen zusammen, das der Tiroler im Allgemeinen Neuerungen, besonders auf landwirthschaftlichem Gebiete, und mögen sie noch so ersprießlich und fruchtbringend sein, entgegenbringt. Im Übrigen ist der Tiroler sparsam, ja knickerisch und dreht einen Kreuzer zweimal um, bis er ihn ausgibt. Freilich muß man auch hier bei den Bewohnern der verschiedenen Thäler unterscheiden. Das Gleiche gilt von der Mäßigkeit im Essen und Trinken. Der Südtiroler, besonders der Burggräfler, ißt und trinkt sehr viel, ebenso wird im Unterinnthal und Pusterthal beim Eßtisch tapfer zugegriffen, während der ärmere und nüchterne Oberländer mit geringerer Kost zufrieden ist. Bedauerlich ist der fast in allen Landestheilen, vorzüglich aber im Innthal verbreitete übermäßige Branntweingenuß, welche Pest seit Ende der Vierziger-

Jahre ins Land kam und trotz Entgegenwirkung der Priester und der Obrigkeit in steter Zunahme begriffen ist.

Sind nun die aufgezählten guten und schlimmen Charaktereigenschaften je nach den Thälern und Stämmen in verschiedenem Maße vertheilt, so gibt es doch zwei Vorzüge, welche allen Tirolern in gleicher Weise gemeinsam sind, nämlich die Liebe zur Heimat und zum Vaterland. Der Tiroler liebt sein Land wie sich selber und seine am



Eine Dörcherfamilie.

Abhang klebende Hütte, die er immer wieder an denselben Fleck hinbaut, wenn sie ihm die Muhr oder die Lawine dreimal fortgetragen hat. Treibt auch Suche nach Arbeit und Erwerb viele Landeskinder in die Fremde, sie kehren doch in ihren alten Tagen wieder zum Heimatherd zurück. Damit hängt auch die unerschütterliche Treue des Tirolers gegen Kaiser und Reich zusammen, welche Anhänglichkeit er in guten und bösen Tagen bewährt hat. Macht sich auch oft am Wirthstisch sein Unmuth über schlechte Verhältnisse und Steuerlast in derber Weise Luft, daß ein Nichteinheimischer meinen möchte, er habe einen

halben Revolutionär vor sich — wenn der Kaiser ruft, so eilt er um seinen Stutzen und gibt seinen letzten Tropfen Herzblut. Will man daher ein zusammenfassendes wahres Urtheil über die Bewohner des Landes abgeben, so muß man bekennen, der Tiroler ist im Durchschnitt ein grundehrlicher, fester und gemüthlicher Charakter, ein Mensch, der Kopf und Herz auf dem rechten Fleck hat und den Jeder liebgewinnen wird, der in der rauhen Schale den guten Kern zu finden weiß.

Besiedelung, Ortsanlagen und Wohnungen. Wie überall in den Alpen, erfolgte auch in Tirol zuerst die Besiedelung der Höhen. Hierzu drängte nicht nur die für Feldbau und Wirthschaft günstige Bodenbeschaffenheit der Mittelgebirgsterrasse gegenüber der auartigen und versumpften Thalsohle, sondern auch der Umstand, daß der Winter oben erfahrungsgemäß wärmer und milder, der Sommer kühler ist. Starke Bergbäche und kleine Quellwässerlein boten dem Ansiedler leichte Gelegenheit zur Tränke des Viehs, wie zur Berieselung der Felder und Wiesengründe. Zugleich befand er sich in nächster Nähe von Wald und Alpe. Deßhalb gehen auch alle alten Straßenzüge Nord- und Südtirols über die Höhen. Fanden Ansiedelungen im Thale statt, so wählte man fast ausnahmslos die ruhig gewordenen fruchtbaren Schuttkegel, die sich am Ausgang der Seitenthäler und Klammen fächerartig ausbreiteten, oder niedere Uferterrassen des Hauptthals, die vom wechselnden Lauf des Stromes nichts mehr zu fürchten hatten. Hierbei hatte, wie auch bei den Hangsiedelungen die Sonnenseite vor der Nörder-(Nord-Schatten-)seite den Vorzug.

In welcher Art nun die Besiedelung vor sich ging, ob hofmäßig oder dorfweise, läßt sich wohl mit vollständiger Sicherheit nicht mehr feststellen. Wahrscheinlich war beides der Fall. Man trifft Gelände, welche, wie z. B. der Anger-, Volder- und Niederndorferberg mit Einzelhöfen ganz übersäet sind, und wieder andere Gegenden, z. B. Stubai, wo sich nur Dörfer befinden und das Zwischenland fast keinen Hof aufweist. Jedenfalls hat dem germanischen Wesen entsprechend die hofmäßige Ansiedelung eine große Verbreitung gehabt. Lassen sich ja selbst nach der neuesten Forschung eine große Anzahl von Namen gegenwärtiger Dörfer, z. B. Götzens, Fritzens, Hatting und andere auf Personennamen zurückführen. Die dorfmäßige Ansiedelung dürfte sich vorzugsweise auf die Besitzergreifung bereits vorhandener älterer Niederlassungen beschränkt haben.

Was nun die gegenwärtige Gestalt der tirolischen Dörfer anlangt, so bestimmen Lage und Bodenverhältnisse, Lebensweise und Brauch, Wohlstand und kärglicher Erwerb deren Charakter. Das Dorf in der Thalsohle ist in der Regel behäbiger und schöner als das jedenfalls ältere auf dem unebenen und schwerer zugänglichen Mittelgebirge, dieses wieder entwickelter als die armseligen Weiler enger und unsicherer Hochthäler, wo die Häuser oft kaum ein ruhiges Plätzchen zum Standort finden. Ein Dorf, dessen Bewohner hauptsächlich Viehzucht und Alpenwirthschaft treiben, unterscheidet sich schon im Äußeren

wesentlich von jenem, das mit seinen reichen Feldern auf Ackerbau angewiesen ist. Die Lage einer Ortschaft an der Landstraße mit ihrem regen Verkehr, ebenso Erwerbsthätigkeit, Handel und Industrie prägen demselben einen bestimmten Charakter auf. So entstanden die eingassigen Straßendörfer längs den Verkehrsadern durchs Wipp- und Eisackthal, deßgleichen durchs Oberinnthal; anderseits kann das durch seine Eisenschmieden bekannte Vulpmes im Stubaithal als Industriedorf gelten.

Auch die Eigenthümlichkeit des Volksstamms wirkt bestimmend mit. Der alamannische Oberinnthaler und der mit romanischen Elementen versetzte Südtiroler und



Eine Häusergruppe bei Gries nächst Bozen.

Vinstgauer baut seine Steinhäuser eng aneinander gereiht, während der bajuvarische Unterinnthaler sein Heim möglichst abgesondert von den Nachbargehöften liebt.

Im Allgemeinen pflegt man geschlossene und zerstreute Dörfer zu unterscheiden. Erstere sind seltener und gehören fast ausschließlich der Ebene des Hauptthals an. Sie beleben mit ihren reinlichen Häusern und der stattlichen Kirche die Landschaft, letztere bildet den malerischen Schmuck des Gebirges. Hier steht oft nur ein Trüpplein Häuser, darunter Widdum, Wirthshaus und Schule gedrängt um die Kirche, die anderen Gehöfte liegen mehr oder minder vertheilt über das Gelände. In den engen Bergthälern und Kesseln mußten eben die Ansiedler das Fleckchen zum Hausbau benützen, wo es sich fand, darum kleben dort die Höfe wie vom Sturmwind zerstreut an den Lehnen herum. So ist es

z. B. in Kals; auch St. Vigil in Enneberg, St. Gertraud in Ulten, Mühlen im Mühlthal, Lavis, Sellrain, Alpach, Neustift sind zerstreute Dörfer.

Einen eigenen Typus tragen einige alamannische Dörfer des Oberinnthals, z. B. Barwies und Ehrwald. Da steht die Kirche inmitten eines weiten grünen Planes, den eine ehrwürdige Dorflinde schmückt, während rings herum die getrennten Gehöfte stehen. Auch Weerberg am südseitigen Mittelgebirge des Unterinnthals verdient wegen seiner eigenthümlichen Dorfanlage Beachtung. Es besteht aus einer einzigen im Halbkreis die Bergflanke umschlingenden Gasse von getrennten Einzelgehöften, welche derart liegen, daß an der Bergseite dahinter sich die dazugehörigen Anger, dann die Felder, die Wiesen, der Wald und endlich die sich am Berg hinanziehenden Asten (Voralpen) und Almen anschließen.

Von eigenartigem Charakter sind auch die sogenannten Sommerdörfer, welche, theils den vorarlbergischen Maiensäßen entsprechend, sich auf den Asten und Niederlegern befinden, theils auf der Fläche ausgedehnter Bergmähder gelagert sind. Sie werden nur im Sommer zum Zweck der Almwirthschaft oder Heufechsung bezogen, im Winter stehen sie verlassen. Manche derselben waren in früheren Zeiten das ganze Jahr bezogen und besaßen selbst eine Kirche mit einem Geistlichen, mußten aber schließlich infolge Holzmangels im Winter aufgegeben werden und dienen jetzt nur mehr der ins Thal gezogenen Bevölkerung als bäuerliche Sommerfrische zur Zeit des Bergheumahdes. Zu dieser Gattung von verlassenen Alpendörfern gehört z. B. Bschlabs in Pfafflar, welche oberinnthalische Ortschaft bis auf wenige Höfe verödet ist, während Plangeros im Pitzthal aus gleichem Grunde in Kurzem einem ähnlichen Schicksal entgegenzugehen droht.

Das tirolische Bauernhaus ist, was Bauart, Größe und Bequemlichkeit anbelangt, sehr verschieden, so daß es schwer wird, die abweichenden Typen zu einem halbwegs einheitlichen Bilde zu vereinigen. Trotzdem ist im Großen und Ganzen die Vertheilung der Räumlichkeiten und deren Einrichtung, weil aus dem gleichen Bedürfniß hervorgegangen, ziemlich dieselbe, so daß man, besonders wenn man untergeordnete Verschiedenheiten des ober- und unterinnthalischen, sowie des etschländischen (vinstgauischen) Hauses festhält, gut von einem tirolischen sprechen kann.

Die ältesten Häuser befinden sich in Dux und Pflersch, die schönsten im Unterinnthal. Daselbst trifft man auch, besonders in der Thalebene, zweistöckige Häuser, während sie sonst fast durchwegs einstöckig sind.

Die am häufigsten vorkommende Form des tirolischen Bauernhauses ist jene, bei welcher es der seine Front zuspitzende Giebel gewissermaßen in zwei Hälften theilt. Die eine meist bis zum Beginn des einen Dachflügels hinauf gemauerte Hälfte enthält die Wohnungen, nämlich Stube, Küche und Kammern, die andere hat nur einen

gemauerten Unterbau, in dem sich der Stall befindet, und einen Überbau aus Holz, der die Tenne und den Heuboden umfaßt. Auf einer Seite, wenn der Raum es gestattet, vorne, bei engen Dorfgassen rückwärts, führt eine breite Holzbrücke zum großen Tennenthor. Darunter ist der Eingang zum Stall. Liegt die Tennenbrücke rückwärts, so befindet sich der Haupteingang zum Stall an der Vorderseite des Hauses und rückwärts nur ein kleiner Stallausgang, der im Winter geschlossen bleibt. Die Thür des eigentlichen Wohngebäudes



Dorfanlage von Pfunds.

stößt mit dem sich dahinter öffnenden Hausgang (Flur) knapp an den Stall, steht also fast in der Mitte des ganzen Gehöftes. Die Fenster nebenan, gewöhnlich zwei an der Front und zwei an der Flanke, gehören zur Stube. Unter den Fenstern des oberen Stockwerkes läuft ein hölzerner Gang, im Unterinnthal Sommerlauben genannt. Wo, wie meist im Unterinnthal, der ganze Vorderbau gemauert ist, umrahmt derselbe oft drei Seiten des Hauses und mündet dann in einen unaussprechlichen Ort. Wo kein Gang ist, hat man statt dessen einen „Solder" (Söller) an der Hausfront angebracht. An alten Häusern, besonders des Oberinnthals, sieht man denselben noch manchmal am Eingang zur Hausthür, die also im Hochparterre liegt. Dann führen rechts und links oder auch nur auf einer Seite mehrere Stufen hinauf. Neuere mehrstöckige Häuser haben denselben am oberen

Stockwerk oder es führt vom Dachboden eine Thür heraus. Auf der Brüstung des zierlich ausgeschnittenen Holzgeländers prangen Blumen, besonders die beliebten Nelkenstöcke mit den vollen dunkelrothen Blüten, daneben hängt Wäsche oder im Herbst am darüber angebrachten Gestänge Erbsen- und Bohnenstroh. Auch Samen, Obstschnitze oder was sonst an der Luft trocknen und dörren soll, gibt man auf langen Brettern auf das Ganggeländer. Über dem „Solder“ unter dem First des weit vorspringenden Daches prangt der „Almbüschel“, den die von der Alm heimkehrende „Stafelkuh“ getragen hat. Er besteht im Oberinnthal aus einem Bündel von feingeschnittenen, sich lockenförmig aufrollenden Holzspänen, mit groben künstlichen Blumen und bunten Bändern geziert. Ihn überragt die „Palmlatte“, die der Bub nach seiner Rückkehr von der Palmweihe durch eine Dachlucke herausgesteckt hat, damit durch die geweihten Zweige das Haus vor Blitz und sonstigem Unglück bewahrt bleibe.

Die gemauerte Front oder Halbfront des Hauses schmücken häufig Madonnenbilder oder die Bilder von Heiligen, insbesondere bewährter Schutzpatrone. Manche Häuser sind von oben bis unten mit Gemälden überdeckt, so das hochinteressante Altwirthshaus in Ötz und das in ähnlicher Weise verzierte alte Gerichtsgebäude in Wenns am Eingang ins Pitzthal. Unter oder neben den Bildern, oft für sich allein steht der Hausspruch. Häufig findet er sich auch am Kranzbaum mit dem Namen des ersten Hausbesitzers und seiner Frau, sowie des betreffenden Zimmermanns nebst der Jahrzahl eingeschnitten und schwarz bemalt oder eingebrannt.

Die Sprüche sind entweder religiösen Inhaltes, z. B.:

Gott beschütze dieses Haus
Und alle, die da gehen ein und aus.

oder sie enthalten ernste und allgemeine Lebensregeln, die oft von ergreifender Schönheit und Tiefe sind, z. B.:

Ich leb, weiß nicht wie lang,
Ich sterb und weiß nicht wann,
Ich fahr und weiß nicht wohin,
Mich wundert, daß ich so fröhlich bin.

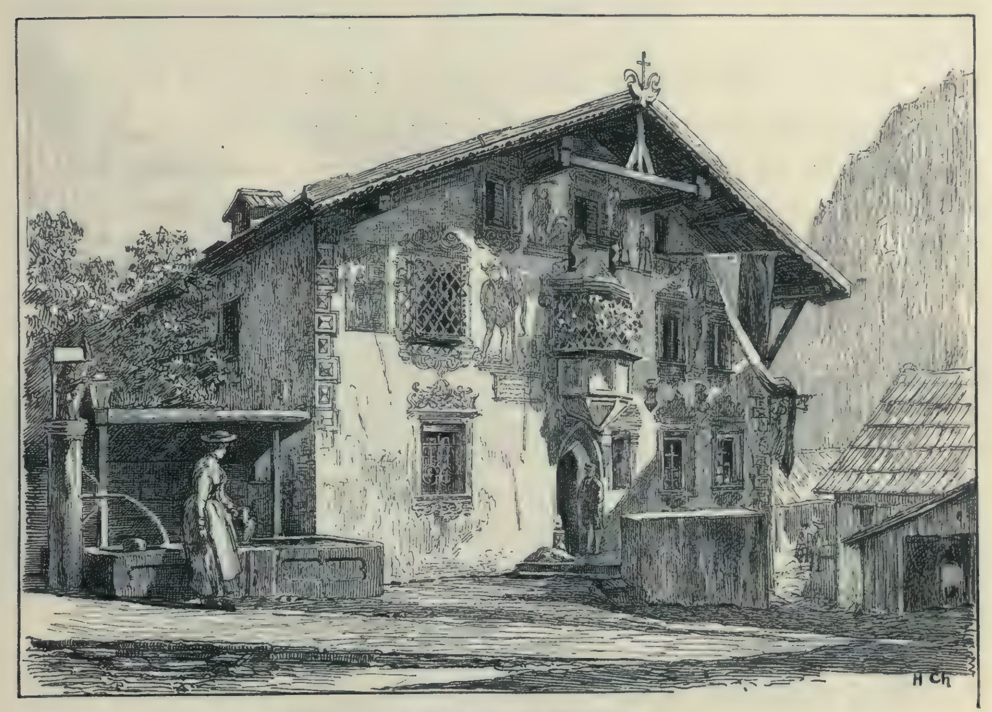
Nicht selten finden sich auch Verse, welche der Kritisirsucht der Nachbarn vorbeugen sollen, so die allbekannten:

Wer will bauen an der Straßen,
Muß die Leute reden lassen;
Rede jeder, was er will,
Ich wünsche jedem noch so viel.

Zu dieser Ausschmückung der Außenseite des Hauses gehören auch die in die Scheune als Luftlöcher eingeschnittenen Zierrathen, als Herzen, Blätter, Ziffern, Buchstaben,

Handwerkszeug 2c. Den Hauptschmuck bildet aber das kunstvoll ineinander gefügte Fachwerk des Raumes unter dem Giebeldach mit seinen schön geschnitzten Trägern und Spreizen. Solche Häuser mit prächtigem Fachwerk — gewöhnlich sind es Bauten aus dem XVI. und XVII. Jahrhundert — findet man z. B. auf dem reichgesegneten südlichen und besonders südwestlichen Mittelgebirge von Innsbruck in den Dörfern Lans, Götzens, Axams.

Sämmtliche Räumlichkeiten der Häuser überdeckt das ringsum vorstehende häufig in gekreuzte Pferdeköpfe ausgiebelnde ziemlich flache Schindeldach. Die Schindeln, aus



Oberinnthaler Haus: das bemalte Altwirthshaus in Ötz.

Lärchen- und Fichtenholz gekloben, werden an vielen Orten nicht genagelt, sondern nur übereinandergelegt und mit zahlreichen auf festgemachten Querstangen ruhenden Steinen niedergeschwert, damit sie der Wind nicht vertrage. Zu fünf bis zehn Jahren, je nach dem Holz, pflegt ein sorgsamer Hausvater die Schindeln umzudrehen, weil sie dann einige Jahre länger halten. Ein derartiges Dach nennt man ein „Rottdach". In Gegenden jedoch, welche heftigen Winden ausgesetzt sind, genügt diese Bedachungsart nicht mehr, sondern die Schindeln müssen festgenagelt und überdies durch feste Querstangen niedergehalten werden. Strohdächer sind fast nur auf den Mittelgebirgen des Etsch- und Eisackthals im Gebrauch. Auf den Dächern der unterinnthalischen Bauernhäuser, die überhaupt ein äußerst malerisches Aussehen haben, sitzt ein kleines Holzthürmchen mit der Essensglocke,

mittelst welcher das Gesinde von den ringsum gelegenen Wiesen und Feldern heimgerufen wird.

Wie schon oben erwähnt, zeigt die eben beschriebene Hauptform der tirolischen Bauernhäuser je nach den Thal- und Bodenverhältnissen mancherlei Abweichungen. So bildet im Oberinnthal das gemauerte Wohnhaus häufig den ganzen Vordertheil des Gehöftes, an den sich an der Rückseite, jedoch unter einem Dach Stall und Scheune anschließen. Im Pusterthal trifft man diese beiden Räumlichkeiten auch oft vom Wohngebäude abgesondert. Im Vinstgau haben die Häuser ebenfalls einen gemauerten Vorderbau, mit dem rückwärts die Scheune verbunden ist. Den Stall trennt der Hofraum vom Hause. Übrigens würde man nicht immer richtig gehen, wollte man aus der mehrfachen Anwendung von Mauerwerk auf den Wohlstand des Hausbesitzers schließen. Im felsigen Oberinnthal, wo die Steine nichts kosten als die Fuhr, und in holzarmen Gegenden Südtirols baut auch der Ärmste sein Häuschen aus Stein, auf den Bergweilern und Berghöfen Unterinnthals, z. B. in Alpbach, holt selbst der begüterte Bauer die Baumstämme vom nahen Walde, statt mit viel Mühe und Kosten Steine herzuschleppen. Bei den Holzbauten werden die behauenen Stämme mit den Enden aneinandergefügt und die Fugen mit Bergmoos ausgestopft. Innen erhalten die Wände eine Bretterverkleidung; die Außenseite wird entweder ebenso gefertigt oder mit weißem Kalkanwurf übertüncht. In den meisten tirolischen Häusern mit Ausnahme der neuer gebauten, vorzüglich aber an den eben genannten Blockhäusern sind die Fenster unverantwortlich klein und überdies der Sicherheit halber mit Eisenstangen vergittert. Das Lüften der Wohnung ist dadurch ebenso zur Unmöglichkeit gemacht wie das Entrinnen bei Feuersgefahr, wie zahlreiche Beispiele noch in jüngster Zeit bezeugen.

Besehen wir uns nun das Innere eines mittleren tirolischen Bauernhauses.

Durch die Hausthür gelangen wir zuerst in den hier und da gewölbten Flur, „Saal“ genannt, der gewöhnlich durch das ganze Haus und rückwärts in den Baumgarten, „Bangert“ führt. Hier hängen an den weißgetünchten Wänden verschiedene Geräthschaften und zum bäuerlichen „Arbeitsplunder“ gehörige Gegenstände, wie Sensen, Kummete, das sind Joche für das Ochsen- und Kuhgespann, Fischernetze sammt Angel und Latten und Ähnliches. Gleich nach den ersten paar Schritten öffnet sich links und rechts eine Thür. Die eine kleinere führt in den Stall, die andere erschließt die Stube, den wichtigsten Raum im ganzen Bauernhause, den Versammlungsort der Familie und des Gesindes beim Essen, bei der häuslichen Andacht, der gemeinsamen Arbeit zur Winterszeit und beim Heimgarten.

Die Stube ist fast überall getäfelt, der Oberboden überdies mit verschiedenem Zierrath, z. B. Kränzen, Quadraten, Leisten geschmückt. In der Ecke zwischen den Fenstern

steht der große viereckige Eßtisch, entweder von Ahornholz oder silberfarbig angestrichen und mit rothen und blauen Blumen bemalt. Über ihm in der Ecke hängt das Crucifix mit ein paar Heiligenbildern. Die ausgestreckte Hand des Gekreuzigten trägt die zwei größten Maiskolben des vergangenen Jahres, und zwar einen weißen und einen rothen als Dank für den Erntesegen. Die schönsten Kornähren hat der Hausvater hinter das Kreuz gesteckt, auch geweihte Palmzweige haben dort ihren Platz. Vor diesem einfachen Hausaltar schwebt meist ein kleines Öllämpchen, das alle Samstage zu Ehren der Muttergottes und „zum Trost der armen Seelen“ angezündet wird. In der anderen Stubenecke neben



Unterinnthaler Haus: sogenanntes Schweizerhaus.

der Thür macht sich der große Ofen breit. Derselbe ist gewöhnlich gemauert und mit einer Reihe von Vertiefungen aus grün glasirten Kacheln versehen, in welchen zur Winterszeit Äpfel gebraten werden. Den ganzen Ofen umgibt ein hölzernes Gerüste, G'stang oder G'schall genannt, welches zum Trocknen der Wäsche und nassen Kleider benützt wird. Die Ecksäulen dieses Gestänges reichen hoch über den Ofen hinaus und tragen über letzterem ein Dach mit einem Polsterbrett, der „Dörre“ oder Ofenbrücke, das ist eine Art Lotterbett, auf dem Bauer oder Knecht im Winter faullenzen und sich fast buchstäblich rösten lassen. Ein zweites Ruhebett bildet die breite Ofenbank, die ebenfalls zum Ausruhen und Schlafen dient und zu dem Zweck auch oft ein schiefes Brett oder einen Polster für den Kopf des Ruhenden hat. Der Raum zwischen Ofen und Stubenwand heißt die „Hölle“ oder das

„Höllenmäuerl", die Fläche auf dem Hals desselben das „Plattele". Im Oberinnthal ist in die Mauer neben dem Ofen noch „das Kamin" eingefügt mit einem Eisenblech. Darinnen flackert an den langen Winterabenden ein duftendes Kranewitfeuer, um das Kinder und Ehehalten (Gesinde) pfeifenschmauchend sitzen, während der Hausvater oder der „Nöni" Märchen und Geschichten zum Besten gibt. Die übrige Gesellschaft sitzt dabei auf den Bänken, die fast um die ganze Stube an den Wänden herumlaufen. Der Raum unter diesen Bänken gilt als Rumpelkammer. Da liegt das Pfannholz, das Tabakbrettchen, das Tabakmesser, der Hanfsamen für die Vögel, wenn solche da sind, sammt dem Quetschstein. Auch sind einige Behälter da, in deren einem der Bauer die Ketten, Stricke, Fußeisen und Schneereifen liegen hat; aus dem anderen lugen Milchschüsseln und „Stotzen" hervor. Eine dritte kleine Abtheilung oder Lade enthält die Schulbücher der Kinder. Die Bibliothek der Erwachsenen, meist bestehend aus Goffines Evangelien, einem alten Legendenbuch, Pater Kochems Lehr- und Exempelbuch, zu denen oft noch des „Schäfers Thomas populäre Vieharzneykunde" hinzukommt, hat ihren Platz entweder auf dem Milchkasten oder auf einem Brett über der Thür. Der Kalender hängt zur bequemen Handhabung an einem Nagel in der Nähe des Eßtisches. Die zwei übrigen Stubenecken haben ebenfalls ihre Bestimmung. In einer befindet sich der Uhrkasten, in dem eine alte rauchgeschwärzte Schwarzwälderuhr ihren eintönigen Pendelschlag mißt, in der zweiten steht der Milchkasten, ebenso bunt angestrichen wie der Tisch. Er ist vorn offen, nur mit einem Vorhang gegen die Fliegen versehen und hat im Innern querlaufende Brettchen, auf welche die Milchschüsseln nebst Rahmgefäß und Milchseige gestellt werden. Zur Einrichtung der Stube gehören noch ein oder zwei Scheibenstutzen und wohl auch eine Flinte, welche an der Wand ihren Platz haben. Gewiß fehlt aber in keiner Bauernstube ein Krummschnabel, der in engem Drahtkäfig an der Zimmerdecke hängt, weil er nach altem Volksglauben alle Krankheiten an sich ziehen soll. Auch andere Vögel hält man gern, besonders im Oberinnthal. Im Winter läßt man sie frei in der Stube herumfliegen, denn mit dem Entkommen hat es keine Noth, da den ganzen Winter kein Fenster geöffnet wird. Was sich infolge dieser unsinnigen Gepflogenheit aus dem Dampf feuchter Wäsche und Lodenjoppen, die am heißen Ofen trocknen, aus Speisengeruch und dem Dampf schlechten Tabaks für eine Atmosphäre entwickelt, läßt sich leicht denken. Dazu kommt noch, daß man Schwerkranke meist in die Stube bettet, weil diese das einzige heizbare Local ist. Das Schlimmste aber ist nun, daß diese ganze Ausdünstung durch das Loch, das sich gewöhnlich über dem Ofen an der Zimmerdecke befindet, in die bäuerliche Schlafkammer des ersten Stocks hinaufgeleitet wird. Solche Umstände lassen es begreifen, warum ansteckende Krankheiten, wie Blattern, Typhus &c. auf dem Lande, und zwar besonders auf Berghöfen so furchtbar wirken.

Die Küche befindet sich meist gleich hinter der Stube. So ist es wenigstens bei den Bauernhäusern, welche die Wohnräumlichkeiten auf der einen, Stall und Tenne auf der anderen Seite haben. Wo aber letztere den Rückttheil des Hauses bilden, also der ganze Vorderbau bewohnt ist, liegt sie entweder gegenüber der Stube oder, wie im Vinstgau, rückwärts durch einen Verschlag von derselben getrennt. Die Küche ist überall sehr geräumig und mit blinkendem Messing- und Kupfergeschirr ausgestattet, denn reichliches Küchengeschirr ist der Stolz der Bäuerin. Auf der sauber gescheuerten Schüsselstelle oder dem „Rahmen" stehen die Reihen der Schüsseln und Teller, obwohl letztere nur an Festtagen benützt werden. Die Bank darunter trägt das Wasserschaff mit der „Wassergatze" und dem großen Knödelhafen. Auf der anderen Seite ist ein Strick für die messingenen und eisernen „Gatzeln" gezogen, darunter stecken im eingekerbten Pfannholz die weiten Muspfannen und die Schmalzpfannen, von denen das Fett nie abgespült wird. Der Waschkessel von glänzendem Kupfer steht in einer Ecke. Auch ein Branntweinkessel findet sich zuweilen. Um den Kessel über das Feuer zu hängen, hat man oft eine Drehvorrichtung. Der Herd selbst ist groß, aber sehr einfach aus Ziegeln gemauert, mit einer seichten Vertiefung versehen, in der das offene Feuer brennt. Daneben ist die Aschengrube. Der Herd ist immer einer Ecke angepaßt. An der Hinterwand auf demselben steht die Hennensteige, von der ein Mauerloch ins Freie leitet. An der Seitenwand ist die „Herdbank" befestigt. Da sitzen an Winterabenden die Männer, stellen die Füße auf die warme Feuerstatt und schauen der Bäuerin beim Kochen der Abendmahlzeit zu. Im Rauchfang hängen an langen Holzstangen Speckstücke, Schwein- und Schaffleisch; die übrigen Eßvorräthe, mit Ausnahme des Mehlkastens, birgt der anstoßende Gaden. Hier winken die appetitlich gelben Butterknollen, Schmalz, Eier, kurz alle Lebensmittel, die man nicht der Kühle halber im Keller aufbewahrt.

Die Schlafkammern befinden sich fast immer im ersten Stock, nur im Oberinnthal und Vinstgau, wo der ganze Vordertheil des Hauses bewohnt ist, schlafen wenigstens Eheleute und kleine Kinder im Erdgeschoß, während sich oben die „Stubenkammer" und die „Küchenkammer" für die erwachsenen Söhne und Töchter, sowie für das Gesinde befinden. Vom Hausgang führt eine meist steile Holzstiege hinauf. Die große Kammer vornheraus über der Stube ist das Schlafgemach des Bauern und der Bäuerin. Es ist mit allem bäuerlichen Luxus ausgestattet. Da steht das breite doppelspännige Ehebett, schön himmelblau angestrichen und bunt bemalt. Häufig sieht man darauf das Auge Gottes abgebildet und darunter den Spruch:

Gott lieben ist die schönste Kunst,
Die schönste Kunst auf Erden,
Wer anders liebt, der liebt umsunst
Und kann nicht selig werden.

Neben dem Ehebett hat die Wiege für den jüngsten „Zügel“ ihren Platz. An der Wand prangt der Brautkasten, entweder aus hartem Holz und zierlich eingelegt oder bunt bemalt. Gewöhnlich sind auch die Namen des Ehepaares und das Jahr der Vermählung verzeichnet. In diesem Kasten werden alle Sachen von Werth verwahrt, die Festkleider der Bäuerin, die Rollen der „hauswirchenen“ das heißt im Hause gesponnenen Leinwand, in den kleinen Schubladen der Silber- und Granatschmuck nebst den Schatzthalern der Kinder. Die andere Wand ziert ein „Schubladenkasten“, auf dem verschiedene Prachtstücke glänzen, z. B. bunte Gläser und Kaffeetassen, die einmal als Hochzeit- oder Taufgeschenk ins Haus gekommen, ein paar blinkende Leuchter ꝛc. und inmitten dieser Herrlichkeiten ein kleiner Glasschrank mit einem wächsernen, mit Blumen und Flitterwerk puppenhaft verzierten Christkind. Ist der Bauer Scheibenschütze, was häufig der Fall, so sind in einem Glasschrank wohl auch noch die glänzenden „Beste“ mit den langen Seidenbändern und den blinkenden Ducaten oder Guldenstückeln zu sehen. Außer diesen Möbeln befinden sich in der Kammer noch ein Tisch und ein paar hölzerne Stühle. An den Wänden hängen Heiligenbilder, über dem Bett ein Kreuz und neben der Thür das Weihbrunnkrügl. Einfacher sieht es in den Schlafkammern der größeren Kinder und der Knechte und Mägde aus. Ein Bett, in dem wenigstens zwei Burschen oder zwei Dirnen zusammen schlafen, ein paar Stühle, eine Kleidertruhe, höchstens noch ein Tisch und ein rohgearbeiteter Kasten, das ist die ganze Einrichtung.

Eine geräumige Kammer des ersten Stocks ist für die Kornkisten bestimmt; in derselben, auf dem „Brothängel“, im Oberinnthal auch „Drehnla“ genannt, ein hölzernes, oft auch drehbares Gestell mit Fächern, in denen die Brotlaibe liegen. Eine andere kleine Kammer enthält Handwerkszeug: Hobelbank, Schnitzbank, Schleif- und Wetzstein, Lade- und Dengelzeug ꝛc. Anderes Hausgeräth hat seinen Platz auf der „Dille“ (Unterdachraum), zu der man mittelst einer Leiterstiege gelangt.

Vom Hausgang des oberen Stocks oder auch schon von der Stiege aus führt eine Thür in die Tenne. Hier ist zuerst der aus starken Tannenpflöcken festgefügte Dreschboden. Dahinter, von der Tenne durch den etwa zwei Meter hohen „Barrenschalter“ getrennt, thürmt sich in drei Abtheilungen (Pillen) der Heustock auf, dann das Grummet und das sauere oder Galtheu. In einem Nebenwinkel stehen allerlei Geräthe, sowie die Windmühle, die G'sotbank, Heu- und Garbgabeln, Dreschflegel, Sensen, Sicheln ꝛc. An passenden Stellen neben den Heustöcken befinden sich die Futterlöcher, durch die das Heu in die Krippen des unmittelbar darunter liegenden Stalls gesteckt wird. Dieser bietet den Raum für das Vieh, also in erster Linie für die Ochsen, Kühe und Kälber; in einer Abtheilung werden im Winter auch die Geißen und Schafe untergebracht. Sind Pferde da, so ist ein Theil des Stalls als Roßstall eingeräumt. Die Schweine haben meist einen eigenen ans

Haus angebauten kleinen Stall. Ans Haus angeschlossen oder in nächster Nähe steht die „Wagenschupfe".

Hinter dem Hause breitet sich der schattige „Bangert" (Baumgarten) aus, an den sich dann die Wiesen und Felder anschließen. Vergessen dürfen wir nicht den Frucht- oder Hausgarten, der sich fast bei jedem Gehöfte findet und neben einem duftenden Blumenflor verschiedene Nutzpflanzen enthält.

Volksleben, kirchliche und weltliche Festbräuche und Belustigungen. — In diesen Gehöften nun, mögen dieselben vereinzelt an der Berglehne stehen oder sich im Dorfe befinden, spielt sich das gleichförmig zwischen Arbeit und Vergnügen verlaufende Leben des Gebirgsbewohners ab.

Der Hof eines Bauern umfaßt in der Regel nur eine Familie. Jedoch in jenen Landestheilen Tirols, wo die Güterzerstückelung üblich ist, wie im Oberinnthal und Vinstgau, kommt es auch vor, daß zwei Brüder mit ihren Familien ein Haus bewohnen. In diesem Falle ist Stube und Küche getheilt, ein trauriger Vorschub für Armuth und Unfrieden. Gewöhnlich aber geht das Besitzthum ungeschmälert an Grundstücken auf den Erben über und die „Weichenden", das sind die Geschwister des Bauers oder der Bäuerin, lassen sich entweder ihren Antheil an Geld herauszahlen oder bleiben im Hause und versehen da das Amt von besser gehaltenen Dienstboten.

Herr im Hause ist der Bauer, der Schaffer, wie er gemeiniglich genannt wird. Ihm zur Seite steht die Bäuerin als ebenbürtige Gefährtin. Geistiges und gemüthliches Band besteht zwischen den Eheleuten nicht immer. Ursache hiervon ist der Beweggrund der Eheschließung, wobei stets der praktische Sinn gegenüber dem Herzen die Oberhand gewinnt. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß eine Heirat aus Liebe gar nicht vorkommt. Je weniger Geldmittel und Besitz bei der Wahl mitzusprechen haben, desto mehr tritt die Neigung in ihre Rechte. Aber auch mancher stolze Großbauer holt sich ein auffallend schönes Mädchen, wie manche reiche Bauerntochter einen armen Schlucker, der ihr gefällt, sich durch Vermittlung anwerben läßt. Doch ist in beiden Fällen, besonders aber im zweiten die Verbindung nicht immer glücklich und das materielle Mißverhältniß kommt bei ehelichen Zwistigkeiten oft genug zum kräftigen Ausdruck. Übrigens wird die eheliche Treue gewissenhaft gehalten; auch schaffen Pflichtgefühl und Gewohnheit nach und nach ein gemüthliches Zusammenleben.

Die Kinder läßt man meist aufwachsen wie das Gras. Man befiehlt und verbietet ihnen nicht viel, daher gibt es auch wenig Ungehorsam und Strafe. Im Großen und Ganzen kann man sagen, daß das Verhältniß zwischen Eltern und Kindern ein schönes ist. Zärtlichkeiten kommen nicht vor, aber ebensowenig vergißt der Sohn oder die Tochter die schuldige Ehrfurcht gegen die betagten Eltern zu beobachten. Sind die Kinder größer,

so müssen sie, wenn es nicht Söhne oder Töchter eines Großbauern sind, schon tüchtig bei der Arbeit mithelfen. Sonst fällt dies in erster Linie den „Ehehalten“, das ist den Dienstboten, Knechten und Dirnen zu.

Die Feld- und Hausarbeit geht durchs ganze Jahr, wenn auch nicht immer in gleich strengem Maße. Am härtesten ist der Korn- und Heuschnitt, besonders in jenen Gegenden, wo Heu und Garben eingetragen werden müssen. Auch die winterliche Herabschaffung des Bergheues und Holzes ist sehr anstrengend. Trotzdem verlieren Knecht und Dirne den guten Humor nicht, wozu nicht zum mindesten die Ergötzlichkeiten beitragen, welche die bäuerliche Arbeit begleiten. So herrscht beim Pflügen folgender Brauch. Wenn nach der Bearbeitung des Ackers die „Hauerinnen“, welche mit ihren „Hauen“ die ausgehobene Erde zerkleinern und ebnen, vor den Rossen nach Hause kommen, so werden letztere zum Spott mit Kuhschellen und der Hausglocke feierlich eingeläutet. Man nennt diese zweifelhafte Ehre „Roßeinläuten“. Ein ähnlicher ergötzlicher Vorgang ist beim herbstlichen Pflügen der Fall. Wenn der betreffende Bauer mit der Bearbeitung des Grundes unter Hilfe der Nachbarsleute bis Abend nicht fertig wird, so daß ein Stück noch unbebaut liegen bleiben muß, so wird ihm der „Bär gemacht“. Einer verkleidet sich mit Lappen als „Bär“ und wird von den Anderen unter dem weithin hallenden Rufe „Bär, Bär, Saubär!“ über die Anhöhen gejagt, mit Erdschollen und Holzprügeln beworfen und endlich „geschossen“, welches Ereigniß er dadurch zu erkennen gibt, daß er über den Rain hinabkollert. Um diesem Spott zu entgehen, suchen die Leute schon nachmittags mit der Arbeit fertig zu werden. Man sieht, daß diese Bräuche einen sehr praktischen Nebenzweck haben, den nämlich, das Gesinde zu möglichster Beschleunigung der Arbeit anzuhalten. In ähnlicher Weise wird beim sommerlichen Heuen dem säumigen Mäher von der hinter ihm folgenden Worperin „der Hund gemacht“ oder „aufgegeigt“, indem sie ihm heimlich den Wetzstein aus dem Kumpfe nimmt und damit über ihr Taschenmesser fährt, singend:

Hätt’st du net a so an’ guten Wetzstoan,
Könnt’st du net so fein abmahn,
Itz kannst’n lei (gleich) g’halt’n
Dein Wetzstoan, dein’ alt’n.

Der Gefoppte mag nun zusehen, daß er wieder zu seinem „Wetzer“ kommt, und da die Dirnen alle zusammenhelfen, so entwickelt sich oft eine hitzige Balgerei, zu der die anderen Mäher mit ihren Wetzsteinen, die sie schräg über die Sensen streichen lassen, eine ohrenzerreißende Musik machen. Auch das Garbenschneiden und Dreschen weist derartige komische Zwischen- oder besser gesagt Endacte auf. Wer die letzte Garbe schneidet, hat den „Alten“, wer den letzten Drischelschlag macht, hat den „Hennendreck erschlagen“ und muß sich mit einer Narrenhaube aus Strohwickeln und rothen Bändern auf einen Karren setzen und

unter lautem Spott als „Henneler" durchs Dorf ziehen lassen. Selbst das poesievolle Getriebe der Brechlerinnen, welche in den duftig blauen Herbsttagen die reizende Staffage der Landschaft ausmachen, haben die schwere Arbeit durch das Aufstellen des „Brechelbusches" gewürzt, den zu rauben Aufgabe der Dorfburschen ist.

Diese letzteren bilden überhaupt das belebende Element des Dorfes. Sie sind die Veranstalter aller bäuerlichen Belustigungen, die wir später kennen lernen werden, vom tollen Fasching angefangen bis zum Perchtenlaufen am Vorabend des Dreikönigstags. Von ihnen wird auch aller jener Schabernack ausgeheckt, den sie trutzigen Dirndeln wie alten Jungfern bei allen nur möglichen Gelegenheiten anthun. Jeder thörichte Vorgang, der sich im Dorf ereignet, jeder schlimme Zufall, jede Unziemlichkeit, die, sei es von Burschen oder Mädchen begangen wird, wird schonungslos gegeißelt und der öffentlichen Rüge und dem Spott der Dorfbewohnerschaft preisgegeben. Wie dem Bauern, dessen Alpenvieh am wenigsten Milch abwarf, die Spottgeige ans Haus gerußigt wird, kommt der nächtliche Besuch eines Burschen beim Mädchen durch Aufstreuen von Sägespänen ans Tageslicht. Insofern bilden die Dorfburschen eine Art Sittenpolizei, die sich in manchen Thälern, z. B. Ulten, wo die sogenannten Nachtraupen ihr Unwesen treiben, zu einer förmlichen Vehme, ähnlich dem Haberfeldtreiben in Baiern, ausgebildet hat.

Das Hauptmoment im Leben des Dorfburschen bildet natürlich das Verhältniß zum anderen Geschlecht. Wann der erste Flaum ober der Lippe sproßt, spuken ihm die sauberen Dirndeln schon gewaltig im Kopfe herum. Vorderhand zwar, so lange das Herz noch frei ist, erstreckt sich das Interesse auf alle, welche ein paar rothe Wangen und glänzende Augen haben, und macht sich vorzüglich im Necken und Trutzen kund, das beim abendlichen Heimgarten, beim sonntäglichen Kirchgang, auf dem Tanzplatz und bei sonstigen ähnlichen Gelegenheiten Stoff genug zum Lachen und Schäkern gibt. Ernster wird die Sache schon beim nächtlichen „Gasslgehen" und „Fensterlen". Diese Sitte mit all den dabei vorkommenden Abenteuern, Schwänken, tollen Streichen und den nicht selten folgenden Eifersuchts- und Rachescenen bildet die Einleitung zum bedeutendsten Abschnitt im Herzensroman jedes Burschen, wie tausend Lieder und Schnaderhüpfeln beweisen. Beim Gasselgehen sind fast immer mehrere Burschen, von denen der beste „Sprecher" erst das Mädchen durch ein eigenthümliches „Schnaggeln" mit der Zunge weckt, worauf zwischen beiden der Reimstreit beginnt. Diese „Gasselreime" sind ähnlich den Hochzeitssprüchen voll derben Humors und werden natürlich nach Gutdünken verkürzt oder verlängert. Mancher Bursche hat ein bewunderungswerthes Geschick in dieser Stegreifdichtung und setzt die Scherzreime oft halbe Stunden lang fort, während ihm oben das gefeierte Mädchen und unten seine Kameraden zuhören. Zum Schluß schlieft ersteres in Jacke und Kittel und reicht Schnaps und Brot dem Burschen durchs Fenster heraus, der sich nun mit seinen

Gefährten am feurigen Naß gütlich thut. „Fensterlen" geht in der Regel nur der Bursche allein, der mit einem Mädchen ein erklärtes Verhältniß hat. Es ist das immer ein gefährliches Unternehmen, besonders wenn das Einverständniß bereits ein inniges ist und der Liebhaber zur Geliebten in die Kammer schlüpft. Der bissige Haushund, wie der zornige mit Stock oder Ochsenziemer bewaffnete Bauer bedrohen den nächtlichen Eindringling, wie drollige Volkslieder in drastischer Weise schildern. Dauert ein solches Liebesverhältniß jahrelang fort, so bleibt es fast nie ohne Folgen und das gefallene Mädchen muß dann besonders in jenen Thälern, wo man es mit Zucht und Sitte strenger nimmt, im vollen Sinn des Wortes erfahren, wie „Liebe mit Leide lohnt". Bitterer gestaltet sich noch die Lage, wenn, wie es häufig der Fall, der Liebhaber des Mädchens überdrüssig wird und sie verläßt. Viele Volkslieder schildern in ergreifender Weise das Weh der Getäuschten. Hält er aber treu zu ihr und gestatten es die Verhältnisse, so macht der Bursch mit der Geliebten richtig und es gibt lustige Hochzeit.

Eine Bauernhochzeit — wir sprechen selbstverständlich nicht von einer sogenannten stillen, sondern von einer echten und rechten, wobei der rothe Wein in Strömen fließt und sich beim Mahl die eschenen Tische biegen — ist nicht nur für das Haus, sondern auch für das ganze Dorf ein wichtiges Ereigniß. Der Bauer liebt es, diesen folgenreichsten Tag seines Lebens mit allem möglichen Glanz zu feiern; selbst der sparsame Oberinnthaler bleibt in dieser Beziehung nicht zurück. Im heitern Zillerthal beträgt die Zahl der geladenen Gäste oft 300 bis 500. Hier herrscht allerdings die schöne Sitte, daß jeder Geladene sich sein Essen selbst bezahlt und daneben noch bei seinem Erscheinen fünf Zwanziger oder Gulden „weist", auf welche Art dem zu gründenden Hausstande ein ganz ansehnliches Heiratsgut zufällt.

Sobald nun der Festmorgen heraufdämmert, weckt das Krachen der Pöller das Brautpaar und das ganze Dorf. Beiläufig um acht Uhr beginnen die Feierlichkeiten, und zwar gewöhnlich mit der Morgensuppe. Die Sitte schreibt da fast in jedem Thale etwas Anderes vor. Im Unterinnthal thun sich die Hochzeitleute im Hause der Braut bei Nudelsuppe und Würsten gütlich, während der Bräutigam beim Wirth seines Heimatdorfes auf den Hochzeitszug wartet. In Paznaun versammeln sich die „Spausa" und der „Späusling" (Braut und Bräutigam), erstere mit ihrer G'spanin, letzterer mit seinem G'span, und alle Geladenen in einem bestimmten Hause, von wo aus sie den Auszug halten wollen. Im Pusterthal sind bei der Braut die Weiber, beim Bräutigam die Männer zu Gaste. In Gröden und Proveis versammeln sich einerseits die Verwandten der Braut mit dem Brautführer und dem „Vorjüngling" (Bruder der Braut) im Hause derselben, anderseits die Verwandten des Bräutigams in seinem Hause. Hat man sich nun an der Morgensuppe gelabt und ist die Braut zum Kirchgang bereit, was etwa um 10 Uhr vormittags der

Fall ist, so erscheint mit mehr oder weniger Ceremonien der Brautführer, Brautvater oder eine vom Bräutigam abgesandte Deputation und begehrt von den Eltern der Braut die Hand ihrer Tochter. In Gröden und Palú ist dieses „Brautbegehren“ mit viel Spectakel verbunden, im Pusterthal und Unterinnthal macht man weniger Umstände und folgt dem Abgesandten, der in einem langen Reimspruch um die Braut bittet, dieselbe aus, worauf der Zug in die Kirche langsam und in regelrechter Form beginnt.

Die Gruppirung ist fast überall anders. Gewöhnlich aber gehen voran die „Spielleute“, einen lustigen Hopser spielend, ihnen folgen paarweise die „Hochzeitsbuben“, hierauf der Bräutigam mit dem „Beistand“ an der Seite, dann die beiderseitigen männlichen Verwandten, Väter, Großväter, Brüder, Vettern und der Schullehrer. An sie schließt sich der weibliche Theil des Zuges. Erst kommen die rosigen Kranzeljungfern, dann die „Gothel“, die Baseln der Braut, die Brautmutter, endlich sie selbst, geleitet vom Brautführer und gefolgt von der Schar der übrigen Festtheilnehmer. Befindet sich das Brautpaar an einem weiter entfernten Orte, so wird für die Braut ein Wagen genommen. Er ist hochzeitlich verziert, die Pferde haben die Mähnen in Zöpfe geflochten und sind um und um mit bunten Maschen herausstaffirt. Kommt nun der Zug zum Kirchthor, so müssen zuerst die Brautleute die Schwelle überschreiten. Nun erfolgt am „G'lander“ (Communiongitter) die Einsegnung des Paares, die Ringe werden gewechselt und laute Pöller unweit des Gotteshauses verkünden den feierlichen Augenblick. Bei dem nun folgenden Amt wird nach dem Kyrie um den Altar herum „zum Opfer“ gegangen; nach der Wandlung bringt der Meßner in einem Kelch geweihten Wein, den sogenannten St. Johanniswein, und gibt ihn zuerst dem Brautpaar, dann den Zeugen, dem Brautführer und den übrigen Anwesenden zum Trinken.

Ist die kirchliche Feier vorüber, so geht man in derselben Ordnung ins Wirthshaus zum Hochzeitsmahl. Oft ergeben sich noch Hindernisse durch das „Brautaufheben“ oder „Brautauffangen“, indem ähnlich wie bei der Überführung des „Wazum“ oder Heiratsgutes der Weg durch eine Stange oder ein Seil gesperrt wird. Ein gutes Trinkgeld hebt den Zoll auf. Beim Wirthshaus angelangt, werden die Brautleute und Gäste von Wirth und Wirthin mit Glückwünschen empfangen und hinauf in den „Saal“, wo längst Alles zum Empfang bereitet ist, geführt. Da stehen die langen sauber gedeckten Tische, auf denen zwischen riesigen „Buschen“ die rothen Weinflaschen funkeln. Die Brautleute, der Geistliche und die nächsten Verwandten nehmen am „Brauttisch“ Platz, das ledige Volk hat einen eigenen Tisch, ebenso die Männer und Weiber. Nun wird aufgetragen. Nudelsuppe, Kraut und Fleisch, frisches und geräuchertes, Knödel (Klöße), „schweinernes Bratl“ mit Salat, „Eingemachtes in der sauern Brüh'“, Küchel, Nudel, Krapfen erscheinen in verschiedener Reihenfolge in riesigen Schichten, denn der Wirth setzt seinen Stolz darein,

seinen Gästen mit Vielem und Gutem aufzuwarten. Was an Fleisch und Mehlspeisen nicht gegessen wird, kommt als „Bescheidessen“ auf einem Extrateller für jeden Einzelnen auf die Seite, der es dann mit sich nach Hause nimmt. Wenn die eigentliche Nationalspeise, Knödel mit Sauerkraut, aufgetragen wird, so erdröhnen draußen die Pöller und geben das Zeichen zu einem inhaltsschweren Moment. Die Brautmutter „gluft“ nämlich der Braut das Kranzel ab und heftet es dem Bräutigam, der ebenfalls seinen Armkranz wegnimmt, auf den Hut.

Nach dem Hochzeitsmahl beginnt der Tanz. Die Musikanten setzen ihre Instrumente an und bald erklingt ein verlockender „Ländler“ durch den Raum. Den ersten Tanz machen nach altem Brauch Braut und Bräutigam. Dreimal drehen sie sich im Kreise, jedesmal von einem kräftigen „Tusch“ begleitet. Nun folgen die anderen Paare und gleich einem entfesselten Strome bricht nun die volle Jugendlust durch. Während das Tanzgewühl am ärgsten ist, schleichen sich einige Burschen zur Braut und entführen sie so schnell als möglich in ein anderes Wirthshaus, wo sie auf Kosten des Brautführers, der auf die Braut zu wenig achtgegeben hat, zechen. Das ist das sogenannte „Brautstehlen“. Bald aber merkt jener den ihm gespielten Possen, macht sich auf und bringt die Entführte unter Jauchzen wieder ins alte Gasthaus zurück, wo nun das Tanzen, Schmausen und Trinken mit erneuerter Kraft fortgesetzt wird. Wenn das Fest sich allmälig dem Ende zuneigt, erhascht der Hochzeitslader einen passenden Moment, erhebt sich und spricht den „Hochzeitsdank“: „Das Hochzeitfest ist nun zu End' gebracht, die Uhr zeigt wirklich schon die Stund' der Nacht, darum mein Bräutigam muß ich auf dieser Seiten bei deiner liebsten Braut dir einen Sitz bereiten u. s. f.“ Die weiteren Verse enthalten weise Lehren, sowie Glück- und Segenswünsche und schließen mit dem Trinkspruch: „Vivat sollen leben die Brautleute, vivat sollen leben die Zeugen, dann die Brautmutter, die Kranzeljungfern, die Junggesellen rc.“ Draußen krachen wieder die Pöller, je öfter es knallt und pufft, desto besser ist es. Nun geht es an ein nicht enden wollendes Anstoßen und Gratuliren. Die Frau Wirthin aber bringt der Braut ein süßes Backwerk, auf dem oben eine zierliche Wiege aus Lebkuchen mit einem Kindlein drin prangt. Zu noch größerem Spaße erscheinen noch drei Masken, die eine Kindspfanne, einen Musbesen und eine Klapper tragen und die bedeutungsvollen Sinnbilder der erröthenden Braut übergeben. Sie muß dafür mit allen dreien einen Tanz machen.

Unterdessen ist es Abend geworden oder schon dunkle Nacht und der Bräutigam schickt sich zum Heimgehen an. Meistens wird er von allen Gästen unter Vorantritt der Spielleute begleitet, die jedoch meist wieder ins Wirthshaus zurückkehren und hier den Kehraus tanzen. Ist die Heimat der Neuvermählten weiter entfernt, so fahren sie unter Musik, Jauchzen und Schnalzen davon. An manchen Orten geht es nach dem officiellen



Palmeselumgang in Taur.

Schluß des Hochzeitsfestes noch sehr laut her. So gehen im Unterinnthal die „Werktagburschen", das sind jene, die nicht eingeladen wurden, um acht Uhr Abends „nachzaggeln"; ähnlich ist es in Tefereggen.

Betreffen nun Festlichkeiten, wie Hochzeit, Tauffeierlichkeit und ähnliche, mehr die Familie, so ist anderseits der Verlauf des bäuerlichen Lebens von einer Reihe kirchlicher und weltlicher Feste und Belustigungen durchwebt, an denen sich die ganze Dorfbewohnerschaft, in erster Linie natürlich die junge, betheiligt.

Besehen wir zuerst die kirchlichen.

Hier ist vor Allem der Palmenweihe zu gedenken, welche am Palmsonntag, also am Beginn der ernsten Charwoche stattfindet. Darauf freut sich vorzüglich die männliche Jugend, denn was den Mädchen das Kranzaufsetzen am Frohnleichnamstag, das ist den Buben das Palmtragen. Der „Palm" ist eine riesige, schwanke, buntbemalte Stange welche am oberen Ende mit Buxzweigen umwunden ist. Am abwärts gebogenen Wipfel bilden Weidenruthen nebst den Zweigen des Sevenbaums und der Stechpalme einen Büschel. Vom Grün bekommt man indeß wenig zu sehen, denn Goldflitter und bunte Seidenbänder bedecken es vom Gipfel bis zur Mitte; auch kleine Bretzeln, eigens für diesen Zweck gebacken, baumeln zwischen dem flatternden Schmuck. Vom kleinsten Knirps in den ersten Höslein angefangen, der vom „Göth" geführt in die Kirche trippelt, bis zum hochaufgeschossenen Burschen trägt jeder stolz seinen Palm zur Weihe. Das ist ein

Gewühl der gaffenden und flüsternden Jugend, ein Streit und Wetteifer, wer den höchsten und schönsten Palm habe, also „Palmrobler" sei. Die kirchliche Function beginnt, den Einzug in Jerusalem darstellend. Wie ein wandelnder Wald wogt die rauschende und schwankende Palmprozession durch und um die Kirche. An vielen Orten wurde dabei in früherer Zeit auf einem ziehbaren Wagengestell ein Christusbild, auf einem geschnitzten Esel sitzend, in blauem Mantel und mit dem Ölzweig in der Hand, herumgeführt. Jetzt ist diese Sitte wegen des Unfugs, den man mit dem „Palmesel" trieb, allseits abgekommen. Nur im unterinnthalischen Dorfe Taur bei Hall ist die Sitte noch üblich, wo man vom genannten Orte zum Taurer Schloß hinaufzieht, von dort zum Dorfe Rum absteigt und dann wieder nach Taur zurückkehrt. Bei dieser Palmprozession, welche mittags ihren Anfang nimmt, wird Christus auf dem Esel sitzend in braunrothem wirklichem Rock und hochrothem Mantel, in der Linken den Palmzweig, die Rechte segnend erhoben, von 25 bis 30 Paaren festlich gekleideter Kinder und begleitet von der frommen Volksmenge, die palmtragend, betend und singend mitzieht, den genannten Rundgang herumgeführt. Dieser bunte Zug der Palmträger und Beter, der die frischgrünen Hügel hinanwallt, während ringsum das erneute Leben aus tausend und tausend Knospen bricht, hat etwas ungemein Erhebendes und Poetisches.

Überhaupt ist die Charwoche mit ihrer Vorführung der heiligen Geheimnisse reich an frommen Gebräuchen. So zogen früher am Montag, Dienstag und Mittwoch die Männer des Dorfes Zirl vermummt ein großes und schweres Kreuz auf den Kalvarienberg. Am Gründonnerstag geht man im Unterinnthal, Eisack- und Etschthal in den Obstanger „Baumbeten" zur Erinnerung an das Angstgebet Christi im Ölgarten. Große Sorgfalt wendet man in ganz Tirol dem Aufrichten des „heiligen Grabes" zu, das in der verdunkelten Kirche in Form einer Grotte dargestellt wird, umgeben von einem Garten duftender Blumen, flimmernder Lichter und funkelnder „Grabkugeln", an deren leuchtenden Farben sich die Kinder nicht satt sehen können. Am Charsamstagmorgen, an dem die kirchliche Function der Feuerweihe vorgenommen wird, herrscht fast allerorts ein merkwürdiger Brauch. Auf dem Friedhofe wird nämlich zumeist aus den alten Grabkreuzen ein Scheiterhaufen errichtet. Kaum hat nun der Priester über den aus „neuem Feuer" entzündeten Holzstoß die üblichen Segnungen gesprochen und den Rücken gekehrt, so stürzt sich die andächtig herumstehende Menge, voraus die Burschen, über den glühenden Holzhaufen und raubt die halbverbrannten Scheiter. Diese werden im Triumph nach Hause getragen und an ihnen das Herdfeuer neu entfacht. Man nennt diese Sitte das „Holzrauben". Mit diesen Kohlen werden auch Äcker „gepalmt"; ebenso werden sie bei heraufziehendem Hochwetter in die Herdflamme geworfen. Abends findet dann die „Auferstehung" statt, die gleichfalls, besonders im Inn- und Eisackthal, mit allem Pomp gefeiert wird.



Einsegnung der Alpe.

In ähnlicher dramatisch lebendiger Darstellung geht auch die Himmelfahrt Christi vor sich. Nach der Einsegnung des Priesters steigt der Erlöser von Engeln umgeben unter Orgel- und Glockenschall zur Höhe, während ihm von oben herabschwebende Engel mit brennenden Kerzen entgegenkommen. In früherer Zeit wurden in der Meraner Gegend, nachdem Christus in der Öffnung an der Decke verschwunden war, aus derselben Kastanien, Nüsse, Äpfel, Oblaten und brennendes Werg herabgeworfen, welche geweihte Sachen besonders von den Kindern mit Eifer erhascht und als wunderkräftig lange Zeit aufbewahrt wurden.

Das lieblichste der kirchlichen Sommerfeste ist jedoch das Frohnleichnamsfest auf dem Lande, besonders wenn sich ein blauer Himmel wie ein Riesenbaldachin über Thal und Höhen spannt. Der lange Zug der Beter mit den bunten wehenden Fahnen und bekränzten Heiligenbildern, die von Jungfrauen getragen werden, die malerischen Schützentrachten, die weißgekleideten Kinder, die das Sanctissimum begleiten, die ernsten Männer und Weiber, die den Zug schließen, diese ganze Staffage hineingestellt in die grünen

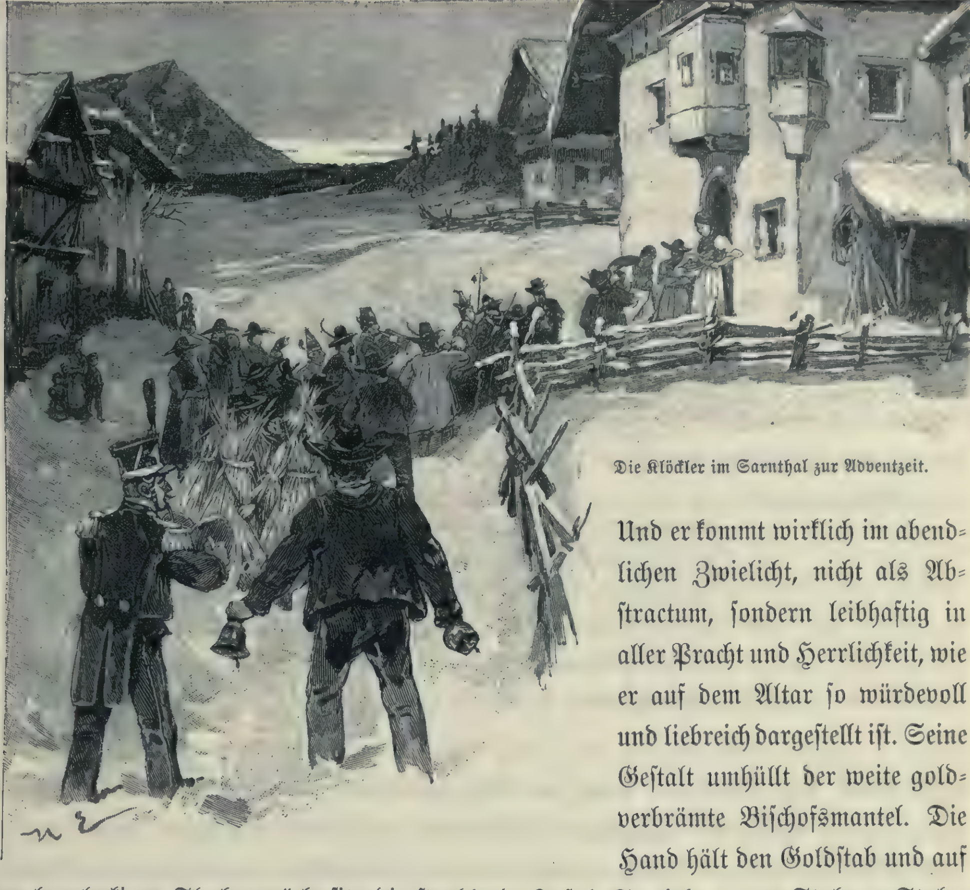
Wiesen und reifenden Kornfelder und darüber der tiefblaue Sommerhimmel, in dem die Lerchen trillern, bis sie das Krachen der Pöller und Knallen der Gewehrsalven verscheucht, — Alles das gewährt ein Bild so voll Andacht und Poesie, daß die prunkhafte Feier in den Städten dagegen verschwinden muß. Im Dorfe Tirol bei Meran wird der heilige Urban, der Beschützer der Weinberge, auf einem Thronsessel sitzend, in päpstlichem Ornat und mit Trauben- und Rebengewinde umgeben, in feierlicher Procession zum Segenbühel hinaufgetragen, was, vom Thal aus gesehen, einen wirkungsvollen Eindruck macht.

Auch die stille Feier der Kräuterweihe am Maria Himmelfahrtstag (15. August), wobei die während der vom Volke hochverehrten Zeit der „Dreißgen" (15. August bis 8. September) gepflückten sogenannten Dreißgenkräuter, als da sind: Himmelbrand, Wermuth, Wohlgemuth, Tausendguldenkraut und vor Allem Karbendel, vom Priester geweiht werden, gehört zu den Sommerfestlichkeiten des Gebirgsvolkes.

Hier ist auch noch einer kleinen christlichen Feier zu gedenken, die hoch oben auf den Almen vor sich geht, nämlich der Einsegnung der Alpe durch einen Priester der Gemeinde. Es geschieht dies nicht nur, um Hütte und Vieh vor dem Spuk und Einfluß böser Wetterhexen und schadenfroher Kobolde zu bewahren, sondern auch, um für den Ertrag des Alpennutzens den Segen des Himmels zu erflehen. Es geht daher bald nach dem „Auftrieb" der Pfarrer oder der Hilfspriester, begleitet vom Meßner, hinauf zur Alm, wo ihn schon der Senner oder die Sennerin im Festtagkleid erwartet. Dort nimmt er ein Frühstück. Unterdessen treibt der Senner das Vieh in den Hag, ein anderer zündet die Kerzen an und die Einsegnung geht vor sich. Sie besteht in dem Lesen von diesbezüglichen Gebeten und darauffolgender Besprengung und Einsegnung der Hütten, sowie der Geräthschaften, des Personals und des Viehs, das klingelnd und brüllend die Gruppe umsteht. Auf größeren Alpen, bei denen sich häufig ein kleines Kirchlein oder eine Kapelle befindet, wird das Gebet in dieser vorgenommen.

Den größten Reichthum von sinnigen Gebräuchen weist die heilige Weihnachtszeit auf. Den Beginn macht der Advent mit dem kindererfreuenden Nikolausfeste. Weihnachten als Beschenkungstag kennt man, wenigstens auf dem Lande, nicht. Die Stelle des Christkindes und des freundlichen lichterstrahlenden Weihnachtsbaums vertritt der Nikolaus, der „goldene Mann", den das fromme Gemüth der Älpler mit allem poetischen und unpoetischen Zauber ausgeschmückt hat. Deshalb beten die Kinder, wenn es gegen diese Zeit geht, vor dem Schlafengehen:

Heiliger Nikolaus, du goldener Mann,
Bring uns allerhand Sachen zusamm,
Allerhand „Gutthaten", kräftige Sachen,
Mußt uns heute die Schüssel voll machen.



Die Klöckler im Sarnthal zur Adventzeit.

Und er kommt wirklich im abendlichen Zwielicht, nicht als Abstractum, sondern leibhaftig in aller Pracht und Herrlichkeit, wie er auf dem Altar so würdevoll und liebreich dargestellt ist. Seine Gestalt umhüllt der weite goldverbrämte Bischofsmantel. Die Hand hält den Goldstab und auf der langlockigen Flachsperücke sitzt die strahlende Inful. So zieht er von Stube zu Stube, von Haus zu Haus, legt den Kindern Fragen aus dem Katechismus vor und beschenkt die Fleißigen mit Obst und Nüssen und anderen „Gutthaten". Den Unwissenden aber droht er mit dem „Klaubauf", der in grimmigster Ausstaffirung hinter ihm steht. Zottiges Pelzwerk umhüllt ihn von oben bis unten. Auf dem Kopfe sitzen mächtige Bockshörner, aus der rußgeschwärzten Larve funkeln feurige Glotzaugen, aus dem Maule hängt eine schuhlange feurige Zunge. In den Klauen trägt er eine große Ruthe und über dem Rücken hängt der gefürchtete Sack, dessen schauerliche Bestimmung er von Zeit zu Zeit durch unzweideutige Geberden kundgibt. An Orten, wo der heilige Nikolaus in Person nicht erscheint, stellen die Kinder nachts eine Schüssel vors Fenster, die sie dann am Morgen mit Gaben gefüllt antreffen.

Zu den Adventgebräuchen muß auch im Hinblick auf den gewiß ursprünglich religiösen Charakter die Begehung der „Klöpfelsnächte" gerechnet werden. So nennt man nämlich die drei letzten Donnerstage vor Weihnachten. Um diese Zeit zieht im Unterinnthal

der gabensammelnde „Anklöpfelesel" herum, der nicht selten von einem Gefolge bunter Masken begleitet ist. Am ursprünglichsten und ausführlichsten wird das „Klöckeln" oder „Klöpfeln" im Sarnthal geübt. Der Zug der „Klöpfler" besteht gewöhnlich aus einem Sackträger, einem Hornbläser, einem sogenannten Abdanker und zwei „Zuseln", einem „Zuselmannl" und einem „Zuselweibl". Letztere sind ganz in enganliegendes Stroh eingenäht und tragen Schellen am Hals, die andern haben farbige schlichte Kleider, der Sackträger, auch „Klöckelmannl" genannt, hat einen Sack auf dem Rücken und eine Zipfelmütze oder einen Cylinder auf dem Kopfe. Zur Ausrüstung des Zuges gehört auch noch ein Schlitten, auf dem das „Zuselweibl" sitzt und absichtlich wiederholt abgeworfen wird. So ziehen die Klöckler unter unaufhörlichem Schellen und Getute vor den nächsten Hof, wo sie Halt machen. Hier wird zuerst das „Klöckellied" angestimmt, das von der Empfängniß Mariä, von Johannes dem Täufer, von Jesus Christus und den Altvätern handelt und in die Bitte ausläuft:

Ein helllichter Stern geht über das Haus,
Gar a ehrsame Hausmutter geht ein und aus;
Itz hören wir schon die Schlüssel erklingen,
Itz wird man uns bald a Stuck Bratawurst bringen,
Ja sei's a Bratwurst, sei's a Stuck Spöck,
Dann gehn halt wir Klöckler mit Freuden a wöck.

Dieser deutlichen Aufforderung wird nicht sofort entsprochen, denn nun folgen erst die sogenannten Ansinglieder, in denen der Witz und Scharfsinn der Klöckler auf eine harte Probe gestellt wird. Die Bauersleute, oder besser gesagt der „Ansinger" derselben singt nämlich Reimfragen zum Fenster hinaus, auf welche die Klöckler gereimte passende Antwort geben müssen, z. B.:

Von innen:

Wenn ös (ihr) so witzige Klöckler wöllt sein,
Müßt ös wissen, wie a Deck' mit neun Ecker sollt' sein?

Klöckler:

Drei unten, drei oben und drei daneben,
Dann werd's wol a Deck' mit neun Ecker a' geben u. s. f.

Haben die Antworten befriedigt, dann ruft sie der Bauer mit dem Vers:

Die Wurst liegt auf'n Tisch zu 'nem Kranz,
Geht's nur auer (herauf) und macht's der Dirn an' Tanz.

Nun begeben sich dieselben mit den Zuseln und den Musikanten in die Stube. Da herrscht nun die eigenthümliche Sitte, daß einer der spinnenden Dirnen das Spinnrad — gewöhnlich hat man schon ein altes zu dem Zweck vorbereitet — zertreten wird. Als Entschuldigung tanzt dann das Klöcklermannl mit ihr. Nun folgen noch Tänze, ein fingirter Streit zwischen den beiden Zuseln und ähnliche derb possenhafte Scenen. Zum

Abschied singen die Klöckler das „Danklied". Dann heißt sie der Bauer noch tüchtig auf seinen Feldern herumspringen, damit es ein gutes nächstes Jahr gebe, die Hausfrau aber füllt den Ranzen des „Sackträgers" mit Speck und den sogenannten Klöcklerwürsteln, welche dann am „Losenpfinstag", das ist der letzte Donnerstag im Advent, gemeinsam verzehrt werden.

An die Klöpfelsnächte schließen sich die drei Rauchnächte, welche die eigentliche Weihnachtszeit, vom heiligen Abend bis heiligen Dreikönig, begrenzen. Der heilige Abend gilt in ganz Tirol als eine hochheilige Zeit. Wirft man da einen Blick in ein Gehöfte, so trifft man Alles in voller Thätigkeit. Das ganze Haus muß blank gefegt und gesäubert, das letzte „Wizele" Flachs am Rocken rein abgesponnen sein, sonst „nistet die Berchtl darin". In der Küche steht die Bäuerin am prasselnden Feuer und kocht Schmalzkrapfen in riesiger Menge, denn tagsüber hat man gefastet und der mitternächtige Gang zur Christmette in der eiskalten Nacht ist oft lang und beschwerlich. Vor dem Essen wird nach alter Gepflogenheit „geräuchert". Der Bauer nimmt die Glutpfanne, worauf die während der heiligen „Dreißgenzeit" gesammelten Weihekräuter nebst Weihkörnern gelegt werden, geht voran, ihm folgt das Gesinde mit den Kindern. So zieht man räuchernd und betend unter dem Spruch: „Glück ins Haus, Unglück hinaus" durch Haus, Stall und Tenne, ja sogar auf die Felder. Auch der am Thomastag gebackene Weihnachtszelten bekommt sein Theil.

Gegen Mitternacht rüstet sich Alles zum Kirchgang. Die „Kenteln" (Kienfackeln) werden angezündet, die Schneereifen, wenn nothwendig, umgebunden, so macht sich Jung und Alt — höchstens der „Nähnl" bleibt als Haushüter zurück — auf den dunkeln Weg. Dieser nächtliche Kirchgang hat etwas ungemein Poetisches. Von nah und fern, einzeln und in Gruppen, eilt Alles bei Fackelschein zum Gotteshaus. Von beiden Thallehnen, oft von den höchsten Bergen, wo noch Einzelhöfe stehen, sieht man die Lichter sich dem Thal zu bewegen, bald verschwindend, bald wieder auftauchend. Dabei hört man in der Stille der Nacht jeden Laut, jedes Geräusch. Die rauhen Stimmen der Männer, die hellen der Kinder, daneben das Geschwätz und Kichern der Weiber kann man genau unterscheiden. Hier und da hallt ein ferner langgedehnter Juchezer eines Burschen, dem sein Mädel mehr im Kopfe liegt als die Mette, durchs Thal, bis endlich Fackel um Fackel erlischt und nurmehr die hellerleuchteten Bogenfenster durch die Nacht schimmern. Die nächtliche Feier besteht in der Mette, an die sich die gesungene Messe, das sogenannte Hirtenamt anschließt. Hierbei wird, wenigstens in Nordtirol, nach der Wandlung ein „Hirtenlied" gesungen. Nach der Mette trachtet Alles so rasch als möglich nach Hause zu kommen, wo an manchen Orten die müden Kirchgänger Würste und weißer Wein, sowie die Reste der schmalzigen „Blattelküchel" erwarten.

Der Weihnachtstag selbst ist ein stiller Tag. Kein Wagen fährt und die Wirthshäuser stehen leer. Dafür ist er im Hause einer der Hauptfreßtage des Jahres. Den Kindern bringt Weihnachten eine längsterwartete Bescherung, nämlich die „Krippe“. Sie wird meist schon am Weihnachtsabend „aufgemacht“ und besteht aus einem stufenweise sich erhebenden mit beflimmerten Hadern überkleideten Gerüste, auf dem in anachronistischer Zusammenstellung Hirten mit ihrer Herde, Kaiserjäger, Einsiedler, dann vor Allem die Stadt Bethlehem gruppirt sind. Unten im Vordergrund erblickt man den Stall mit dem Jesuskindlein. Daneben findet in der Kirche das „Kindelwiegen“ statt, wobei das Bild des neugeborenen Heilandes in einer Wiege unter Gesang von den Kindern gewiegt und dem Volke zum Küssen gegeben wird.

Je stiller der Weihnachtstag verrinnt, desto lauter geht es am folgenden Stephanstage zu. In der Kirche findet früh die Salz- und Wasserweihe statt. Die Leute bringen das Wasser in großen „Brenten“, Flaschen und Fläschchen zum Gotteshaus. Für das Salz, das man in blanken schöngemodelten Zinngeschirren herbeiträgt, ist im Presbyterium ein eigener Tisch hergerichtet. Nach der Predigt weiht der Priester mit dem Sprengwedel beides. Am Stephanstag fanden früher im Unterinnthal auch Pferderennen statt, jetzt hat sich von Bräuchen nur mehr das an diesem Tage übliche „Zeltenanschneiden“ erhalten, das besonders für den Liebhaber eines Mädchens von hoher Bedeutung ist. Die Festlichkeiten, welche sich an den Neujahrstag und Dreikönigstag als die zweite und dritte Rauchnacht anschließen, tragen mit Ausnahme des „Sternsingens“, von dem später die Rede sein wird, mehr weltlichen als kirchlichen Charakter. Denn das wilde Perchtenlaufen, das am Vorabend des letzteren Festes in den östlichen Theilen Tirols noch im Schwung ist und im tollen Herumrennen vermummter und peitschenknallender Burschen besteht, kann bereits als Vorspiel zu den bäuerlichen Faschingsmaskeraden gelten, womit wir den Reigen der weltlichen Belustigungen des Älplers beginnen.

Es ist deren eine so bedeutende Menge, daß wir uns mit der Aufzählung der wichtigsten begnügen müssen. Zum Theil sind es heitere Frühlingsgebräuche, welche wie das Langes-(Lenz-)wecken und Grasausläuten als Reste uralter Frühlingsfeier angesehen werden müssen und, wie schon der Name sagt, durch ernstkomische Umzüge und Schellenklingen die Erweckung der erstorbenen Natur zu neuem Leben darstellen sollen. Dahin gehört auch das „Todaustreiben“, das sich nur mehr als Kinderspiel erhalten hat, sowie der Gregori-Umgang und das im Vinstgau geübte Wildemannspiel. Auch von den Faschingsbräuchen gehören einige dahin, so die Vorführung des „Egarthansels“ im Etschthal, das Haarlangreiten im Sarnthal, der Haar-(Flachs-)tanz im Wippthal. Alle diese letztgenannten sind einstmalige nunmehr zum Mummenschanz degradirte religiöse Gebräuche unserer heidnischen Voreltern. Ja selbst der auch außer Tirol wohlbekannte Faschings-

brauch des „Bloch-“ oder „Blockziehens“ ist seinem Kern nach höchstwahrscheinlich nur ein der altgermanischen Ehegöttin Isa gewidmeter Umzug. Dieses Fastnachtsspiel wird auch gewöhnlich nur dann aufgeführt, wenn während des Faschings im Dorfe Niemand geheiratet hat. Es besteht in dem Herumziehen eines entästeten, mit Blumen, Kränzen und Bändern geschmückten Baumstamms. Auf dem „Block“, der auf einem Schlitten ruht, läuft, hin und her balancirend, unter allerlei wunderlichen Grimassen ein als Schalksnarr verkleideter Bursche, der den Begegnenden Spitzreime zuruft und in derben Knittel-



Das Schellenschlagen in Matrei zur Faschingszeit.

versen das Thun und Treiben der Dorfbewohner, besonders der Mädchen, bespöttelt. Um den Schlitten aber tummelt sich ein buntes Gewühl von Masken, als Türken, Sterngucker, ein Barbier, Dörcher, Zigeuner und derlei Schabernack treibendes Volk.

Ein ähnlicher Faschingsbrauch ist das „Grättziehen“ im Vinstgau, der Schrecken aller alten Jungfern, deren freiwillige oder unfreiwillige Ehelosigkeit schonungslos verhöhnt wird. Der Aufzug ist wirkungsvoll genug. Umringt von einem Gefolge vermummter Burschen und abenteuerlich gekleideter Masken kommt der „Graten“ (Karren, italienisch caretta) angefahren, der bestimmt ist, die alten Jungfern auf das Sterzinger-moos zu führen, damit sie sich dort mit Ameisenringeln, Leinsamenaufstößeln ꝛc. die Zeit

vertreiben. An der Spitze des Zuges paradirt hoch zu Roß der Hauptmann. Auf dem Dorfplatz angelangt, verliest er mit lauter Stimme die Namen jener alten Jungfern, die „aufgeladen“ werden sollen. Sofort stürmen die „Aufleger“ in die Häuser, wo die betreffenden alten Jungfern wohnen, zerren sie — natürlich nur verkleidete Burschen — unter endlosem Gelächter der Zuschauer hinter der Hausthür hervor und laden sie trotz ihres Widerstrebens auf den Wagen. Ist die „Fuhr“ voll, so geht es in die Dorfschenke, wo unter Absingung des bekannten „Sterzingermoosliedes“, das die Fahrt dieser alten Jungfern in höchst drastischer Weise behandelt, der Schwank seinen Abschluß findet. Beliebte Faschingsgebräuche sind auch das „Faschingerreiten“ im Zillerthal, wobei vermummte Burschen beritten das Dorf umziehen und auf dem Dorfplatz den gefürchteten „Faschingsbrief“ verlesen, sowie das „Schleicherlaufen“ im Oberinnthal, welches unter anderm auch Scenen aus dem Leben des Älplers zur Darstellung bringt.

Zu den originellsten Faschingsbräuchen zählt jedenfalls das sogenannte Schellen- oder Schemenschlagen, ein Vorgang, der mehr den Charakter einer religiösen Fastenceremonie als den eines Faschingsscherzes trägt. Der Brauch wird fast im ganzen Innthal, auf den Dörfern des Mittelgebirges von Innsbruck, sowie im Wippthal von den Dorfburschen geübt. Die „Schemen-“ oder „Schellenschlager“ tragen saubere weiße Hemden, kurze schwarze Lederhosen und blühweiße Strümpfe, dazu leichte Bundschuhe. Joppen tragen sie nicht, statt dieser sind schöne buntfarbige Seidentücher kreuzweise über die Achseln gelegt und beiderseits an den Hüften befestigt. Die Hüte sind mit Bändern und Federbüscheln geziert, welche — so will es die Sitte — die Mädchen den Burschen schenken. Das Gesicht verhüllt ein Tuch oder eine künstliche Holzmaske. Um die Mitte schlingt sich ein Gurt, an dem rückwärts eine große Schelle befestigt ist, welche bei jeder Vorwärtsbewegung der „Spieler“ anschlägt. Die linke Hand ist in die Seite gestemmt, in der Rechten tragen die Burschen theils Stöcke, theils grüne Fichtenzweige. Gewöhnlich sind zwölf bis fünfzehn solche „Schellenschläger“ nebst einem „Hauptmann“. Das Gehen derselben besteht in einem eigenthümlichen, in langsamem Takt sich fortbewegenden Hopsen, ähnlich dem pathetischen Schritt bei theatralischen Krönungszügen. Hierbei wiegen die Burschen den Körper abwechselnd nach links und rechts, indem sie zugleich mit ihren Stöcken nach dem Takt des „Hauptmannes“ nach der betreffenden Seite schwenken. Bei jedem Schritt ertönen einstimmig die Schellen, was von fern wie ein dumpfes regelmäßiges Getöse sich anhört. So ziehen die „Schellenschlager“ ernst und feierlich durch die Dorfgassen, begleitet vom hellen Jubel der Kinderscharen und dem beifälligen Kopfnicken der Erwachsenen. Ersterer gilt übrigens meist mehr der faschingsmäßigen Begleitung des ernsten Zuges. Hierzu gehören vor Allem zwei oder drei mit riesigen Peitschen versehene Masken, welche unter ohrenbetäubendem Geknalle den Zug umschwirren. Auch das sogenannte Fasserrößl, ein

Mann, der ein hölzernes Rößlein herumtummelt, beziehungsweise dasselbe trägt, und Stelzengeher in weißen Hemden und weißen Hosen gehören besonders im Wippthal zur Begleitung des Zuges. Daselbst (Matrei), wo überhaupt das Schellenschlagen unter großer Betheiligung vorgeführt wird, sind die Theilnehmer um einen in „Baumbart“ gehüllten Bären gruppirt, der sich mit zwei Treibern und einem Trompeter in ihrer Mitte befindet und mit ihnen marschirt. Auch ein „Wurzengraber“, eine, wie wir oben sahen, bei Faschingsschwänken beliebte Figur, zieht daselbst mit. Er trägt seinen Rückkorb umgestürzt als Glocke mit einem Riesenschwengel; auf dem Kopfe paradirt ein eingedrückter alter Cylinder. Der Zug der Schellenschlager macht schließlich im Wirthshause Halt, wo die Ausübenden bewirthet werden. Man schreibt nämlich diesem Faschingsbrauch das Gedeihen des Flachses zu. Das Schellenschlagen wird jedes dritte oder vierte Jahr vorgenommen.

Der Sommer hat, wenn man nicht den festlichen Auftrieb des Viehs zur Alpe am Veitstag zu den Belustigungen rechnen will, nur die feierliche Begehung des Sonnwendtages aufzuweisen. Da flammen am Vorabend des Johannistages (24. Juni) bei einbrechender Dunkelheit hunderte von Freudenfeuern auf allen Höhen und unter dem Jauchzen der Dorfburschen fliegen die feurigen „Sonnwendscheiben“ durch die Luft. Es sind aus trockenem Erlen- oder Buchenholz geschnittene Scheibchen von 5 bis 6 Centimeter Durchmesser, welche im Feuer glühend gemacht und mittelst eines Stocks in hohem Bogen vom Hügel ins Thal geschleudert werden. Dabei singt der Bursche:

Scheib aus, Scheib ein,
Wem soll die Scheibe sein?
Die Scheib' fliegt wohl über den Rain,
Die Scheib' soll der N. N. sein.

Dabei wird der Name des Mädchens genannt, dem die Scheibe gilt. Bei heiterem Himmel gewährt dieses nächtliche Sonnwendfeuer einen herrlichen Anblick.

Ein Fest, auf das sich Alt und Jung freut, ist endlich der lustige „Kirchtag“. Er ist gewissermaßen der abschließende feierliche Ruhetag nach der mühevollen Arbeitswoche des Sommers und Herbstes, dessen Fruchtsegen nun wohlgeborgen in Stadel und Scheune liegt. Den Mittelpunkt bildet natürlich der abendliche Tanz, der die muntere Jugend und das ernste Alter in der Dorfschenke vereint. Bald ertönen auch die lustigen Klänge von der Spielbank her und nun wogt und dreht sich Alles durcheinander. Hier tanzt man nicht fein sittiglich wie im Salon, sondern jeder überläßt sich ungenirt dem Ausbruch seiner Fröhlichkeit. Da wird „schuhplattelt“ und „getröstert“ und kopfüber aufgesprungen, daß die Fußsohlen die Stubendecke berühren, ja mancher gelenkige Tänzer springt sogar laut aufjauchzend über sein Mädchen hinweg, welches unterdessen allein forttanzt. Dann eilen sie

wieder zusammen, fassen sich eng, die heißen Wangen aneinander gelehnt, bis ein kecker Schwung sie wieder ins Gewühl der Paare reißt.

Åst (dann) dreht sich das Dirndl,
Åst dreht sich der Bua,
Åst nimmt er's beim Miederl
Und juchezt dazua.

Berühmt ist besonders der Zeller Kirchtag wegen seiner tollen Lustigkeit, der beim erregbaren Temperament der Zillerthaler häufig am Ende des Tanzes in eine kleine Rauferei ausläuft.

Das sind im Großen und Ganzen die Hauptbelustigungen der Tiroler Bauern. Daneben entbehrt aber das Bauernleben nicht noch anderer Vergnügen, welche für die schwere Feldarbeit entschädigen. Dahin gehört in erster Linie das „Schießen“. Der Tiroler ist ein geborener Schütze. Schlendert man an einem Sonntag „übers Land“, so hört man es von allen Dörfern her lustig pöllern und knallen. Auf den Schießständen, deren fast jedes Dorf einen besitzt, herrscht ungezwungene Fröhlichkeit und die heitere Seite der Tirolernatur, die sich oft hinter mißtrauischer Scheu verbirgt, kommt hier mit aller Macht zum Ausbruch.

Am feierlichsten gestaltet sich das Schützenleben an den sogenannten Kaiserschießen, besonders wie sie früher abgehalten wurden. Dazu kommen aus den hintersten Gebirgswinkeln die „Thölderer“ (Thalbewohner) herausgewandert, den sichern Stutzen auf der Achsel, um sich die ducatengeschmückten Seidenfahnen zu holen. Straßen auf, Straßen ab von früh bis spät wogt das festliche Gedränge der Schützen, bis sie alle am Hauptfesttag der feierliche „Schützenaufzug“ vereint. Man muß einen solchen Aufzug mitgemacht haben, um sich ein Bild von dem Leben zu vergegenwärtigen, das sich da entrollt. Die Blüte des Landes, vertreten durch Söhne aller Thäler — ein Volk in Waffen — zieht in der malerischen Tracht unter Trommel- und Schwögelklang, die meisten von eigener schmetternder Blechmusik begleitet, mit flatternden Fahnen, Stutzen schwingend und ununterbrochen jodelnd und jauchzend, durch die festlich geschmückte Stadt. So war es in den Huldigungsjahren 1816 und 1838, so im Jahre 1853 beim großen Schießen zur Errettung des Kaisers aus Mörderhand, so 1856 bei der Ankunft des Erzherzogs Karl Ludwig als Statthalter von Tirol, endlich am großartigsten im Jahre 1863, als Tirol seine fünfhundertjährige Vereinigung mit Österreich feierte, als das ganze Land seinem Kaiser begeistert zujubelte und den Schwur der Treue erneuerte, ein Fest, das einzig in seiner Art wie noch nie das Schützenleben und tirolische Volksthum zum Ausdruck brachte. Mit der neuen Regelung des tirolischen Schützenwesens, wobei mehr der ernste Zweck der Wehrfähigkeit des Volkes in den Vordergrund gestellt wurde, ist ein gut Stück Poesie, die



Ein Schützenfestzug.

dem früheren „Brettelbohren“ anklebte, verloren gegangen, aber der Eifer für das alte Vergnügen ist geblieben. Daß es dem tirolischen Bauer an Gelegenheit zur Unterhaltung und Ergötzlichkeit nicht fehlt, zeigt auch die „Sommerfrische“, die er jährlich mit der ganzen Familie hoch oben auf den „Bergmähdern“ genießt, im Winter aber das „Eisschießen“ und Rodeln oder Schlitteln, sowie die „Vogelbälle“ und ähnliche Vorgänge, die zu beschreiben den Rahmen überschreiten würde.

Ehe wir von Lebensweise, Sitten und Gebräuchen des Volkes in den Dörfern Abschied nehmen, müssen wir noch kurz einen Blick auf die Berge werfen, wo sich hoch über dem Thale während der Sommerszeit ein Leben ganz eigenthümlicher Art abspielt, nämlich das Almen- oder Sennerleben. Der Futterreichthum der Thalsohle würde zum Unterhalt des bäuerlichen Viehstandes nicht genügen, hingegen bergen die Abhänge, Rücken und Einsenkungen (Kare) des Hochgebirges einen Schatz der kräftigsten Futterkräuter. Deshalb schickt jeder Bauer, der Vieh besitzt, dasselbe Mitte April auf die Alm oder Alpe, wo es bis anfangs, bei günstiger Witterung sogar bis Mitte October bleibt. Die Auffahrt zur Alpe ist nicht nur ein Fest für den betreffenden Hof, sondern auch für das ganze Dorf. Die Kühe, die um die Zeit des Auftriebes schon unruhig werden, sind mit den großen Glocken (Klumpern) und Schellen behangen, auch der Senner hat einen riesigen Reisebüschel aus Rosmarin zum Geschenk erhalten und schreitet mit „Kraxe“ und Bergstock pfeifend und singend dem sich ordnenden Zuge voraus. Hinter ihm geht zuerst die schöne Leitkuh, die schon öfters auf der Alm war und daher den Weg kennt, dann folgen die Milchkühe und der Stier, der die Ketten tragen muß. Den Schluß macht das Galtvieh, Kälber, Schafe und Ziegen und die grunzenden Schweine, welche der beigegebene Knecht in Ordnung hält. Das wohlbepackte „Almwagerl“ mit Lebensmitteln und Geräthschaften fährt hintendrein. Sobald man aus dem Bereich der Wohnungen gekommen ist, nimmt man dem Alpenvieh die schweren Glocken ab, die kleinen Schellen läßt man ihm.

Gewöhnlich bezieht man nicht gleich die eigentliche Alm, sondern führt das Vieh zuerst auf die sogenannte Asten, wo dasselbe von Mitte April bis Mitte Mai bleibt. Es sind dies Hütten, welche von einem umzäunten Mahd umgeben sind. Hier bleibt das Vieh, bis die Witterung die Auffahrt zur Hauptstation, dem sogenannten Niederleger gestattet. Hier ist die eigentliche Alm mit der Residenz des Senners. Gewöhnlich sind es weitgedehnte Grasböden, die sich oft bis ans Geschröffe hinanziehen und mit den würzigsten Futterkräutern, Marbel und Madaun, bewachsen sind. Bei großen Alpen befinden sich mehrere Senn- oder Almhütten, gewöhnlich Kasern genannt, auf dem Mahde vertheilt, so daß das Niederleger oft wie ein Alpendorf aussieht. Solche sind z. B. die große Alpe Lizum zwischen dem Watten- und Navisthal, die 10 Kaser, 20 Vieh- und 11 Sauhäge besitzt, oder die „große Zemm“ im Achenthal mit 42 zur Hälfte gemauerten Senn-



Deutschtiroler-Trachten: 1. Bozner Bürgersfrau in alter Tracht. 2. Wippthal und Eisackthal. 3. Zillerthaler Alpenhirt. 4. Lechthalerin. 5. Alpach. 6. Eisackthal. 7. Stubai. 8. 9. Imster. 10. Kitzbühel.

hütten, Stallungen und Heustadeln. Durchfließt das Hochthal, wie meist der Fall, ein kleiner Bach und befindet sich noch eine kleine Kapelle oder ein Wetterkreuz da, so gewährt eine solche Ansiedlung mit den gebräunten Hütten und den uralten Wettertannen, dem klingelnden Alpenvieh und den jauchzenden Hirten ringsum einen äußerst lieblichen Anblick.

Kleinere Alpen haben nur ein paar niedrige aus behauenen Baumstämmen gebaute Hütten. Da hat der Senn seine Liegerstatt (Schlemm) auf dem moosbedeckten Holzgestelle; der Hüterbub muß bei Platzmangel oft unter dem flachen, mit Steinen beschwerten Dach seine „Schlafbritschen" suchen. Gleich beim Eingang der Kaser befindet sich eine Vertiefung, die ausgemauerte „Eß", wo gekocht wird. Da sitzen auch abends beim knisternden Feuer die Sennleute und halten pfeifenschmauchend und geschichtenerzählend ihren gemüthlichen Heimgart. Darüber hängt an einem drehbaren Gestell der große kupferne Käsekessel. Rings an den Wänden stehen und hängen außer den Milchgatzen und der rußigen Melcherpfanne die Milchbrenten, das Kasker (Käseform), der Butterkübel und die Käs- und Jutenbottiche. Durch die Hinterthür kommt man in den Gaden, wo die „Stotzen" und Schüsseln mit blendend weißer Rahmmilch, sowie der Alpennutzen: Butterstöcke, Käslaibe, Zieger &c. verwahrt werden. Die Bereitung dieser Erzeugnisse der Alpen, das „Buttern" und „Kasen" ist Sache des Senners und eines Gehilfen. Den Stoff geben die Milchkühe, welche vom Hüter jeden Morgen und Abend in den „Hag", der die Sennhütte umgibt, getrieben und da gemolken werden. Wo sich auf einer Alpe zwei Sennerinnen (Rechtsennin und Beisennin) befinden, wie es übrigens mit Ausnahme Oberinnthals und einiger Alpen Unterinnthals selten mehr der Fall ist, theilt sich der männliche und der weibliche Theil des „Almvolkes" in die Arbeit. Bei größeren Alpen ist das Personal natürlich größer. Da gibt es außer dem Senner, der je nach der Landschaft auch Melcher, Kaserer, in Passeier Schaffer heißt, noch einen Halbkaserer, mehrere Hirten, den „Galterer", dem das Galtvieh oder auch die Rosse unterstehen, den Ochsner oder Stierhirten, der die Ochsen, und den Schafer, der die Schafe zu überwachen hat. Dazu kommt noch der Putzer oder Graser, dem die Reinigung der Alpe obliegt. Auf solchen größeren Almen geht es dann auch lebendiger und lustiger zu als auf kleineren, besonders wenn auch lebensfrische Sennerinnen da sind und andere Alpen sich in der Nähe befinden, deren Hirten zum nächtlichen Besuch kommen. Da wiederhallt dann oft bis zum Morgengrauen die enge Sennhütte beim Zitherschlag vom Gestampfe der Tanzenden oder vom melodischen Gesang der Burschen und Dirnen, während der Enzian der nahen Brennhütte das Blut in Wallung bringt. Mit dem Thale ist wenig Verkehr. Nachricht bringt nur hier und da der Bauer, wenn er nachsehen kommt, ob Alles in Ordnung, oder der Geißer, der seine klingelnde Herde täglich herauftreibt und den neuesten Dorfklatsch mittheilt. Sonst verläuft mit Ausnahme der

kleinen Unterbrechung, welche die erwähnte „Einsegnung der Alpe" bringt, das Leben gleichförmig zwischen Arbeit und Ruhe.

Im Hochsommer, gewöhnlich noch vor Peter und Paul (29. Juni), zieht man mit dem Vieh auf das „Hochleger", wo man bis Ende August bleibt und dann wieder zum Niederleger zurückkehrt, um die paar Wochen bis zur Abfahrt das unterdessen nachgewachsene Gras abäsen zu lassen. Um den 21. September, wo gewöhnlich schon Reif und leichtes Schneegestöber einfällt, rüstet man sich zum Abzug. Zuvor wird Alles gereinigt, die Geräthschaften theils auf große „Kraxen" verpackt, theils im versperrbaren „Gaden" eingeschlossen. Den kupfernen Käsekessel vergräbt man in die Erde, weil er nach der Meinung der Älpler dadurch wächst. Zwei Tage vor der Abfahrt wird zum letztenmal „abgekäst", dann feiert man die „Schoppwoche", welche nur mehr zum Essen, Trinken und Faulenzen, wie wohl auch zum Verfertigen der verschiedenen Holz- und Blumenzierden für die abziehende Herde benützt wird.

Gleich der Auffahrt zur Alpe bildet auch die Heimkehr ein Fest für das Almvolk, wie für die Leute im Thal, das heißt, wenn kein Unglück geschehen, kein Stück Vieh „verfallen" ist und keine Kuh verworfen hat. In diesem Falle zieht die Herde ungeschmückt und klanglos ein. Sonst aber ist ein solcher Alpenheimzug eine wahre Lust, besonders in jenen Thälern, wo Wohlstand und Viehzucht blühen, z. B. im Unterinnthal und Zillerthal. Da hört man die Woche vor Michaeli (29. September) nichts als Glockenklang und Peitschenknall, Singen und Jauchzen von nah und fern. Der „Melcherball", wobei gewöhnlich zuletzt „gerobelt" wird, macht den Schluß. Die Herabschaffung des „Alpennutzens", d. h. der Erträgnisse der Almwirthschaft geschieht bei kleinen Alpen dadurch, daß mehrmals während des Sommers Käse und Butter mittelst „Kraxen" herabgebracht wird, so daß man bei der Abfahrt nur mehr das kleine „Almwagele" mit dem Rest zu bepacken braucht. Bei großen Alpen hingegen, auf denen sich das Vieh mehrerer Bauern, ja oft einer ganzen Gemeinde befindet, geschieht die Vertheilung und Herabschaffung erst einige Zeit nach der Heimkehr des Viehs, weshalb das eigentliche Sennerpersonal noch bis dahin auf der Alpe zurückbleibt.

Tracht. Die Tracht ist in Tirol im entschiedenen Absterben begriffen. Die Zeiten sind vorüber, in denen man die ganze Bekleidung einschließlich der Beschuhung aus selbsterzeugtem oder gewonnenem Stoff durch Gevatter Schneider und Schuster im Hause auf der „Stör" verfertigen ließ. Dies ist nurmehr in abgelegenen Dörfern, wie z. B. im tiefern Iselthal, Virgen und Prägratten der Fall. Jetzt, seit der erleichterte Verkehr die Thäler den Waarenlagern der Städte und größeren Orte nähergerückt hat, kauft sich der Bauer nur zu häufig seinen Kleiderstoff lieber dort, der weibliche Theil der Bevölkerung aber verschafft sich wohlfeile aber schlechte Stoffe von den zahlreichen Hausirern, welche

alle Dörfer und Einödhöfe abstreifen. So kommt es, daß man jetzt nur noch bei einigen Bezirken von einer eigentlichen Thaltracht sprechen kann, nämlich einer solchen, welche jahraus jahrein getragen wird. Sonst findet man dieselbe nurmehr als Feiertagskleid oder bei festlichen Gelegenheiten, wie Processionen, Schützenaufzügen, Hochzeiten und ähnlichen Anlässen.

Die schönste Tracht, welche auch noch als Alltagskleid getragen wird, hat der Burggräfler. Wenn man diese reckenhaften Gestalten von Algund oder Schenna auf dem Kirchplatz von Meran in ihren braunen Lodenjoppen mit den breitausgeschlagenen



Deutschtiroler Trachten: 11. 12. Pusterthal. 13. Selrain. 14. Brixen.

scharlachrothen Brustlappen und den breiten grünseidenen Hosenträgern über dem rothen Leibchen dastehen sieht, so möchte man fast traurig gestimmt werden bei dem Gedanken, daß auch diese Tracht allmälig verschwinden wird. Dazu haben sie kurze bocklederne Hosen und blühweiße Strümpfe; die Füße stecken in sogenannten Bundschuhen, den Leib umspannt ein schön ausgenähter Gürtel, auf dem Kopfe sitzt ein schwarzer oder dunkelbrauner Hut mit breiten Krämpen. Der weibliche Theil der Bevölkerung ist nicht minder kleidsam ausgestattet. Den geschmeidigen Körper umhüllt ein verschnürtes Mieder und ein etwas schwerer blaubrauner Rock, von dem sich die brennrothen Strümpfe allerliebst abheben. Den Hals umschlingt ein seidenes Tuch, das sich rückwärts am Nacken tief einsenkt. Die meist blonden Haare sind glatt und nieder nach rückwärts gekämmt und hinten von einer bunten Nadel durchstochen.

Die Tracht der Passeirer, welche die Knie bloß tragen, unterscheidet sich nur wenig von der des Burggrafenamtes, ebenso ist die der Sarnthaler, die früher hochrothe Röcke trugen, nicht viel verschieden. Bei den Männern ist der rothe Aufschlag an der Joppe weggefallen, die Weiber haben die rothen Strümpfe mit sogenannten „Beinhöslen“ von heller oder dunkler Farbe vertauscht.

Äußerst malerisch ist die Tracht der Ötzthaler. Hier ist die braune Lodenjoppe an beiden Brustseiten und an den Ärmeln mit bunter Seide zierlich ausgenäht. Die kurzen schwarzen Lederhosen sind von breiten rothen Bändern getragen, die auf dem weißen Hemd vorn durch eine Querbinde zusammengehalten werden. Den Kopf beschattet ein breitkrämpiger, mit grünen Seidenbändern gezierter gelber Filzhut. Selbstverständlich fehlt um die Mitte nicht der mit Zinnstiften ausgeschlagene Bauchgurt. Weniger schön ist die Tracht des weiblichen Geschlechtes, welche durch das hohe steife Mieder die Taille zu lang erscheinen läßt und so dem Körper das Ebenmaß nimmt.



Deutschtiroler Trachten 15. Unterinnthal. 16. Alte Innsbruckerin. 17. Amras. 18. Vinstgau.

Die Zillerthaler, welche früher ihre malerische Tracht so schön zierte, haben dieselbe bis auf die grauwollene Jacke gleich den anderen Unterländern fast aufgegeben. Die kurze Lederhose ist beinahe verschwunden und hat dem langen städtischen Beinkleid Platz gemacht. Auch der weibliche Theil der Bevölkerung Zillerthals und Unterinnthals hat hinsichtlich der Tracht das Typische verloren, indem städtische Bekleidung die bäuerliche überwuchert, oder besser gesagt ein seltsames Gemisch aus beiden sich allmälig herausgebildet hat. Nur der „Unterländerhut“ nebst dem immer beliebter werdenden niedern „Zillerthalerhut“ ist noch auf allen Köpfen der Dorfschönen zu sehen.

Sehr zu bedauern ist auch, daß die interessante Tracht der Iselthaler allmälig in Verfall geräth. Da tragen die Männer lange, braune mit violetten Ärmelbesätzen versehene Lodenjacken, die fast bis zu den Knien reichen, ein weißes Wamms, schwarze Lederhosen und weiße Strümpfe mit schönen Zwickeln. Die Kopfbedeckung ist ein hoher Spitzhut;

um den großen Hemdkragen tragen sie ein buntes Halstuch oder einen schwarzen Flor gewunden. Die Knie bleiben nackt, den Leib umgürtet, wie früher überall, die lederne Binde. Die weibliche Tracht des Iselthals ist in originellster Weise durch den Anzug der Tefereggerinnen vertreten, welcher in seiner Art nur in dem der Alpbacherinnen oder der vorarlbergischen Walserthalerinnen ein würdiges Seitenstück findet. Man denke sich die ganze Gestalt in einen schweren groben Rock aus weißem oder braunem Loden gehüllt, der jede Taille verwischend knapp unter den Armen zusammengehalten ist. Über dem Mieder, das ebenfalls aus Loden verfertigt und mit rothen Nesteln verschnürt ist, sitzt eine kurze offene Jacke. Auf dem Kopfe klebt wie ein umgestürzter — Napf ein ganz kleines schmalkrämpiges Filzhütchen, unter dem die dicken mit rothen Bändern durchflochtenen Zöpfe heraushängen. Diese ganz absonderliche weibliche Tracht wird noch durch den Gegensatz zu der des



Deutschtiroler Trachten: 19. Oberinnthal. 20. Sarnthal. 21. Brixlegg. 22. Oberinnthal. 23. Ötzthal.

männlichen Geschlechts verstärkt, welches in feinem städtischen Anzug von seiner Teppichhandelschaft ins Thal zurückkehrt.

Die Tracht der Alpbacherinnen ist der der Tefereggerinnen ziemlich ähnlich. Auch hier umhüllt ein faltenreicher schwerer schwarzer Zwilchrock in derselben unnatürlichen Anpassung die Gestalt fast bis zu den Schuhen, ebenso tragen sie darüber eine lange Jacke aus silberweißem Loden. Den originellsten Überzug aber haben die Schienbeine, über welche zweimeterlange Strümpfe, sogenannte „Hosen“, in Ringeln so zusammengefältelt sind, daß die Waden zu plumpen tonnenförmigen Wülsten ausgebaucht erscheinen. Diese „Beinhöseln“ reichen nur vom Kniebug bis zu den Knöcheln. Den Kopf bedeckt ein Spitzhut mit einer schwarzrothen Masche.

Ob sich im Verlaufe der Zeit wieder selbständige Thaltrachten entwickeln werden, ist bei dem unaufhaltsamen Ausgleichungsprocesse, in dem sich Tirol seit der Errichtung des Schienenstranges befindet, sehr fraglich. Es muß schon als ein günstiger Umstand betrachtet werden, wenn sich die malerischen Festtrachten der einzelnen Thäler erhalten.

Hierzu zeigt sich seit dem letzten österreichischen Bundesschießen im Jahre 1885, das vielleicht zum letzten Male das ganze Volk in Nationalkostümen vorführte, ein löbliches, durch den Eifer wackerer Männer unterstütztes Bestreben.

Zum Schluß sei noch des originellen Anzuges der etschländischen „Saltner“ oder Weinhüter Erwähnung gethan, obwohl derselbe streng genommen nicht zu den Trachten gehört. Die breite Brust umhüllt ein rothes oder grünes Wamms mit breiten ledernen Hosenträgern, darüber hängt lose die lederne schwarze Joppe ohne Kragen. Dünne Lederriemen verbinden dieselbe mit den Vorderärmeln, so daß das grobleinene Hemd nach spanischer Mode dazwischen bauschig hervorschaut. Die Mitte des Leibes umgürtet die breite schwarzlederne Bauchbinde. Dazu kommen kurze Lederhosen und weiße Strümpfe mit kurzen ledernen Gamaschen. Quer auf dem Kopfe prangt das Ungethüm von einem Hut in der Form eines sogenannten Wolkenkliebers oder Krapfenhutes, dreispitzig und aus schwarzem Filz. Von der ursprünglichen Gestalt desselben ist indeß wenig zu sehen, denn ihn bedeckt ein ganzer Wald von Hahnen-, Hennen- und Pfauenfedern; zum Überfluß hängen noch Fuchs- und Eichhornschwänze über die Krempe. Auch die Joppe ist vorne mit zahlreichen Pfeifchen von Schweinzähnen verziert, die an gelben Drahtkettchen baumeln. In der Hand aber trägt der Saltner als Zeichen des Hüteramtes eine lange Hellebarde. In neuerer Zeit hat sich diese Tracht etwas vereinfacht, ist aber immer noch abenteuerlich genug, so daß man einen entsprungenen Indianerhäuptling zu erblicken glaubt, wenn die Gestalt eines solchen Weinhüters aus dem Halbdunkel der grünen Rebgänge plötzlich auftaucht.

Sage. Der Sagenreichthum Tirols ist ebenso groß als mannigfaltig, klebt ja fast an jeder Felswand oder altem Gemäuer eine anregende Überlieferung, wie anderseits Luft, Erde und Wasser, Wald und Wiese, Alpe und Haus von geheimnißvollen Wesen belebt sind. Viele tragen mythologischen Hintergrund. Dahin gehören die Sagen von der wilden Jagd, vom Wetterheiligen Oswald auf dem Ifinger, unter dessen Verhüllung ebenso wie beim Schimmelreiter die Gestalt des Göttervaters Wodan durchschimmert. Auf den Donnergott Donar beziehen sich die Sagen von der verzehrten Kuh und geschlachteten Gemse, welchen Thieren das Fleisch wieder nachwächst. Diese Göttergestalt kehrt auch in vielen Teufelssagen wieder, vor Allem aber in der tirolischen Riesensage, welche wohl in keinem Lande so viele auf Donar weisende Züge enthält. Es sei hier nur beispielshalber an den Riesen Haimo von Wilten erinnert oder an die Riesenbrüder von Galzein, von denen einer wie weiland Donar den Steinbrunnen von Wiesing gleich einem Schäffchen zum Trinken an den Mund setzte. Auch viele der weitverbreiteten Wildemannsagen berühren sich mit dem Donnergott. Ebenso sind die Göttinnen Hulda und Nerthus in der mythischen Sage vertreten, letztere in der Sage vom silbernen Wagen im Zireiner See, erstere in der

poesievollen Sage von der Einführung des Flachsbaues und den lieblichen Huldgestalten der „Saligen“, ihren Begleiterinnen.

Als komischer Gegensatz hierzu erscheinen die zahlreichen Sagen von den Nörggelen und neckischen Pützen, in welchen zweifellos die verblaßte Erinnerung an die zurückgedrängte ursprüngliche Bevölkerung Tirols erhalten ist.

Einen Hauptbestandtheil der tirolischen Sage bilden die unerschöpflichen, von Geschlecht zu Geschlecht sich fortvererbenden Erzählungen von Hexen, Truden und anderen den Menschen abholden Gespenstern. Über Hexen und ihre höllischen Künste, unter denen natürlich Wettermachen, Milch stehlen oder verderben, Kinder und Vieh beschreien in erster Reihe stehen, ließe sich ein ganzes Buch füllen, ebenso über die Hexenplätze und Hexenringe, von denen es in Tirol eine Unzahl gibt.

Dies führt uns zu den örtlichen Sagen. Hierher gehören die Sagen, die vielen wilden Bergformen und Schrofen anhängen. Die bekannteste ist die Sage von der Frau Hütt, welche gleich der griechischen Niobe zur Strafe für ihren Übermuth — sie hatte mit Brot ihr Kind gereinigt, einem hungrigen Weibe aber, das sie darum anflehte, einen Stein gereicht — in einen Felsen verwandelt wurde, der hoch von der Schneide der Gebirgskette nördlich von Innsbruck drohend herabblickt. Auch an die Serles, jenen domartigen Dolomitriesen am Eingang des Stubaithals, knüpft sich eine ähnliche Sage. Überhaupt sind die meisten Volksüberlieferungen, die von verschütteten Almen und Wiesgründen, Bergstürzen, unheimlichen Seen handeln, auf Strafen für begangene Frevel zurückgeführt.

Hierher sind endlich noch die vielen Sagen über untergegangene Städte, sowie die Prophezeiungen über den einstigen Untergang von Ortschaften zu rechnen, wie z. B.:

Innsbruck versinkt,
Hall verbrinnt,
Schwaz verrinnt;

oder vom Pfannhorn über Toblach:

Reicht die Muhr bis an die Spitze des Horn,
So ist Toblach und Wahlen verlor'n.

Zu den geschichtlichen Sagen gehören die Erinnerungen an die Schweizerkriege des XV. und XVI. Jahrhunderts, welche in den Überlieferungen an die Schlacht auf der Ulfiswiese und an anderen Orten wiedergespiegelt sind, wenn man darin nicht Nachklänge an den urgermanischen Glauben vom Weltuntergang erblicken will.

Volkslied und Volksschauspiel. Daß in Tirol, welches Land ein so reich entfaltetes Volksleben aufweist, auch das Volkslied in voller Blüte steht, ist selbstverständlich, selbst wenn dieses nicht durch „tirolische Nationalsänger“ in alle Welt getragen worden wäre. Doch erfreut es sich nicht in allen Thälern der gleichen Pflege. So ist

der Volksgesang in Südtirol, besonders im ganzen Etschthal, wo er im Mittelalter so hell ertönte, mit dem Sinken des Volkslebens fast ganz ausgestorben; im Eisackthal hat er sich fast nur mehr auf dem Mittelgebirge von Kastelrut und Völs erhalten. Hingegen



Ein Saltner (Weinhüter) bei Meran.

erklingt er noch laut und kräftig im Pusterthal, besonders in der Lienzer Gegend. Sehr viel wird auch im Innthal gesungen, wenn auch im oberen Theile desselben der Gesang nicht so verbreitet ist und auch anderen Charakter trägt als in der Gegend von Innsbruck und im heiteren Unterinnthal. Letzteres ist nebst Pusterthal der eigentliche Standort des

Tirolergesanges, und wer noch frische Volkslieder hören will, muß in diese zwei lebenslustigen Thäler gehen.

Träger des Volksgesanges sind in erster Linie die „Buben", wie die jungen Burschen hierlands heißen. Sie sind auch meist die Dichter der Texte hierzu. Gewöhnlich finden sich mehrere solche „Singer" zusammen und bringen die Lieder mit einer Virtuosität zum Vortrag, daß man gut geschulte Sänger vor sich zu haben glaubt. Hierbei sind die Stimmen so vertheilt, daß eine in der Fistelstimme die „Weise" trägt und die anderen secundiren. Nur in der Lienzer Gegend nähert sich die Art des Liedervortrages mehr der des benachbarten Kärntens, wo der Bariton die Hauptweise trägt. Charakteristisch für den Tiroler Volksgesang ist der Jodler, auch Lurler oder Ludler genannt, welcher, man kann sagen, fast jedes weltliche Lied begleitet und auf dem oft geradezu das Hauptgewicht liegt. An Gelegenheit zu singen, fehlt es nicht. Der abendliche Heimgarten wie die lärmerfüllte Tanzstube, die stille Dorfgasse wie die grüne Hochalm und das Bergmahd wiederhallen vom Trutzlied der Burschen, wie vom Gesang der Almleute.

Dem Inhalt nach muß man füglich die zwei großen Abtheilungen, weltliche und geistliche machen.

Was die weltlichen betrifft, so tragen die meisten episch-lyrischen Charakter. Rein episch sind nur einige Wildschützenlieder, darunter das vielstrophige: „Es zogen neun Schützen ins Elmau hinein", das in der Gegend von Lermoos spielt und noch gesungen wird, sodann einige Almenlieder, wie das weitverbreitete: „Wenn's amal schön aper werd, Und auf der Ålma grün". Hierzu muß man auch noch eine ziemliche Anzahl alter Lieder von balladenartigem Charakter rechnen, welche nicht in der Mundart gedichtet sind, sondern im Schriftdeutsch und so auch noch gesungen werden. Dazu gehören unter Anderem das weitverbreitete Blaubartlied „Es fuhr (ritt) ein Ritter wohl über das Gries (Ried)", oder „Straßburg, Straßburg, du wunderschöne Stadt" oder „Es wollt' ein Mädchen früh aufstehen". Die anderen weltlichen Lieder theilen sich stofflich in solche, welche die Herrlichkeiten des Almenlebens und der älplerischen Liebe preisen, sodann in Jäger- und Wildschützenlieder, welche das Lob des „Wilderns" enthalten und woran sich meist die Prellerei der Jäger durch Wildschützen schließt. Manche derselben sind ungemein launig, wie z. B.: „I bi' halt a Wildschütz, a lebfrischer Bua".

Den Hauptstock liefern natürlich die Liebeslieder. Wenn sie nicht in Form von Almen- und Wildschützenliedern auftreten, so erscheinen sie fast ausschließlich im Gewande des „Schnaderhüpfels". Diese beweglichen Vierzeiler oder richtiger gesagt Zweizeiler mit je vier Hebungen bilden die Form, in welcher das Volk, man kann sagen, die ganze Stufenleiter seiner Gefühle, wie nicht minder seine ganze Lebens- und Weltanschauung ausprägt. Die Geburtsstätte der „Schnaderhüpfeln" ist neben dem Heimgarten vor Allem der Tanz-



Abendlicher Heimgarten zur Winterszeit.

boden und die Wirthsstube. Schon der hüpfende Dreivierteltakt sagt gleich dem Namen, daß es ursprünglich Tanzliedchen waren, wie sie denn noch gegenwärtig bei eigentlichen Bauernunterhaltungen den Rundtanz einleiten. Der Tänzer tritt nämlich mit seinem Mädchen vor die „Spielleute“ hin, wirft ein Geldstück auf den bereitstehenden Teller und singt ein Schnaderhüpfel, was als Aufforderung gilt, auf seine Kosten einen Tanz zu spielen. Nicht selten enthalten solche Liedchen Spottverse auf einen Nebenbuhler und werden so Anlaß zu Raufereien.

So weit als i's aufischau,
Ist der Wald grüen
Und i laß zu mein' Diendl
Kan andern Bub'n gieh'n.

Eine noch größere Rolle spielt das Schnaderhüpfel als Trutzlied, falls sich entweder Rotten von Burschen feindseliger Dörfer begegnen oder wenn sie am Wirthshaustisch auf diese Weise einander zum „Robeln“ oder „Raufen“ herausfordern. Dann springen oft halbe Stunden lang die Trutzliedchen von Tisch zu Tisch, eines noch schärfer, höhnender und bissiger als das andere, bis endlich die beiden Gegner gehörig warm sind und einander „anfliegen“, das heißt zu robeln beginnen. Überhaupt zeichnet sich das

Tiroler Schnaderhüpfel gegenüber den ähnlichen Liedchen der anderen Alpenländer durch eine urwüchsige Kraft und Frische aus, wenn es auch nicht die Innigkeit des kärntnerischen Pläpperliedchens besitzt. Daneben macht sich häufig ein humoristischer Zug, sowie eine gewisse Spottlust geltend, welche sich selbst an das Ehrwürdige wagt.

Dieser Drang zu spotten, der dem Tiroler stark innewohnt, zeigt sich auch in größeren selbständigen Liedern, mögen dieselben nun als „Buchstabill" (Pasquill) ein Dorf in Allarm bringen oder als selbständige Lieder gesungen werden. Ich erinnere nur z. B. an das berühmte „Oansiglied", das die Versuchung eines frommen Einsiedlers durch den Bösen zum Inhalt hat:

Dort oben auf der Hech,
Is an Oansiedlerei,
Wachst nix als Boschen
Und Stoanmies dabei.

A Klausner is drin,
Der recht christla lebt,
Werschd (wird) alleweil frümmer,
Weil er Tag und Nacht bet't u. s. w.

Andere sind „Der Simerl hat zum Nachbar g'sagt" oder das weitverbreitete „Der Fensterstock", das schon erwähnte „Sterzingermooslied", die „Sennerinbeicht", „das Altejungfernlied" &c. &c.

Die geistlichen Lieder sind theils solche, welche sich auf allgemeine kirchliche Festzeiten, wie Lichtmeß, Ostern, Weihnachten und Dreikönig beziehen, theils Lieder und Lobgesänge zu Ehren der Heiligen oder solche, die allgemeineren religiösen oder moralisirenden Charakters sind und von Vergänglichkeit, Tod und Ewigkeit handeln. Die Menge derselben ist sehr groß. Sie schreiben sich, wie sich leicht nachweisen ließe, fast sämmtlich aus jener Zeit her, da in Tirol, wie anderswo in den Alpen, noch der reine Kirchengesang auf dem Lande allgemein üblich war. Jetzt haben Orgel und Chorgesang die frühere Art der musikalischen Feier verdrängt. Während nun aber die meisten der geistlichen Lieder so ihre eigentliche Unterlage verloren und, wie z. B. im Oberinnthal, nurmehr bei profanen Gelegenheiten, besonders beim abendlichen Heimgarten gesungen werden, erhielten sich die Weihnachts- und Dreikönigslieder bis in die neueste Zeit als Theile der Kirchenmusik.

Dies gilt besonders von den erstgenannten. Sie machen den Hauptstock aus und werden von den Kirchensängern noch alljährlich entweder in der heiligen Nacht bei der Christmette oder am Weihnachtstag während des Amtes, meist beim Offertorium, gesungen. Bis in die Dreißiger-Jahre betheiligte sich auch das Volk an diesem Gesange in der heiligen Nacht, ja noch vor drei bis vier Jahrzehnten begleitete die Jugend das vom Chor herabklingende Hirtenlied mit kleinen Ratschen, Kinderklappern und Wispeln (Kinderpfeifchen, mit denen man den Gesang der Vögel nachahmt), um dem Texte des Liedes die entsprechende dramatische Verstärkung zu geben.



Passionsspiel in Vorderthiersee.

Der Inhalt dieser Weihnachtslieder ist ziemlich gleich. Sie tragen nicht den betrachtenden Charakter der geistlichen Lieder, sondern sind eigentlich „Hirtenlieder“: in äußerst lebendiger, fast durchgehends dramatischer Weise schildern sie die Wache der Hirten bei ihren Herden in der heiligen Nacht, bis ihnen zuerst eine ungewöhnliche Helle am Himmel, die sie sich nicht erklären können, und dann ein Engel den Grund dieser Erscheinung, nämlich die Geburt des Heilands, offenbart, worauf sie mit Geschenken zur Krippe eilen, um das göttliche Kind anzubeten. Diese Hirtenlieder sind oft von einer ergreifenden Innigkeit und Zartheit, daneben von einem unsagbaren Humor. Ich setze eines der weniger bekannten Lieder meiner Sammlung hierher. Es stammt aus dem XVII. Jahrhundert:

Holla Brueder, was g'schicht heunt,
Daß im Himmel so schön scheint,
Geh nu hin zum Fergel, sag,
Daß um zwölf Uhr wird heunt Tag.
Die Vogelen singen all,
Laut schlagt die Nachtigall,
Der Stieglitz und der Zeisele singt,
Das Lerchal voll Freud in die Höh' aufspringt.

I woaß net, was dös Ding bedeut't,
Daß Guggu in den Winter schreit,
Hab' so schön g'schlafen ein,
I woaß nit, was dös Ding soll sein,
Wie dort ein Engel schreit:
Ich verkünd' euch große Freud!
Sie singen das Gloria auch zugleich,
Der Fried' sei auf Erd' und im Himmelreich.

Engel. „Nur auf, verzagte Hirten all,
Dort in Bethlehem ist ein Stall,
Dort wird euer König sein
Als ein Kindlein so jung und klein.“
„Geh Urban laß mi' her,
Und Jaggel, du nimmst's Rechl,
Und i will laufen um an' Butter hinein,
I glab, der Bua wird hungrig sein.“

„Grüeß di' Gott, du alter Mann,
Nimm von uns das Opfer an,
Seh' (sieh), da hast mei' rauhene Pfoad,
Mach daraus dem Kind a Kload,
Deck ihn a wenig zua,
Derfriert ja gar der Bua,
Dös Kindlein ist no gar zu klein
Hier bei Ochs und Eselein.“

„O liebste Mutter halt nur an
Für uns bei dem liebsten Sohn,
Weil er nackend liegt im Stall,
Muß leiden für uns Sünder all.
O Jesulein, du Kindlein rein,
Laß uns doch nit in d'Sünd kimmen,
Wollst unser Seel' und Leib bewahren
Vor Krieg und Pest und allen Gefahren.“

Hirtenlieder dieser Art zählen in Tirol nach vielen Hunderten. Die große Anzahl derselben erklärt sich daraus, daß es den Schullehrern, die gewöhnlich den Gesang leiteten, daran lag, stets neue den frommen Zuhörern vorzuführen.

Außer den Weihnachtsliedern kommen noch die Dreikönigs- oder Sternlieder und die Adventlieder in Betracht. Diese werden nicht in der Kirche, sondern von herumziehenden Sängern vor und in den Häusern gesungen. Sternsinger sind gewöhnlich drei, aber es kommen auch vier heilige drei Könige vor, welche entsprechende Costüme tragen. Die Lieder behandeln meist gleich den Weihnachtsliedern die Ankunft der heiligen drei Könige und zeichnen sich ebenfalls durch große Originalität und Naivetät aus. Manche von ihnen zeigen bereits dramatische Ansätze.

Vollständig dramatisch sind die Adventlieder, wenigstens jene, welche das Herumirren von Josef und Maria vor den Thüren der hartherzigen Bethlehemiten zum Inhalt haben und davon „Herberglieder" heißen. Gewöhnlich sind die Sänger des Terzetts Josef und Maria und ein bethlehemitischer Wirth oder Hausherr.

Vorderthiersee mit dem Theater.

Eines beginnt:

Wirth: Wer klopfet an?
Josef: Zwei gar arme Leut!
Wirth: Was wollt ihr dann?
Maria: O gebt uns Herberg heut.
Josef und Maria: Durch Gottes Liebe wir Euch bitten
Öffnet uns doch Eure Hütten.
Wirth: O nein, nein, nein u. s. w.

Dem Wirth ist gewöhnlich die rauhe Baßstimme zugetheilt, um die Hartherzigkeit kräftig zu betonen.

Von diesen dramatisch gehaltenen und zum Theil dramatisch dargestellten Weihnachts-, Dreikönigs- und Herbergsliedern ist nur ein verschwindender Übergang zu den geistlichen Volksdramen, die in Tirol bis in die Vierziger-Jahre dieses Jahrhunderts eine große Verbreitung hatten und deren Wiederaufleben sich gerade gegenwärtig wieder kundgibt. Man möchte es nicht glauben, an wie vielen Orten Tirols besonders geistliche Stücke aufgeführt wurden. Hatte ja doch fast jede größere Ortschaft ihre bäuerliche Bühne. Die Stoffe entsprechen entweder jenen der geistlichen Lieder oder sie sind sonst aus der biblischen Geschichte, sowie aus den Legenden genommen.

Zu ersteren gehören die Nikolaus-, Weihnachts- und Dreikönigsspiele, sowie die Osterspiele. Diese wurden gewöhnlich durch wandernde „Spieler", die von Dorf zu

Dorf und oft von Haus zu Haus zogen, aufgeführt und hießen mit dem gemeinsamen Namen „Untercomödien". So führte noch vor verhältnißmäßig kurzer Zeit eine wandernde Spielgesellschaft aus Riez in Stams im Freien vor dem Kloster das „Dreikönigsspiel" auf. Nur diejenigen Stücke, welche Legenden und Stoffe ähnlichen Inhalts, sowie solche, welche die Passion darstellen, also die eigentlichen Passionsspiele werden auf der Dorfbühne gegeben. Letztgenannte Passionsspiele sind auch die einzigen, die sich von den geistlichen Spielen noch erhalten haben und bekanntlich in Tirol nur mehr an einigen Orten, in Brixlegg, Thiersee und Inzing, aufgeführt werden.

Daneben blühte besonders im letzten und am Anfang dieses Jahrhunderts das „Bauerntheater". Hier wurden neben Stoffen religiösen Inhalts, die besonders aus den Legendengeschichten genommen waren, vorzugsweise weltliche Stücke zur Darstellung gebracht. Diese Bauerncomödien, welche sich beim Landvolk großer Beliebtheit erfreuten, gehen ihrem Ursprung nach auf die Spiele, die an den Jesuitengymnasien im Schwung waren, zurück, wie denn auch die ganze Mache der „Bauernspiele" den genannten entspricht. Von einer Volksthümlichkeit ist mit Ausnahme der „Episoden" nichts zu spüren und die Handlung bewegt sich in steifen Alexandrinern fort. Da dieselben von den bäuerlichen Spielern schriftdeutsch gesprochen wurden, so läßt sich denken, wie gezwungen und unnatürlich der Vortrag sich ausnahm. Nur die der Handlung à la Shakespeare eingefügten Zwischenspiele, meist derbkomischen Inhalts, sind mundartlich gearbeitet. Solche Bauerntheater gab es, um nur von der Umgebung Innsbrucks zu sprechen, in Sistrans, Lans, Völs, Axams, Götzens, Mühlau, Pradl, Taur, Rum ꝛc. Jetzt wird in dieser Art nur noch auf der halbstädtischen Bühne in Pradl bei Innsbruck gespielt, wo die Aufführungen alter Ritterstücke, z. B. „Wendelin von Höllenstein oder die Todtenglocke um Mitternacht" und Ähnliches, wenn auch der derbsten Auswüchse der Komik beraubt, trotzdem noch ein ziemlich anschauliches Bild der früheren Bauerncomödien geben.

Über Lustspiele oder Possen, welche nach dem Schlusse des Trauerspiels gegeben wurden, um die Rührthränen in Lachthränen zu verwandeln, ist wenig bekannt. Sie scheinen nach den spärlichen Resten in Hans Sachs'scher Manier gedichtet gewesen zu sein. Ein sehr beliebtes war unter anderen „Die alte Weibermühle", welche noch vor wenigen Jahren im Unterinnthal und in Stubai aufgeführt wurde. Der Hauptinhalt der Handlung bestand darin, daß in einen aufgestellten mühlartigen Kasten auf der einen Seite alte Weiber auf Wunsch der Ehegatten hineingesteckt wurden und auf der anderen Seite als junge Mädchen herauskamen, die natürlich von ihren früheren alten Männern nun nichts mehr wissen wollen.

Deutsche Dialecte in Tirol und Vorarlberg.

Während unser Land im Westen und Norden nur von Deutschen bewohnt wird und Deutsche zu Grenznachbarn hat, spricht man im Südosten auch romanisch und der Süden ist mit Ausnahme einiger deutscher Sprachinseln ganz von Romanen bewohnt. Die Grenzlinie zwischen beiden Nationalitäten verläuft ungefähr so: mit der Wasserscheide zwischen Noce und der oberen Etsch zusammenfallend, beginnt sie im Westen am Südabhang des Ortlers und zieht sich in vielfachen Windungen gegen Osten. Sie geht südlich der vier deutschen Gemeinden im Nonsberg (Proveis, Laurein, Unsere liebe Frau im Wald und St. Felix) vorüber bis in das Gebirge nordwestlich von Eppan. Da wendet sie sich in einem rechten Winkel nach Süden und läuft längs der am rechten Etschufer aufsteigenden Kalkgebirge bis in das Thalgebiet bei Salurn. Dieser Ort und Kurtinig sind die beiden deutschen Grenzdörfer, anderseits S. Michele und Roverè della luna die wälschen. Am linken Ufer der Etsch streicht die Grenzlinie am Eingang in das mittlere Avisiothal von Neumarkt her beim Bräuhaus Kaltenbrunn an der Straße vorbei und folgt dann jenem Gebirgsrücken, der die Wasserscheide zwischen Avisio, Cordevole und Boite einerseits, Etsch, Eisack und Rienz anderseits bildet. Im Avisiogebiet gibt es noch zwei deutsche Dörfer, Truden und Altrei, gegen Norden hinwiederum gehören Gröden und das Gaderthal fast ganz zum romanischen Sprachgebiet. Gegen Fassa gilt Wälschnofen als deutsches Grenzdorf, in Gröden sind die Ortschaften Pufels, Überwasser und Rungaditsch noch schwankend, St. Peter und Laien aber rein deutsch. Im weiteren Verlauf setzt sich die Trennungslinie längs der erwähnten Wasserscheide wieder fort und trifft im Gaderthal auf das Gasthaus Palfrad, südlich von den deutschen Gemeinden Onach, Plaurenz und Monthal. Östlich davon liegt sie zwischen Höllen- und Peutelstein, wo Ospedale die ladinische, Schluderbach aber die deutsche Marke ist. Von nun an fällt sie wieder mit der Wasserscheide zwischen Drau-Gail und Piave-Tagliamento zusammen, ist also zuerst ein Stück weit die Landesgrenze, dann aber reicht das Deutsche noch südlich über dieselbe hinaus.

Es gibt wohl nicht leicht einen so kleinen Erdenfleck wie das deutsche Sprachgebiet Tirols und Vorarlbergs, auf dem so mannigfaltige und von einander so verschiedene Dialecte gesprochen werden. Dies hat mehrere Gründe. Zunächst haben die verschiedenen Völkerschaften (Kelten, Rhäter, Romanen, Slaven und germanische Stämme), die gleichsam über einander gelagert sind und sich gegenseitig abgelöst haben, auch in der Sprache sowie in Ortsnamen unverkennbare Spuren zurückgelassen. Sodann hat die Nähe anderssprachiger Bewohner und der Verkehr mit ihnen die Sprache der deutschen Nachbarn nicht unwesentlich beeinflußt. In einigen Landestheilen hat auch die, wenngleich kurze Fremdherrschaft die Aufnahme fremder Wörter zur Folge gehabt. Ebenso kommt in Betracht,

daß von einigen Thälern (z. B. Defereggen) ein großer Theil der männlichen, in neuerer Zeit auch der weiblichen Bevölkerung in die Fremde geht und in allen Weltgegenden sich Geschäften widmet. Diese bringen manches dem Thal ursprünglich Fremde nach Hause, das allmälig Eingang findet. Den Hauptgrund dieser großen Mannigfaltigkeit in den Dialecten bildet jedoch die Hochgebirgsnatur, die überall der Individualisirung Vorschub leistet und bei der Abgeschlossenheit der Thäler eine Gleichförmigkeit nicht leicht aufkommen läßt. Allein auch der Charakter der Leute ist derart, daß sie nicht gerne von einem deutschredenden Nachbar etwas annehmen, viel eher von einem wälschen oder Fremden überhaupt. Es gibt Dörfer, ja einzelne Häuser, die in nächster Nähe von einander liegen, deren Sprechweise in manchen Punkten sich weiter entfernt als z. B. der Wiener Dialect vom steirischen. Und doch findet ein Ausgleich nicht statt, wird auch nicht stattfinden. So z. B. spricht man in einer und derselben Gemeinde des Thales Defereggen für gehabt theils gihäpp, theils gihätt. Die Bewohner der Berglehne, die „Berger", setzen vor jedes anlautende r ein h: hröern (weinen), hrâfen (raufen), die Bewohner der Thalsohle thun dies nicht und machen sich darüber lustig.

Dazu kommt noch, daß Deutschtirol gerade in der Mitte zwischen den beiden Hauptdialecten des oberdeutschen Sprachastes liegt, dem baierisch-österreichischen im Osten und dem alamannisch-schwäbischen im Westen. So hat denn auch Tirol-Vorarlberg als echtes Grenzgebiet an beiden Hauptmundarten theil.

Bevor wir die baierisch-österreichisch-tirolischen Dialecte einer knappen Würdigung unterziehen, wollen wir einen Blick werfen auf die Ortsnamen und die fremden Bestandtheile. Sehen wir von den schwer zu bestimmenden rhätischen, desgleichen von den romanischen Ortsnamen ab, welch letztere mit kleinen Ausnahmen in ganz Tirol und Vorarlberg so zahlreich vorkommen, daß Beispiele überflüssig sind, so mögen als keltisch erwähnt werden: Bregenz (Brigantium, keltisch brig- Berg, Hügel), die häufigen Bergnamen kâr, kôr, körl (car, carric Fels, Stein, carn Steinhaufe) und nock (cnoc Hügel, cnocach hügelig), mehrere Bach- und Thalnamen dâber (dobar, tobar Quelle, Fluß, Bach, wovon z. B. Defereggen, urkundlich Tobereche), ferner troien (traig Fuß, Churwälsch truig Weg, eigentlich Fußweg), vielfach als Name für Fußwege, wohl auch Tauern (turr, torr Berg, Haufe). Unter den Appellativen sei benne, banne genannt (Wagenkorb).

Slavische Ortsnamen gibt es im östlichen Pusterthal und in den Seitenthälern massenhaft, z. B. Amlach (slavisch jamljahŭ von jama Grube), Asling (urk. Aznic von jasenikŭ Eschach), Dölach und Dölsach (dole, dolje Grube, Thal), Feistritz (bystrica von bystrŭ schnell, hell, klar), Glanz (klanec, klanc Anhöhe, Hügel), Mellitz, Mallnitz, Mullitz, Schleinitz, Seinitz u. s. w. — Slavische Wörter, großentheils auf das östliche Pusterthal beschränkt, sind z. B. ainschlizen (ošljice Stachel), Stachelbeeren, bogrite,

pograt (pograd Lager der Holzknechte), schlechte Schlafstelle, drôge (draga Thal, Furche), Abrutschvertiefung, geilitze (mittelhochdeutsch giselitze, geyslitz von kisel sauer), saurer Brei, gopritz (koprü Fenchel), Meum mutellina L., jâch (jug Süd, Südwind), Südwind, oblitze (oblica gedünstete Rübe), gekochte Rüben, pötschetn (pečene, pečem backen, braten), gebratene Rüben, poitsch (peč Ofen, Fels), Felsenhöhle, tschirfe (leščerba, lešrba Lampe), Lampe und andere mehr.

Wörter, die zunächst aus dem romanischen Sprachkreise stammen, kommen mehr oder weniger in ganz Tirol und Vorarlberg vor. Z. B. Der Bauer steht eines Morgens mit schaggarin[1] auf. Hat ihm doch nachtn[2] seine diern[3] die hâre[4] oder kâpâre[5] zurückgegeben. Außerdem hat er vom Ghricht einen Zoidl[6] erhalten, er soll stoir[7] zahlen. Er hat aber nichts in der margn[8], die bezzi[9] ist bei den miserablen[10] Zeiten râr[11]. Er nimmt den nuster[12] in die tâtz'n[13], allein er hat eine ganze pur[14] vor dem Beten: das Glück dreht ihm ja doch stets 's guntre[15], so sehr er sich strappelizirt[16] und derstentet[17]. Wenn doch das Ghricht mangge[18] so viel reschûn[19] hätte, mângari[20] dies zu töstiminiern[21]. Allein das Ding hât gôr kâa studi[22]. Mit finsterer lâbrâtsche[23] steht er da und bôvt[24] vor pûr[25] lauter Zorn. Endlich ruft er aus: „i wear nit lång disputiern[26], kâe precenelle[27] mâch'n und mi verefentir'n[28]. Kûnier'n[29] lâß i mi nit, i zâag dem ghricht die gûle[30], stante pede[31] göh i und sôg concûrs[32] ûn; hât wol öfter âaner a gânt[33] gemâcht.“ Schnell katzt[34] er seine Schuhe unter der Bank hervor, spatzt[35] die gröbste merde[36] ab, sperrt den gânter[37] auf, nimmt den bontschûr[38] und sein parablü (omerelle, parasôl)[39] heraus, macht sich akarat[40] ganz guraschiert[41] auf den Weg und hat noch seine gaudi[42] dabei. Eine schöise[43] wäre ihm freilich noch lieber gewesen.

Ungefähr bei Zirl oberhalb Innsbruck beginnt die baierisch-österreichische Mundart, zu der die drei Hauptgruppen: Unterinnthal, Pusterthal und Etschthal mit den Seitenthälern gehören. Allein schwäbischer Einfluß ist auch hier, am wenigsten allerdings im Unterinnthal zu erkennen. Die Sprechweise der Unterinnthaler schließt sich im Allgemeinen an die altbaierische und Salzburger Mundart an. Eine genaue Abgrenzung

---

[1] Verdruß (französisch chagrin). [2] gestern. [3] Dienstmagd. [4] Drangeld (italienisch arra). [5] italienisch caparra. [6] Zettel (mlt. cedula, schedula). [7] Steuer. [8] Kasten, Vorrathskammer (italienisch armario). [9] Geld (italienisch bezzo). [10] elend italienisch miserabile). [11] selten (italienisch raro). [12] pater noster Rosenkranz. [13] Hände. [14] Abneigung (italienisch paura). [15] Gegentheil (französisch contre). [16] (italienisch strapazzare). [17] sich abmühen (italienisch stentare). [18] wenigstens (italienisch al manco). [19] Rücksicht (französisch raison). [20] meinetwegen (italienisch mancare). [21] berücksichtigen (italienisch stimare). [22] rechte Gebarung (italienisch studio). [23] Gesicht (italienisch labruccio). [24] geifert (italienisch bava). [25] rein (italienisch puro). [26] (italienisch disputare). [27] ein Langes und Breites (französisch prêcher). [28] vertheidigen (italienisch difendere). [29] kujoniren (italienischer Dialect cojon st. coglione). [30] eine Nase drehen (italienisch culo). [31] sogleich (lateinisch stante pede). [32] lateinisch concursus. [33] Concurs (italienisch il incanto, französisch l'encant). [34] mit dem Fuß herausstoßen (italienisch cacciare). [35] ruckweise abstreifen (italienisch spazzare). [36] Koth (italienisch merda). [37] Kasten (lateinisch cantherus, italienisch cantero). [38] Feiertagsrock (französisch bonjour). [39] Regenschirm (französisch parapluie, ombrelle, parasol). [40] richtig (italienisch accurato). [41] beherzt (italienisch coraggio). [42] Freude (italienisch gaudio). [43] Wagen (französisch chaise).

der Nebenmundarten ist nicht leicht möglich, weil sie oft in einander übergreifen. Im Allgemeinen unterscheiden sich wesentlich: 1. Die Pusterthaler Mundart, wozu auch das Zillerthal gerechnet werden kann. Die Grenze bildet so ziemlich die Wasserscheide auf dem Toblacher Feld. 2. Die der Rienz zugekehrten Thäler Gsieß, Antholz und Taufers mit dem bis gegen Brixen reichenden Gebiete. 3. Die Dialecte im Eisackthal, Sarnthal und in der Umgebung von Bozen und Meran. 4. Der Dialect des Passeierthals. 5. Die Ultner und die Bewohner des rechten Etschufers bis gegen Eppan. 6. Der Mittel-Innthaler und Wippthaler Dialect, der von Schwaz bis Zirl reicht und durchs Wippthal über den Brenner bis gegen Mittewald bei Sterzing sich erstreckt. Endlich 7. die Dialecte der sporadischen deutschen Gemeinden in Wälschtirol.

Allein auch innerhalb dieser kleineren Gruppen sind die Verschiedenheiten bedeutend, allerdings mehr in Bezug auf den Vocalismus. Überhaupt sind die Consonantenverschiedenheiten in allen Tiroler Dialecten nicht sehr bedeutend. So z. B. wird die Tenuis in einigen Gegenden weich, anderswo die Media hart oder aspirirt gesprochen, manche Consonanten werden verschliffen oder fallen am Schluß ganz ab, nach r hört man da ein ch, dort ein sch, auch Vertauschung der Consonanten und Umstellung kommt vor. Z. B. Vôda Vater, Muoda Mutter, dusch'n krachen, hôd hat, krôd oder ghôd gerade, müad müsset, dawöhn erwehren, liad ließt, küh, ka oder kû kann, haoun Horn, thûn Thurm, huazat Hochzeit, lo laß, tröth trägt, schlöth schlägt, earchd oder earschd Erde, kastl Kartel = Kärtchen, worscht Wort, dlei gleich, mir wir, dnua genug, hell sell = dasselbe, regilium Religion, übalor überall, d'stond'n gestanden und dergleichen.

Mannigfaltig ist der Vocalwechsel. Es können im folgenden nur einige Proben gegeben werden. Neuhochdeutsch a lautet wie å, o, u, ö, öe, oi, in unbetonten Silben auch wie i. Z. B. gåsse, fåß, fåll, sôg'n, frôg'n, klôg'n, jo, hon habe, holt halt, lond, obar aber, wieder, saldot, norre Narr, bekonnt bekannt, gelôt gelassen, gehôt gehabt, sûm oder sôm Same, nûm Name, fûn Fahne, mög mag, söth sagt, görrazarch, anderswo gâritzer kleiner Schreier (Kind), amöel einmal, hoilt halt, goill Galle, boill bald = sobald, såmstig Samstag, werchtig Werktag, kâwisser Käsewasser, Molken. Neuhochdeutsch ä lautet wie a, e, ü, ai. Z. B. zâch zähe, mâder Mähder, wâr wäre, wasser, hatt hätte, gwêrst gewährt, gfürscht Gefährte, hai hätte. Neuhochdeutsch ai lautet wie åa oder â. Z. B. båar Baier, råan Rain, kåaser Kaiser, bârisch bairisch. Neuhochdeutsch au bleibt oder lautet wie a, o, ôw. Z. B. lâb Laub, stâb Staub, af auf, a auch, rochn rauchen, glob glaube, blôw blau, lôw lau, ôga Augen. Neuhochdeutsch äu lautet wie ai, ô. Z. B. gebaide, bôm Bäume. Neuhochdeutsch e lautet wie öe, ö, o, öi, ai, ea, a. Z. B. möer mehr, smöer Schmer, öppas etwas, dönn denn, ston stehen, goth geht, möir Meer, soign Segen, wöig Weg, gamsail Gamsel, stearn Stern, geat geht, feartn voriges Jahr, as es, das, vardriass'n verdrießen,

kallarin Kellnerin, racht recht, wack Weg, sânsn Sense. Neuhochdeutsch ei bleibt oder lautet åa, oa, a, ie, ua, ui, oi, öe. Z. B. håade Haide, båade bäde böede beide, måan meinen, flåasch Fleisch, noa nein, wâß weiß, mânsche meinst du, a ein, sied seit, sieder seitdem, nua nein, uam einem, pfuat Pfaid = Hemd, drui droi drei, roich Reich, woid weit, zoid Zeit.

Neuhochdeutsch eu lautet wie ai, a, ui, oi. Z. B. fraide, kraiz, hâ Heu, huir hoir heuer, fuir foir Feuer, ui euch, froid, loid. Neuhochdeutsch o bleibt oder lautet wie u, ea, oa, oi, ue, ü, ou, öa, öe, ua, üa, a, e, i, ö. Z. B. sûn Sohn, sunne Sonne, zeara Zorn, woarscht Wort, doarn Dorn, toill toll = tüchtig, woill wohl, luen Lohn, schuen schon oder schonen, sünntach Sonntag, süst sonst, kourn, hourn, valourn, zöarchn Zorn, köarn Korn, flöech Floh, nuad noth, vuar vor, tuad Tod, früa froh, mântig Montag, kemm kommen, kimmbt kommt, nöch noch, lööſn flüstern, horchen. Neuhochdeutsch ö lautet wie ü, ea, ê, a. Z. B. süne Söhne, gheart gehört, greaßer größer, treastn trösten, ghêrst gehört, macht möcht, kannt könnte. Neuhochdeutsch u lautet wie ue, ua, ü, ia, üa, oa, o, ui. Z. B. schuech schuach Schuh, pflueg Pflug, guat gut, wündarlarch wunderlich, riaft ruft, thian thun, früatach frutig = frisch, wohl aussehend, rüasn rufen, toad thut, thoan thun, nor nur, luider Luder. Neuhochdeutsch ü lautet wie u, oi, ui, ie, üa. Z. B. lûgt loigt luigt lügt, gmiet gemüßt, füast führst. Neuhochdeutsch i bleibt oder lautet wie ie, ia, ea, a, e, ei, ui. Z. B. liecht liacht Licht, ier iar ihr, eam ihm, wead wearschd wird, fürscha fürse für sich = vorwärts, freundlach, geist geit gibst, gibt, sui sich, nuit nicht. Neuhochdeutsch ie bleibt oder lautet wie oi, ui, a, ea, ü. Z. B. zoihin zuihin ziehen, floihin fluihin fliehen, fliege floige, soi sui sie, tuif tief, doib Dieb, deanail, deandlarch Dierndeln, deanst Dienst, neamatz niemand, vüll viel.

Daran mögen noch einige Bemerkungen geknüpft werden. Mannigfach sind die Formen bei der Declination der Pronomina und bei der Flexion des Verbums, besonders der Hilfszeitwörter. Z. B. soi sie, soiin ihnen, öis döis ihr, enk euch, enker euer, ihme ihmeme ihm. Für sind heißt es send, sent, sand, san, hent, hend, für gehabt spricht man gihått, gihâpp, gihôbm, ghått, ghött, daher scherzweise diejenigen, die ghött sprechen, die ghötter genannt werden, die ghått sagen, die ghåtter. Für gewesen hat die baierisch-österreichische und die schwäbische Mundart giwöisn, gwêsn, giwesn, gwên, gwea, giwöidn, gwöidn, während alle Alamannen gsî, gsei sagen. Für geworden hört man worschtn, wourn, woarn, wöarn, wuan und ähnlich. Jesus als Ausruf lautet: jöiggis, jöggas, jöi, jöie, jöivis, joiggilis, jousis, jouschas, jousisle, in der Grußform: „Gelobt sei Jesus Christus" glop sas Christas oder zöis Christus ist davon nur mehr s vorhanden. Auch an komischen Neubildungen fehlt es nicht. Z. B. Das Fragewort wie wird als Verbum behandelt, in die zweite Person Plural gesetzt und dieser Form s = öis ihr, beigefügt: wiats? = was macht ihr? Häufig sind starke Formen im Imperfect conjunctiv von

sonst schwachen Verben: sieg sagte, miech machte, schied schadete und ähnlich. Merkwürdig sagt man in mehreren Gegenden statt: „er fängt an grob zu werden“ er wird grob ånfången oder geat anfocha fängt an gehen. Für Mädchen und Bub gibt es in verschiedenen Gegenden verschiedene Ausdrücke: gitsche, gitschile, diarn, diarnle, jåndle, schmölge, menschin, fêl, fêchl, föle, focha, pfott und dergleichen, bue, nåpf, lotter, loutter, loda, löttall, kund, gsöll, zoch, zöchl, knöche und ähnliche. Die älteste Tochter heißt in einer Gegend 's Kind, auch wenn sie schon verheiratet ist und selbst Kinder hat.

Von Zirl hinauf beginnt die schwäbische Mundart, die im Süden bis gegen Meran reicht und schon im obersten Theile des Lechthals und im hintersten Paznaunthal auf alamannisches Sprachgebiet stößt. Schwaben und Alamannen sind jedoch nicht als verschiedene Stämme zu betrachten, wenn auch die beiden Dialecte gewisse Verschiedenheiten namentlich im Vocalismus aufweisen. Schwäbisch ist eigentlich nur ein entwickelteres Alamannisch. Das Schwäbische steht dem Baierischen in vieler Beziehung näher, z. B. darin, daß beide Dialecte an Stelle der alten Vocale î, û, iu jetzt ei, au und eu haben, allerdings mit verschiedengefärbter Aussprache. Die alamannischen Mundarten Vorarlbergs theilt man in folgende Gruppen ein: 1. Die Walsermundart mit durchaus schweizerischem Gepräge. 2. Die Bregenzerwälder Mundart und zwar die des inneren (hinteren) und äußeren (vorderen) Waldes. 3. Die Unterländer Mundart bis Ems. 4. Die Oberländer Mundart und zwar a) die Rankweil-Feldkircher Mundart oder die des vorderen Walgaus von Ems bis zu den Klausen bei Feldkirch und Sateins, b) die Mundarten des inneren Walgaus, c) die Montavoner Mundart mit ziemlich vielen Romanismen. Mit dieser nächstverwandt ist die Mundart des Klosterthals. Dazu kommt noch die alamannische Mundart in Galtür im tiefen Hintergrund des Paznauner Thals, das ein Seitenthal des Oberinnthals ist. Hauptmerkmal der alamannischen Mundarten: Altes û, i, ü (iu) ist in der Wurzelsilbe bewahrt, z. B. hûs Haus, Schwîzer Schweizer, hüte heute.

Noch ein paar Worte über die deutschen Sprachinseln in Südtirol. Deutsch wird südlich vom Brentathal heute nur mehr gesprochen im Dorfe Lusarn (Luserna), während in St. Sebastian kaum noch Spuren vom Deutschthum vorhanden sind. Nördlich vom Brentabecken ist es namentlich das obere Fersenthal, wo die sogenannten Mocheni (etwa 1.300 an der Zahl) noch deutsch reden. Ganz deutsch sind nur die Dörfer Falise (Falesina mit ungefähr 130) und Palei (Palù mit ungefähr 450 Einwohnern). Gemischt sind Walzurg (Vignola), Gereut (Frassilongo), Aichlait (Roveda), Außerberg (Francesco) und Mitterberg-Innerberg (St. Felix) mit zusammen 700 Deutschen gegenüber 1.000 Italienern. Da die Luserner und Mochener statt sagt küt gebrauchen, heißt man sie auch Küter. Diese Dialecte sind ein durch das Italienische stark beeinflußtes Baierisch, nur das Lusernische hat viele Anklänge an das Schwäbisch-Alamannische.

Volksleben der Romanen in Tirol.

Die Verhältnisse des Bodens, dessen Anbau und das Recht daran geben dem Volksleben eines Landes seinen wesentlichen Inhalt.

Der romanische Landestheil bildet auch in dieser Hinsicht eine Übergangsstufe von Süden nach Norden, von Ackerbau und Rebencultur zu Wiesenbau und Viehzucht, vom Baumann (Colono) und Pächter zum freien Bauernstand. Ein glücklich veranlagtes Volk, in welchem die Heißblütigkeit der Südländer mit nordischer Kaltblütigkeit sich mischt, bebaut diesen Boden, auf welchem ein zwar nicht mehr urwüchsiges, aber frisches Volksleben sich entwickelt hat.

So weit Rebe und Maulbeerbaum gedeihen, ist der Bauer in der Regel Baumann, welcher am Erträgniß des Bodens seine verschieden bestimmten Antheile hat, in selteneren Fällen auch Pächter eines Gutes, eines oder mehrerer Felder. Der Eigenthümer ist der Signore, welcher in Stadt, Markt oder Dorf im Herrenhaus wohnt und mit vollem Selbstbewußtsein sich seines Daseins freut, sei es, daß er nur Grundbesitzer (possidente) oder nebenbei auch noch etwas Anderes ist, wie: Geschäfts- oder Gewerbsmann, Beamter ꝛc. Freilich hat das schöne Ding auch seine schlimme Seite. Gute, verständige, nicht blos auf ihren Vortheil bedachte Bauleute sind nicht immer zu finden; oft kostet eine Campagna zeitweilig mehr als sie einträgt; Steuern und Umlagen sind zu tragen und manchmal besondere Arbeitslöhne zu zahlen; Frühjahrsfröste, Hagel und Mißwachs verderben dem Signore und seinen Bauleuten leicht ihre besten Hoffnungen. Da schaut wohl zuweilen auch einem Signore, wenn er sonst kein gesichertes Einkommen hat, die liebe Noth durch das Fenster auf den Mittagstisch, mancher ist auch schon verarmt. Der Werth der Güter schwankt und sinkt, und nicht selten läßt sich bei einer schönen Campagna eine Reihe von Familien aufzählen, welche vordem, eine nach der andern, die beatae possidentes gewesen sind.

Es gibt auch Halb-Bauern oder Halb-Herren, welche sowohl Eigengut haben, als auch Bauleute oder Pächter sind — in die Höhe strebende Leute, welche aber alles Bittere doppelt empfinden. Werden sie der Arbeit überdrüssig, so ist es mit ihrem Herrenthum oft bald wieder aus und sie mögen mit dem fahrenden Sänger ausrufen, daß sie ihre Sache auf nichts gestellt haben.

Wo der Wiesenbau beginnt und die Rebencultur abnimmt und eingeht, da ist der Bauer meistens frei und selbst Eigenthümer. Aber diese freien Bauerngüter sind meistens sehr klein, der Viehstand ist gering, die Schuldenlast manchmal drückend. Es gibt ausgedehnte Gebiete, welche, wie z. B. der Nonsberg, arm sind an Wäldern und Alpen,

wo Nothstand und Übervölkerung zu massenhafter zeitweiliger Auswanderung auf Arbeit und Erwerb zwingen. In neuerer Zeit sind auch nicht wenige nach Amerika ausgewandert, aber es hat dabei an bitteren Erfahrungen und abschreckenden Beispielen nicht gefehlt. Manchmal sind solche Auswanderer in traurigem Zustande wieder zurückgekommen, obwohl sie mit den schönsten Zukunftsträumen und mit Spottliedchen auf die Signori ausgezogen waren.

Im Ganzen, von Ausnahmen, deren es überall gibt, abgesehen, ist der wälschtirolische Bauer, um derb zu reden, ein prächtiger Kerl. Er ist offen, aufgeweckt und findig, er hat Schliff in Sitte und Rede, er zeigt unverwüstliche Lust zur Arbeit, so lange sie ihm nur wenigstens das karge tägliche Brod einträgt. Er ist ausdauernd, abgehärtet gegen Hitze und Frost und äußerst genügsam. Seine Nüchternheit kann freilich zuweilen am Weine Schiffbruch leiden, wobei er im Streit erregt und gereizt leicht auch zum unvermeidlichen Messer greift. In einzelnen Gegenden war in früherer Zeit selbst die Blutrache nicht unbekannt. Den Stolz des deutschtirolischen Bauernvolkes, welches alles „Herrische“ haßt, kennt der wälschtirolische Bauer nicht. Es ist auch charakteristisch, daß er dem Deutschen in der Regel freundlich und mit Vertrauen entgegenkommt und sich gegen ihn zuvorkommend benimmt. Den Priestern, wenn sie nur der Klugheit guter Seelenhirten nicht entbehren, ist er in Achtung, aber nicht blind gehorsam ergeben. Noch einen Vortheil hat er voraus; Dank dem edeln Geschenk des Bacchus kennt er das Schnapstrinken nicht, welches in Nordtirol — es wäre unnütz, sich darüber täuschen oder es bemänteln zu wollen! — das Landvolk physisch und moralisch herabbringt. In einem andern Stück aber ist er hinter dem deutschtirolischen Bauer zurück, nämlich an Sinn für häusliche und öffentliche Sauberkeit, wovon der Hauptgrund in der Vereinigung der Wohn- und Wirthschaftsgebäude liegt. Das ist der wälschtirolische Bauer mit seinen Licht- und Schattenseiten.

Nicht gar selten, namentlich in abgelegenen Thälern, stößt man noch auf patriarchalisches Familienleben. Kein wälscher Bauer setzt sich oder läßt sich auf ein Ausgedinge setzen. Die erwachsenen Söhne mögen heiraten und im Hause bleiben, man engt sich ein, man schiebt sich und rückt zusammen, so weit es möglich ist. Es wächst eine Schar von Enkeln heran, der Alte hat Mühe, sich die Namen alle zu merken, aber Familienhaupt und Herr im Hause, auch wenn die Schwiegertöchter zuweilen nicht gehorchen wollen, bleibt er, so lange ihn der Himmel bei Leben und Verstand läßt.

Im Winter lebt der Signore seinen Geschäften oder Gewohnheiten gemäß, während der Bauer sich zu Hause zu schaffen macht oder in den Feldern hackt und gräbt. Im Etschthal ist diese Jahreszeit in der Regel mild, doch fehlt es manchmal an überraschenden ausgiebigen Schneefällen und an empfindlicher Kälte nicht. Ist der Winter vorüber, so

folgt im Etschthal meistens rasch, ohne eigentliches Frühjahr, der heiße Sommer. Da hat der Bauer Arbeit in Hülle und Fülle, er muß die Reben beschneiden, pflügen und säen, besonders aber die heikeln, viel Laub verzehrenden Seidenwürmer hegen und pflegen wie verzärtelte Schoßkinder, bis sie endlich, wenn Alles gut geht, nach viermaligem Schlafe auf den Bosco, das ist die Reisigbündel, kommen und sich einspinnen. Dann löst man die Gespinnste sorgfältig ab, scheidet sie aus und kümmert sich auch um Bereitung neuen Samens. Ist Alles gut gegangen und gibt es gute Preise, dann zeigen Herr und Bauer fröhliche Gesichter, dagegen aber verdrießliche, wenn die Zucht schlecht ausgefallen ist oder ganz fehlgeschlagen hat.

In den heißesten Monaten sucht auch mancher Signore mit seiner Familie eine näher oder ferner gelegene Sommerfrische auf. In derselben pflegt er gegen halbwegs Bekannte, selbst gegen Deutsche, sehr liebenswürdig und gastfreundlich zu sein, während er im Winter in der Stadt Grüße nur frostig und gemessen erwiedert. In der frischen freien Bergluft war ihm das Herz aufgegangen, die Stadtluft hat es wieder zusammengeschnürt.

Es kommt der Herbst, die freudenreichste und, wenn nicht abnorme Witterungsverhältnisse herrschen, auch die auf lange hinaus schönste Zeit des Jahres. Da beginnt der Vogelfang, man muß leider sagen, der große Massenmord der Vögel. Da lauert der leidenschaftliche Vogelsteller auf seinem Vogelherde (róccolo) unermüdlich vom frühen Morgen bis zum späten Abend, vom Anfang des Herbstes, bis ihm beim anbrechenden Winter Frost und Kälte die Glieder schüttelt, unaussprechlich glücklich, wenn die Zahl der Opfer an besonderen Glückstagen in die Hunderte steigt. Er richtet sein Augenmerk auch auf die Witterung; wenn es kühler wird und auf den Gebirgen und im Norden gar schneit, spannen sich seine Fibern — denn nun müssen sie kommen, die dichten Schwärme, welche er schon lange zuvor im Traum gesehen. Gefangen und gewürgt wird Alles, was in die Netze fällt, Drosseln, Zeisige, Lerchen, Finken u. s. w. Vor den meisten Kaufladen, auch wenn sie Anderes als nur Eßwaaren führen, sowie an den Ständen der Obstweiber auf den Marktplätzen hängen die armen gefiederten Sänger schockweise eng zusammengeschnürt zum Verkauf aus; lüsterner als nach den schönen Pfirsichen und Trauben blickt auch der Ärmste darnach und gedenkt sich auch einmal einen guten Tag anzuthun. Die Vögel werden gerupft und gebraten, auch in Bergen von Polenta eingebacken und verschmaust. Man weidet sie zuvor nicht aus; auch die Käferlein, Fliegen und Würmlein, welche die Vögel im Magen haben, werden mitverspeist. Thut nichts, es ist ja Alles gebraten! In den Gast- und Kaffeehäusern gehen Verkäufer mit einem Schock todter Vögel herum und setzen Lottonummern ab; sobald die 90 Zahlen voll besetzt sind, wird gezogen, und meistens beeilt sich der glückliche Gewinner, gute Freunde und Bekannte zu einem fröhlichen Abendschmaus, zu einer cena einzuladen. In den Campagne und in den Laubwäldchen an den

Bergen tauchen wie schleichende Schatten die Vogelschützen mit ihren langröhrigen Flinten auf, meist abenteuerlich aussehende Gestalten, welche ein Kurzsichtiger leicht mit Banditen aus den Abruzzen verwechseln könnte.

Der Vogelfang wird übrigens heute nicht mehr so ausgedehnt betrieben wie in früherer Zeit. Einerseits sind gesetzliche Einschränkungen desselben eingetreten, anderseits hat sich die Zahl der Vogelsteller und der Vogelherde — von letzteren trifft man manche, die wie alte Schlösser in Ruinen liegen — erheblich vermindert. Unter den Vogelstellern waren früher Geistliche häufig die leidenschaftlichsten. In Rovereto gab es ehedem an Sonntagen um halb zwei Uhr früh eine eigene Messe für die Vogelsteller.

Nach alledem darf man kühnlich behaupten, daß der Vogelfang nicht in die Zeit der Weinlese, sondern die Weinlese in die Zeit des Vogelfangs fällt. Mit lauten Äußerungen der Freude und mit Bräuchen ist die Weinlese nicht verbunden, es geht dabei ganz still zu, wenn nicht etwa Knaben Pistolenschüsse abfeuern. In Stadt, Markt und Dorf rückt ein Ochsengespann nach dem andern ein mit vollen Kufen oder Fässern, aus denen der Most in die Fässer in den Kellern gebracht wird, wo er zum edlen Wein ausgähren soll. Man spricht von deutschen Weinhändlern, welche da und dort erschienen sein sollen, und von den Preisen für den Most, wie viel Vorräthe etwa noch vom vorigen Jahr vorhanden sein mögen, von den Käufern von Most oder Trauben, welche nach Norden bis in die Schweiz verführt werden. Aber der ganze Absatz und Handel ist flau. Der Ausfuhr dieses wichtigsten Bodenerzeugnisses Südtirols stehen bei zu hohen Zöllen die Grenzen des großen deutschen Reiches leider nicht offen. Wie war dies einst ganz anders und was weiß der alte Mariani, ein italienischer Geistlicher, welcher im Jahre 1673 ein recht anziehendes Buch über Trient und sein Concil herausgab, von den tridentinischen Weinen nicht zu erzählen! Den Deutschen behagten dieselben laut seines Berichtes ganz besonders und sie kamen weit her, davon zu vollem Preise zu kaufen. Vor dem Fest des heiligen Georgius (24. April) durften nur 650 Wagenladungen von Trient abgehen; dann aber öffneten sich alle Wege nicht nur nach Nordtirol, sondern auch nach Schwaben, Baiern, Österreich, Salzburg und nach anderen deutschen Ländern, sogar bis nach Polen. Gemäß besonderen Bestimmungen gingen die besten und edelsten Weine auch an den kaiserlichen Hof. Im Jahre 1669 hat sogar, erzählt Mariani, ein baierischer Kriegsoberst in Trient ungefähr 70 Eimer Wein gekauft und nach Candia versendet. Man hat, fügt er bei, mit aller Strenge darüber gewacht, daß namentlich aus Italien (auch der Bezirk Rovereto scheint ausgeschlossen gewesen zu sein) keine fremden Weine in das Tridentinische eingeführt wurden, denn dies hätte soviel bedeutet als Eulen nach Athen tragen; die Tridentiner seien aber im Absatz ihrer Weine auch nach Italien nicht verhindert gewesen. Glückliche Zeiten! Es gewinnt aber den Anschein, als habe man sich

damals mit größerem Fleiß, der sich ja reichlich lohnte, auch auf die Behandlung der Weine besser verstanden als heutzutage.

Nun zu den Sitten und Bräuchen der Romanen in Südtirol. Da ist jedoch zu bedenken, daß wir in einem sehr prosaischen Zeitalter leben, welches, bis die erste Stunde des nächsten Jahrhunderts schlagen wird, sein Nivellirungswerk wohl bis in die



Faschingsspiel: Liusi Gobbi in Trient.

abgelegensten Thäler hinein noch viel weiter fortgeführt haben wird. Vielen Volksbräuchen liegt ein Volksglaube zu Grunde; erstirbt dieser, so geht der Brauch ein, dem Purpur stürzt der Herzog nach.

Beginnen wir mit dem warmen Christfest mitten im kalten Winter. Zarter Empfindung gibt das Volk noch da und dort sichtbaren Ausdruck. So legt man im Thal Rabbi einen dicken Holzklotz ins Feuer, damit er die ganze Nacht glühe und das Christkind wärme. In Rendena brennt in dieser heiligen Nacht ein Licht neben der Wiege des Neu=

geborenen, weil das Christkind herumgeht und alle neugeborenen Kinder küßt. Dem Vieh im Stall, welches natürlich in dieser Nacht auch reden kann wie anderswo, wird besseres und reichlicheres Futter verabreicht; die Christmesse wird in Wälschtirol nicht erst um Mitternacht, sondern am Abend vorher gefeiert. Der deutsche Christbaum ist fast unbekannt, da an sehr vielen Orten junge Fichten eben nicht zu beschaffen wären.

Felice capo d'anno — glückliches neues Jahr! So schallt auch in Wälschtirol der laute Ruf herumziehender Kinder, welche eine Gabe erhalten wollen. In der Gegend von Pergine pflegten einst die Hausväter in der Neujahrsnacht den Himmel zu betrachten und aus dem Stande der Gestirne Ehen, Geburten und Todfälle, auch Witterung und Fruchtbarkeit des kommenden Jahres mit gewichtigem Ernst vorherzusagen.

Um das Fest der heiligen drei Könige war und ist noch theilweise auch in Wälschtirol das bekannte Sternsingen üblich. Gaben, welche die Kinder dabei oder auch innerhalb der ganzen Weihnachtszeit für das Singen und Glückwünschen erhalten, auch die Lieder selbst heißen benegate oder beghenale (bighenate), ein Wort, welches von den Anfangsworten eines alten Liedes — „canto al ben ch'è nato“ — herstammen soll.

Am Fest des heiligen Einsiedlers Antonius (16. Januar), des Patrons des Hausviehs, werden in den Dörfern Vieh und Ställe vom Ortsgeistlichen gesegnet.

Im Fasching geht es auch in Wälschtirol oft lustig her und fehlen ergötzliche Aufzüge und Spiele nicht. Heiraten werden gern in diese Zeit verlegt; das Begraben oder Verbrennen des Faschings kommt wie anderwärts vor.

Das interessanteste aller Faschingsspiele war einst jedenfalls das der Ciusi-Gobbi in Trient, welches zum letzten Mal im Jahre 1857, früher aber in der Regel jährlich zweimal auf öffentlichen Plätzen gehalten wurde. Es betheiligten sich daran jedesmal mindestens 150 bis 200 Personen, welche sich in zwei Gruppen, die Ciusi und die Gobbi, theilten. Letztere bäuerlich gekleidet, bildeten einen großen Kreis und faßten einer den andern gegenseitig an den starken Gürteln, welche sie um den Leib geschlungen hatten. In ihrer Mitte stand ihr König; er hatte eine schöne gelbe Polenta zu kochen und zu bewachen, sowie seine Befehle zu ertheilen. Um den Kreis herum schwärmten die harlekinartig weiß, gelb und roth gekleideten Ciusi, deren Aufgabe es war, den Kreis der Gobbi zu sprengen und die Polenta zu erraffen. Auch sie hatten einen König, welcher die Angriffe befahl und leitete; zudem bestand für streitige Fälle ein Schiedsgericht und wurde jeder Theilnehmer vorher untersucht, ob er keine Stichwaffe bei sich trage. Ein Ciuso legte seine Arme um die Arme zweier sich gegenseitig an den Gürteln haltender Gobbi und es folgte unter Lärm und Geschrei ein gewaltiges Ziehen und Zerren, wobei an den angreifenden Ciuso wieder zwei andere und an diese wieder andere sich hängten. So gingen die Angriffe auch auf mehreren Seiten fort. Nur sehr selten soll es auch



Hochzeitsbrauch: Die Baschia.

vorgekommen sein, daß ein über besonders gelenkige Glieder verfügender Ciuso den Kreis der Gobbi übersprang, die Polenta packte und mit ihr wieder zurücksprang. Vermochten die Ciusi den Kreis nicht zu sprengen, so behielten die Gobbi die Polenta und den Sieg, waren aber die Besiegten, wenn ihr Kreis gesprengt und die Polenta von den Ciusi davongetragen wurde. Letztere sollen auch meistens die Sieger gewesen sein. Eine ungeheure Volksmenge sah zu und ließ es an Zurufen oder Zischen, Pfeifen und Lachen nicht fehlen. Man wollte diesem Spiele, bei welchem es auf List, Gewandtheit und Leibesstärke ankam und an welchem in älteren Zeiten auch vornehme Bürger und Herren theilnahmen, geschichtlichen Ursprung zuschreiben und es auf die Zeit beziehen, in welcher auf Befehl des Ostgothenkönigs Theodorich die Feltriner den Tridentinern ihre Stadtmauern wieder bauen halfen. Dr. Tito Bassetti, der sich mit der Beschreibung des Spieles beschäftigte, wollte es gar in etruskische Zeit zurückverlegen und in den Namen Ciusi-Gobbi Anklänge an die Namen der alten Städte Clusium und Gabium finden.

Den Romanen eigen, ein Nachspiel zu den alten Saturnalien scheinen die Märzfeuer gewesen zu sein, welche einst allgemein üblich waren. An den drei ersten Abenden des März zündeten junge Bursche Feuer auf den Höhen an und riefen mit einem Reimspruch neue Ehepaare aus, am ersten Abend toll genug Alte mit Jungen, Häßliche mit Schönen, Arme mit Reichen, am zweiten weniger unsinnig, am dritten sogar ernst. Statt an drei Abenden that man Gleiches auch nur an zweien oder an einem einzigen. Die Sache blieb selten ohne Folgen. Heiraten wurden gestiftet oder zerschlugen sich auch, wenn sie schon in Aussicht waren, Verdruß, Haß und Feindschaften entstanden, so daß die Behörden öfter eingreifen und den bösen Scherz verbieten mußten. Heute gleicht dieser Brauch noch einem erlöschenden Feuer, welches zeitweilig wieder hell aufflackert. Die Johannisfeuer dagegen scheinen weniger allgemein üblich gewesen zu sein.

Ostern hat wie überall seine Bräuche. Eine herkömmliche Sitte ist es, daß der Vater, welcher zuerst nach der Weihe des neuen Taufwassers ein Kind taufen läßt, dem Ortsgeistlichen ein Ziegenkitz zum Geschenk macht. In Rovereto, wo das Auferstehungsfest schon am Charsamstag vormittags gefeiert wird, laufen die Knaben mit klingenden Schellen durch die Stadt, sobald die Glocken zum Gloria wieder geläutet werden.

Allerseelen ist ein Fest, welches dem Volke zu Herzen geht. An vielen, wenn nicht an allen Orten wird am Vorabend mit Zwischenpausen bis Mitternacht ernst und feierlich geläutet. Man stellt eine Schüssel voll Wasser oder Suppe oder andere Speisen auf den Tisch, damit die armen Seelen, welche in dieser Nacht in ihre Häuser zurückkehren, ihren Durst löschen oder ihren Hunger stillen oder doch sehen können, daß man ihrer freundlich gedenkt. Am Allerseelentag betet der Priester auf den Gräbern, wofür die nächsten Verwandten von Todten, für welche gebetet wird, Geldmünzen in ein Kesselchen, welches der

Meßner trägt, zu werfen pflegen. Am Morgen werden auch von Wohlhabenderen Brotstücke, welche cuz oder chizzòl heißen, an die Armen vertheilt. Sonst hält man in Wälschtirol in der Regel nicht viel auf die Pflege und Zier der Friedhöfe. In den Dörfern ist der Ruheplatz der Todten meist nur ein von einer Mauer umfangener Grasanger; in der Mitte steht ein großes hölzernes Kreuz, an den Mauern ist da und dort ein bescheidenes Denkmal zu sehen.

Längst vorbei ist die Zeit, in welcher man am Tage der heiligen Märtyrerin Katharina (25. November) weder ein Mühl- noch ein Wagenrad gehen ließ, weil man sonst der Heiligen wehegethan haben würde.

Das Fest der Kinder ist für die Knaben St. Nikolaus (6. December), für die Mädchen aber St. Lucia (13. December). In der Vornacht legen die Kinder einen mit Kleie gefüllten Schuh vor das Fenster. In der Nacht kommt der Heilige oder die Heilige mit dem Eselein, welches die Kleie frißt, wofür die erkenntlichen Heiligen allerlei kleine Geschenke in den Schuh stecken.

Die Verlobungs- und Heiratsbräuche haben sich in älterer Form nur noch in abgelegenen Thälern erhalten. Verschieden ist das Verhalten der Brautleute während der drei kirchlichen Aufgebote; meistens suchen sie mit einander eine andere Dorfkirche auf. In Fassa aber erscheint die Braut beim ersten Aufgebot mit einer weißen Schürze, dem Zeichen der jungfräulichen Ehre, in der Kirche. Ähnliches war einmal auch in Val Tesino Brauch. Wenn dort ein Jüngling ein Mädchen freite, so nahm sich die Begehrte acht Tage Bedenkzeit, erschien aber am Sonntag mit einem weißen Bande in den Zöpfen in der Kirche. Da kamen nun einmal an einem Sonntag acht Mädchen zugleich mit diesem Schmuck in der Kirche zusammen und sahen sich verwundert an; es stellte sich aber heraus, daß ein muthwilliger Junge um alle acht, ohne daß eine von der anderen wußte, zugleich sich beworben hatte. Was folgte, läßt sich denken; mit der alten Sitte war es seither für immer vorbei.

Beim Gang zur Trauung haben die Brautleute ihre Führer, welche verschieden benannt werden. In Fassa sind es die camaritsch und die camarites, die beiderseitigen nächsten aber ledigen Verwandten beiderlei Geschlechts, ohne welche es keine lustige Hochzeit gibt. In der Gegend von Pergine wurden die Brautleute von den sogenannten brúmoli, wie sie auch in Fleims heißen, begleitet, von denen der eine auf einem Stock eine lebende Henne, der andere Rocken und Spindel mit Flachs trug. Kam der Zug aus der Kirche zum Haus des Bräutigams, so wurde der Braut die Hausthür versperrt und die Schwiegermutter fragte, was sie wolle. Erst nachdem die Braut alle Versicherungen eines guten Benehmens, wie es einer Hausfrau ziemt, namentlich das Versprechen des Gehorsams gegen ihren Eheherrn gegeben, durfte sie in das Haus eintreten. Öfter noch,

in Fassa in völlig theatralischer Weise, kommt es vor, daß man dem Bräutigam, wenn er die Braut aus ihrem Hause abholt, unter allerlei Vorwänden die Thür versperrt und ihm wirkliche oder verkleidete alte Weiber, dann auch Mädchen vorführt, die er natürlich ausschlägt, bis endlich die rechte kommt und von ihm umarmt wird.

Wenn in Rendena die Brautleute zum Altar treten sollen, zieht der Führer des Bräutigams, compare dell' annello (Gevatter des Ringes) genannt, ein schön gesticktes weißes Tüchlein hervor, reicht der Braut einen Zipfel und führt sie so zum Altar und ebenso nach vollzogener Trauung auf ihren Platz zurück, wobei das Tüchlein in ihrer Hand bleibt. Es folgt ein Mahl im Hause der Braut und dann der Umzug in das Haus des Bräutigams. An der Schwelle desselben wird die Braut vom jüngsten weiblichen Mitglied des Hauses empfangen und ihr ein Glas Wasser gereicht. Dies ist eine abgeschwächte alte Sitte; denn früher war es ein Becken voll Wasser, die Braut mußte sich die Hände waschen und ein Geldstück in das Becken legen. Ein schöner Zug ist es, daß die Neuvermählten abends, bevor sie sich zu Bett begeben, für die abgeschiedenen Seelen ihrer beiderseitigen Verwandtschaft beten müssen. Bei dem am nächsten Tag folgenden Mahle wird die Nüchternheit des jungen Ehemanns auf die Probe gestellt. Nachdem schon lange gegessen und getrunken worden ist, reicht die Mutter der jungen Frau dem jungen Ehemann ein behutsam umgestürztes Glas Wein auf einem Teller. Nimmt er es, wenn er selbst schon dem Wein zugesprochen hat, unachtsam und fließt der Wein aus, so folgt Gelächter mit ungünstigen Bemerkungen. Wendet er aber Glas und Teller behutsam um und bringt so mit vollem Glase das Wohl der Gäste aus, so erhält er lärmenden Beifall und das junge Ehepaar wird beglückwünscht.

Das Entführen der Braut und die Absperrung des Weges vor dem herankommenden Brautzuge ist wie anderwärts noch da und dort zuweilen üblich. Auch wenn die Braut aus einem anderen Dorfe ist als der Bräutigam, so wird ihm, wenn er sie abholt, gern der Weg versperrt und er muß mit Weinspenden sich lösen.

Dieser letztere Fall gibt in Fassa Anlaß zur sogenannten **Baschia**, einer höchst ergötzlichen Volkscomödie, welche Herr Felix Valentini im Annuario der Tridentiner Alpinisten von 1886 sehr anschaulich beschrieben hat. Will der Bräutigam mit der Braut aus deren Dorf abziehen, so werden sie sammt ihrem Gefolge von einem Finanzbeamten und seinen Wachen verhaftet und auf einen Platz geführt, wo auf einer Bühne ein Präsident mit seinen Beamten sitzt. Auf einer nahen Anhöhe sind phantastisch verkleidete Soldaten zu sehen, welche aus Fässern oder Mörsern gleichwie aus Kanonen Rauch auspusten lassen, mit Pfählen und Bindfaden Telegraphenleitungen herstellen, Locomotiven hin- und herschieben und andere ergötzliche Spiele treiben. Vor dem Präsidenten wird der Bräutigam von einem Harlekin angeklagt, daß er, ohne Zoll zu bezahlen, dem Staate ein

kostbares Juwel, eine Gioja, entführen wolle. Der Bräutigam hat seinen Vater oder einen guten Freund als Vertheidiger zur Seite, welcher nun alle Witze und Späße losläßt, um die Anklage zu entkräften. Nachdem er den Einwendungen des Anklägers gegenüber alle



Das Fahnenschwingen im Fleimsthal.

Beredtsamkeit aufgeboten hat, beruft er sich schließlich auf die Milde und Gerechtigkeit des principe, das ist des Fürsten, wie einst der jeweilige Bischof von Brixen als auch weltlicher Herr des Thales hieß. Verblüfft gibt der Präsident nach und erklärt das Eintreten

des Fürsten selbst für nothwendig. Nun steigt der Lärm der hochvergnügten Zuschauer auf das höchste, denn nun kommt der Fürst selbst auf einem halbzerbrochenen Wagen, welcher von den magersten Rindern, die im Dorfe aufzutreiben waren, gezogen wird, oder auf einem Schlitten, sorgfältig eingehüllt, um von den Fliegen nicht belästigt zu werden. Langsam besteigt er die Bühne und setzt sich auf den Thron. Nachdem er den Fall vernommen, ergreift er selbst das Wort und erklärt, es sei ihm zwar höchst unlieb, die schönste Perle seines Staates verlieren zu müssen, er wolle sich aber den Gebräuchen civilisirter Staaten fügen. Er befiehlt, die Gefangenen freizulassen, ihnen den Paß auszufertigen und sie über die Grenze zu führen, worauf er sich unter ungeheurem Jubel des Volkes wieder zurückzieht und abfährt, wie er gekommen ist. Sofort wird von der fürstlichen Hofkanzlei der Paß mit allen möglichen Witzen und Possen ausgefertigt und die Comödie findet ihr Nachspiel in den Wirthshäusern.

So unterhält sich das gutmüthige ladinische Völklein in Fassa in seiner Weise. Bei seinen Nachbarn, den Buchensteinern, dauert eine Hochzeit wohl auch gar drei Tage und drei Nächte fort und wird auf der Tenne des Stadels getanzt, wobei das Hausvieh, welches den Lärm nicht vertragen könnte, in andere Ställe eingelegt wird. Die Ladiner sind überhaupt große Freunde des Tanzes. Im Bezirk Enneberg gab es einst kaum ein Dorf, welches nicht seinen Tanzstadel, den sogenannten Pajung (wohl die ladinische Form des Wortes Pavillon) hatte. In demselben wurde nicht nur bei Hochzeiten, sondern auch an Sonn- und Festtagen unter Aufsicht eines eigens bestellten Platzmeisters getanzt. Der Pajung war nichts Anderes als eine viereckige Tenne mit einer hohen das Dach tragenden Säule in der Mitte.

Verschmähte Liebe thut weh. Wenn ein Mädchen in Rendena einen anständigen Bewerber abweist, sich übermüthig benimmt und spöttische Nachreden über ihn führt, so lauert ihr der Gekränkte auf, bis er sie irgendwo allein trifft, in seiner Hand blitzt eine neu geschliffene Schere und die schönen Haarflechten des Mädchens fallen zu Boden. Diese Rache heißt la bullada, sie bleibt nicht ohne Folgen. Die Betroffene kann bereuen und sich bessern, es kann aber auch der Fall sein, daß sie keinen Mann mehr bekommt. Man geht nicht mit einer Anklage zu Gericht, aber es ist auch schon von Verwandten an solchen Zopfabschneidern blutige Rache genommen worden. Etwas harmloser und ländlich derb ist gleichfalls in Rendena eine andere Art, verschmähte Liebe zu rächen. In der Nacht werden von der Schwelle des Hauses, in welchem die spröde Schöne wohnt, mit ausgestreutem Sägmehl Wege zu allen auffindbaren Düngerhaufen des Ortes bezeichnet.

Wie überall wird auch Witwern, welche sich wieder verheiraten, durch eine oder mehrere Nächte hindurch mit Pfannen, Deckeln, Schellen, Bockshörnern u. s. w. eine gräßliche Musik gebracht, welche maccaluz oder smaccaluz (in Italien le scampanate) heißt.

Dagegen helfen nur reichliche Weinspenden; in Pergine wurde früher dafür eine Abgabe an die Pfarrkirche entrichtet.

Zu öffentlichen Volksbelustigungen dienen Spiele, wie sie anderswo auch vorkommen, besonders die mit Musik und Pöllerschüssen verbundene bekannte Tombola, bei welcher einerseits das Volk sich trefflich unterhält, anderseits oft ansehnliche Einnahmen für angestrebte gemeinnützige oder wohlthätige Zwecke gemacht werden. Das Ballspiel wird in größeren Orten von zwangslosen Gesellschaften gepflegt, welche einander gegenseitig bald dahin, bald dorthin herausfordern. Man hat dabei Gelegenheit, erstaunliche Leistungen von der Treffsicherheit und Muskelkraft der Arme wahrzunehmen. Das Scheibenschießen wird in Wälschtirol viel weniger geübt als in Deutschtirol.

Das Hauptfest für die ganze Diöcese Trient, welche auch noch das deutsche Etschthal bis über Schlanders und das Eisackthal bis über Klausen hinauf in sich begreift, ist das Fest des heiligen Bischofs Vigilius, des eigentlichen Begründers derselben. Es wird jährlich am 27. Juni in Trient unter großem Andrang des Volkes italienischer und deutscher Zunge besonders feierlich begangen und abends mit einem herkömmlichen großen Feuerwerk abgeschlossen.

Den Thälern Fleims und Fassa eigen ist die hochbeliebte Sitte des Fahnenschwingens. Jedes Dorf hat dort seine eigene Fahne, ein Brauch, welcher aus dem Anfang des vierzehnten Jahrhunderts hergeleitet wird, wo die Fleimser Dorf um Dorf mit einer Fahne gegen die Feltriner, welche ihnen Wälder und Alpen streitig machten, ausgezogen sein und dabei sogar die Stadt Feltre eingenommen, geplündert und verbrannt haben sollen. Der Fahnenträger wird jährlich zu diesem hohen Ehrenamt, für welches er physisch und sittlich die rechte Eignung besitzen soll, bestellt. Er heißt banderal oder bandieral (bandiéra, Fahne) und hat einen oder zwei Gehilfen zur Seite. Bei besonderen festlichen Anlässen, wie an Kirchweihfesten, beim Empfang hoher weltlicher oder geistlicher Würdenträger, auch bei lustigen Hochzeiten, rückt der banderal festlich in alte Tracht gekleidet aus und schwingt, gewöhnlich auf dem Kirchplatz, seine Fahne dreimal um sich bald höher, bald tiefer, jedoch so, daß sie den Boden nicht berührt. Reichlicher Beifall lohnt seine Kraft und Geschicklichkeit, welche noch preiswürdiger erscheint, wenn er die Fahne gar nur mit einer Hand hält und schwingt. Dieses Fahnenschwingen ist der Stolz und die Freude der Fleimser und Fassaner, von welchen letzteren schon Mariani bemerkt hat, sie seien ein Volk, welches für die Freude geschaffen sei und — er will nicht anstehen, es zu sagen — schon im Mutterleibe Musik lerne.

Aber nicht immer gibt es Hochzeiten und Kirchweihen, es kommen auch Tage der Trauer. Wie bei den Hochzeiten, so bestehen auch bei den Begräbnissen eigene Bräuche, nur sind sie einfacher. Das Ausstellen von Leichen auf Paradebetten mit Blumenschmuck

und brennenden Wachskerzen ist in Wälschtirol unbekannt. Bei der Leiche wird nachts meist von den nächsten Verwandten gewacht und dabei gemeinsam laut gebetet. In den Städten und größeren Orten ist es Sitte, daß die theilnehmenden Familien ihre Dienstboten mit Leichenfackeln (torcie) zu Begräbnissen schicken. Der Leichenzug wird vom Trauerhaus bis in die Kirche mit brennenden Fackeln begleitet; nach erfolgter Einsegnung der Leiche werden die Fackeln ausgelöscht, die Träger oder Trägerinnen derselben gehen nach Hause und nur wenige Begleiter folgen der Leiche bis auf den Friedhof. Nur bei Begräbnissen sehr angesehener Personen wird die letzte Ehre durch persönliche Begleitung erwiesen. In den Dörfern herrscht wohl durchwegs die Sitte, daß nicht nur die Verwandten — oft, auch im heißesten Sommer, mit Wintermänteln angethan — mitgehen, sondern auch jedes Haus einen Vertreter entsendet; auch wird das Öffnen und Schließen des Grabes von den nächsten Verwandten selbst besorgt. Allgemein dürfte in älterer Zeit die Sitte gewesen sein, daß Klagefrauen den Leichenzug begleiteten, laut weinten und jammerten und die Tugenden des Todten priesen, wie einst die praeficae mit ihren Nänien bei den alten Römern. Diese Sitte ist heute nur mehr eine blasse Erinnerung, sie dauert abgeschwächt noch in Val Tesino fort. Auch die einst üblichen Todtenmahlzeiten sind abgekommen; doch werden noch oft Brot- oder Geldspenden an Arme vertheilt und den nächsten Verwandten Kuchen und Ähnliches zugesendet.

An den Leichenbegängnissen, wie auch sonst an festlichen kirchlichen Aufzügen, betheiligten sich häufig auch die Bruderschaften, deren es in Wälschtirol wohl eben so viele gibt wie in Deutschtirol. Bei Aufzügen erscheinen dieselben in weißen Hemden, welche über das Gewand angelegt bis auf die Füße reichen, in der Mitte des Leibes eingeschnürt und oben von über die Schulter fallenden rothen, lichtgelben oder schwarzen Mäntelchen oder Kragen bedeckt sind. Entsprechende Hüte fehlen; gegen brennende Sonnenhitze mögen schwarze Lederkäppchen schützen.

Zu den Begräbnissen sei noch erwähnt, daß früher — es mag theilweise auch heute noch geschehen — zu einem Kreuz, welches an einsamen Orten einen jähen Todesfall bezeichnete, die Vorübergehenden einen Stein hinzu warfen. So finden sich unter dem Gipfel des Berges Pasúbio in Vallarsa sieben große Holzkreuze, welche aus einem großen Steinhaufen hervorragen und den Platz bezeichnen, an welchem nach der Sage einst Hirten in Streit geriethen und sieben derselben erschlagen wurden.

Von kirchlichen Bräuchen wäre noch Manches zu erwähnen, wie z. B. von Bittgängen mit Kreuz und Fahnen, bei denen, wenn sie um Regen stattfanden, ehemals im Gebiete von Pergine der Brauch herrschte, daß Männer und Weiber, wenn sie an einen, wohl absichtlich aufgesuchten See kamen, mit kleinen Geschirren Wasser schöpften und gegen Himmel spritzten. Es sei noch an die auch in Welschtirol herrschende italienische Sitte des

ohrenbetäubenden campanò erinnert, bei welchem an den Vorabenden von Festtagen stundenlang mit kurzen Unterbrechungen mit Hämmern an die Glocken geschlagen wird. „Dindeli papa — Dịndeli dò — Tutti fa torta — E mi nò“ lautet ein schallnachahmender Reimspruch dazu, in den Mund eines Armen gelegt, welcher sich auf den Festtag keine Torte backen kann.

Nun wolle mich der geneigte Leser auch auf einem Gang in das Reich der Sage begleiten.



Weiber aus Rendena, wie sie im Filó (Vorraum des Stalles) spinnen und Märchen erzählen.

In den Dörfern setzen sich die Weiber und Mädchen an den langen Winterabenden gewöhnlich in einem Vorraum des Stalls zusammen und spinnen. Dies ist das sogenannte Filó, in welchem auch die alten Volksüberlieferungen immer wieder erzählt werden und so vor der Vergessenheit bewahrt bleiben.

Sehr beträchtlich ist der Reichthum der Romanen in Südtirol an Sagen und Märchen der verschiedensten Art. Natürlich sind es auch hier wieder die tiefer abgelegenen Thäler, in welchen die Volksüberlieferungen noch frischer und lebendiger sind als anderswo. Der erste Preis gebührt in dieser Hinsicht unbedingt dem wackeren, kernigen und lebensfrohen Volke in Rendena, aus dessen unerschöpflich scheinenden Schätzen von

Sagen und Märchen, Volksliedern, Sitten und Bräuchen Herr Bolognini in Pinzolo in den Annuari der Tridentiner Alpinisten schon eine lange Reihe der werthvollsten und anziehendsten Mittheilungen veröffentlicht hat. Dieselben sind um so werthvoller, als man es in Rendena mit rein romanischem Volksthum zu thun hat. Ich weiß nicht, ob es wahr ist, will es aber gern glauben, daß es in Rendena Erzählerinnen gibt, welche nicht blos ihren Hanf oder Flachs, sondern auch ein Märchen Abend für Abend wochenlang fortzuspinnen und die Zuhörer in steigender Spannung zu erhalten vermögen. Es stimmt zu den wundervollen, noch lange nicht genug gewürdigten Naturschönheiten dieses matten- und waldreichen Thals mit seiner erhabenen Gebirgs- und Gletscherwelt, daß auch ein bei aller Prosa des täglichen Lebens poetisch veranlagtes, die alten Überlieferungen selbst in drastischen Schreckensgestalten zähe festhaltendes Volk es bewohnt.

Zu den Sagen, welche geschichtliche Erinnerungen bewahren, gehört in erster Reihe eine Karlsage, welche von Valcamonica über den Tonale in den Sulzberg und von da nach Rendena sich herüberspinnt.

Wie schon in den landschaftlichen Schilderungen bemerkt worden ist, heißt eine Hochebene ober Campiglio in Rendena „das Lager Karl des Großen“ (il campo di Carlomagno). Eine halbe Stunde oberhalb Pinzólo steht auf einem Felsen, wahrscheinlich an der Stelle eines uralten Schlosses, die höchst merkwürdige Kirche S. Stefano. Auf einem der fünf Altäre derselben ist in einem Gemälde dargestellt, wie der Papst im Beisein Karl des Großen und mehrerer Bischöfe einen nur mit einer weißen Binde um die Lenden bedeckten Heiden tauft, während daneben viele andere solche noch auf die Taufe warten. Darunter steht eine lange lateinische Inschrift aus dem Jahre 1429, welche sich im Anfang für eine „copia privilegii sancti Stefani de Randena“ erklärt. Sie erzählt wie „Carulus“, das ist Karl der Große, von sieben Bischöfen begleitet mit einem Heere in Valcamonica an mehreren Orten mit heute theils verständlichen, theils dunkeln, vielleicht auch entstellten Namen die Heiden und Juden tödtete oder bekehrte, Schlösser zerstörte und verschiedenen Heiligen Kirchen erbaute, wie er dann über den Tonale in den Sulzberg und von dort nach Rendena kam und hier sein Werk fortsetzte. In Sulzberg wird als Ort (terra), wo er eine große Menge von Heiden und Juden tödtete, „Plezan“, wohl das heutige Dorf Pellizzano, genannt. Hier begab sich auch ein Wunder. Der Bischof Tripinus (Turpinus) hatte den Schaft der Fahne in die Erde gesteckt, und als die Bischöfe aus der Kirche kamen, fanden sie denselben in Blüte. Als der gewaltige Carulus nach Randene kam, entfloh vor ihm der oberste Häuptling (major Judaeus) und ging über das Meer, sein Schloß aber wurde niedergeworfen. Nicht besser erging es der Burg eines anderen, welcher „Catani“ (das ist capitaneus, Hauptmann) genannt wurde, in „Peluc“ (heute Dorf Pelugo), obwohl er sich unterworfen und bekehrt hatte. Karl bekehrte da alle Juden

und Heiden „ad ecclesiam“, das ist wohl bei oder in der Kirche des heiligen Stephan, und gab auch ein Buch her (dimisit librum), in welchem alle seine Thaten verzeichnet waren. Allen neuerbauten Kirchen wurden von den sieben Bischöfen reichliche Ablässe verliehen. Eine ähnliche Inschrift befindet sich auch in einer Wallfahrtskirche S. Giovanni bei Lovére am Iseo-See. Welchen geschichtlichen Werth die Sage hat, muß dahingestellt bleiben.

Ober Campiglio am Monte Spinale findet sich zwischen hohen Felsen eine stille grüne Bucht, welche in auffälliger Weise „der Garten der Königin“ (l'orto della regina) heißt. Die Volkssage weiß aber darüber nichts weiter, als daß einmal eine von ihren Feinden verfolgte Königin mit ihren Kriegern dort eine Zuflucht gesucht und gefunden habe.

In Ampezzo findet sich eine Kirche der Madonna della difesa, welche auch einem ortsgeschichtlichen Ereigniß ihren Ursprung verdankt. In alter Zeit drang einmal eine Schar von Barbaren hier ein, um zu rauben und zu morden. Die Ampezzaner, zu schwach an Zahl, um Widerstand zu leisten, riefen in ihrer Noth die Gottesmutter an und gelobten ihr eine Kirche zu erbauen. Da senkte sich dichter Nebel auf die Feinde herab und sie rieben sich in gegenseitigem Kampfe selbst auf. Es geschah noch ein weiteres Wunder: am folgenden Morgen war der Platz und der Umfang der zu erbauenden Kirche durch neu gefallenen Schnee bezeichnet.

Bemerkenswerth ist eine Drachensage. In einer Felsenhöhle bei Mezzotedesco, rechts am Eingang in den Nonsberg, soll einmal ein furchtbarer Drache gehaust haben, von welchem, wenn er über das Land flog, verheerendes Feuer niederfiel. Ein Ritter von Firmian machte sich auf, erlauerte den Drachen vor seiner Höhle und erlegte ihn durch List und Tapferkeit. Als er aber, das Unthier auf seinem Speer über sich tragend, heimkehrte, träufelte Drachenblut auf ihn nieder, drang durch die Fugen des Harnisches und brachte ihm qualvollen Tod. Ist diese Sage nicht ein Nachklang der altdeutschen Heldensage? Im Liede von Ortnit, dem König von Lamparten, bringt auf feindliches Anstiften ein Jäger Dracheneier

„in eine Felsenwand
Oberhalb von Trient, wo sich Gebirge fand“,

worauf die Drachen Alles verheerend heranwachsen. Ortnit zieht aus, dieselben zu bekämpfen, wird aber müde vom „Wurm“ überrascht und zu dessen Jungen in den Berg getragen, wo ihm dieselben „durch das geschmiedete Werk“ das Blut aussaugen, so daß er „mit Jammer seinen Leib verlieren muß“. Eine halbwegs ähnliche Sage gibt es auch in Rendena, wo in einer Felsenhöhle ebenfalls ein furchtbarer Drache gehaust haben soll. Als er, wie der „Wurm“ in der Sage von Wolfdietrich, der Ortnits Tod rächte, auf einer Platte vor der Höhle lag, erlegte ihn ein kühner Jäger, aber in moderner Weise durch

eine Bleikugel. Doch das Gift wirkte auf ihn zurück, er fiel wie todt nieder und kam zwar wieder zu sich, blieb aber blöde. Der todte Drache und ein bei ihm gefundenes Ei wurden dann an einer Kette in der Kirche von Campiglio aufgehängt, wo das Ei und der Schädel des Drachen vor nicht gar langer Zeit noch zu sehen waren.

Eine bemerkenswerthe Sage seiner Zeit erzählt auch Mariani; er hatte sich sogar selbst zur betreffenden Stelle begeben, um die Sache anzusehen. Bei Romagnano unterhalb Trient befanden sich in einem Felde zwei etwa mannshohe pyramidenförmige Steine, welche das Volk die steinernen Weiber (le donne di sasso) nannte. Zwei Weiber sollen dort einst, entweder weil sie nach dem Feierabendläuten an einem Samstag noch trotzig fortarbeiteten oder weil sie einen falschen Eid geschworen hatten, in Stein verwandelt worden sein. Ein nahe dabei liegender kleinerer Stein sollte die Wiege eines Kindes gewesen sein. Als ein Knecht mit zwei Ochsen die Steine wegführte und in die nahe Etsch warf, waren sie am folgenden Morgen wieder auf dem alten Platze und der Knecht und die Ochsen todt. Heute sind die Steine verschwunden und die Sage ist verschollen. Wahrscheinlich hat es sich hier um Überreste einer ländlichen heidnischen Cultusstätte gehandelt.

Typische Sagengestalten, welche öfter und verschieden auch in Volksmärchen verflochten werden, gibt es mehrere. Allgemein, besonders bei den Ladinern, verbreitet sind die Sagen vom Orco, einem boshaften, neckischen Wesen, welches alle Gestalten annehmen kann und dessen größte Freude es ist, die Leute in Schrecken zu setzen. Auch Örtlichkeiten sind nach ihm benannt, namentlich Quellen und Brunnen. Will der Wälschtiroler den denkbar höchsten Grad von Häßlichkeit bezeichnen, so sagt er: „Brutto come l'Orco“. Eine ganz ähnliche Rolle, wie der wilde Mann und die von ihm verfolgten wilden oder saligen Fräulein in Deutschtirol, spielt in Wälschtirol gleichfalls der wilde Mann (mundartlich l'om salvádegh), neben welchem in Sagen von Folgaria auch noch Frau Bertha (la donna Berta) vorkommt, sowie in Valsugana der Beatrik und die von ihm verfolgten Eguane (Enguane, Aiguane); letztere wollen noch an den alten Volksnamen der Euganeer erinnern. Die wilden Leute, Männer und Weiber, welche fern von den Menschen in Wäldern und Felsenhöhlen wohnen, sich roh kleiden und nähren, unschädlich, aber wenn sie gereizt werden, rachsüchtig sind, jedoch auch Kinder rauben und gegen die ihrigen vertauschen, bisweilen, namentlich im kalten Winter, in die Wohnungen der Menschen kommen, um sich zu wärmen, aber kaum jemals etwas sprechen, — diese Wesen der Sage stellen sich uns in Fassa als Vivans und Vivanes oder als Bregostans und Bregosténes, in Enneberg als Salvans und Gannes vor. Erinnerung an die Urbewohner mag sich bei diesen Gestalten mit anderen Sagenelementen vermengt haben. Eine besondere, etwas verblaßte Sagengestalt, in welcher wohl der alte römische Waldgott Silvanus steckt, ist der Salvanél, nach der älteren Vorstellung des Volkes in Valsugana ein Mann von



Moleta (Schleifer) aus Rendena.

rother Hautfarbe, welcher mitten in den Wäldern in Höhlen wohnt und zahlreiche Herden besonders von fetten Schafen mit schöner Wolle besitzt. Er trinkt den Hirten gern die Milch aus, während er die von seinen Herden zur Käsebereitung braucht. Einen Hirten, welcher ihn listig mit Wein berauscht und gefangen hatte, lehrte er Butter, Lab und Käse bereiten; hätte ihn der Hirte nicht vorzeitig frei gegeben, so hätte er auch noch lernen

können, wie man aus Milchabguß Wachs mache. In der Gegend von Rovereto, wo das Volk sonst nichts mehr davon weiß, bezeichnet man mit dem Worte salvanel den Widerschein eines Spiegels, sowie auch die Krankheit eines Baumes, der infolge von Saftabfluß umsteht. In Rendena zählt der Salvanel noch unter die Teufelsgestalten.

Mit dem Gottseibeiuns will sonst das Volk, außer gelegentlich in Märchen und in den noch nicht ganz vergessenen Sagen von Hexen (strie, zubiane) und Hexenmeistern (strioni), nicht viel zu schaffen haben. In Rendena gibt es aber noch eine Reihe besonderer typischer Gestalten, unter denen der Fürst der Hölle erscheint. Zu einem Schmiede bei Pinzolo kam er einmal in der Nacht als Reiter und ließ sein Pferd beschlagen. Als der Schmied stark zuschlug, rief ihm der Teufel zu: „Sachte, Gevatter!“ und sprengte dann mit stiebenden Funken und sprühenden Flammen davon, daß dem Schmied vor Schrecken Sehen und Hören verging. In das wilde Val Génova soll einst das Concil von Trient die bösen Geister und die Hexen gebannt haben und dort müssen sie seitdem hausen nach dem Glauben des Volkes, der heute freilich im Erlöschen begriffen ist. Herr Bolognini in Pinzolo hat davon im Jahrbuch der Tridentiner Alpinisten von 1875 eine von Witz und Laune sprühende Beschreibung gegeben. Will sich der geneigte Leser, wohl gesegnet, die saubere Gesellschaft nicht ein wenig näher vorführen lassen?

Da ragt hinter einer Felsenpforte, welche den eigentlichen Eingang in das genannte Thal bildet, eine wunderliche Felsenbildung auf. Gewöhnliche Leute meinen, es sei eben ein Felsen; wer aber mit den Augen des Volkes näher zusieht, merkt die Täuschung bald. Es ist der böse Geist Zampa da gall (Hahnenfuß); er pflegt sich als schmucker Junker zu zeigen, kann aber dabei seinen Hahnenfuß eben so wenig verbergen, als der Teufel bei den Deutschen seinen Pferdefuß. Da ist ein anderer Felsen, es ist Schena da mul (Mauleselrücken). Er pflegt dienstfertig müde Wanderer zu tragen, wenn sie unvorsichtig laut den Wunsch äußern, doch schon da oder dort zu sein. Ein armer Grasmäher (segantino) wäre einmal auch schon gern in seinem noch weit entlegenen Heim gewesen; flugs war Schena da mul da, hob ihn auf, führte ihn sausend durch die Luft und setzte ihn bei seinem Hause auf dem Gipfel eines Nußbaums ab, ohne einen Lohn dafür zu beanspruchen. Es folgen andere Felsen und Geister, der Calcarot (Drücker), ganz der römische Incubus oder der Alp der Deutschen, der hinterlistige Coa de caval (Pferdeschweif), der Manarot (Beil), der Versucher zu Waldfrevel, weiter beim schönsten aller Wasserfälle, dem des Piz di Nardisio, der oberste aller bösen Geister und ihr stolzer Beherrscher, der unbeschwörbare Belaial mit seinem schnellfüßigen Diener, dem Pontirol. Ferner der spitzbübische Calzetta rossa (Rothstrumpf), der Palpalpegastro, so häßlich, daß Belaial eine Hexe zwingen mußte, sich mit ihm zu vermählen, aber sehr reich; Barzola, der Wirth, der ein scheinbar sehr gutes und frisches, aber gewaltiges Bauchreißen verursachendes Quell-

wasser ausschenkt, und der Salvanel, der ähnlich wie sonst der Orco, die Leute grausam narrt und zum Besten hat. Dann beginnt das Reich der Hexen mit ominösen, aber nicht immer recht verständlichen Namen, wie Aga und ihre mit Zampadegal erzeugte Tochter



Segantino aus Judicarien.

Niaga, Forca (Galgen), Malora (Unglück), Baorca (vielleicht Bifurca, weil sie nicht blos an jeder Hand sechs Finger, sondern auch vorn und rückwärts Höcker hat), Pebordù (Rund- oder Klumpfuß?), Grignota (die Lachende) und andere mehr. Die Hexen sahen vor ihrer Verbannung wie Menschen aus, seither sind sie unsichtbar, können aber furchtbar

schaden. Der geneigte Leser hat sicher genug; er denke sich nur noch die Furcht, mit welcher ein noch altgläubiger Älpler, Holzhauer oder Grasmäher in dunkler Nacht etwa diese verrufene Strecke des Val Génova beschreiten mag!

Es mag wohl auch keinen etwas auffälligeren See geben, an welchen sich nicht irgend eine Sage knüpft. Vom Bergsee Lago santo ober Civezzano, nordöstlich von Trient, berichtet Mariani die Sage, es sei darin ein Dorf mit seiner Kirche versunken, er werde aber einmal ausbrechen und Trient überfluten. Ein kleiner See in Lavarone liegt an der Stelle einer schönen Wiese, um welche sich zwei Brüder heftig stritten, aber am Morgen, an welchem sie sich dort zum Zweikampf treffen wollten, war die Wiese versunken. Der schöne See in Val di Ledro soll einst bis auf die höchsten Berge gereicht haben; dort seien in den Felsen noch die Eisenringe eingeschlagen, an denen die Schiffe angebunden wurden. Bei den Ladinern gibt es mehrere Bergseen, aus denen öfters dumpfes Brausen wie ferner Donner sich hören läßt, weil die auf ihrem Grunde liegenden Drachen sich heftig rühren und mit einander kämpfen. Früher flogen sie auch feurig leuchtend in der Nacht von einem See zum anderen und zogen Schafe und Rinder in den Grund; seit man aber Kreuze hingestellt hat, hört man davon nichts mehr. Auch in Gröden ist ein Bergsee Lago santo; dort stand einst eine Kapelle, bei welcher Hirten argen Unfug trieben. Da versank sie sammt den Hirten und es entstand der See. Solcher Sagen gäbe es noch manche; da aber in denselben keine reizende Seefräulein und Nixen vorkommen, mag das Mitgetheilte genügen.

Auch der verschwundene Bergwerkssegen älterer Zeit hat Volkssagen geschaffen. Dabei handelt es sich aber nach dem Volksglauben immer nur um reines Gold, nie um unedlere Metalle, wie Silber, Eisen oder Blei. Die Bergwerke sind verfallen, weil die Menschen zu übermüthig mit goldenen Kugeln zu spielen pflegten.

Es gibt auch in Wälschtirol volksthümliche alte Heilige, welche die Sage mit ihren Blüten umsponnen hat. Eine der merkwürdigsten Legenden ist die des heiligen Julian in Rendena. Ein junger reicher Herr soll er bei Nacht in ungestümer Hitze, ohne es zu wollen und zu ahnen, an seinen Eltern zum Mörder geworden sein. Da zog er sich, um Buße zu üben, hinter Pinzolo in eine Bergwildniß an einem zwischen dunkeln Tannenwäldern gelegenen See so weit zurück, daß er die Hähne nicht mehr krähen und die Glocken nicht mehr läuten hörte. Doch die Diener der Gerechtigkeit ereilten ihn auch dort und warfen ihn, mit lebenden Schlangen in einen mit Steinen beschwerten Sack genäht, in den See. Aber der Sack sank nicht unter und wurde von einem sanften Windhauch an das Ufer getrieben. Als man ihn öffnete, fand man Julian in ruhigem Schlafe, die Schlangen hatten sich um ihn gewunden und beleckten sanft seine Brust. Da wurde er losgebunden und ruhig in der Wildniß belassen, wo er ein langes hartes Büßerleben führte. Als nach

vielen Jahren einmal im Winter ein Mann dort vorüberkam, erblickte er mitten im Schnee am Ufer des Sees einen grünenden und blühenden Ahorn, unter welchem die verklärte Leiche des frommen Büßers lag. Auf die Kunde davon eilte das Volk dorthin; man begrub ihn ehrenvoll und erbaute dort eine Kapelle. Diese, später wohl öfter umgebaut, steht noch dort, in ihr die hölzerne Statue des Heiligen, welcher eine Schlange in der Hand hält.



Parolot (Kesselflicker) aus Val di Sole.

Jährlich wird dort in den ersten Tagen des Monats August sein Fest gefeiert. Neben der Kapelle quillt ein heilkräftiges Wässerlein; es gibt in der dortigen Gegend keine giftigen Schlangen, selbst wenn man ein Steinchen von dort bei sich trägt, ist man nach dem Volksglauben gegen den Biß giftiger Schlangen gesichert.

Einsiedler hat es in Wälschtirol an manchen Orten bis in die neuere Zeit herauf viele gegeben und es ließe sich Manches darüber berichten. Waren die einen wirklich fromm lebende, dazu auch noch kluge und erfahrene Männer, deren Rath und Beihilfe vom Volk oft gesucht wurde, so fehlte es auch nicht an anderen, welche aus guten Gründen dem Witz und Spott des Volkes verfielen.

Nun etwas über die Volkstrachten.

Eine eigentliche Männertracht hat sich bei den Romanen Südtirols heute nirgends mehr erhalten. Die früheren hellen und grellen Farben sind verschwunden, Alles an der Kleidung ist mehr oder weniger einförmig, grau, braun oder schwarz. In älterer Zeit gab es in verschiedenen Thälern auch verschiedene Mannstrachten, für deren Kenntniß alte Votivbilder in Wallfahrtskirchen mitunter recht lehrreich sein können. So trugen um einige Beispiele anzuführen, die Männer in Fleims weiße Röcke mit breiten Aufschlägen und langen Schößen; die Knöpfe waren blau oder roth und die Knopflöcher mit Bändern von gleicher Farbe eingefaßt. In Fassa trugen die Männer einen hohen cylindrischen schwarzen Hut mit einem Band und mit zwei Troddeln aus Goldfäden; natürlich durften Blumen als Schmuck nicht fehlen. Die Tuchjacke war schwarz oder grün, das Leibchen (Gilet) scharlachroth; zwischen diesem und den kurzen Lederhosen ging eine weiße Binde um den Leib, wie auch die Strümpfe weiß waren. Bei festlichen Anlässen ist auch heute noch der Bandieral, wenn er mit seiner Fahne ausrückt, so, nur noch etwas feiner gekleidet. Die noch vor hundert Jahren in Vallarsa (bei Rovereto) von schmucken Burschen an Festtagen getragene Kleidung erinnert lebhaft an die Tracht der Sarnthaler (bei Bozen): eine scharlachrothe kurze Jacke mit gleichem Leibchen, ein aufstehender weißer Halskragen und eine Krause auf der Brust, ein niederer schwarzer, breitkrämpiger Hut, eine ausgenähte Leibbinde von Leder oder auch eine Binde von Seidenzeug, in welcher Messer und Pistolen staken, und kurze lederne Hosen. Außerdem soll auch in Vallarsa wie in den sieben deutschen Vicentiner Gemeinden das Tragen von Gewehren üblich gewesen sein, welche beim Eintritt in die Kirche außen an die Mauer gelehnt wurden.

Es gibt allerdings noch heute gewisse Typen von Männern, welche sich in der nicht zu beschreibenden Art sich zu kleiden je nach ihrer Beschäftigung einer dem anderen ähnlich sehen. So die Schleifer (i molet) aus Rendena und die Grasmäher (i segantini) aus Rendena und dem oberen Sulzberg, welche mit ihren Werkzeugen ausgerüstet im Frühjahr auf Feldarbeit nach Italien ausziehen und im Spätherbst wiederkehrend ihren Lieben zu Hause nebst dem sauer erworbenen Lohne einige kostbare Weizenbrötchen (chizzeul) als Leckerbissen mitbringen. Weiter die unverwüstlichen carrettieri (Fuhrleute), welche mit ihren hohen zweiräderigen, unter schweren Lasten knarrenden Karren und ihren Maulthieren trotz der Eisenbahn noch auf den Straßen des Etschthals zu sehen sind. Kaum sind sie aber heute mehr zu sehen — die hartknochigen, wetterfesten Mulattieri (Mauleseltreiber), welche mit ihren zerknitterten breitkrämpigen Hüten und den Zipfelmützen darunter und mit gemsledernen kurzen Hosen reihenweise mit schwerbeladenen Maulthieren, denen sie ab und zu ein kräftiges Schelt- oder Fluchwort zuriefen, die rauhen Bergwege auf und ab zogen, an schon herkömmlich bestimmten Stellen anhielten und aus

einem platten länglichen Fäßchen einer nach dem andern einen Schluck Wein nahmen, bis es leer war und wieder nachgefüllt werden mußte. Und wie dunkel sah er aus, der alte Parolot (Keßler) aus dem Nons- oder Sulzberg, und wo ist er hingekommen?



Weib in Trauer mit weißem Schleier und Wäscherin aus Rendena.

Mitunter war er ein reicher Mann, obwohl er auf dem Heu in Scheunen am liebsten übernachtete. Da wären auch noch die rußigen Carbonari (Kohlenbrenner), denen man mit ihren Maulthieren und Kohlensäcken in abgelegenen Waldthälern oft begegnet. Ist aber nicht auch er eine typische Gestalt — der arme Terragnoler, wenn er morgens schon, ehe es recht Tag ist, auf einem Platze in Rovereto mit gekreuzten Armen hinter der

niedergelegten Bürde Holz sehnsüchtig auf einen Käufer wartet? Er ist vielleicht schon um zwei Uhr oder noch früher aufgestanden und hat einen weiten rauhen Bergweg zurückgelegt. Sein Gewand hat eine unbeschreibliche Farbe, aber der schäbige kurze Cylinderhut, den er heute etwa zufällig trägt, ist sicher ein Erbstück, welches einst sein Vater und Großvater an hohen Festtagen mit prunkendem Stolz getragen haben. Es verinnt Stunde an Stunde, endlich hat er einen Käufer gefunden. Nun kauft er sich selbst Polentamehl, vielleicht auch Brot und Käse oder schmaust, schon halbwegs ein Verschwender, etwa gar noch auf einem grünen Feigenblatt-Teller um zwei Kreuzer „poina, poina fresca“ (Milchlab), welche ein Älpler eben zum Verkauf in die Stadt gebracht hat. Dann aber hängt er behende seine Holzschuhe an einem Stock auf den Rücken und wandert wieder thaleinwärts. Die Holzschuhe legt er erst an, wenn der Weg gar zu rauh wird. Er hat sichtlich große Eile, denn die Seinigen warten zu Hause auf die Polenta; auch hat er heute noch Arbeit und muß sich auch ein Holzbündel zurechtlegen, um morgen früh den gleichen Tageslauf wieder zu beginnen.

Nun will aber das auch in Wälschtirol von Eitelkeit nicht ganz freie schöne Geschlecht der Töchter Evas sich loben lassen, weil es am Alten treuer festhält als das unzarte Geschlecht der Söhne Adams. Dieses Lob kann leider nur spärlich bemessen werden; schieben wir die Schuld auf die wohlfeilen Baumwollzeuge, die sich leichter und angenehmer tragen als die alten schweren wollenen Röcke und Jacken. Halbwegs bleiben noch die Ladinerinnen mindestens an einzelnen älteren Trachtstücken erkennbar; bei den Fassanerinnen ist die frühere weibliche Tracht mit Aufputz zur Festtagstracht geworden und jetzt so gut wie verschwunden. Nur die Tesinerin bewahrt noch eine Festtagstracht, welche höchst bunt an Farben und auffällig ist. Ich will, so gut ich vermag, dem Leser eine solche vorführen nach der Beschreibung, welche Herr Santo Fietta-Chioli in seinen „Notizie storico-critiche intorno a Tesino“ (Borgo in Valsugana 1878) davon gegeben hat. Acht große schwarze Locken hängen rechts und links von der Stirne herab, während die anderen Haare des gescheitelten Hauptes über dem Nacken ein becherartiges Flechtengewinde bilden. Die geschlängelten Ohrringe sind von massivem Golde; den Hals umfängt eine breite Korallenschnur mit goldener Schließe über einer hohen wohl geglätteten weißen verblümten Halskrause, während rückwärts ein mit zwei Quasten verschlungenes Band hängt. Schultern und Rücken deckt dreieckig zulaufend ein großes an Farben und Verzierungen reiches Seidentuch. Der Brustfleck ist mit vielen, fast phantastischen Zeichnungen verziert, ein Gürtel von Silberplättchen ist vorn mit einer zwei Löwenköpfe darstellenden goldenen Schnalle geschlossen. Das Hauptkleid ist vom feinsten schwarzen oder dunkelgrünen oder blauen Tuch mit engen Ärmeln; das Bruststück wird nicht sichtbar. Die breite Schürze zeigt solche Mischung von Farben und Zeichnungen, daß man eine Grund-



Ponte e Chiesa di S. Colombano in Vallarsa.

farbe kaum herausfindet. Die glänzenden geblümten Strümpfe sind vom feinsten Baumwollzeug; die schwarzseidenen, mit goldigen Arabesken verzierten Schuhe haben kleine Schnallen und grüne Bändchen, laufen spitz zu und haben hohe Absätze. So sieht eine wohlhabende Tesinerin an hohen Festtagen, besonders am größten Marienfest, dem

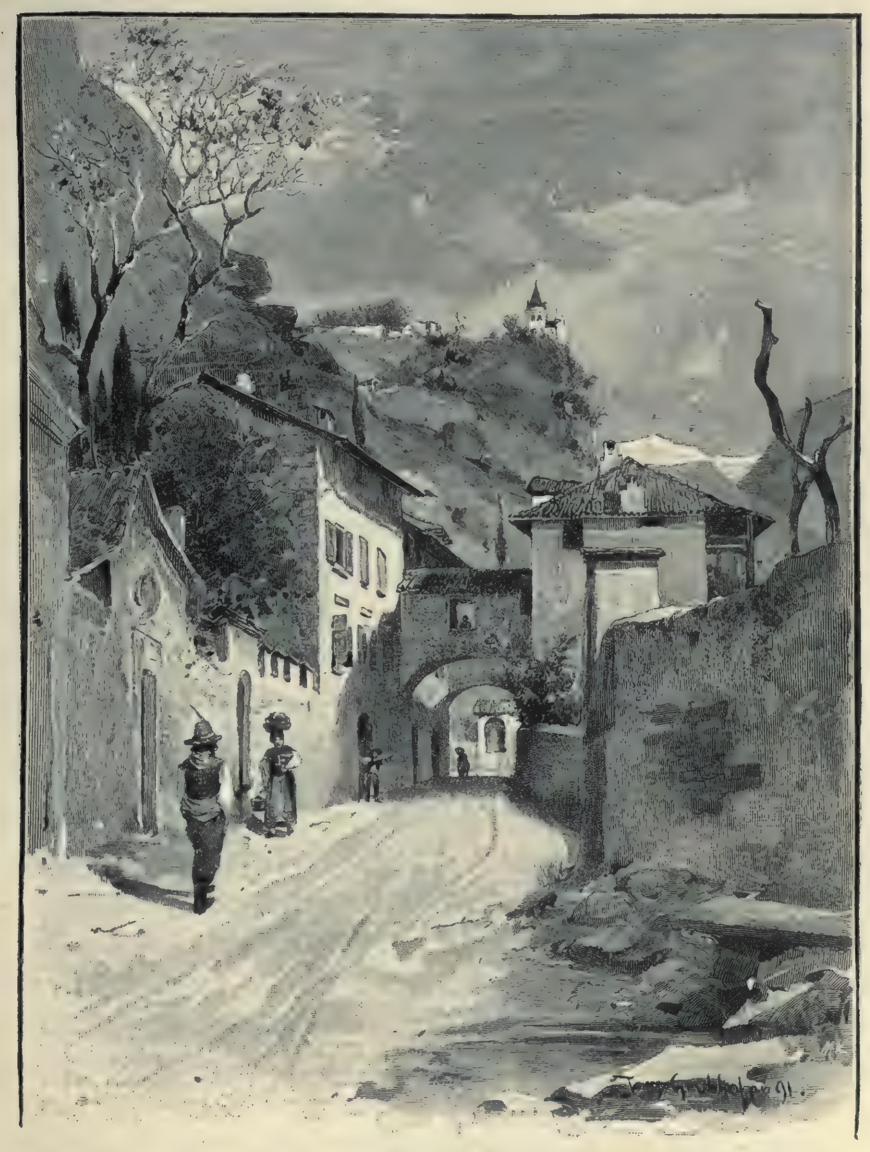
Himmelfahrtstag (15. August) aus. Es ist die neueste und höchst entwickelte Phase einer Tracht, welche ungefähr aus dem Anfang unseres Jahrhunderts stammt; früher war sie anders, jedenfalls einfacher, darum vielleicht sogar schöner. Stricken und Sticken lernten die Tesinerinnen erst von Fremden. Ja, in älterer Zeit soll in Val Tesino eine auch noch so zahlreiche Familie zusammen nur ein einziges Paar Schuhe besessen haben, und es soll ein Familienereigniß gewesen sein, wenn wieder einmal jenem Familienglied, welches sich der größten Füße erfreute, zugleich für alle ein neues Paar Schuhe angemessen wurde. Dieses wurde von den Familiengliedern abwechselnd nur dann getragen, wenn sie zur Communion gingen. Aber die wackere Tesinerin steht darum nicht an, an Werktagen im gewöhnlichen Hauskleid auch die schwersten Feldarbeiten zu verrichten. Für einen auswärtigen Freier bleibt es jedoch immer ein Wagestück, sich aus Val Tesino eine Frau zu holen, weil sie ihm leicht entläuft, wenn bei ihr das Heimweh stärker wird als die Liebe.

Noch einer Frauensitte muß ich gedenken, nämlich der, sich an Sonn- und Festtagen in einen großen, den Kopf und über dem meist schwarzen Gewande fast den ganzen Leib bedeckenden weißen Schleier zu hüllen. Diese Sitte muß einst, wenigstens im Lagerthal, ziemlich allgemein gewesen sein, ist aber immer mehr und mehr abgekommen und heute fast gänzlich verschwunden.

Die liebe Armuth gönnt an manchen Orten in den Thälern und auf den Bergen auch dem weiblichen Geschlecht den Luxus theurer Lederschuhe nicht; es werden auch an Festtagen Holzschuhe, sgálmere, dambre, cospi und wie sie noch heißen mögen, getragen. Welches Geklapper, wenn die ländlichen Huldinnen an Sonntagen, eine nach der anderen in die Kirche treten und sich auf ihre Plätze begeben!

In der Anlage der Wohnungen nähern sich die Ladiner den Deutschtirolern, da bei ihnen die Bauernhäuser theils aus Stein, theils von Holz und die Wohn- und Wirthschaftsgebäude in der Regel getrennt sind. Bei den Wälschtirolern ist ein Typus des Bauernhauses nicht herauszufinden, ja man mag zweifeln, ob es jemals einen solchen einheitlich gegeben hat. Manchmal tritt man durch einen Thorbogen in einen Hofraum; zu ebener Erde befindet sich der Stall mit Nebenställen, Schupfen und Holzlegen, mitunter wohl auch noch eine Stube und die Küche. Im ersten Stock, von außen oder von innen mit herumlaufenden Gängen oder Söllern versehen, befinden sich verschiedene Wohn- und Arbeitsräume und die Einlagen für Heu und Stroh. Aber alles dies ist mit Ausnahme der Ställe nach Bedürfniß und Zweckmäßigkeit veränderlich, da ja in einem Hause manchmal mehrere Familien zusammenwohnen und selbst die einzige Küche getheilt werden muß. Eigentlich charakteristisch bleibt nur das luftige, seltener aus Schindeln oder Brettern, meist aus Hohlziegeln bestehende Dach, unter welchem

weite Räume die Stelle der Speicher der Scheunen vertreten. Die Strohdächer werden immer seltener. Malerisch zwar, aber unbehaglich erscheinen die bestäubten Mauern, an denen oft kein Mörtel mehr haften will, das zerrissene Sparrenwerk, die



Gasse in Mori.

von außen oder innen jäh aufwärts führenden, oft schmalen Stiegen, welche aussehen, als wollten sie nächstens zusammenbrechen, die halbzerbrochenen, mit bunter Wäsche behangenen Gänge und Geländer und all der Plunder, der da noch zu sehen ist.

Es wäre zu hart, wie es oft geschieht, geradezu von Schmutz und Unrath zu sprechen, aber doch sieht Alles so aus, als ob da auch langes Waschen nicht viel bessern möchte. Dieses Aussehen der Wohnungen ist eben unvermeidlich, wenn die Wohn- und Wirthschaftsgebäude nicht getrennt sind. Es gibt auch einzeln stehende Colonenhäuser, welche von außen mit gleich großen, regelmäßig vertheilten Fenstern recht artig aussehen, aber auch in diesen sind ebenerdig Ställe, Schupfen und andere Belegräume, nur in der Mitte Wohnräume, zu oberst luftige bis an das Dach reichende Hallen, welche als Speicher oder zu anderen Wirthschaftszwecken dienen. Man findet auch manchmal im Besitz wohlhabender Familien Häuser, welche sich schon den eigentlichen Herrenhäusern nähern, mit großen Vorsälen, in denen Gemälde und Bilder hängen und alte, schön gearbeitete Kasten stehen, mit geräumigen Zimmern, Kammern und Küchen, aber die Böden sind mit Steinplatten oder abgeriebenen Ziegeln belegt, die Fenster schließen schlecht, die Öfen, so weit sie vorhanden sind, wollen nicht recht hineinpassen. Den Beschauer überkommt das Gefühl, es müsse doch einmal auch hier besser und wohnlicher ausgesehen haben.

Dem entspricht beiläufig auch die Anlage der Ortschaften. Bei den Ladinern stehen die Häuser nach deutscher Art meist getrennt mit Garten und Anger, bei den Wälschtirolern bilden sie meist zusammenhängende Reihen, Gassen und Gäßchen. Inwieweit dies schon ursprüngliche Anlage oder ein Ergebniß des späteren Anwachsens der Ortschaften und der Bevölkerung ist, läßt sich nicht so leicht ausmachen. Daß es in alter Zeit Ortsanlagen im Sinn des römischen vicus gegeben habe, wollen die Namen Vigo und Vigolo, die an mehr als ein Dutzend von Ortschaften und Ortstheilen haften, redend erweisen. Aber wahrscheinlich dürfte es auch — namentlich auf den Bergen und in den Thälern bei Rovereto — Fälle genug gegeben haben, daß ursprünglich einzeln und frei näher an einander stehende Bauernhöfe beim Anwachsen der Bevölkerung zuerst getheilt, dann aber durch An- und Zubauten allmälig erweitert wurden, bis sie förmlich zusammenwuchsen und krumme Gassen voll Winkel und Ecken ein und aus bildeten. So gemeinschaftlich und enge zusammenwohnend mochten sich die Leute im Mittelalter, wo übermüthige Dynasten oft genug ihre Mordgesellen aussendeten oder sich gegenseitig mit Feuer und Schwert befehdeten, auch gegen Überfälle und Angriffe besser gesichert fühlen. Heute wäre es gut, wenn manche solche Häusergewirre sich wieder etwas auseinanderschieben ließen. Langsam besorgen dieses Geschäft, freilich in trauriger Weise, die Feuersbrünste, welche manchmal in einer Nacht ein ganzes Dörflein bis auf die nackten Mauern in Asche legen. Wenn sie aus dem Schutt wiedererstehen, sehen die Häuser doch aus, als wären sie etwas auseinandergeschoben und in bessere Ordnung gebracht worden.

Volkslied, Volksschauspiel und Theater der Romanen in Tirol.

Volkslied. Neben der Poesie von bekannten Schriftstellern gibt es noch eine andere Art von Poesie, deren Verfasser ungenannt bleibt und welche, gleich einer bescheidenen und anspruchslosen Blume, unter allen Erdstrichen und zu allen Zeiten gedeiht und nicht verschmäht, sich von Händen, die nach ihr verlangen und sie suchen, pflücken zu lassen. Wir meinen das Volkslied, welches überall in aller Leute Mund ist und als ein durch mündliche Überlieferung von Geschlecht zu Geschlecht überkommenes Gemeingut in tausenderlei Weise wiederholt, geändert und verbessert wurde. Allerdings entbehrt Wälschtirol noch einer Sammlung seiner Volkslieder, wie solche, ohne andere gebildete Nationen Europas hier zu erwähnen, Istrien in unserer Monarchie und sehr viele Landestheile und sogar einzelne Städte des Königreichs Italien haben; doch wurde in dieser Hinsicht auch bei uns schon der Anfang gemacht, besonders durch Dr. Bolognini aus Pinzolo im Rendenathal, und was bis jetzt im Druck erschienen ist, gestattet den Schluß, daß die Ernte in Wälschtirol nicht anders ausfallen wird als in den verschiedenen Gegenden und Städten Italiens, daß insbesondere die Volkslyrik überall dieselbe ist, und daß die Volkslieder, abgesehen von den Unterschieden der Mundart, sich ebenso in den Gedanken wie in der Form gleichen.

Was die Form der italienischen Volkslieder betrifft, so können vor Allem drei Hauptmuster unterschieden werden: die sicilianische achtzeilige Strophe, die toscanische vierzeilige mit mehr oder weniger Zusätzen versetzte Strophe und der reine Vierzeiler, welcher im Allgemeinen die ursprüngliche und einfachste Form der Volkslieder ist und die Eigenart der norditalienischen Volkslieder kennzeichnet. Alle anderen Formen sind nur verschiedene Combinationen dieser drei.

Der Hauptgedanke der Volkslieder ist meistens die Liebe, manchmal aber erheben sie sich auch zu vaterländischen Gefühlen und bringen geschichtliche oder kriegerische Thaten oder enthalten wenigstens Anspielungen und Erinnerungen an solche. Man darf jedoch nicht glauben, daß alle Volkslieder in Wälschtirol eine örtliche Eigenart an sich tragen, vielmehr sind dieselben zum Theil vom Ausland gekommen, namentlich aus dem Venetianischen und Lombardischen, wohin die Wälschtiroler der Grenzgebiete zur Winterzeit auf Arbeit gehen und von wo sie dann die dort gehörten und gelernten Lieder in die Heimat mitbringen. Überdies singt das Volk Lieder, welche nicht seine eigenen sind, sondern von mehr oder minder alten, von mehr oder minder guten Dichtern stammen, die jedoch, beinahe immer, durch das Volk eine stark veränderte Gestalt bekommen haben. Die Weisen der Volkslieder sind nach Ortschaften verschieden, im Allgemeinen sehr einfach, mit wenig Abwechslung, aber zuweilen von überaus sanftem Wohlklang.

Die den Volksliedern gegebenen Benennungen stimmen nicht immer mit denen anderer Länder überein. Den toscanischen Rispetti, den alten sicilianischen Strambotti oder Strani motti, den Lettere und Serenate, die vor den Fenstern der Geliebten mit Musikbegleitung gesungen werden, den venetianischen Villotte, den friaulischen Furlane entsprechen in Wälschtirol, wenigstens dem Begriff nach, die sogenannten Maitinade oder Serenade, welche im Tesinothal auch Canti alla pastora heißen, während sich sonst für die Volkslieder auch nur die allgemeine Benennung Canti, Canzoni, Cantade oder Cantadine findet.

Unter den Maitinade, welche besonders den Bauern und Gebirgsbewohnern von Rendena, Tesino und Arco eigen sind, findet man neben zarten Liebesliedern solche, die rauh und trotzig, ja wild und heftig klingen, wenn der Liebhaber keine Gegenliebe fand, sondern verschmäht oder verspottet wurde, oder wenn er gewahrte, daß ihn ein anderer Freier bei seiner Geliebten ausgestochen hat. Die Sprache dieser Volkslieder ist nicht immer die reine Ortsmundart; viele enthalten eine Mischung der italienischen Schriftsprache mit der eigenen Mundart. Die Reime sind nicht immer regelrecht und fehlerfrei, bisweilen sind es nur Halbreime, welche zu dem spontanen Gedankenausdruck besser passen.

Die Maitinade werden von den Verliebten gewöhnlich in stiller Nacht unter den Fenstern der Ortsschönen gesungen und nicht selten bis Tagesanbruch fortgesetzt, besonders in den Samstagsnächten, weil die Sänger Sonntags früh nicht an die harte Arbeit gehen müssen. Sie begleiten den Gesang mit der Zither oder auch mit der Geige, mit der Handtrommel und Ziehharmonika. Eine Maitinada aus dem Rendenathal lautet:

Son vegnù ki per far sta cantadina	Ich eile zu Dir ein Ständchen zu bringen,
Cogli strumenti che sentì a sonare,	Beim Klange der Saiten hör' Liebste mein Singen!
I sona la manfrina e la marciada:	Es klinget Manfrina und klinget Marciada:
Son vegnù ki per far sta maitinada.	Her eilt ich zu singen die Maitinada.
Cara, carina, no poss far de meno	Es dränget sich siebenmal täglich dein Name
De nominarve sette volte al giorno;	Du theure Geliebte an meinen Mund.
In questa notte, ch'ho dormì sul fieno,	Vergangene Nacht, als würde ich wachen,
Mi son soniato che girava 'ntorno,	Da träumt ich im Heu zu wonniger Stund':
E voi gh' avéve 'n man na bella rosa,	Du hieltest in Händen ein Röslein so schön,
Che l'era bianca, rossa e odorosa;	Volldustend, in Weiß und Rosa zu sehn;
E voi me l'avè data da nasare	Du reichst mir die Blume, ich schwelgte im Duft —
E m'avè fatto 'n quella desmisiare,	Da schwand der Traum in eitel Luft!
Oh che piacere! oh che bel godimento!	Doch will der Himmel mich fürder beglücken,
Anche domani, se sarà bel tempo.	So wird er den Traum auch heute mir schicken.

Eine Maitinade, gedichtet zum Zeichen der Verachtung, beginnt: Passo de ki per no passar de sora, no passo miga per ti, brutta laora (creatura) ꝛc., das will sagen:

„Ich gehe nicht um deinetwillen hier vorüber, abscheuliches Geschöpf, sondern nur um keinen Umweg machen zu müssen". Eine andere, wilden Inhalts, von der Eifersucht eingegeben, beginnt:

O camarada, tratta da fratello,	In der Tasche trage ich blank und neu
La me morosa lássemela stare	Ein Messer — und zittre Du!
Se no, ki 'n tasca mi gh' ho 'n bel cortello	Brich nicht, Kamerade, die Brudertreu
E la so lama ti farà tremare.	Und laß mir mein Mädchen in Ruh!

Liebeslieder mit Anruf an die Blumen, wie es z. B. die toscanischen Stornelli sind, finden sich auch hier. Die Liebenden reden sich mit Blumennamen an, besonders mit Rose, mit Lilie, mit Nelke, mit dem bescheidenen Veilchen oder wenigstens mit dem allgemeinen Worte „Blume" überhaupt, wie z. B. bel fiore, candido fiore, fior di bellezza u. s. w. Im Tesinothal erschien der junge Liebhaber, begleitet von einem vertrauten Freunde mit der Zither, in der Nacht vor den Fenstern der Schönen und stimmte ein Lied alla pastora an. Den Tag darauf erkundigte er sich, ob das Ständchen von der Familie, der das Mädchen angehörte, gut aufgenommen worden sei.

Oder auch, wenn der toso (Bursche) die tosa (Mädchen) auf dem Wege traf, hielt er sie an und flüsterte ihr, indem er sich mit einem Blumensträußchen näherte, zu:

Questo fior che per amor vel dono,	Liebend reich ich Euch die Blume,
Açcettélo per amor che 'l è 'l cor mio:	Nehmt sie liebend als mein Herz! — —
Mi che ve lo dago,	Ich weiß was ich denke,
So come che stago,	Wenn ichs verschenke.
E vu, che 'l riçevè	Und wie steht Euer Sinn,
Che risposta me dè?	Holde Empfängerin?

und sie erwiederte:

La risposta la è bella e bona,	Willst du offne Antwort denn, so hör':
Açcetto i fiori, ma non la persona;	Die Blume nehm ich, den Geber nimmermehr!

oder:

La risposta la è bella e bona,	Willst du offne Antwort denn, so hör':
Açcetto i fiori e ancor pù la persona.	Die Blume will ich, den Geber noch viel mehr!

Übrigens ist das Lied alla pastora oder das Ständchen, welches noch vor dreißig Jahren so allgemein war, jetzt nur mehr selten und meistens scherzweise im Gebrauch.

Man hatte ferner Balladen, mehr oder weniger lange Gesänge, welche vom Volk, das so fest an dem Alten hängt, beim Tanze des Salterello oder der Monferrina, wie anderswo der Furlana u. s. w., gesungen wurden. Die alten Weiber sangen bei Zitherspiel, während die jungen Burschen und Mädchen in dem sogenannten filò (Spinnräume, ein Zimmer oder ein Stall) tanzten.

Im Alter von zwanzig Jahren müssen die zum Wehrdienst berufenen jungen Leute die Heimat verlassen und von ihren Geliebten Abschied nehmen, um zum

Kaiser-Jäger-Regiment abgestellt zu werden. Auch diesen Gefühlen pflegt man noch immer mit Gesang Ausdruck zu geben, wie z. B.:

Non piangere, mia cara, L è 'n tempo passaggero; Ninetta, col pensiero Sarò vicino a te.	Weine nicht mein theures Mädchen, Rasch flieht ja die Zeit von hinnen, Du allein bleibst stets mein Sinnen, Immer werd' ich bei Dir sein!
Quando sarò lontano Te manderò 'l ritratto, Vestito da soldato, La baionetta 'n man.	Werde Dir mein Bildniß senden Aus der unbekannten Weite; Das Gewehr an meiner Seite Wirst Du sehn mich als Soldat.
Piangè, piangè, putele, Se quattro scarti resta, L' è l'ultima tempesta Che Dio ve pol mandar.	Die Untauglichen, sie bleiben, Bleiben hier, o weinet Mädchen! Schlimmres konnte Euch, Ihr Schätzchen, Doch der Himmel nicht bescheern!
Ma chi sarà che piange? Sarà la me morosa, I scarti la fa sposa, E mi ho da nar soldà! —	Welche wird denn von Euch weinen? Thränen wird mein Mädchen weihen — Der Untaugliche wirds freien, Und ich bin im Feld Soldat! —
„De scarti non volemo, De boni no nen tocca; Noi ciaperem la rocca, La stopa da filar."	„Nein! die wollen wir verschmähen! Ziehn die Tauglichen von hinnen, Werden wir damit beginnen, Die geschwinde Spindel drehn!"

Die jungen Burschen Wälschtirols sind stolz darauf, für den Wehrdienst tauglich (boni) erklärt zu werden, und es ist daher natürlich, daß sie auf die Untauglichen (scarti) mit einer gewissen Verachtung herabsehen.

Es gibt auch Soldatenlieder, welche Erinnerungen an die Kriege Napoleons bekunden, aber zweifelsohne von außen hereingekommen sind, wie dies auch von manchen anderen Liedern gilt, worunter jedoch das eine oder das andere örtliche Färbung verräth.

Manche Volkslieder sind kurze und bündige Erzählungen von Geschichten und von gewöhnlichen oder wunderbaren Abenteuern und haben sogar die Form einer Ballade. Zu den lieblichsten Blüten dieser Volkspoesie gehören die Lieder, welche die liebreiche, sorgsame Mutter an der Wiege ihres Kindes singt; so wenn das Kind nicht einschlafen will und die Mutter ärgerlich wird:

Ninne — nanne — cocche — cocche; E la mamma colle frasche, E 'l papà coi bastoni A bastonar i poppi bricconi.	Ninne — nanne — Nüßchen — Nüßchen; Mit der Ruthe kommt die Mutter, Vater mit dem Stock gegangen, Um zu prügeln solche Rangen!

Kaum ist das Kind ein wenig herangewachsen, so lernt es aus dem Muttermunde das Liedchen vom Kinde Jesus: Canta, canta, rosa o fior, È nassù 'l noss signor, 2c. Ein eigenthümliches Volkslied ist das Lied des moleta, das ist des Schleifers von Ober-Rendena, der mit seinem Schleifzeug die entlegensten Orte Österreichs, Deutschlands und Italiens aufsucht. Endlich wollen wir auch ein „Il bombabà" genanntes Trinklied erwähnen, welches, wie in vielen Gegenden Italiens, auch in Wälschtirol noch immer fortlebt und wobei ein Zecher, das gefüllte Glas seinem Tischnachbar reichend, singt: Bevè, bevè, compare, se no ve mazzerò! (Trinket, trinkt, Gevatter, sonst werde ich Euch umbringen!) und der Nachbar, indem er das Glas ergreift, erwiedert: Bilost che me mazzéghe, compare, beverò! (Lieber, als daß Ihr mich umbringt, trinke ich, Gevatter!) Während er nun trinkt, singen alle anderen: Entant che 'l beverà, ghe canterem el bombabà! Bombabà! Bombabà! Bombabà! Bombabà! (Indessen er trinkt, laßt uns singen: Bombabà 2c.) Der Zecher, welcher während des Gesanges das Glas geleert hat, fährt fort: E l'ho bevuto tutto e no 'l m'ha fatto mal! (Ganz habe ich es ausgetrunken und es hat mir nicht geschadet!) Nun endigt der Chor die feuchtfröhliche Stimmung mit der Bestätigung, daß der Zecher wirklich Alles, ohne Schaden zu nehmen, ausgetrunken habe, und nach einem Hoch auf Bacchus und den Saft der Reben wird das Glas rasch dem Nachbar gegeben und der Gesang geht wieder von vorne an; dies dauert solange bis das Glas die Runde gemacht hat.

Bemerkenswerth ist in der Geschichte der Volksdichtung von Wälschtirol das Auftreten eines eigentlichen fahrenden Volkssängers (Giullare, Rhapsoden) noch in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts. Wälschtirol hatte seinen letzten fahrenden Sänger in Girolemino aus Trient, welcher vor beiläufig zwanzig Jahren gestorben ist. Klein von Gestalt, mit schwarzen und lebhaft glänzenden, von dichten und langen Brauen beschatteten Augen und großem, stets lächelnden Munde erschien er an den Tagen seines Auftretens mit einer Schellenkappe auf dem Kopfe, welche mit langen zungenförmigen Papierstreifen ringsum besetzt war, in einem ausgezackten buntscheckigen, weiten Rock mit wunderlichen Zeichnungen und mit gesticktem Bruststreif. Er besuchte Kirchmessen und Jahrmärkte, Badeanstalten und Sommerfrischen, wo er die Menge mit seinem von ihm selbst auf der Zither begleiteten Gesang vergnügte. Meist sang er Gelegenheitsgedichte eigener Erfindung, manchmal auch aus dem Stegreif, spaßhaften Inhalts, nicht selten aber auch beißende Spottgedichte gegen einzelne Personen oder gegen lächerliche Sitten und Gebräuche eines ganzen Ortes. Niemand fühlte sich verletzt, da Alle wohl wußten, daß der Volkssänger Girolemino ohne bösen Hintergedanken blos die Zuhörer ergötzen und lachen machen wolle und daß es ihm nur auf ein klingendes Zeichen der Anerkennung ankam, das er dankbar entgegennahm.

Volksschauspiel und Theater. Die ältesten dramatischen Versuche Wälschtirols findet man in den sogenannten dramatischen Laude, welche von den Geißlerbruderschaften bei ihren Umzügen gesungen wurden. Geschichtliche Urkunden geben uns sichere Belege von dem Bestehen solcher Bruderschaften in Trient, in Arco, in Rendena und in Sopramonte. Alles berechtigt zur Annahme, daß auch in anderen Ortschaften Wälschtirols schon im XIV. Jahrhundert Geißlerbruderschaften bestanden, sowie noch heutzutage beinahe in jeder Stadt, in jedem Marktflecken und Dorf dieses Theils des Landes die eine oder die andere Bruderschaft besteht. Jedoch findet der Gebrauch, einen Stachelgürtel zu tragen und sich zu geißeln, nur mehr ausnahmsweise von Seite einzelner Personen statt. In einigen Orten singt man noch heutzutage Lobgesänge (Laudi), wie z. B. den so schönen „Pianto di Maria", welcher von A. Zenatti gesammelt und herausgegeben worden ist. Es ist noch nicht lange her, daß in der Charwoche von mehreren Personen der eine oder der andere Lobgesang (Laude) gesungen wurde. Dabei hatte einer die Rolle des Erzählers, andere stellten Maria oder den Johannes dar, gerade so wie die ersten Geißler ihre dramatischen Loblieder sangen.

Hieraus entwickelten sich die geistlichen Spiele. Sie reichen in frühe Zeit zurück. Eine Urkunde der Stadt Riva erzählt uns von der „Darstellung des Leidens und der Auferstehung Christi" auf dem Stadtplatz am 26. Juni 1536. Mariani schildert in seinem Werke über Trient (1673) einen großartigen Umgang, den man jährlich in der Nacht vom grünen Donnerstag in Trient zu halten pflegte, wobei eben die Geschichte des Leidens Christi aufgeführt wurde. Auch in anderen Ortschaften Wälschtirols führte man derartige bildliche Vorstellungen auf, insonderheit in Ala mit außergewöhnlichem Gepränge, worüber sich Gedächtnißschriften schon seit 1634 vorfinden. Großartig mußte jene vom Jahre 1728 gewesen sein, an der sich über hundert Personen betheiligten, welche, in Gruppen vertheilt, die hervorragendsten Begebnisse des alten und des neuen Testaments, von der Verstoßung der hoffährtigen Engel bis zum Tode Christi darstellten.

Eigentliche geistliche Dramen führt man im Fasching und am Fest des Schutzheiligen des Ortes noch jetzt in mehreren Gegenden Wälschtirols auf, und diese Sitte war einstens allgemein. In der Bibliothek der Stadt Trient sind einige fliegende Blätter und kleine Druckhefte aufbewahrt, in welchen die Titel von einigen der in Trient und in den umliegenden Dörfern aufgeführten geistlichen Schauspiele, ihr Inhalt und die Namen der Personen, welche dabei mitgewirkt haben, verzeichnet sind. Darnach wurde am 21., 25. und 28. April 1764 zu Trient „Il Martire Pargoletto" oder tragische Vorstellung des Märtyrertodes vom unschuldigen Trientiner San Simone aufgeführt; am 5., 12. und 19. September 1790 zu Vigolo Vattaro das geistliche

Trauerspiel: „L'Eroe Cristiano“ oder der glorreiche Märtyrertod vom heiligen Georg. „L'eroica costanza nella vera fede“ oder die heldenmüthige von Thomas Moro, Kanzler des Königreiches England, im wahren Glauben bis zu seinem Tode bewahrte Standhaftigkeit, hieß ein Stück, das von einigen Dilettanten des Dorfes Terlago am 9. und 16. August 1795 aufgeführt wurde, und „Rappresentazione della Nascita del Bambino Gesù“, eine Vorstellung, die in Baselga und Pinè am 29. August und am 5. September 1802 stattfinden sollte. „Il Giudizio Universale“ wurde auf der Bühne des Gemeindeplatzes von Cavedine am ersten Sonntag des Monats August 1815 von der Dilettantengesellschaft des Dorfes aufgeführt u. s. f.

Die Bühne wurde damals wie auch jetzt noch in vielen Ortschaften unter freiem Himmel auf dem Ortsplatze errichtet; die Spieler waren und sind Dorfbewohner, und die Zuschauer strömen von allen Nachbardörfern herbei. Noch vor vierzig oder fünfzig Jahren war es allgemeine Sitte, geistliche Schauspiele aufzuführen; jetzt hat sich diese Sitte nur noch an einigen Orten erhalten. Es werden meistens heilige Handlungen von Metastasio dargestellt oder auf den Schutzheiligen des Ortes bezügliche Schauspiele, ferner „La Passione di Nostro signore“, „Il Giudizio Universale“, „Faraone“. „Il Cristo Passo“ von Pona und sogar „Il Nabucodonosor“ und „Il Daniele“, zwei sehr alte geistliche Spiele. Noch jetzt gehen zu Weihnachten in manchem Orte Bauersleute von Haus zu Haus, um die Geburt Christi darzustellen, und auch Kinder um den „Puer natus“ oder die „puerna“ zu singen, ein Wort, welches jetzt in der Mundart von Trient Singsang (cantilena) bedeutet. Die Rollen in solchen Spielen waren Männern zugetheilt, allein in neuester Zeit wurden an einigen Orten auch Frauenspersonen zugelassen. Die Vorstellungen haben hauptsächlich einen religiösen und sittlichen Zweck, und die Landleute hören und sehen mit einem gemischten Gefühl von Neugierde und Andacht zu. Die lustigen Episoden sind gleichsam ein Ruhepunkt für das religiös erschütterte Gemüth und mäßigen die Kraft und den Ernst dieser Empfindung.

Lebendiger als in anderen Gegenden Wälschtirols hat sich die Vorliebe für derartige Schauspiele im Fleimsthal erhalten. Dort bringen die Ortsbewohner tausend Opfer an Zeit und Geld, um das ersehnte Ziel zu erreichen, ein Schauspiel zu lesen, die Rollen abzuschreiben, mehrere Monate hindurch Proben abzuhalten und mit jener Zähigkeit des Entschlusses, welche durch die Begeisterung für eine als nützlich erachtete Sache entsteht, die Bühnenanordnungen zur Aufführung des Schauspiels mit getreuer Nachahmung der Wirklichkeit zu treffen, um dann feierlich die Bühne zu besteigen, erwartet von einem aus allen Nachbarorten in hellen Scharen herbeigeströmten Zuhörerkreis, welcher mit Spannung dem schönen und eindrucksvollen Spiel folgt, worin die Unschuld und die Gerechtigkeit siegen, der Gottlose aber verdammt, der Heuchler

entlarvt und der Tyrann überwunden wird. Unter den Hausurkunden verwahrt man dort in den verborgensten Fächern mit ängstlicher Sorgfalt die von den Ahnen gespielten Rollen als theures Andenken, und mancher Greis sagt im Familienkreis oder vor einer Gesellschaft von Bekannten eine nicht enden wollende Reihe von Versen, z. B. „Die Judith“ oder „Den wiedererkannten Josef“ von Metastasio ganz und auswendig her, ohne auch nur eine Silbe zu fehlen, und aus seinem Blick strahlt wonnige Freude, wenn er erzählt, daß er die Bühne bestiegen habe.

Grabstein des Lustigmachers Ser Paolo.

Aber auch die weltliche Schauspielerkunst wurde jederzeit im italienischen Landestheil gepflegt. Unter dem prachtliebenden Cardinal Bernard Cles und unter dem Fürstbischof Christoph Madruzzo sah Trient statt der geistlichen, weltliche Schauspiele, Lustgefechte, Scheinschlachten u. s. w. und im glänzenden Schloß del Buon Consiglio war der fürstbischöfliche Hofstaat öfters bei der Aufführung von Lustspielen zugegen. Schon aus Anlaß der feierlichen Inthronisation von Bernard Cles (8. September 1514) wurden prunkvolle Feste gefeiert, die uns Giano Pirro Pincio mit überschwänglicher Ausführlichkeit beschrieben hat. Unter den Unterhaltungen, welche vor und nach dem Festessen für

den Adel und die vornehmsten Bürger veranstaltet waren, erwähnt der genannte Geschichtsschreiber Gesangsvorträge, Tonspiele, Tänze, Gedichte und Reden zum Lobe des Cles, Lustspiele, welche zum Spott der Landbewohner in der Volksmundart aufgeführt wurden, und da die Festlichkeiten einige Tage fortdauerten, auch Possen und scherzhafte Wortstreite. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß damals auch das im Jahre 1482 zu Trient gedruckte Lustspiel: „La Catinia“ von Sicco Polentone aus Levico zur Aufführung kam.

Unter den Hofnarren am Hofe des Fürstbischofs von Cles, welche die eingeladenen Gäste belustigten, befand sich sein Liebling Ser Paolo, dessen in Stein gehauenes Bild man noch heute im Hofe des alten Stadthauses von Trient eingemauert sieht, mit der Inschrift:

Quae modo festivo sonuere palacia risu
Lugent. Funestae quid referunt lachrymae?
Paulus obiit: periere sales, periere lepores,
Cum quo prodierant, deperiere ioci.
MDXXXV.

Und denselben Prunk, besonders wenn es Fürsten und andere hohe Persönlichkeiten zü bewirthen galt, entfalteten auch sein Nachfolger Christoph Madruzzo und ebenso die anderen Fürstbischöfe von Trient, solange die geistliche Macht mit der weltlichen in ihnen vereint war. Von den bei der Ankunft von fürstlichen Personen gegebenen Festlichkeiten wollen wir nur jene erwähnen, welche mit großem Prunk zu Ehren Maria Annas, Schwester Ferdinands IV., stattfanden, als sie neuvermält an Philipp IV. von Spanien auf der Durchreise in Begleitung von mehreren Erzherzogen und eines großen Gefolges am 21. December 1648 in Trient ankam und hier durch volle fünf Monate, nämlich bis zum 19. Mai 1649 verweilte. Bei einer dieser Festlichkeiten wurde, wie Mariani uns berichtet, außer dem Lustspiel im Schlosse auch noch eine dramatische Vorstellung im Palast aufgeführt und dann zum wahren Vergnügen der erlauchten Gäste mehrmals wiederholt.

Heutzutage bestehen Theater in Trient, Rovereto, Riva, Arco, Levico; vormals gab es solche auch in Mori und an anderen Orten. In der Bibliothek der Stadt Trient verwahrt man einige dramatische Werke oder Belege, welche auf die Eröffnung oder Wiedereröffnung der Theater von Trient, Rovereto und Mori im vergangenen Jahrhundert und in den ersten zwei Jahrzehnten dieses Jahrhunderts Bezug haben. Namentlich in der Stadtbibliothek von Rovereto findet man hinreichendes Material zu einer Chronik jenes Theaters seit dem XVII. Jahrhundert, als nur ein zwar gemauertes, aber höchst einfaches Theater da war.

Dialect und Dialectdichtung der Italiener in Tirol.

„Jede Provinz liebt ihren Dialect: denn er ist doch eigentlich das Element, in welchem die Seele ihren Athem schöpft.“ So schrieb Goethe mit Recht in den Tagebüchern über seine Erlebnisse (Aus meinem Leben, VI. Buch).

Das Wichtigste in einer Sprache ist die selbständige Entwicklung, die unmittelbare Darstellung des Gedankens, und wo immer diese Eigenschaften der Sprache fehlen, kann das Volk seine Gedanken nicht gut ausdrücken und stößt wohl auch im Denken selbst auf Hindernisse. Der Dialect schöpft eben aus dem lebendigen Gebrauch jene Biegsamkeit, jene Gewandtheit, jene markige Kraft und jene staunenerregende Feinheit in der Auffassung selbst der geringsten Begriffsunterschiede, die man leider oft in der edleren Sprechweise vermißt. Daher dürfen wir, wie groß auch die Vortheile der vollkommenen Gleichförmigkeit der volksthümlichen Sprechweisen mit der Schriftsprache in einem ganzen Lande scheinen mögen, doch nicht den vollständigen Sieg der letzteren über die verschiedenen Mundarten herbeiwünschen, wenn auch dieser Sieg vielleicht möglich wäre.

Wälschtirol hat wie jede andere Gegend seine Mundarten, seine Unter- und Nebenmundarten. Die eine und die andere Mundart kann sich einer eigenen Literatur rühmen, welche theils vom Volke selbst geschaffen und theils die Frucht des Fleißes und der Arbeit von bekannten Verfassern ist.

Allerdings ist es richtig, daß die Unterschiede der mundartlichen Sprechweisen desto mehr verschwinden, je größer der Einfluß der Kanzelsprache, der Schulsprache, der Sprache der Beamten und der gebildeten Leute im Allgemeinen wird und je mehr die Einwohner der verschiedenen Thäler, Städte und Ortschaften des italienischen Theils des Kronlandes Gelegenheit haben mit einander zu verkehren. Die Dialecte aber werden deßwegen nicht ganz aussterben, und wenn auch die mundartlichen Denkmäler immer seltener werden, wird man nichtsdestoweniger jene, welche uns verbleiben, als Hilfsmittel benützen, um sprachliche und ethnographische Fragen klarzustellen und die natürlichen Anlagen, die Cultur und die sittlichen und gesellschaftlichen Zustände jener Orte, wo sie geschaffen wurden, richtig zu beurtheilen.

Um die Erforschung der Mundarten und um die mundartliche Literatur Wälschtirols machten sich vor allen verdient: Giuseppe Valeriano Vannetti von Rovereto noch im vergangenen Jahrhundert und in der Neuzeit Ascoli, Azzolini, Boehmer, Gartner, Malfatti, Agostino Perini, Schneller, Sulzer und mehrere gelehrte Trientiner, die ihre Arbeiten nach und nach im „Archivio Trentino“ und im „Annuario della società degli alpinisti tridentini“ veröffentlichten, welche zwei periodische Schriften

durch ihren wissenschaftlichen literarhistorischen Inhalt dem italienischen Theil des Kronlandes zur Ehre gereichen.

Von kleinen deutschen Sprachinseln abgesehen, reden die Bewohner Wälschtirols eine Volkssprache, welche, ungeachtet der mehr oder weniger verschiedenen örtlichen Färbung, zur Familie der italienischen Mundarten gehört, obwohl ein nicht geringer Theil derselben im täglichen Verkehr untereinander Eigenheiten behielt, welche die alte und enge Verwandtschaft mit der Familie der rhätoromanischen Mundarten bekunden, die Ascoli ladinische nennt und sie unterscheidet: in die westtridentinische Gruppe auf der rechten Seite des mittleren Etschthals, nämlich im Sulzberg (Val di Sole), im Nonsberg (Val di Non) und im Rumthal (Val di Rumo), und in die osttridentinische Gruppe, nämlich im Thal des Avisio, welches drei Theile in sich begreift: das untere oder Cembrathal (Valle di Cembra), das mittlere oder Fleimsthal (Valle di Fiemme), das obere oder Fassathal (Valle di Fassa), wo das ladinische Element im Allgemeinen in dem Maße stärker hervortritt, als man sich den Ursprungsquellen des Avisio nähert.

Im ganzen Etschthal von San Michele bis Borghetto, in dem größten Theil des Bezirkes von Pergine, in der Valsugana und in den Thälern von Tesino und Primiero, ferner in den Bezirken von Vezzano, Arco und Riva, im Ledrothal (Val di Ledro) und in den drei Thälern von Judicarien sprechen die Einwohner italienische Mundarten, jedoch nicht frei von ladinischen Spuren und mit dem Unterschied, daß man in bestimmten östlichen Gegenden, wie im unteren Suganathal und im Bezirk von Primiero Wörter und Laute hört, welche den Einfluß der venetianischen Dialecte bekunden, hingegen in den westlichen Thälern Wörter und Laute, welche an den Einfluß der lombardischen Volkssprachen erinnern.

Die allen Dialecten Wälschtirols, wie sie jetzt gestaltet sind, gemeinschaftliche Grundlage ist dieselbe wie jene der italienischen Schriftsprache und der anderen romanischen Sprachen, nämlich die lateinische Volkssprache (lingua romana rustica). Diese gemeinschaftliche Grundlage hat zur Folge, daß man, ungeachtet der verschiedenartigen Bestandtheile, aus denen die Bevölkerung nach und nach erwachsen ist, bei einem Vergleiche dieser Dialecte unter sich und mit der italienischen Schriftsprache sogleich wahrnimmt, daß sie alle einander so ähnlich sind, daß man von ihnen, wie Ovid von dem Antlitz der Nereiden, sagen kann:

„Facies non omnibus una,
Nec diversa tamen, qualem decet esse sororum.“

Besonders merkbar in der Bildung der Mundarten müssen die etruskischen Einflüsse gewesen sein, so zwar, daß mancher Gelehrte es vorzüglich diesem Umstande zuschrieb, daß

die lateinische Volkssprache in dem heutigen Wälschtirol, als es eine römische Provinz geworden war, so schnell festen Fuß gefaßt hat.

Von einer weitverbreiteten und starken Latinität im alten tridentinischen Gebiete geben auch die vielen dort aufgefundenen Inschriften Zeugniß. Das Verhältniß, in welchem sich das älteste oder rhätische Element mit dem Lateinischen vermischte, war ungleich je nach der Verschiedenheit der Gegenden und der Umstände. So widerstand in Mittelrhätien das alte Element zäher als im heutigen Wälschtirol, und auch hier konnte der römische Einfluß nicht überall dieselbe wirkende Kraft üben. In der Nähe der römischen Standlager und Heerstraßen, wie im Etschthal und Suganathal, war die Wirksamkeit des römischen Einflusses schneller und stärker, hingegen langsamer in den Thälern des Sarca, des Noce und des Avisio. Wie es sich aber auch damit verhalten mag, immerhin dürften bei der Berührung mit den angrenzenden Gebieten Italiens die einheimischen italienischen Mundarten von Südtirol sich gleichzeitig mit den anderen Mundarten Italiens entwickelt haben. So kam es, daß die wälschtirolischen Dialecte, wie sie gegenwärtig ausgebildet sind, die Mitte zwischen den lombardischen und den venetianischen Sprecharten halten, obgleich sie sich mehr den letzteren nähern.

So hat z. B. der Roveretaner Dialect die häufige Veränderung des betonten a in der Nennwortsnachsilbe -arius (italienisch -ario, -ajo, -iero) in e mit der venetianischen Mundart gemein, so: ferrér (Schmied), murér (Maurer), molinér (Müller), pomér (Apfelbaum) u. s. w., während in dem Trientner Dialect diese Wörter ferrár, murár, molinár, pomár u. s. w. lauten. Die roveretanische Sprechweise hat mit der venetianischen auch die Ausstoßung des Zahnlautes d zwischen zwei Vocalen gemein, z. B. battúa (Schlag), bevúa (ein rechter Trunk), préa (Stein) u. s. w., während der Dialect von Trient die entsprechenden Wörter battúda, bevúda, préda u. s. w. gebraucht. Der Trientner Dialect ist überdies weniger wohlklingend als der von Rovereto und hat viele Endconsonanten, Betonungen und Laute, welche den lombardischen Mundarten gleichen.

Mehr oder weniger, je nach der Verschiedenheit der Orte und am meisten in den Thälern des Avisio und des Noce, beobachtet man in den Mundarten Wälschtirols sowohl in der Form als im Laute rhätoromanische Spuren. Man beachte hier nur, um wenigstens die Hauptmerkmale des ladinischen Gepräges anzuführen, welche den echt italienischen Dialecten fremd sind: a) den Übergang der lateinischen Kehllaute ca und ga in die entsprechenden Gaumlaute ća, ǵa (sprich: tscha und dscha): ćasa (Haus), vaća (Kuh), ǵal, italienisch gallo (Hahn), und insbesondere in die dem Nocegebiet eigenen Palatallaute c̋a und g̋a (tχa, dya): c̋aval, italienisch cavallo (Pferd), c̋astel, italienisch castello (Schloß), c̋antar, italienisch cantare (singen), leg̋am, italienisch legame (Band); b) die Auflösung des l in u in den Formeln ald, alt u. s. w.: ćaud (sprich: ciaud), italienisch

caldo (warm), sáut, italienisch salto (Sprung), áuter, italienisch altro (ander) u. s. w.; c) die Trübung des Vocals ü mit dem Laute des französischen oder lombardischen u: ün, italienisch uno (ein), dür, italienisch duro (hart), venü, italienisch venuto (gekommen) u. s. w.; d) den getrübten Vocal ö mit dem Laute des französischen eu in peu und œ mit dem Laute des französischen eu in peur: fiöl, Plural fiöi, italienisch figliuolo, -i (Sohn, Kind), nöo, nœf, italienisch nuovo (neu), cœga, italienisch cuoca (Köchin), fœgo, italienisch fuoco (Feuer), lœgo, italienisch luogo (Ort) u. s. w.; e) den Doppellaut ué (oder ö), welcher aus einem kurzen betonten lateinischen ŏ entstanden ist: fuéć, italienisch fuoco, luéć, italienisch luogo, scuéla, italienisch scuola (Schule); f) den Doppellaut ié in der Mehrzahl der Nennwörter auf -ello: fradiéi, italienisch fratelli (Brüder), biéi, italienisch belli (schön) u. s. w.; g) das n gleich nd: domanár, italienisch domandare (fragen), responer, italienisch rispondere (antworten), grani, italienisch grandi (groß) u. s. w.; h) die Erhaltung des l in den lateinischen Formeln bl, cl, fl, pl, 2c.: blastamar, italienisch bestemmiare (fluchen), recla und orecla, anderswo reća und reǵa, italienisch orecchia (Ohr), vecla und veća, italienisch vecchia (alt), flor, italienisch fiore (Blume), flama, italienisch fiamma (Flamme), plövia und pluevia, italienisch pioggia (Regen) u. s. w.; i) das flexivische s in der zweiten Person der Einzahl in der Conjugation: das, italienisch dai (du gibst), fas, italienisch fai (du machst), séntes, italienisch senti (du hörst) u. s. w.

Ferner hatten die fortwährenden und engen Beziehungen zwischen dem italienischen und dem deutschen Theile des Kronlandes zur nothwendigen Folge, daß viele deutsche Sprachbestandtheile in die verschiedenen Mundarten von Wälschtirol eingedrungen und darin geblieben sind. In dieser Hinsicht aber soll nicht unbeachtet bleiben, daß solche Einflüsse die Sprachlehre gar nicht berührten und daß ein großer Theil der Wörter deutscher Abstammung, welche in das Wörterbuch der Mundarten Wälschtirols aufgenommen sind, sich auch in den venetianischen und lombardischen Dialecten vorfinden und daß einige davon auch in die italienische Schriftsprache übergegangen sind. Wir wollen hier nur einige der am meisten vom Volke Wälschtirols gebrauchten Wörter deutscher Abstammung als Beispiele anführen: Bágerle (Wagen), bóro (baar Geld, z. B. no gh' ò 'n boro, ich habe keinen Kreuzer), canéderli (Knödel), canóp (Knappe), cheller, -a (Kellner, -in), chiznér (Kindsdirne), cráchesa (Krachse), cráoti oder cráuti (Sauerkraut), crosnóbol (Krummschnabel), cúcer (Kutscher), fínferli (Pfifferlinge), garbár oder garbér (Gärber), ghímpel (Gimpel), grobián (grob), marlós (Markschloß, mittelhochdeutsch malsloz), peclín (Bückling), pínter (Faßbinder), pússol (Büschl), schéi, schéo (Scheidemünze) in der Bedeutung von Pfennig, z. B. no aver 'n scheo, keinen Kreuzer, keinen Pfennig Geld haben, scízzer (Schießer), slippegár (schlüpfen, schlüpfrig), slósser (Schlosser),

smalzár (schmalzen), smuzzegón (schmutzig), snoll (Schnalle), stéora (Steuer), stofiss (Stockfisch), stond (Schießstand), tisler (Tischler), tónco (Tunke), uzzár (Hutzen), zecchenár (zechen, Zeche) u. s. w.

Wie in der Abhandlung über die italienische Literatur Südtirols bemerkt wird, sind die ersten literarischen Versuche in mundartlicher Sprache sehr alt. Wie anderswo begann man auch hier in einheimischer Volkssprache zu schreiben und nur stufenweise hat sich die Sprache geläutert und vervollkommnet. Die Laude der Geißler von Rendena gelten als eines der ältesten Denkmäler der italienischen mundartlichen Poesie in Wälschtirol.

Wie in anderen italienischen Gegenden gab es auch in Wälschtirol Schriftsteller, welche für ihre Werke lieber die Mundart als die Schriftsprache wählten, sei es aus natürlicher Vorliebe, sei es wegen der Beschaffenheit des zu bearbeitenden Stoffes, welcher eine Darstellung in der Schriftsprache weniger empfahl, sei es endlich, weil ihnen daran gelegen war, allgemein oder doch wenigstens ohne Mühe von den eigenen Mitbürgern und Landsleuten, für die sie vornehmlich schrieben, verstanden zu werden.

Chi uol seruir a yhu xpo
Renda lusura el mal aquist
Tuti i peccadi si se p̃done
Renda lusura el guardedone.

Chi uol seruir a la raina
Toia la capa e la dissiplina
Batesse forte e uolentera
Serala sego i ꝯpagnia.

O mader de xpo saluadore.
Pregé p̃ tuti i peccadori
Quando i passara de q̃sto mõdo
Or li defendi dal profundo.

Facsimile einer Lauda der Geißler von Rendena

Die erste Stelle in der mundartlichen Literatur nahm, wie es natürlich ist, die Dichtung ein. Wenngleich unter den mundartlichen Schriftstellern Wälschtirols einige durch besondere dichterische Anlage hervorragen, verdient doch, nach unserem Dafürhalten, keiner den Titel eines wahren Dichters, den man z. B. dem Mailänder Porta, dem Römer Belli, dem Sicilianer Meli und anderen gibt. Aber, obgleich ein Dichterkönig fehlt, ist die mundartliche Dichtung Wälschtirols doch eines Ehrenplatzes in der Literatur des Kronlandes würdig. Beinahe jede Mundart Wälschtirols hat irgend einen mehr oder minder bekannten und mehr oder minder fruchtbaren Dichter, aber jene zwei Mundarten,

welche sich in dieser Hinsicht vor Allem rühmen können, sind die von Rovereto und die vom Nonsberg.

Der erste, der sich im Roveretaner Dialect versuchte, war Giuseppe Felice Givanni von Rovereto, den Giuseppe Valeriano Vannetti in seiner im Jahre 1761 herausgegebenen „Lezione sopra il dialetto roveretano“ Meister und Vater der einheimischen Volkssprache nennt. Von ihm haben wir mehrere Dichtungen, meistens humoristische Erzählungen in achtzeiligen Strophen, als „El Remit de San Biasi“ („Der Einsiedler von San Biagio bei Rovereto“), „La donna fa l'om“ („Das Weib macht den Mann“), „El legat dei bisi“ („Das Vermächtniß der Erbsen“), „Moda nova de nar a cena“ („Neue Art zu einem Abendessen zu kommen“) und andere Novellen, welche in anmuthiger Weise geschrieben und mit scharfsinnigen Witzen und feinen Scherzen gewürzt sind. Noch größere Verdienste als Dichter im Roveretaner Dialect erwarb sich Giacomo Antonio Turrati, Pfarrer in dem bei Rovereto gelegenen Dörfchen Lizzanella (geboren 1755), der allgemein als der wahre Vervollkommner der Roveretanerdichtung angesehen wird und der sie auch von den anfänglichen Fehlern im Reime befreite. Er schrieb zwei ergötzliche Satiren, welche im Jahre 1828 in Venedig gedruckt worden sind. Die eine hat die Überschrift „El mondo en maschera“ („Die maskirte Welt“), womit der Dichter in scherzhafter Weise dem Leser die Lehre gibt, sich nicht von dem Schein täuschen zu lassen, weil die Menschen sehr oft ganz anders sind, als sie der Kleidung nach aussehen. Die andere, welche dem Hauptgedanken nach der ersten ganz entspricht, führt den Titel: „El mondo dal cul en sù“ das heißt: „Die verkehrte Welt.“ In dieser bedauert der Verfasser als Lobredner der „guten alten Zeit“, daß die Welt ganz geändert und verkehrt, die Ordnung der Natur und der Jahreszeiten, wie auch die gesellschaftliche und sittliche Ordnung gestört sei, daß die Sprache, die Tracht, das Essen u. s. w. ganz anders und schlechter als ehemals sei.

Ein Schüler und Freund Turratis ist Giambattista Azzolini (geb. 1777), von welchem erzählt wird, er habe kaum einen Tag vorübergehen lassen, ohne irgend ein Sonett oder ein Gedicht in der Mundart von Rovereto zu schreiben. Er hinterließ auch ein handschriftliches Wörterbuch des Trienter und Roveretaner Dialectes, von dem später ein Auszug von Giovanni Bertanza herausgegeben wurde unter dem Titel: „Vocabolario vernacolo-italiano pei distretti Roveretano e Trentino, opera postuma del prof. Giambattista Azzolini, prete Roveretano“. Ein wackerer Dichter in dieser Mundart, welcher leicht und fließend schrieb und in verschiedenen Versmaßen dichtete, und dem zugleich das Verdienst zukommt, die Schreibart nach festen Gesetzen geregelt zu haben, ist Domenico Zanolli, ein Geistlicher von Rovereto (geb. 1810). Er veröffentlichte im „Florilegio scientifico-storico-letterario del Tirolo Italiano“ mehrere Novellen von

Givanni und seine anmuthige Novellina „La donna lọva“ („Die Näscherin“) in achtzeiligen Strophen.

Quando la donna la s'ha fatta lọva,	Ist eine Frau zur Näscherin geboren,
Difficil a trovar chi la distọl:	Vergeblich! daß man sie entwöhnen kann;
S'anc so marì ghe fa la ciera strọva,	Es bleibt doch jede Mühe rein verloren,
La se fa da magnar quel che la vọl,	Macht selbst ein mürrisches Gesicht der Mann;
Perchè 'l moment al vers sempre la trọva,	Gleich hat sie Weg und Mittel sich erkoren,
Che contentar el so appetit la pọl;	Daß ihr Gelüste sie befriedgen kann.
Che se 'l marì per sort qualcos el spia,	Und hat ihr Mann etwas erlauscht zu Zeiten,
La è pronta a negar tut con na bosia.	Ist sie bereit ihm Alles abzustreiten.

Von ihm besitzt man außerdem: „L'offiçi de donna Checca serva de Dom Bastiam“ („Das Brevier der Donna Francesca, Haushälterin des Don Sebastiano), worin erzählt wird, wie die Haushälterin eines Geistlichen jeden Tag übermüthiger wurde, bis sie schließlich von ihrem Herrn ungnädig aus dem Dienste entlassen werden mußte; eine Hochzeitsdichtung in sechszeiligen Strophen, welche beginnt „En dì son sta en na casa per parlar“, und die interessante poetische Erzählung „El Remit de S. Martim“ („Der Einsiedler von St. Martin im Lagerthal“), eine kleine Geschichte, die unvergessen im Volke geblieben ist und noch jetzt gerne erzählt wird und welche Christian Schneller in seinen „Skizzen und Culturbilder aus Tirol“ wiedergibt.

Die ältesten Gedichte in der Mundart vom Nonsberg, von denen man Kunde hat, und welche von den Ortsbewohnern noch immer mit Wohlgefallen gelesen werden, sind jene, welche im Jahre 1776 zu Ehren des Regierungsantrittes des Fürstbischofs von Trient, Grafen Peter Vigilius von Thunn, verfaßt und herausgegeben wurden. Der Verfasser des ältesten Gedichtes unterzeichnet sich Nardoleo Circio, was wie ein akademischer Name aussieht.

Ein zweites hat zum Verfasser den Doctor Sieli von Cles und trägt die Überschrift: „Per esser deventà Vescou e Prencip ed Trent e Marchies ed Chiastellara u. s. w. el Sior Cont chialonegh Pero de Thunn. Chiantada sclett per Nones dedichiada ai Conti ed Thunn, i Siori suei Fradei. Con la Lussenzia dei Superiori. Al fin d'Ottober gio dal Monauni.“ In demselben werden die seltenen Gaben des Geistes und Gemüthes des neuen Fürsten gepriesen, das Alter des Geschlechtes, die Heldenthaten, die hohen Würden und Ämter, welche die Grafen Thunn zu jeder Zeit bekleideten, erwähnt und der Dichter drückt den Wunsch aus, daß die Regierung des neuen Fürsten lang und glücklich und seine Freude jener gleich sein möge, welche seine Unterthanen durch herrliche Feste, Pöllerschüsse, Glockengeläute u. s. w. in allen Orten seines Fürstenthums und allermeist in seinem Geburtsthal, der Naunia, bekundet haben. Ferner sagt der Dichter an

der Stelle, wo er sich von seinem Gedicht verabschiedet, daß, wenn es aus Zufall vor die Herren, an die es gerichtet ist, käme, es zuerst die schuldige Verbeugung mache und dann um Entschuldigung dafür bitte, daß der Dichter, um den Gefühlen seines Herzens Ausdruck zu geben, es gewagt hat, sein Gedicht in der Mundart seiner Heimat zu verfassen, welche er besser kenne als die toscanische oder römische Sprache. Von demselben Dr. Sieli erschien im Jahre 1777 ein hübsch geschriebenes Hochzeitsgedicht unter dem Titel: „Per le nozze del Sur Cont Matteo ed Chiastell Thunn colla Siora Contessa Marianna ed Sinzendorff.“

Nicht geringeres Geschick als Sieli zeigten dann in der Dichtung der Nonsberger: Bartolommeo Tomazzoli, Baron Cristani aus Rallo, Giuseppe Giuliani aus Nano und insbesondere Pietro Scaramuzza aus Cles, der Verfasser der unter dem Titel „El Nones zivilizzà“ 1862 erschienenen Gedichte. Scaramuzza hatte zuerst seine Gedichte echt nonsbergisch geschrieben und dann etwas „civilisirt“, das heißt mit einem gewissen Trienter Anstrich versehen, damit dieselben für weitere Kreise mundgerecht seien.

Von Giuseppe Manincor aus Casez erwähnen wir die „Ciantica en linga nonesa. Olinda da Caldes“, eine schön geschriebene poetische Erzählung der unglücklichen Liebe Olindas zu einem Troubadour und von Giuseppe Sicher aus Corredo „En viaz atlorn la Val de Non“, eine anziehende Beschreibung des Nonsthals in 267 Vierzeilern mit einer Vorrede in Prosa nonesa, wo der Verfasser den Leser ersucht, ihn ja nicht für einen Dichter zu halten, sondern sich zufriedenzustellen mit „cáter versi blotti en dialet nones, e con chesti enparar el migol, che ’t sta Val hai volest dirve“.

Eine wahre Perle nonsbergischer Dialectdichtung ist endlich die poetische Epistel, welche Bartolo Sicher aus Corredo von Sardinien aus, wo er damals Lycealprofessor war, im Jahre 1874 an seinen Freund Josef Gilli von Sfruz im Nonsberg gerichtet hat, mit der Überschrift: „Dall’ isola ’t Sardi, en mez al mar, mandi sta snonesada all’ amigo Don Beppo da Sfruz“ (Trento, 1884). Unter den achtundvierzig achtzeiligen Strophen sind am rührendsten die dreizehnte und die vierzehnte, welche die Mühsale jener armen Knaben beschreiben, die gezwungen sind, für mehrere Monate des Jahres die Heimat zu verlassen, um in entfernten Gegenden, unter den größten Entbehrungen das Handwerk des Kaminfegers zu treiben.

Die mundartliche Prosa seiner Heimat pflegte Giuseppe Pinamonti aus Rallo (geb. 1783), welcher, wie bekannt, auch der Verfasser der italienischen Schrift „La Naunia descritta al viaggiatore“ ist. Von ihm sind das anonym erschienene, für die Kenntniß der heutigen Mundart des Nonsberges wichtige Schriftchen „Le strade e i ponti de la Val de Non. Comedia d’un sol atto e d’una sola sena“, ein Zwiegespräch in verschiedenen Mundarten vom Nonsberg und Sulzberg, worin Männer und Weiber aus allen

Gegenden in ihrer örtlichen Sondermundart ihre Ansichten über die damals in Aussicht genommenen Straßen- und Brückenbauten im Nonsberge aussprechen, und die ebenfalls anonym erschienene rührende Erzählung „El puever balós. Istoriella nonesa“ („Der arme Kerl. Nonsberger Geschichte“).

Eine interessante volksthümliche Sage in der Nonsberger Mundart aus der Feder des Herrn Giovan Battista Lucchini aus Cunevo erschien, unter anderen Texten im Nonsberger Dialect, in den „Romanischen Studien“ von Eduard Böhmer (1878) unter dem Titel: „Dealogo fra la Trinele e la Menegya sora chel Basalisco che gy' era io sora Mezz-Todes'cy.“

In der Trienter Mundart dichtete Giambattista Chinolt, ein Schlosser aus Aldeno (1834). Auch gegenwärtig gibt es nicht wenige Wälschtiroler, welche zu ihrem Vergnügen in ihrem Dialect schreiben und dichten.

Als ausgezeichnete Kenner ihrer heimatlichen Mundart und als Schriftsteller in derselben sind unter anderen rühmend zu erwähnen: G. Mor für den Trienter Dialect, Roberto Tonolli für die Roveretaner Mundart, Emanuele Longo aus Castelnuovo für die Mundart der Valsugana, N. Bolognini und G. B. Lucchini für die Mundart von Judicarien und endlich Ricardo Rasmo aus Carano für die Mundart des Fleimsthals. Vom letzteren sind zwei mit großer Fertigkeit und Natürlichkeit geschriebene Erzählungen unter dem Titel „'L Baosadro“ und „'L Galantomo“ 1879 in Venedig erschienen.

Dialect und Dialectdichtung der Ladiner in Tirol.

Die ladinische Zone, welche sich, der Curve der Alpen folgend, in einem bald schmäleren, bald etwas breiteren Streifen vom St. Gotthard bis zum Karst erstreckt, wird im Norden ausschließlich vom deutschen Sprachgebiet, im Süden zum größten Theil von lombardisch-venetianischen Mundarten begrenzt und durch das Etschthal und das Piavegebiet in drei von einander mehr oder weniger abstehende Theile geschieden: in einen westlichen vom St. Gotthard bis zur Ortlergruppe, welcher den größten Theil von Graubünden umfaßt, in einen östlichen von den Quellen des Tagliamento bis zum Isonzo, den man kurz Friaul nennen kann, und in einen mittleren vom Etschgebiet bis zum Piavegebiet; letzterer bildet die ladinische Centralgruppe oder das ladinische Sprachgebiet Tirols. Früher dehnte sich das ladinische Sprachgebiet sowohl gegen Norden als auch gegen Süden viel weiter aus; theils aus lautlichen Erscheinungen, theils aus romanischen Namen geht hervor, daß ehemals ein großer Theil des heutigen venetianischen Gebietes, fast ganz Tirol bis nach Vorarlberg, der Canton Tessin in der Schweiz zum ladinischen Sprachgebiete gehörten; der Gährungsproceß zwischen den ladinischen

Mundarten und den oberitalischen Dialecten dauert übrigens bis auf den heutigen Tag fort und dürfte bei dem Umstande, daß eine natürliche geographische Grenze zwischen den beiden Dialectgruppen nicht besteht, noch lange seinen endgiltigen Abschluß nicht finden.

Der Übergang vom Ladinischen zum Italienischen oder besser zum Lombardisch-Venetianischen ist kein plötzlicher, sondern ein allmäliger und wird durch gewisse Dialecte vermittelt, welche, ohne sich in ihren lautlichen Erscheinungen ausschließlich zu einer der beiden großen Dialectgruppen zu bekennen, abwechselnd bald mit der einen, bald mit der anderen Abtheilung gehen; derartige Idiome kann man Misch- oder Übergangsdialecte nennen. Von diesen ganz verschieden sind die deutschen Enclaven, namentlich im westlichen, theilweise auch im centralen ladinischen Sprachgebiet, und die slavischen im östlichen Theile, die nur insoferne von Bedeutung sind, als sie zur fortwährenden Sprachgrenzenverschiebung wesentlich beitragen, weniger jedoch die ladinischen Grenzbezirke lautlich oder morphologisch beeinflußen; dagegen läßt sich in letzterer Hinsicht eine mehr latente, aber deshalb um desto sicherer vorschreitende Überwucherung des lombardischen und venetianischen Elementes in den ladinischen Idiomen namentlich von Tirol nicht in Abrede stellen. Am empfänglichsten für die Aufnahme derartiger Erscheinungen zeigt sich in Tirol das Noce- und Sarcagebiet, also Sulzberg und Nonsberg einerseits, Judicarien anderseits; die ladinischen Sprachphänomene, welche uns in diesen Thälern in einem nach den einzelnen Gegenden verschiedenen Grade noch jetzt begegnen, stellen es außer Zweifel, daß die Ladinität ehemals auch hier in einem blühenden Zustand war; namentlich läßt sich dies von Nonsberg leicht nachweisen, und dennoch hat in allen drei erwähnten Thälern das Lombardische und Venetianische solche Fortschritte gemacht, daß die dortigen Idiome kaum mehr den Namen von Mischdialecten verdienen. Nicht viel anders verhält es sich mit Trient, wo man noch ganz deutliche Spuren ehemaliger Ladinität antrifft. Ungefähr dieselbe Gestaltung zeigt die Mundart des unteren Avisiogebietes; das Cembrathal deckt sich bezüglich seiner lautlichen Erscheinungen fast ganz mit Sulzberg und Nonsberg; wie hier überwuchert auch dort venetianisches Element; die Mundart der Bewohner des Fleimsthals, namentlich die des Hauptortes Cavalese, weicht fast in nichts von dem Idiom ab, welches man in Trient vernimmt; der Handelsverkehr, den die Trientiner mit den Cavalesern stets unterhalten, mag zur Gleichförmigkeit ihres Idioms viel beitragen. Dagegen bekennen sich die Mundarten von Predazzo und Moëna entschieden schon zu den Mischdialecten und vermitteln den Übergang von den südtirolischen Mundarten zum Ladinischen. Je mehr wir uns dann von hier thalaufwärts den Quellen des Avisio nähern, je deutlicher uns die Umrisse der im Hintergrund gewaltig und majestätisch emporstrebenden Sellagruppe entgegentreten, desto reiner, desto

blühender werden die ladinischen Sprachverhältnisse. Die Sellagruppe muß überhaupt als jener Stock bezeichnet werden, an dessen Fuße kranzförmig rings herum das Ladinische Tirols sich in einem fast ganz reinen und unverfälschten Colorit bis auf die Gegenwart erhalten hat; am Fuße der südlichen Abstürze beginnt das obere Fassathal, im Westen Gröden und im Norden das Sprachgebiet der Gader oder Enneberg; in diesen drei Thälern wird das Ladinische am reinsten gesprochen; in Buchenstein dagegen, welches am Fuße der südöstlichen Sellagruppe-Abstürze beginnt und von da in südöstlicher Richtung auf beiden Seiten des Cordevole in Form abschüssiger und steiler Lehnen sich bis zum venetianischen Gebiete hinzieht, zeigt das Idiom, wenn auch im Ganzen ladinische Sprachverhältnisse überwiegen, namentlich rücksichtlich der Flexion und des Wortschatzes schon bedeutende Spuren venetianischen Einflusses; dies gilt vorzüglich von der Mundart von Colle Santa Lucia, welche wie das Idiom des Boitagebietes oder Ampezzos mit den cadorinischen Mischdialecten als Übergangsstufe zum Friaulischen bezeichnet werden muß.

Die Zahl der Ladiner Tirols beträgt, wenn man von den Mischdialecten absieht, ungefähr 15.828, von denen 4.000 auf Fassa, 3.679 auf Gröden, 6.067 auf Enneberg und 2.082 auf Buchenstein mit Ausschluß von Colle Santa Lucia entfallen.

Die Alpengegenden Tirols, in denen heute mehr oder weniger rein ladinische Idiome gesprochen werden, bildeten einstens einen Theil der römischen Provinz Rhätia, die nach den hier von den Römern bereits vorgefundenen Bewohnern, den Rhätern, genannt wurde. Über den Zeitpunkt der Romanisirung der heutigen ladinischen Hochthäler Tirols haben wir zwar keine bestimmte Kunde, doch muß dies zur Zeit der Einwanderung der Bajuvaren um die Mitte des VI. Jahrhunderts bereits der Fall gewesen sein. Auch ist es mehr als wahrscheinlich, daß infolge der bajuvarischen Invasion die Römer der Hauptthäler Tirols in die rhätischen Hochthäler sich zurückzogen, das dort schon herrschende romanische Element verstärkten und die Überreste der rhätischen Urbevölkerung absorbirten, was umso leichter geschehen konnte, als gleichzeitig Flüchtlinge aus Italien vor den Gräueln der Kriege zwischen Gothen und Byzantinern in den sicheren Bergen Rhätiens Schutz und Zuflucht suchten. Daß aber das romanische Element trotz der Fluthen germanischer Invasion in den rhätischen Bergen bis auf die Gegenwart sich erhalten konnte, hat seinen Hauptgrund in der Abgeschlossenheit der Alpenthäler und im starren, unbeugsamen Festhalten der Bewohner an dem Althergebrachten. Damit hängt es aber anderseits auch unstreitig zusammen, daß die ladinischen Idiome, wiewohl alle aus dem Volkslatein hervorgegangen und daher unter einander innigst verwandt sind, dennoch zu keiner einheitlichen Sprachform gelangten, und zwar umsoweniger, als es an einem politischen oder culturellen Centrum diesen kleinen Volkssplittern fehlte, die, von numerisch und cultur-

geschichtlich bei weitem überlegenen Völkern umgeben, sich in sprachlicher Hinsicht von diesen große Beeinflussung gefallen lassen mußten.

Das mangelnde Bewußtsein einer einheitlichen Nationalität verhinderte auch die Entwicklung einer selbständigen gemeinladinischen Schriftsprache, denn wenn man auch den ladinischen Mundarten eine literarische Pflege von Seite Einheimischer nicht absprechen kann, so hat sich anderseits doch nur das westliche ladinische Sprachgebiet, das Bündnerische, wohl als eine Folge seiner politischen Unabhängigkeit, ein eigenes Schriftthum geschaffen und bis auf den heutigen Tag mit Erfolg zur Geltung gebracht, während das Friaulische und Tirolische entweder das Italienische als Schriftsprache benützte oder aber sich einer besonderen ladinischen Schreibweise bediente, der eine allseitige Anerkennung bis jetzt versagt wird. Allein gerade dadurch, daß die ladinischen Idiome zu keiner schriftmäßigen Einheit gelangt sind, sondern nach Art eines zügellos dahinrauschenden Wildbaches in freier, uneingeschränkter Weise in abgelegenen Gebirgsthälern entstanden sind und sich, meist nur von einer ungebildeten bäuerlichen Bevölkerung gepflegt, in bizarren und unfertigen Formen fortentwickelt haben, erwecken sie umsomehr das Interesse des Sprachforschers und bieten demselben umsomehr zu anziehenden und lehrreichen Untersuchungen der vielfach von einander abweichenden Mundarten und Untermundarten Gelegenheit dar, als bei aller anscheinenden Zerklüftung und Verwilderung sich auch hier, wie in allen gesprochenen Idiomen eine von jeder Willkür freie Regelmäßigkeit zeigt. Es ist eine Folge dieser fessellosen Entwicklung, daß das Ladinische in vielen phonetischen und morphologischen Erscheinungen nicht mit dem benachbarten Italienischen, sondern mit dem entfernten Französischen und Provenzalischen geht. So deckt sich lautlich ennebergisches só, fré, sorëdl mit französischen soeur, frère, soleil, nicht aber mit italienischem sorella, fratello, sole, und vergleicht man die ladinischen Idiome mit den alt- und neufranzösischen Mundarten, so wird man dort nur wenige sprachliche Erscheinungen finden, die nicht in dieser oder jener Gegend Frankreichs ihr Adäquat fänden; so ist es gewiß interessant zu erfahren, daß der Enneberger, der Grödner und andere Ladiner bei der Bildung des Präsens gewisser Verba sich ganz von denselben Principien leiten lassen, wie der Bewohner von Lüttich; das wallonische battheie (ich taufe) ist rücksichtlich seiner morphologischen Erscheinung genau das ennebergische batiëië; die Brechung vom geschlossenen e zu ei oder weiter zu ai in gewissen Gegenden Tirols und Graubündens erinnert genau an den französischen Vorgang und, um nur eine Mundart zum Vergleich heranzuziehen, es spiegelt sich ennebergisches trëi (tres), parëi (* paretem), crëi (credit), sfrëia (frĭcat), lëia (lĭgat), pëis (* pesu), mëis (* mese), bëi (bĭbit), nëi (nĭve), vëi (veru), ganz genau wieder in altfranzösischem treis, pareit, creit, freie, leie, peis, meis, beit, neif, veir; die Entwicklung des offenen gedeckten e zu ie wie grödnerisches piene (pecten), sies (sex),

tiéra (terra), fiér (ferrum), iérba (herba) verweist uns wieder anderseits auf rumänisches piepten, sies, tieră, fier, ierbă, auf spanisches tierra, hierro, yerba, auf wallonisches tierre, fier. Gerade in vergleichender Hinsicht sind also ladinische Studien für den Romanisten von einem nicht zu unterschätzenden Werthe.

Das Idiom eines jeden ladinischen Thals hat seine eigenen dialectischen Schätze, ja selbst in einem und demselben Thal kann man oft zwischen den einzelnen Gemeinden verschieden gefärbte Mundarten unterscheiden; besonders gilt dies von dem Thal Enneberg, wo z. B. zu Colfosc und Corvara sich lautliche Abweichungen zeigen, die bei der geringen Distanz beider Gemeinden umso auffälliger sind, so die unveränderte Erhaltung des lateinischen ū in Colfosc, die Wendung nach ü in Corvara; fast möchte man sagen, daß der lombardische Einfluß in seinem Kampfe gegen das reine römische Element in diesem von den großartigsten Dolomiten eingeschlossenen Kessel Sieg und Niederlage zugleich davontrug, daher auf der einen Seite mur (murus), úa (uva), segú (securus), un (unus), dur (durus), dagegen in Corvara mǘr, ǘa, segǘ, ǘn, dǘr. Die Abweichungen vom Enneberger Dialect, die dem Linguisten in Colfosc ins Auge fallen, dürften zum Theile wenigstens auf Einfluß des benachbarten Grödner Idioms zurückzuführen sein. Es lassen sich überhaupt im Enneberger Thal drei lautlich bedeutend von einander abweichende Dialecte unterscheiden, die Colfosker, die Abteier und die eigentliche Enneberger Mundart. Unstreitig muß die erste von diesen als die reinste bezeichnet werden, wenn anders reine Wiedergabe der ursprünglichen Laute, möglichst große Unabhängigkeit von fremdsprachiger Beeinflussung in dieser Hinsicht maßgebend sind. Daß gerade St. Vigil und die Pfarre Enneberg, wo man das reinste und beste Ladinische hat finden wollen, sogar lautlich, also ganz abgesehen vom Wortschatz, vom deutschen Nachbarn in seinem Idiome stark beeinflußt worden seien, wäre leicht nachzuweisen, ein Blick auf die Karte genügt aber, um auch dem Laien jene Gegend zu zeigen, die in Enneberg sich als die Trägerin und Pflegerin des reinsten Ladinismus rühmen darf. Ganz dasselbe gilt vom Grödnerthal; es ist unstreitig falsch, wenn behauptet wird, daß die dortige Mundart eine einheitliche sei; erwägt man, daß St. Ulrich, der Hauptort des Thals, 1590 Einwohner hat und daß die meisten der 760 nichtzuständigen Fremden Grödens auf St. Ulrich entfallen, daß der ganze Verkehr mit den Deutschen fast ausschließlich auf den Hauptort beschränkt ist, so wird man schon von vorneherein zugeben, daß das dortige Idiom, namentlich was den Wortschatz betrifft, nicht dasselbe ungetrübte und unverfälschte Colorit aufweisen kann wie dasjenige, welches in St. Christina und noch mehr das, welches in Wolkenstein gesprochen wird; daß jedoch vor mehr als hundert Jahren, wo in Gröden noch kein so reger Verkehr mit Schnitzwaaren bestand und der Zudrang der Fremden ein minimaler war, das Idiom ein in jeder Hinsicht einheitliches war, soll hiermit nicht bestritten werden. Analoge Abstufungen bestehen auch

zwischen den Mundarten von Ober- und Unterfassa, von Buchenstein und Colle Santa Lucia, um von den Mischdialecten im Ampezzo, Fleims, Sulzberg und Nonsberg nicht zu sprechen.

Es beziehen sich aber, wie bereits erwähnt wurde, die Abweichungen und Differenzen der einzelnen ladinischen Mundarten unter einander weniger auf Syntax, als auf Phonetik, Morphologie und Wortschatz. Was nun zunächst den ladinischen Wortschatz betrifft, so muß derselbe im Allgemeinen als ein bunter und mannigfaltiger bezeichnet werden. Den Grundstock hierbei bildet natürlich das Vulgärlatein und ist daher dieser Theil ein gemeinromanischer, wie es denn überhaupt nur wenige gemeinladinische Wörter lateinischer Abstammung gibt, die nicht zugleich den anderen romanischen Sprachen gemeinsam wären. Daß auch Wörter aus der lateinischen Büchersprache Aufnahme in den ladinischen Sprachschatz fanden, versteht sich von selbst. Wenn das Vulgärlatein namentlich Bestandtheile lieferte, die mit dem gewöhnlichen Leben im engsten Zusammenhang stehen, so beziehen sich die Buchwörter vorzüglich auf Kirche und Rechtswesen. Nicht alle vom Vulgärlatein ins Ladinische aufgenommenen Wörter sind auch zugleich gemeinladinisch, sondern manche sind mehreren Mundarten, manche wenigen gemeinsam, manche auch nur einer eigen. Auch kann es nicht auffallen, daß ein und dasselbe Wort in den verschiedenen Gegenden der ladinischen Zone nicht nur eine lautlich verschiedene Behandlung erfährt, sondern auch der Bedeutung nach wechselt. Haben zwei der drei Sprachgebiete mit Ausschluß des dritten für einen Begriff dasselbe Wort, so gehen, entsprechend der geographischen Lage und äußeren Einflüssen, Graubünden und Tirol zusammen, während in einem solchen Falle das Friaulische sich an das Italienische anschließt; der geographischen Lage entspricht es auch, daß Tirol öfters mit Friaul und Graubünden, dagegen höchst selten Friaul mit Graubünden bei Ausschluß Tirols zusammentrifft. Zum Unterschied von den rein ladinischen Mundarten entlehnen die Mischdialecte gerne Wörter dem angrenzenden italienischen Sprachgebiet.

Einer der wichtigsten Factoren des ladinischen Wortschatzes ist das deutsche oder besser das germanische Element. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß das Ladinische in der Aufnahme germanischer Sprachbestandtheile numerisch alle romanischen Sprachen übertrifft; hierbei hat man jedoch zwischen Wörtern zu unterscheiden, die gemeinromanisch sind, und solchen, die das nicht sind; erstere stammen aus der älteren Zeit und bei der nicht allzu großen Differenz des romanischen und germanischen Lautsystems bildeten die germanischen Entlehnungen für das Ladinische wie für das Romanische überhaupt keine besonderen lautlichen Hindernisse; wo jedoch die germanischen Laute im Ladinischen keine Entsprechung fanden, wie dies beispielshalber vom germanischen ai, iu, w gilt, half sich der Ladiner entweder durch Reducirung des Lautes, daher vadagné aus waidanjan, oder

aber durch Lautsubstitution wie in vari aus warjan. Die zweite Kategorie betrifft solche Wörter, welche aus dem Neuhochdeutschen stammen oder aber, wie dies speciell vom Ladinischen Tirols gilt, vom jetzigen Tiroler Dialect eingeschmuggelt werden und, da sie sich den ladinischen Lautgesetzen nicht mehr anpassen können, auch vom Laien sofort als Fremdwörter erkannt werden. Unter den drei ladinischen Sprachgebieten ist aus naheliegenden Gründen Graubünden am reichsten mit Germanismen bedacht, etwas spärlicher Tirol, am wenigsten Friaul, das sich aber dafür durch eine wenn auch nicht geradezu starke Aufnahme von slavischen Bestandtheilen entschädigte, während in Tirol das Slavische fast gar keine Spuren hinterlassen hat. Die Frage, ob in den ladinischen Idiomen sich Spuren einer vorrömischen Sprache vorfinden, muß in Anbetracht der nicht unbedeutenden Zahl etymologisch dunkler Wörter im Ladinischen entschieden bejaht werden, allein dieselben einer bestimmten Sprache, etwa der rhätischen zuzuweisen, geht schwerlich an, da man vom Rhätischen soviel wie gar nichts weiß.

Der Mannigfaltigkeit des Wortschatzes entspricht als zweiter Differenzpunkt die Vielseitigkeit der morphologischen Erscheinungen. Hierzu gehört die Erhaltung von Spuren einer ehemaligen Zweicasustheorie, die sich in einigen Fällen auch in Tirol nachweisen läßt, so ennebergisch fonz (fundus), pavël (papilio), grödnerisch páster (pastor), welche auf den Nominativ zurückgehen, während sonst der überlebende Casus im Singular der Accusativ ist; nicht minder wichtig sind die Reste der Casusbildung unter wechselnder Betonung, wie ennebergisch lérĕ (latro), neben dem augmentativen ladron (Schächer, Erzdieb), mût (Knabe), im Plural mitóns. mûta (Mädchen), im Plural mitáns; só (soror), sorùs (sorores); Ähnliches begegnet uns in Gröden wie auch in Graubünden. Das unpersönliche Pronomen „man“ wird in Tirol und Graubünden durch unus, in Friaul aber durch die dritte Person Plural oder das Reflexivum ausgedrückt. Lehrreich und interessant sind die verschiedenen Gestaltungen der Pronomina indefinita der einzelnen Gegenden, wie ennebergisch inzáo (ego-non-sapio-ubi : irgendwo), zacó (non-sapio-quo : irgendwie), zacán (non-sapio-quando : irgend einmal), insachi (ego-non-sapio-quid : weiß Gott was!), invalgó (in-v-alicubi : irgendwo). In Tirol lautet die dritte Person Singular und Plural immer gleich, daher ennebergisch pórta (lateinisch portat und portant), portà (portabat und portabant); im Friaul ist dies nur theilweise der Fall.

Bunter als die Erscheinungen auf dem Gebiete des Sprachschatzes und der Morphologie sind unzweifelhaft die lautlichen Verhältnisse der einzelnen ladinischen Mundarten. Sie folgen bestimmten Regeln, die entweder gemeinladinisch sind oder aber nur für einzelne Idiome gelten. Im Gegensatz zum Italienischen zeigt freies lateinisches a im Ladinischen die Neigung zu e, welches verschiedene Nuancen annehmen kann;

vergleiche ennebergisches chiér (carus), pér (parem), laldé (laudare, laudatum). Die Combination al + d, t, s neigt durch Entwicklung eines u vor l, welch letzteres verharren oder abfallen kann, zur Verdunklung, daher aulter (alter) und oter in Graubünden, aber ater im Münsterthal wie in Enneberg, wogegen Fassa, Buchenstein und Gröden au haben, Ampezzo ou; die Übereinstimmung zwischen Münsterthal und Enneberg liefert wieder einen Beweis für die selbständige, freie Entwicklung der ladinischen Idiome, die oft ganz abweichend von den ihnen benachbarten Mundarten zufällig mit den entferntesten in ihren lautlichen Verhältnissen übereinstimmen; auch ist es wieder bezeichnend, daß das Ladinische hinsichtlich beider soeben erwähnten Erscheinungen a = e, al + t = au(l)t, mit dem Französischen zusammentrifft, wie dies auch von a vor einer Palatalen gilt, da in diesem Falle sowohl im Ladinischen als auch im Nord- und Südostfranzösischen das Resultat ie ist; vergleiche ennebergisches chié (caput), mangié (manducare), paié (pacare). Die partielle Verdunklung des a zu o vor m und n kommt, wie namentlich in Graubünden, so theilweise auch in Nonsberg und St. Vigil und in der Pfarre Enneberg vor, daher in Vigo von Nonsberg: on (annus), gront (grandis), giomba (* camba), mon (manus). Hochtöniges lateinisches offenes e wird in Tirol nur theilweise zu ie gebrochen und scheint bedingt durch ein darauffolgendes u oder i, aber meist unabhängig zu sein von der Qualität und der Quantität der folgenden Consonanten; die Brechung findet in Gröden und Buchenstein statt, nicht aber in dem dazwischenliegenden Enneberg, daher einerseits grödnerisch: iṅviärn (hibernum), piärder (perdere), anderseits ennebergisch: iṅvér, pérdë. Geschlossenes e (lateinisch ē, ĭ) wird, namentlich frei, wie im Nord- und Südostfranzösischen und Rumänischen mehr oder weniger in ganz Ladinien, jedoch unter verschiedenen Bedingungen nach den einzelnen Gegenden zu ei oder ai gebrochen, wobei jedoch nicht selten eine Reduction zu offenem oder geschlossenem e eintritt, daher ennebergisch avëi (habere), vëi (verum), nëi (nivem), aber avëna (avena), stëla (* stela). Eine besondere Erscheinung ist die Wendung von offenem und geschlossenem e nach o vor mp, nt, ng, nc im nördlichen Enneberg, wie ciont (centum), tomp (tempus), arjont (argentum); dagegen nach offenem e vor nd: vénĕ (vendere), ténĕ (tendere), véndres (veneris), ténder (tenerum). Offenes o beobachtet offenem e analoge Vorgänge; die Bedingungen der Diphtongirung wechseln nicht nur nach den einzelnen Sprachgebieten, sondern nicht selten nach den einzelnen Thälern und sind die Ergebnisse für Tirol, neben erhaltenem o, Brechung zu uo, ue, oe, wie ennebergisch cur, coeur, cür (cor), joebia (Jovia), iṅcú, iṅcoe, ṅcù (* anc hodie), pórta (portat). Geschlossenes o (lateinisch ō, ŭ) bleibt meist unverändert (vergleiche jedoch ennebergisch flu (florem), fůrchia (furca), fůr (furnum). Lateinisches ū wendet sich in Sulzberg, theilweise in Nonsberg, Judicarien, Avisiothal bis Predazzo und dem größten Theile

Ennebergs zu ü, also ennebergisch tü (tu), plü (plus), sü (susum), dür (durum), scür (ob-scurum).

Schon aus diesen nur skizzenhaft angedeuteten Erscheinungen auf dem Gebiete des Vocalismus im Ladinischen kann man den Mangel gemeinladinischer Lautgesetze ersehen; die lautlichen Sprachverhältnisse wechseln meist von Thal zu Thal, finden aber trotzdem ihre besondere Erklärung in den speciellen phonetischen Lautregeln, welche mit großer Strenge von allen einzelnen Mundarten beobachtet werden. Bezüglich des Consonantismus erwähnen wir vor Allem die dem Französischen und Provençalischen gemeinsame Palatalisirung des romanischen ca, ga als eines der wichtigsten Unterscheidungskriterien zwischen dem Ladinischen und Italienischen, doch sind die einzelnen Abstufungen der Palatalisirung (chia, gia; cia, ya, a) wieder verschieden nach den einzelnen Thälern und ist in der Regel im Ladinischen der palatale Laut auf den betonten Vocal beschränkt, während im Französischen die Betonung bekanntlich hierbei nicht in Betracht kommt: für Tirol haben wir ca = chia in Nonsberg, Vigo, Gröden, Enneberg, Buchenstein, daher ennebergisch chiasa (casa). chiar (carrus), chiér (carnem und carum); ca = cia in Oberfassa und Ampezzo, dagegen ca = ca in Sulzberg durch italienischen Einfluß; lateinisch * gattus ergibt giat in Nonsberg, Vigo, Oberfassa, Gröden, Enneberg (doch yat im nördlichen Theile), Buchenstein, žato in Ampezzo und gat in Sulzberg; lateinisch pacare heißt paié in Enneberg und Buchenstein, paiä in Gröden, paiar in Nonsberg, paér in Oberfassa, pagá in Ampezzo und pagár in Sulzberg; in Graubünden und theilweise in Nonsberg erstreckt sich die Palatalisirung auch auf cu, coe wie in Nonsberg chiurat (Kurat). Palatalisirung im Auslaut wie fuóch und foech in Nonsberg ist lombardischer Einfluß, während in den Pluralia fuch (foci), sach (sacci), säch (sicci) von Enneberg der Palatallaut durch Verquickung des morphologischen i mit c entstanden ist. Ein weiteres charakteristisches Merkmal der ladinischen Idiome im Gegensatz zum Italienischen ist die Erhaltung des l in den Gruppen cl, gl, pl, bl, fl, daher ennebergisch tlé (clavis, Assimilirung), glacia und dlacia (* glacia), plëgn (plenum), blastemé, flama; mehr oder weniger italienischen Einfluß haben Sulzberg: chiaf, dagegen glach, plén, flámo; Vigo: kiáf, giácio, piéṅ, biastemar, fiámo; Oberfassa: kiéf, yácio, piéṅ, fiámo; Colle santa Lucia: chiéf, yas, piéṅ, fiáma; Ampezzo: ciáe, žazo, piéṅ, fiáma. In Graubünden und Friaul sind die Verbindungen fast durchgehends rein.

Es erübrigt uns nur noch ein Wort über Volksdichtung des ladinischen Theiles Tirols zu sagen. Leider ist in dieser Hinsicht fast nur Negatives zu verzeichnen, und zwar aus einem ganz natürlichen Grunde. Die Volkspoesie ist das naiv-objective Product poetischer Eindrücke auf eine bestimmte Gesammtheit, die durch Sprache, Abstammung, Sitten und Nationalität zusammengehalten wird; die Volkspoesie kann nur dort gedeihen,

wo das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit herrscht, dieses Bewußtsein fehlt aber den Ladinern Tirols aus den bereits angedeuteten Gründen. Auch scheint es an Begebenheiten gefehlt zu haben, die sich in historischen Volksliedern hätten spiegeln können; nicht einmal das Liebeslied, welches ja bekanntlich den größten Theil der Volkslieder in anderen Ländern auszumachen pflegt, hat in Ladinien ein Heim gefunden, ebensowenig das Jägerlied. Am meisten zu Ehren sind Gelegenheitsgedichte gekommen; in dieser Hinsicht können einige poetische Versuche gelegentlich des Regierungsantritts des Fürstbischofs von Trient, des Grafen Vigilius Thun, aus dem Jahre 1776 im Nonsberger Dialect von einem gewissen Nardoleo Circio und Siel da Cles erwähnt werden; in derselben Mundart besitzen wir einige Hochzeitslieder, darunter eines aus dem Jahre 1777 von Siel da Cles, das Bezug hat auf die Heirat eines Grafen Matthäus Thun. Andere poetische Versuche, theils Primiz-, theils Installirungslieder, die sich fast ausschließlich auf Nonsthal und Enneberg beschränken, verdienen höchstens in sprachlicher Hinsicht Erwähnung. Die einzige poetische Erscheinung von einiger Bedeutung auf dem ladinischen Sprachgebiete Tirols sind die 1885 in Innsbruck herausgegebenen „Rimes Ladines". Der Vers-, Reim- und Strophenbau der erwähnten Versuche lehnt sich an das Italienische an.

Volksleben in Vorarlberg.

Es ist nicht leicht, den Charakter der Vorarlberger als einen einheitlichen zu kennzeichnen; die Bewohner des kleinen Landes sind ja weder gleicher Abstammung, noch gehörten alle bis in unser Jahrhundert herein dem nämlichen Staate an, überdies erfreuten sich auch die einzelnen Gerichte der österreichischen Herrschaften infolge ihrer mannigfaltig abgestuften Freiheiten und Rechte einer ganz eigenthümlichen Entwicklung. Die Gliederung des Gebietes in Thalschaften, die Gegensätze des Klimas, die Verschiedenheit der Beschäftigung und Lebensweise in den Bergen und im tiefer gelegenen „Lande" war hier wie überall von einschneidender Wirkung. Und doch läßt sich ein gemeinsames Gepräge des Völkchens nicht verkennen. Das Alamannenthum hat den Romanismus des südlichen Churwalhengaus gänzlich bezwungen; die eingewanderten Walser haben bei diesem Vorgang redlich mitgeholfen und müssen selbst als ein wichtiger Bruchtheil alamannischen Volksthums gelten. Ist das schwäbische Wesen nichts Anderes als eine Abschwächung des alamannischen, so macht sich diese hier nur im äußersten Norden bemerkbar; im Osten aber hielt eine hohe Gebirgsmauer von je die Einwirkung tirolischer Art fern. Auf den alten Landtagen gab es nur Bürger und Bauern, Adel und Geistlichkeit waren dort unbekannt. Dieser Umstand, reichlich zugemessene Freiheiten, die Möglichkeit einer selbstständigen Ausgestaltung der kleinen Gemeinwesen und die Nachbarschaft vieler Reichs-

städte, der helvetischen Orte Appenzells und Bündens verliehen dem Vorarlberger Selbstbewußtsein und dadurch ein ungezwungenes Benehmen im Verkehr mit Höheren, das er bis heute bewahrt hat. Nehmen wir noch die fortschrittlich betriebene Landwirthschaft und die mächtig herangewachsene Industrie, so erklärt es sich, daß das Ländchen schon auf manchen aufmerksamen Beobachter fast den Eindruck eines Cantons der Schweiz machte. Wie jenseits des Rheins behauptet auch diesseits der Verstand ein gewisses Übergewicht über das Gemüth. Man rühmt immer die schnelle Auffassung und das anstellige Geschick des Vorarlbergers. Das Ländchen hat viele Mechaniker und Baumeister, auch namhafte Bildhauer und Maler, aber nur wenige Dichter und eine noch geringere Zahl von Tonkünstlern hervorgebracht. Des Vorarlbergers Fleiß und Betriebsamkeit verdienen alles Lob; doch tritt die hohe Bewerthung von Erwerb und Besitz manchmal sehr einseitig hervor. Dem ausgebildeten Verstande entspringen kritische Erwägung und scharfes Urtheil. Seine Meinungen kleidet der Vorarlberger leicht und gern in Worte, daher ist er ein Freund munterer Unterhaltung und weiß dieselbe durch treffenden Witz und beißenden Spott zu würzen; es artet aber seine Beredtsamkeit nicht selten in Redseligkeit, seine Hänselei in Streitsucht aus. Sein Selbstbewußtsein steigert sich wohl zur Eitelkeit, seine Vorliebe für die Heimat bekommt den Beigeschmack des Cantönligeistes. Der Sinn des Volkes für Gerechtigkeit und Billigkeit und für edle Wohlthätigkeit hat sich oft bewährt. Wenn in den Industriebezirken Hang zum Wohlleben und Aufwand sich zeigt, so finden wir hingegen wieder Sinn für echte Häuslichkeit, für ein behagliches Heim und rühmliche Pflege der Reinlichkeit. Diese letztere tritt namentlich in Mittelberg, im Bregenzerwalde, auf dem Tannberg und im Montavon hervor. Des Vorarlbergers Vaterlandsliebe hat sich im Laufe der Jahrhunderte glänzend bewiesen. Aufrichtige religiöse Gesinnung finden wir zumal in den hohen Thälern — „da dreht sich Alles um Gottesdienst und Tageswerk“, wie schon Ludwig Steub bemerkt.

Die Bewohner der einzelnen Landestheile zeigen besondere Eigenschaften. Im unteren Rheinthal finden wir mehr Lebenslust, mehr Freude an Sang und Klang, mehr Gemüthlichkeit als im oberen. Der Vorderwälder gibt sich offener und mittheilsamer als der Hinterwälder, der bedächtiger und verschlossener seine Wege geht. Außerhalb seiner Marken gilt der Wälder als stolz, aber auch als vorsichtig und stark beeinflußt vom Willen der Gattin. Dagegen sagt der Mittelberger: „As bitzle Schnaps und as bitzle Wiberroth (Weiberrath) ist guot, aber ja vo keim Theil z'viel.“ Der Mittelberger ist selbstbewußt, gastfreundlich und wohlthätig; wie seinem Vetter im oberen Walserthal ward ihm viel Mutterwitz verliehen, den er in „Walserreden“ äußert. Den Walsern wird überhaupt Schlauheit zugeschrieben, noch mehr den Montavonern. Sparsamkeit, Fleiß und Ehrliebe sind Haupttugenden der letzteren. Die Wanderlust der Vorarlberger zu geschäftlichen

Zwecken erreicht in Montavon den Höhepunkt; die zurückgekehrten Händler und Arbeiter zeigen Schliff und Gewandtheit, nehmen jedoch manchmal den Mund etwas voll. Sie verbrauchen daheim im Allgemeinen nicht viel, schlagen aber wohl im Wirthshaus mit dem vollen Beutel auf den Tisch oder lassen Goldfüchse auf demselben rollen.

Wir haben bereits der Reinlichkeit gedacht, die in vielen Theilen des Landes herrscht. Besehen wir uns also die Ortschaften, die Wohnungen und Trachten!



Ein Bregenzerwälderhaus.

Die kleinen Städte des Landes machen selbst in ihren älteren Theilen einen freundlichen Eindruck. Ihr Grundriß zeigt eine gewisse Regelmäßigkeit. Die Gassen sind zumeist nicht enge, besonders in Feldkirch trefflich gepflastert, rein gefegt und streckenweise mit Laubengängen versehen. Die zwei- oder dreistöckigen Häuser blicken, getüncht oder in einzelnen Fällen bemalt, freundlich in die Welt, tragen aber in ihrem Äußern nur selten das Gepräge der Alterthümlichkeit. Einzelne Thürme, Thore und Reste der Stadtmauern ziehen den Blick des Beschauers auf sich. Über Bregenz ragt die Altstadt wie eine weitläufige Burg empor, über Bludenz die Kirche und das Schloß Gayenhofen, über Feldkirch die Schattenburg. Um die Städte haben sich in unserem Jahrhundert Fabriken und Arbeiterhäuser, Villen der Reichen und allerlei ländliche Gebäude erhoben; nur Bregenz hat es zu förmlichen neuen Straßen gebracht. An der Heerstraße, welche vom Arlberg ins

Rheinthal und an den See führt, haben sich „Straßendörfer" entwickelt; ihr Stamm ist stark in die Länge gezogen, treibt aber oft nach rechts und links Äste und Zweige. Das größte Wesen dieser Art ist Dornbirn. Auch Ortschaften, die von der gegenwärtigen Hauptstraße abliegen, gehören hieher; so z. B. Ludesch, das im Volksmund den bezeichnenden Namen „das lange Dorf" führt. Häufig schart sich eine Anzahl Häuser, oft nur wenige, in der Nähe der Kirche zusammen und umschließt einen Platz, der manchmal „Hof" genannt wird; man denke an Schwarzenberg und Lingenau! Auch Schruns, St. Gallenkirch und Gaschurn haben solche Ringe, und nicht vergessen wollen wir den Dorfplatz von Gurtipohl, der so eigenthümlich von Häusern und „Schermen" umfriedet ist. Von diesem Mittelpunkt der Gemeinden abgesehen, vertheilen sich die Häuser in mehr oder weniger weit auseinandergerückte Weiler oder bedecken als Einzelhöfe die Vorsprünge und Abhänge des Gebirges. Während im hinteren Bregenzerwald „inner den Stiegeln" geschlossene Dörfer vorwalten, lagern im Vorderwald und in den Walserthälern, an den Halden des Sulzbergs und auf den Gehängen über Schruns und Tschagguns die Gehöfte zerstreut.

Von den Häusern wollen wir nur wenige Typen hervorheben. Wenn wir das Bregenzerwälderhaus zuerst erwähnen, so geschieht es, weil im Walde die stattlichsten Gebäude ragen. „Man sollte nicht denken", schrieb vor fast einem halben Jahrhundert Vater Steub, „daß zwischen hölzernen Häusern ein solcher Abstand sein könnte, wie zwischen den Hütten in Dux und den Palästen im Bregenzerwald." Vor seinem Geiste standen da wohl die zweistöckigen im schuppigen Schindelpanzer prangenden Gehöfte der lachenden Flur von Andelsbuch. Diese vertreten aber nicht die einheimische Bauweise, sondern sind durch fremde Einflüsse in unsern Zeiten entstanden. Viel traulicher spricht uns jenes Haus an, das noch in edler Einfachheit besonders in den hinteren Dörfern von Bezau bis Schoppernau gefunden wird. Auf gemauerter Grundlage erhebt sich der einstöckige Bau aus behauenen Blöcken mit sanftanlaufendem, weit ausladendem und steinbeschwertem Schindeldach. An einer, manchmal auch an beiden Langseiten zieht ein „Schopf" hin, eine Vorhalle, die durch eine Brustwehr und mehrere Säulen, welche die „Laube" tragen, gegen außen abgegrenzt wird. Ein solcher Schopf ist das eigentliche Merkmal des Wälderhauses; er dient im Sommer als Speise- und Sprechsaal und manche Stickerin sitzt den größten Theil des Tages dort. Durch ihn tritt man auch in das Haus. An älteren Häusern sieht man noch dunkle Bemalung, Sprüche und Jahrzahlen, aber auch von ihnen wurden viele mit einem Schindelpanzer bekleidet. Vom Eingang gelangen wir in die Küche und von ihr in die Stube und den Gaden. Im ersten Stockwerk sind außer der Laube noch Kammer, Hinterkammer und Dille untergebracht. Die Stallung liegt unter demselben Dach wie das Haus. Dies ist auch beim Rheinthaler Hause der Fall, dessen

schönste Vertreter in Dornbirn und Umgebung stehen. Aber selbst die einfacheren Gebäude bieten keinen unerfreulichen Anblick. Sie weisen Holz- und Riegelbau, hohe ziegelgedeckte Satteldächer mit Aufschieblingen, die Dreiecksverbindungen von Schwellen und Pföstchen beim Auflager der äußersten Giebelsparren auf den Dachfetten, zwei, drei und mehr Fenster nahe aneinandergerückt, geschirmt von Vordächern und geschützt durch Laden, welche meistens von unten nach oben gezogen werden. Der Schindelpanzer ist hier allweg daheim.

In den Walserthälern, auf dem Tannberg und im Montavon stehen Haus und Stallung getrennt. Das Gebäude, welches man jetzt als das eigentliche Montavoner Haus



Ein Rheinthaler Haus.

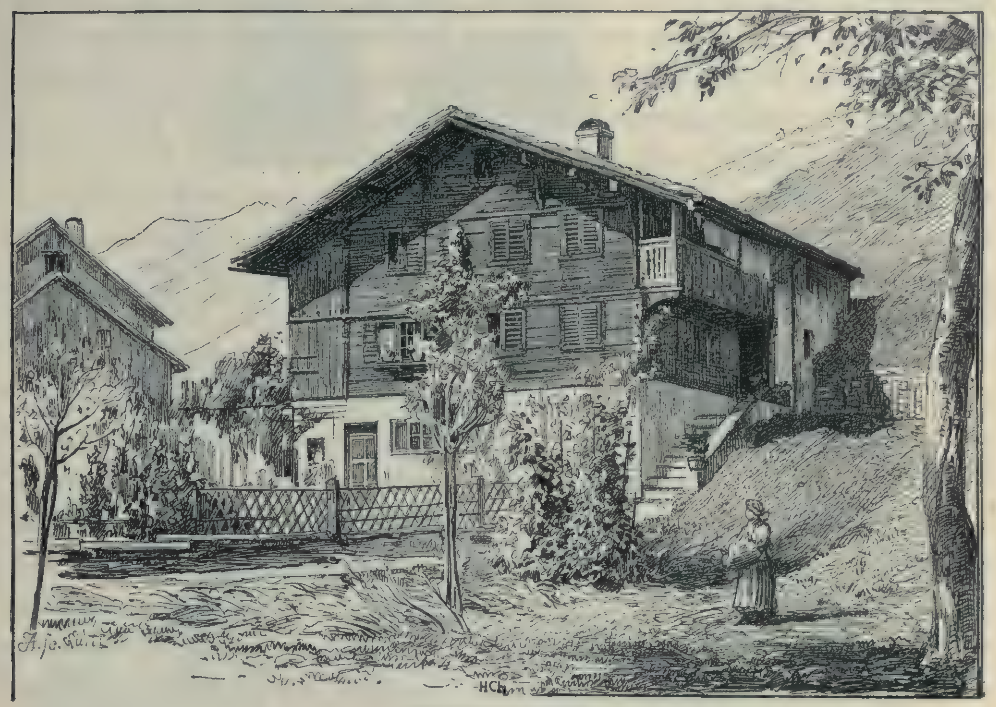
betrachtet, ist wie das Wälderhaus aus behauenen Stämmen „gestrickt“ und mit einem weitvorragenden alpenhaften Schindeldach gedeckt. Die Hausthür befindet sich an der der Sonne zugewandten Traufseite in einem Winkel, der durch einen Vorsprung des Hintertheils des Hauses gebildet wird. Von der Thür bis an die Stirnseite zieht sich ein Vorplatz, welchen entweder ein kleiner, nur über ihn sich hinziehender Söller oder lediglich das Dach beschattet. Die nicht großen Fenster sind mit geschnitzten Rahmen eingefaßt und durch seitwärts angebrachte Laden verschließbar. Über dem Erdgeschoß und dem ersten Stock ziehen zuweilen Würfel- und Bogenfriese oder Zahnstäbe hin und verleihen mit den Ausschnitten des Söllers, der Zeichnung der Fensterrahmen und den

Formen der Fettenköpfe und ihrer Unterzüge, die alle Stufen von der größten Einfachheit bis zu barocker Ausbildung durchlaufen, einen anheimelnden Schmuck. Dazu wirkt gar traulich die rothbraune Farbe, welche das Fichtenholz der Wand mit der Zeit an der Sonne gewinnt. Selten fehlen die Jahrzahl der Erbauung, die Namen der ersten Besitzer, leserliche oder halbverwischte Sprüche. Reicher Blumenflor nickt zumal von den oberen Fenstern und hebt sich gar wundersam vom dunkeln Hintergrund ab. Durch die Flur gelangen wir in die Küche und daneben in die sauber getäfelte Stube. Diese erhält ihr Licht durch zwei Front- und zwei Seitenfenster, unter denen die befestigte Bank hinläuft. Neben der Thür prunkt einerseits ein großer, bunt bemalter Kasten, eine Art Credenz, anderseits ein beträchtlicher, doch nicht hoher Ofen, an den sich Bänke lehnen. Vor dem „Spausawinkel", den die beiden Fensterwände bilden, stellt sich der ansehnliche achteckige Tisch, der oft in der Mitte eine Schieferplatte und überdies schön eingelegte Arbeit zeigt. Im Spausawinkel hängt ein Kreuzbild. Einige Stühle, ein Spiegel, Heiligenbilder, Photographien, eine Schwarzwälder Uhr, ein Weihwasserkesselchen und allenfalls eine Commode vollenden die Einrichtung. Eine Thür führt in die meist einfenstrige Kammer. Aus der Flur leitet eine manchmal recht steile Treppe in das obere Stockwerk, das die Stuben- und die äußere Kammer sammt der „Loba" umfaßt.

Von Volkstrachten kann heute wohl nur mehr bei den Bregenzerwälderinnen, Walserinnen und Montavonerinnen gesprochen werden. Das Hauptkleidungsstück der Wälderin ist die ärmellose „Juppe", die der Hauptsache nach aus schwarzer, vielfach gefältelter Glanzleinwand bestehend, von den Schultern bis auf die Knöchel fällt und über den Hüften durch einen schwarzen, mit Silberschnalle geschmückten Lederriemen gegürtet wird, während etwa in der Höhe der Kniee ein schmaler blauer Streifen ringsherum genäht ist. Um den Hals ist das „Mieder" (das heißt, der sehr kurze „Leib") der Juppe etwas ausgeschnitten und mit breitem, oft gesticktem Seidenband verbrämt. Den Hals umschließt das sammtene Goller, zwischen dem und der Juppe das „Fürtuch" eingesteckt wird, dessen allein sichtbaren oberen Rand eine goldene Borte ziert. Die Reichen tragen Ärmel aus schweren farbigen Seidenstoffen. Zum Gang in die Kirche schlüpfen alle Wälderinnen vom zwanzigsten Jahre an in den „Schalk", eine sehr kurze und sehr enge Jacke aus schwarzer Glanzleinwand. Das in äußerst stramme und um das Haupt gewundene Zöpfe geflochtene Haar verhüllt an Werktagen gewöhnlich eine Pelzkappe, der „Baier", an Sonntagen eine aus schwarzblauer Wolle gestrickte kegelförmige, ganz oben etwas abgestutzte „Kappe". Im Sommer tritt an deren Stelle ein schwarzer breitkrämpiger Strohhut mit sehr niederem scharfkantigem Gupfe, um den sich ein breites Seidenband schlingt. Die Jungfrauen setzen bei kirchlichen Umzügen das „Schäppele" auf; einem schwarzsammtenen, häufig den gestickten Namen Jesu, seltener den der Holden tragenden

Reife entsteigt eine nach oben kelchförmig geöffnete Krone, eine zierliche Arbeit aus Gold- und Silberdraht und Flitter. Als Zeichen der Trauer dienen die „Stuche“ und der „Leidmantel“. Es sei noch bemerkt, daß in alter Zeit kurze weiße Juppen und weiße Kappen im Schwunge waren. — Das „kurze Häß“ des Wälders ist jetzt fast ebenso verschwunden, wie schon längst der Mantel des alten Wälder Rathsherrn.

Die Walserin des Lutzthals bekennt als ihre Lieblingsfarbe feuriges Roth — roth sind „Mieder“, Rock und Strümpfe. Der Rock beginnt über der Brust seiner Trägerin,



Ein Montavoner Haus.

und da dort auch die große Schürze gebunden wird, ist die ganze Gestalt entstellt. Als Kopfbedeckung herrscht die Brämkappe, deren unterer Theil mit einem Pelz verbrämt ist, während der obere, weiter ausgreifende, aus schwarzem Sammt besteht. Aus Sammt ist auch die Masche, welche auf besagten Pelz genäht ist. Aus der Tracht der Walserin hat sich die der Montavonerin gar sehr zu ihrem Vortheil entwickelt. Rock und „Mieder“ haften auch hier aneinander, aber dieses hat seine ordnungsmäßige Länge. Der dunkle Rock zeigt unten inwendig einen rothen Besatz und außen ein schwarzes Sammtband. Das Mieder, aus demselben Wollenstoff wie der Rock oder aus grünem oder rothem Damast, ist um den Hals und vorn um seinen weiten herzförmigen Ausschnitt mit einem breiten schwarzen, fein gesteppten Moiréband eingefaßt. Aus dem Ausschnitt blickt das seidene Untermieder

und der seiner Form nach dem Ausschnitt entsprechende, aber schmälere und von der „Brisnestel“, die durch die zahlreichen Haften des Mieders im Zickzack gezogen ist, festgehaltene Schild des „Brusttuchs“. An den Hals schmiegen sich ein sammtener mit Moiréband gesäumter Kragen, das „Lible“, und ein Atlashalstuch. Der große schwarzseidene Schurz verhüllt den Rock selbst hinten schier völlig. Auch der „Glöcklitschopa“ hat um den Hals und vorn, wo er weiter offen steht als das Mieder, jene feine abgesteppte Bandeinfassung, liegt übrigens enge an, reicht so weit nach abwärts als das Mieder und bildet zu unterst am Rücken drei Falten, „Glöckle“ genannt. Die Stickereien der Umschläge der Tschopenärmel, der sammtenen Schürzenbänder und des „Brusttuchs“ bilden den Glanz des kostspieligen Anzugs. Die rothen Strümpfe stecken in „Ringgenschuhen“ mit silbernen Schnallen. An Festtagen trägt man die stattliche Pelzkappe, an Sonntagen das „Mäßle“, eine Art hoher, oben stark ausgeweiteter Cylinder ohne Krämpe. In der „Trauer“ hüllte sich auch hier noch vor drei Jahrzehnten das Haupt in weiße Tücher und darüber setzte man einen niederen breitkrämpigen Männerhut; das nannte man „Sturz und Stuha“. Bei festlichen Umzügen schmückt sich die Jungfrau in der „Außerfratte“ mit dem „Schäppele“, in der „Innerfratte“ mit dem Kranz. Der Schäppel wird in Schruns mit einem rothen Tafftband befestigt, dessen Masche unter den über den Rücken hängenden breit geflochtenen Zöpfen liegt. An diese werden die „Zopfschnüre“, breite gestickte Sammtbänder gehängt, die so durch das Schürzenband laufen, daß sie einerseits bis zur Mitte des Rocks flattern, anderseits mit ihrem Ende bis an dessen Saum reichen. Der „Tschopen“ fehlt bei solcher Gelegenheit. Die Arme hüllen sich lediglich in die weiten, langen Ärmel des schneeweißen Hemdes; an das „Lible“ aber werden die schmalen, in Stoff und Stickerei den Zopfschnüren entsprechenden „Liblebänder“ gehängt, die unter den Armen durchlaufen. Einfacher ist der Putz in den meisten anderen Gemeinden. Die Bürgerfrau beschwerte ihr Haupt vor sechzig Jahren noch mit der golden gleißenden Radhaube.

Das Volksleben bietet anderwärts oft ein viel farbenprächtigeres Bild, doch begegnen uns auch hier eigen geartete Züge, die freilich je länger, je mehr verbleichen. Das Kind wird nach seiner Geburt so schnell als möglich und stets in der Kirche getauft. Dahin trägt es entweder der Vater oder die Hebamme, auch wohl die „Gotta“ (Pathin), welche ihre Würde mit einem männlichen Partner, dem „Götti“ theilt. Im „Walde“ gehen der „Götte“ und das „Gottle“ mit der Wehmutter und dem Kinde nach der Taufe ins Wirthshaus; jener zahlt die Zeche. Ähnlich ist es in Mittelberg. In Blumenegg werden die Pathen im Hause der Eltern des Täuflings bewirthet. Auf dem Tannberg legen die Gevattern je eine durchlöcherte Silbermünze, durch welche ein rothes Band gezogen ist, unter das Kissen. In Mittelberg wird ein Geldgeschenk gleichfalls in den



Trachten aus Vorarlberg: 1. Montavon. 2. Montavonerin in Trauer. 3. Walserthal. 4. Bregenzerwald. 5. Montavoner Schäpplerin. 6. Schäpplerin aus dem Bregenzerwald. 7. Sommer- 8. Sonntags-Tracht im Bregenzerwald. 9. Trauerkleidung im Bregenzerwald.

„Pfulba" gegeben; nicht minder im Walde, wo wie an anderen Orten diese Gabe das „Einstrickgeld" heißt. Im Montavon schneidet man von einem „Wachsrodel" ein fußlanges Stück, biegt es in zwei Schenkel und dreht sie übereinander; hier findet nun das „Istreckgeld" zwischen den beiden Theilen der gewundenen Kerze seinen Platz. Erhält ein Kind keines, so lernt es stehlen oder mißräth in anderer Weise. Die Taufkerze soll erst beim Tode des Täuflings wieder angezündet werden. Die Wöchnerin ist, bis sie „vorgesegnet" wird, der Einwirkung des Doggi und allerlei Unholdenwerk ausgesetzt, wogegen mit Weihwasser und Scapulieren angekämpft wird.

Das Kind wächst auf dem Lande oft in ärmlichen Verhältnissen auf, aber auch das ärmste hat gar manchen Tag der Lust. Als ein solcher muß der Neujahrstag genannt werden. Am Lech bestrebt sich die ganze Jugend schulpflichtigen Alters womöglich in allen Häusern der Gemeinde ein gutes, glückseliges neues Jahr zu wünschen und dafür ein Schärflein einzuheimsen; selbst die Sprößlinge wohlhabender Leute besinnen sich nicht, von Armen ein Geschenk anzunehmen. Im „Walde" umschwärmen dürftige Kinder schon bei Tagesgrauen die Hausthüren und empfangen Geld oder Brot und Obst. Ähnlich ist das Treiben im Unterlande und im Walgau. Am Neujahrstag bescheren auch die Pathen. Im „Walde" wurde ehemals ein Eierzopf oder ein scheibenartiger Brotlaib gespendet, jetzt gibt man häufiger ein Geldstück. Hat sich das Pathenkind verehelicht, so muß es die Pathen beschenken. Im Montavon erhalten die Kinder das „Guotjahr" in „Migge" (längliche Brotform), wenigstens bis sie der Schule entwachsen sind, in Blumenegg, bis sie heiraten, dann laden sie die Pathen zur „Hozig" (Hochzeit).

Der schönste Festbrauch des Jahres für Jung und Alt ist die Frühlingsfeier am Funkensonntag, dem ersten Sonntag in der Fasten. Sie war einstens über das ganze Land verbreitet, hat sich aber jetzt auf den Walhengau an der Ill zurückgezogen. Den „Funka", in Blumenegg „Büscha", eine junge Tanne, befördert man an manchen Orten unter Trommelwirbel im Geleite einer Schar jubelnder Knaben auf den Festplatz. Am Wipfel wird eine aus Stroh und alten Kleidern gefertigte Hexe befestigt, der man in die rechte Hand einen Besen und in den Kopf eine tüchtige Ladung Pulver gibt. Der Stamm des Baumes verschwindet in einer Umhüllung von Stroh und Scheitern, die durch den Sammeleifer der Schuljugend herbeigeschafft wurde. Beim Anbruch der Nacht werden die Funken entzündet und rings um dieselben von Knaben und Mädchen Fackeln geschwungen. Jauchzer und Schüsse wechseln mit Gesang und Musik und in einigen Dörfern erschallt die Strophe:

Flack us, flack us
Über alle Spitz' und Berg' us!
Schmalz i dar Pfanna,
Kara (Korn) i dar Wanna,

Küechli i dar Schüßla,
Pflueg i dar Erda;
Gott alls grôta (gerathen) löt (läßt)
Zwüschat alle Stega und Wega!

Aber nicht nur um die Funken werden die Fackeln geschwungen, sondern auch auf Anhöhen in der Nähe einzelner Gehöfte durch die Kinder der Nachbarn. So sieht man im schönen Thalkessel von Schruns etwa zwanzig Funken und unzählige Fackeln auf den häuserreichen Gehängen der Berge. Einen anderen sehr passenden Punkt zur Beobachtung des Schauspiels bietet Maria-Grün bei Feldkirch. In Vandans und in der Innerfratte fristete sich der Brauch des Scheibenschlagens am längsten. Kleine runde Scheiben von dürrem Buchenholz mit einem Loch in der Mitte wurden an die Spitze einer anderthalb Meter langen Haselruthe gesteckt, im Feuer geglüht, herausgerissen, geschwungen und, nachdem sie auf einem Brett aufgeschlagen, hoch durch die Luft als feurige Kugeln und funkensprühend in das Thal geschleudert. Dabei fragte wohl der Bursche, der eine Scheibe schlug: „Schibat, Schibat überin, wem soll die Schibat sin?“ worauf der Name einer Person genannt ward.



Ein Wälder Rathsmann.

Am Funkensonntag werden auch allerlei „Küechle“ gebacken und nicht nur von der Familie verzehrt, sondern auch Besuchern und Gästen vorgesetzt, sowie Armen und Kindern gereicht. Auch im „Walde“ gilt noch diese Sitte, obgleich an die Stelle des Funkens das „Sanct Johannsfeuer“ getreten ist.

Ein anderer Tag der Freude wird durch den heiligen Nikolaus geschaffen. Die Gebräuche der Bescherung sind die gleichen wie anderswo; eigenthümlich ist es, daß der

Heilige in Montavon und Walserthal zwar an seinem Festtag die Kinder besucht, aber erst am Weihnachtabend „einlegt“. Wie sonst der Storch bringt im oberen Vorarlberg er die kleinen Kinder; dabei versetzt er der Mutter einen „Sparz“ (Tritt), so daß sie eine Zeitlang das Bett hüten muß.

Die Liebe sucht ihre geheimen Wege. Der junge „Wälder“ geht „auf den Strich“ oder zur „Stubat“. Zu diesem Zweck entwischt er heimlich nächtlicher Weile dem Vaterhaus und klimmt auf einer Leiter zum Kammerfenster des Mädchens. Er verhüllt das Gesicht und „verkehrt die Rede“, das heißt, er sucht sich unkenntlich zu machen, bittet jedoch, die „Motol“ möge ihn in die Stube lassen. Die Holde verlangt, daß er „recht rede“ und sich zu erkennen gebe; sodann weist sie ihn an Vater und Mutter, die nun von ihm geweckt werden. Erhält er günstigen Bescheid, so öffnet das Mädchen dem Gast die Wohnstube, wo das Paar bis gegen Morgengrauen traulich verbleiben mag. Manchmal wird Schnaps oder Kaffee aufgetischt, manchmal bringt der „Buob“ Wein mit, der bei solcher Gelegenheit „Bettler“ oder „Fisis“ heißt. Es gilt als Regel, daß mindestens ein Fenster unverhüllt bleibe, andernfalls sind die schwärmenden Nachtbuben geneigt, die Laden zu zertrümmern und Unfug zu treiben. Aber auch sonst muß sich das liebende Paar manche Neckerei gefallen lassen, ja es kommt auch zu Prügeleien und blutigen Thätlichkeiten. Haben sich die Liebenden zur Heirat entschlossen, so erfolgt häufig auch jetzt noch nach altem Brauch der „Antritt“. Der Bursche besucht in Begleitung eines Freundes, hinlänglich mit Wein versehen, nach Einbruch der Nacht das Haus der Zukünftigen und feiert mit ihren Angehörigen den „Einstand“; man könnte diesen Act die Verlobungsfeier nennen. Der eigentliche Brautstand, das „Hochzeitleben“, währt jetzt im Walde meist nur acht Tage. Am ersten Verkündtag erscheint das Brautpaar nicht in der Kirche des Heimatsortes; dieser Tag und die folgende Woche werden zu Besuchen und Einladungen in fremden Gemeinden und der eigenen benützt. Hochzeiter und Hochzeiterin tragen als Abzeichen Rosmarinzweige, jener auf dem Hut, diese im Mieder. Die Geladenen, welche nicht zur Feier kommen, beschenken die Braut; man hat dafür den Ausdruck: „a d' Wicko“ (an den Spinnrocken) geben. An einem der Tage wird das Brautfuder überführt. Nachbarn und Freunde halten einen mit Inschrift versehenen Kranz oder ein Band über die Straße und der Hochzeiter erkauft den freien Durchzug. Das künftige Heim findet das Paar mit Kränzen und Inschriften geschmückt und der Einzug wird oft durch Schüsse begrüßt. Zum Kirchgang schließen sich dem Paare gewöhnlich nur die nächsten Verwandten an, doch gibt es auch Brautführer, „Junker“ und „Jungfrauen“. Die Braut trägt das „Schäppele“ und den Leidmantel, wenn sie aber Witwe ist, die „Stuche“; findet eine Hochzeit mit Tanzmusik statt, was nicht immer geschieht, so wird dem Tanz eifrig gehuldigt. Jetzt tanzt man im Walde fast nur mehr

die allerorten üblichen Rundtänze, nur geräuschvoller als in den Städten. Ein urwüchsiger Bursche leitet den Tanz mit einem tactmäßigen Stampfen, dem „Doppeliren“, ein, unter welchem oft die Dielen schwanken. Die alten „offenen“ Walzer und andere Tänze, wie der „die drei ledernen Strümpf“ benannte, welcher aus einer Anzahl Figuren und eingeschobenen Polkas bestand, gehören nun zu den Seltenheiten. Nicht viel besser geht es den alten Tänzen in den übrigen Landestheilen, z. B. dem „Rangger“ im Montavon, und die noch an vielen Orten vorhandenen, „Tanzlauben“ und „Tanzhäuser“, in denen einst die öffentlichen Reigen gesprungen wurden, dienen jetzt anderen Zwecken. Der Faschingsonntag, die „Kilbena“ (Kirchweihen), einzelne Markttage und eben die Hochzeiten bieten die Gelegenheiten, bei denen die Tanzwuth sich austobt. Auf der Hochzeit unterbricht den Tanz das lange Mahl, welches durch die Tafelmusik belebt wird. Am Schluß desselben beginnt nach der Abdankungsrede das „Holsen“, indem der Wirth und der Hochzeiter die Gaben der Gäste sammeln und der letztere durch einen Händedruck dankt. Der Tanz nach der eigentlichen Hochzeit, die mit dem Holsen endet, die „Nachhochzeit,“ dauert bis in die Frühstunden.



Bludenzer Bürgersfrau und Tannberger Braut.

Im Montavon heißt die Braut „Spausa“, der Bräutigam „Späuslig“; jene trägt einen Rosmarinschäppel. Im ganzen Oberland wird beim Mahle der Braut der Schuh gestohlen; der Brautführer („Ehrag'sell“) muß dann Lösegeld zahlen und der Schuh wird bekränzt zurückgetragen. Der Ehrengeselle tanzt die ersten drei Tänze allein mit der Braut; im großen Walserthal und auf dem Tannberg kommen dann die übrigen Bursche an die Reihe, die dafür ein Silberstück entrichten. Beim Schenken gibt es verschiedene Bräuche. Im großen Walserthal z. B. setzt die Mutter den „Sevischäppel“ der „G'schbusa“ auf

einen Teller und die Gabe fällt durch eine röhrenartige Öffnung des Schäppels hinab; daher sagt man: „Ins Schäppili helfen“. In Blumenegg wird vor dem heimkehrenden Paare die Hausthür gesperrt und erst nach scherzhafter Wechselrede geöffnet. Einem mißliebigen Späuslig machen im Montavon die Bursche wohl auch eine Katzenmusik. Noch erwähnen wir des früheren Aufputzes der Tannberger Braut. Sie trug walserische Trauertracht, nur daß das längere „Mieder“ die Büste umschloß: schwarzer Rock, schwarzseidene Schürze und über dem Mieder das „Schalkli“. Um den Hals schlang sich ein großer, schwerer „Rosenkranz“ aus Cocosperlen in Silberfassung, dessen Silberkreuz und Medaillon am „Fürtuch“ auf der Brust befestigt waren; am Busen prangte auch ein Blumenstrauß mit vergoldetem Rosmarinzweig; der „Schappel“, die hängenden Zöpfe und bunten Bänder erinnern uns an die geschilderte Tracht der Montavonerin. In der Hand hielt die Braut ein in Duodez gefaltetes und für diese Form festgenähtes farbiges Taschentuch, das an der oberen Schmalseite mit kleinen vergoldeten Rosmarinzweigen besteckt war.

Wenige Besonderheiten entfalten die Todtenbräuche, sie bestätigen aber durchaus den frommen Sinn des Volkes. Erwähnt möge werden, daß weder am Sarg eiserne Nägel noch am Gewand des Todten metallene Knöpfe, Haften und dergleichen sich finden dürfen; sie könnten durch heftiges Brennen die Leiden des Verblichenen im Fegfeuer mehren. Diese Meinung und ähnliche früher erwähnte leiten uns hinüber in das Gebiet der Mythe.

Man erzählt noch heute von allerlei geheimnißvollen Wesen, die zumal die höheren Alpengegenden bevölkern, und der Glaube an das Vorhandensein solcher Gestalten ist noch keineswegs geschwunden, so sehr auch Zweifel und selbst Spott in einzelnen Fällen verlauten. Fast allenthalben kennt man das „Nachtvolk“, das im Unterland „Wuethas“, im Walde „Muethas“ heißt. Im Gebiete der Silvretta hausen die „Fenken“, Männer und Weiber mit Haaren bedeckt; sie verdingen sich auch als Hirten und Mägde und gleichen den „wilden Leuten“. In ihnen lebt die Erinnerung an die Ureinwohner fort. Die „Bütze“ trennen sich in die beiden Hauptarten der Haus- und Alpenbütze; die ersteren bewähren oft eine gewisse Gemüthlichkeit, die letzteren treiben besonders nach dem Abzug der Hirten von den Hochalpen dort ihr Wesen. Viele Bütze unterscheiden sich durch nichts von den „Geistern“; nach der Anschauung der Walser sollen aber einige den gefallenen Engeln angehören; noch andere sind recht eigentlich mythische Wesen, wie das „Doggi“ und der „Schrättlig“: bösartige Hausgeister, dem unheimlichen Geschlecht der Nachtmaren vergleichbar. Die „Venedigermännlein“, angeblich fremde steinkundige Leute, stellen sich zu den germanischen Zwergen. Schatzsagen gibt es fast von allen Burgen des Landes. Riesen werden wegen ihrer Unthaten versteinert oder thun sich als erfahrene Baumeister hervor.

Manche Züge der Riesensagen begegnen uns wieder in Teufelsgeschichten. Allgemein verbreitet sind die Erzählungen von Hexen. Als Zusammenkunftsorte derselben gelten die Annalpe bei Au, die Wildkirche an der Kanisfluh, die Winterstaude, das Wolfurter Feld, die Emserreute, der Hexenstein über Bürs und besonders der Zamang im Montavon.

Neben der Mythe hat sich auch die geschichtliche Sage entwickelt. Den ältesten Zeitraum vertreten die Legenden von St. Fridolin vor dem Gericht zu Rankweil, vom heiligen Gallus und von St. Gerold. Die Treue der Vorarlberger, die Liebe zum Herrscherhause empfängt den schönsten Ausdruck im Bericht von der freundlichen Aufnahme des flüchtigen Herzogs Friedel zu Bludenz. Jeder der vier Hauptkriege, die das Land betrafen, wird durch Sagen geschmückt: im Appenzeller Krieg rettet die Bettlerin Guta Bregenz; im Schwabenkrieg hat der Verrath des Uli Mariss den Verlust der Schlacht von Frastanz im Gefolge; gegen die Schweden erringen die Wälderinnen auf wunderbare Weise den Sieg an der „rothen Egg", nachdem jene durch den Verrath eines später in den „Klushund" verzauberten Lochauers Bregenz gewonnen; vom Übermuth der Franzosen endlich zeugt das geschändete Bildstöcklein auf der Losen.

Weniger ergiebige Ausbeute liefert die Schürfung auf dem Boden des Volksschauspiels und des Volksliedes. Rudolf, der letzte Graf von Montfort-Feldkirch, ergötzte sich mit den Bürgern seiner Stadt an vielfacher löblicher Kurzweil; 1389 führten sie auf dem Gottesacker der Pfarrkirche ein Osterspiel auf „schön und kostlich, welches in die drei Tag gewehret". Das Passionsspiel wurde an mehreren Orten gepflegt, z. B. in Bludesch und Schoppernau. Am meisten scheint auf diesem Gebiete Mittelberg geleistet zu haben. Dort wurde als erstes Stück 1722 „Der arme Lazarus und der reiche Prasser" gegeben. Die Passion wurde zum erstenmal 1724 und dann von 1726 bis 1798 dreiundsechzigmal gespielt. Die Feier umfaßte zwei Tage. Am Mittwoch der Charwoche wurde das eigentliche Passionsspiel in dem vergrößerten Tanzhaus aufgeführt, am Gründonnerstag die „Kreuzigung", die Passionsprocession, abgehalten. Viele Zuschauer, die aus Baiern, dem Walde und vom Tannberge herbeikamen, erfüllten den Kirchplatz. Im Festzuge prangten unter andern die drei Kriegsfahnen der Mittelberger. Eigene „Komedevögte" hatten das Spiel zu leiten. Es wurden auch Stücke von Sebastian Sailer und andere derb komische dargeboten. Die josefinische und baierische Zeit erwiesen sich dem Brauche ungünstig. 1820 wurde noch Janns „Sieg der Religion" gespielt und erst 1890 mit einem „Ägyptischen Josef" an diese alten Bestrebungen wieder angeknüpft.

Man hört im Volke Vorarlbergs zwar zuweilen vierzeilige „G'sätzle" (Schnaderhüpfeln), sie dürften jedoch allzumal aus Tirol und der Schweiz bezogen und nur sprachlich zurechtgerückt sein. Auch andere Gattungen des Volksliedes fehlen. Dafür hat sich eine ziemlich reiche mundartliche Dichtung entwickelt, die einigermaßen als Ersatz der

Volkspoesie gelten kann. Voran steht hierin die Landeshauptstadt Bregenz, denn in ihr erblickten die beiden ältesten und der fruchtbarste und beliebteste dieser Dichter das Licht der Welt. Der Decan Christoph Anton Walser (1783 bis 1855) ragt besonders hervor durch seine Behandlung der Ehrgutasage. Auf ihn folgt Gebhard Weiß (1800 bis 1874), der einzige dieser Gruppe aus dem Handwerkerstand. Er war der Grübel Vorarlbergs und hatte mit dem von Goethe so warm empfohlenen Nürnberger Klempnermeister nicht nur das Handwerk, sondern auch das geistige Gesichtsfeld gemein, indem er mit Bewußtsein sich als Bregenzer Philister fühlte und von diesem Standpunkt aus politische und unpolitische Ereignisse besang. Kaspar Hagen (1820 bis 1885), weiland Stadtarzt in Bregenz, schuf in unermüdlicher Thätigkeit empfindungsvolle Lieder, ergreifende Balladen, gemüthliche Erzählungen und gelungene Schwänke. Den Bregenzerwald vertritt in unserem Kreise Josef Feldkircher (1812 bis 1851) aus Andelsbuch, der als Geistlicher im Mainzer Sprengel lebte und auf der Heimreise zu Bamberg starb. „Der Wäldarbuob“ und „d' Wäldarschmelg“ sind zwei vorzügliche Charakterbilder, denen sich die „Wäldarfabla“ würdig anschließen. Die verdienstvollste Wirksamkeit entfaltete Dr. Franz Josef Vonbun (1824 bis 1870) aus Laz bei Nüziders, seit 1850 Arzt in Schruns. Er sammelte die Sagen des Landes und behandelte mehrere derselben sehr glücklich in dichterischer Form. Von seinen vortrefflichen lyrischen Gedichten haben sich leider nur wenige erhalten. Die volksthümliche Weise der Lyrik wußte jedoch am besten Seeger an der Lutz (Dr. Ludwig Seeger, geb. 1831 zu Thüringen in Blumenegg, seit 1869 Arzt in Wien) anzuschlagen, besonders durch seine „G'sätzle“ und „G'sängle“. Daneben bringt seine Gedichtsammlung „Nit lugg lö“ scherzhafte und ernste Erzählungen; unter ihnen verdienen „der Kolle Hans“ und der „G'spusagang“ als die hervorragendsten genannt zu werden.

Musik und Volksmusik in Tirol und Vorarlberg.

Ein wesentlicher Unterschied zwischen beiden Nachbarländern findet sich, wenn man Kunst- und Volksmusik scheidet. Während Tirol ein eigenes Volkslied hat, entbehrt Vorarlberg desselben. Es hat fast den Anschein, als ob der vorzugsweise auf das Praktische gerichtete Sinn des Vorarlbergers ein Volkslied nicht keimen lasse. Der Tiroler dagegen nimmt das Leben gern von der fröhlichen Seite, besonders in jenen Thälern, wo er nicht gezwungen ist, den Kampf des Daseins mit der Natur zu ringen. So erklärt es sich, daß es im deutschen Tirol kaum ein Thal geben wird, in welchem so laut wie im Zillerthal das Volkslied erklingt. Nirgends wird auch der Tanz so leidenschaftlich geliebt. Die Lieder, von sinnreichen, lustigen Köpfen des Thals selbst verfaßt, haben meist irgend ein interessantes Abenteuer zum Gegenstand und sind größtentheils scherzenden, satirischen oder hohnneckenden Geistes. Sie werden nicht nur bei den Zusammenkünften in der Wirthsstube

und bei den Abendunterhaltungen zu Hause (Heimgarten), im Felde und auf dem Berge gesungen, sondern immer auch in den Tanz eingemengt. Volksfeste, Hochzeiten und Kirchtage werden im Zillerthal am lautesten und lebendigsten gefeiert.

Es werden vom Volke Almenlieder, Jäger-, Schützen- und Kriegslieder gesungen. Rasch entsteht und verschwindet das leichtgeflügelte Volk der Schnaderhüpfeln. Diese Reime mit Musikbegleitung werden meist improvisirt und sind das getreue Spiegelbild des Empfindungs- und Gedankenlebens ihrer Sänger. Sie heißen auch Schnaderhaggen, Possen-, Trutz- und Spitzliedln, Haarbrecher-G'sangln. Diesen Schnaderhüpfeln folgt gewöhnlich ein Jodler, eine aufjauchzende Gesangweise, die durch schnellen Übergang aus dem Brustton ins Falset hervorgebracht wird. Meistens bildet der Jodler auch den Schluß der Almenlieder, häufig ist er aber ein bloßes Moduliren mit der Stimme ohne Text. Alte Volksgesänge bietet der Tag der heiligen drei Könige. In der Zeit vom Weihnachtsabend bis zum heiligen Dreikönigsfest hört man nicht blos in den Kirchen, sondern auch auf den Straßen Weihnachtslieder erklingen, und im Oberinnthal und auch in anderen Gegenden Deutschtirols hat sich auch noch die Sitte des „Sternsingens" erhalten.

Weihnachtslieder und das Sternsingen kommen auch in Wälschtirol vor. Ein Volkslied aber, wie es im deutschen Tirol blüht, findet sich in den Thälern des italienischen Landestheiles nicht, während die Freude an italienischer Kunstmusik eine sehr lebhafte ist und es sich so erklärt, wenn man am Tage des Vigiliusfestes fast immer Landvolk bei der Oper in Trient erblickt. An Musikinstrumenten, die das Volk benützt, sind zu nennen: die Schwegelpfeife, die Clarinette, die kleine Geige, die Baßgeige, die Trompete, die Hand- und Mundharmonika (erstere das Lieblingsinstrument des Wälschtirolers, letztere in der Sprache des Älplers „Fotzhobel" genannt), die Maultrommel, im Zillerthal vor Allem das Holz- und Strohinstrument, vereinzelt im Unterinnthal die Harfe, aber überall im Gebirge, auch in einsamer Almhütte, die Zither.

Sangesfreudige Zillerthaler waren es vorzugsweise, welche als Natursänger das tirolische Volkslied in die größten Städte Europas trugen und Beifall und reichlichen Lohn ernteten. Unter diesen ist in erster Reihe Ludwig Rainer (geboren 18. Juli 1821) als Haupt der berühmten Zillerthaler Sängerfamilie, die ganz Europa und einen Theil Amerikas durchwanderte, zu nennen. Es läßt sich nicht leugnen, daß eine Menge von Natursängern, lediglich auf Gelderwerb ausziehend, die Reinheit des Volksliedes nicht mehr wahrte. Um so erfreulicher ist die Thatsache, daß in unseren Tagen ein Tiroler, Dagobert Natter, ein Verwandter des bekannten Bildhauers Natter, mit seinem Nationalquartett „Vogelweider" das tirolische Volkslied nach außen wieder zu Ehren bringt. Ein Unterinnthaler, der Hofopernsänger Josef Bletzacher in Hannover, hat

im Liederbuch des deutschen und österreichischen Alpenvereins tirolische Volkslieder veröffentlicht.

Fassen wir Gewerbe und Handwerke in Rücksicht auf die Musik ins Auge, so finden wir die fein gesägten Fournierblätter von Dornbirn, welche als Resonanzholz seinerzeit sogar nach Frankreich und England abgesetzt worden sind. Sehr befriedigend waren und sind die Leistungen der Glockengießer zu Habichen im Ötzthal, zu Lech im Lechthal, bei Innsbruck in Wilten, bei Brixen und in Trient. Von diesen hat gegenwärtig noch die Glockengießerei in Trient einen guten Ruf, ebenso die Glockengießerfamilie Graßmayr, deren Haupt Johann Graßmayr von Habichen im Ötzthal, in Wilten angesiedelt, sich einen klangvollen Namen erworben hat.

Auf dem Gebiete des Instrumentenbaues weist Tirol Namen ersten Ranges auf. Ein Mann aus Wälschtirol, der zu Anfang des XVI. Jahrhunderts nach Bologna wanderte und dort ein berühmter Meister im Bau von Lauten, Violen und Bässen wurde, war es, der das damals noch fehlende begleitende Instrument für den Sopran, die Geige, erfunden hat. Es war dies Kaspar Tieffenbrucker (geboren 1467), in Italien Gaspard Duiffopruggar genannt. Bei dem Friedensschluß mit Papst Leo X. berief Franz I. außer den Malern Leonardo da Vinci und Andrea del Sarto auch den Lautenmacher Gaspard Duiffopruggar nach Bologna zu sich. Mehrere seiner Instrumente sind mit schönen in Öl gemalten Bildnissen geschmückt, und es liegt die Vermuthung nahe, daß diese von der Hand des Meisters Leonardo da Vinci herrühren, der bekanntlich ein eifriger Violinspieler war. Auf die Geigenbauerfamilie Ruger, gewöhnlich Ruggeri (1640 bis 1730) gehen die in den Instrumenten eingeklebten Zetteln „detto il per“ (vielleicht Brixner nach dem heute noch in der Bischofsstadt am Eisack bestehenden Familiennamen „Peer“) zurück.

Dem XVII. Jahrhundert gehört Jakob Stainer an. Im Innthal zu Absam steht das kleine Bauernhaus, mit dem seit dem 10. October 1880 an der Vorderseite angebrachten Gedenkstein, der folgende Inschrift trägt: „In diesem Hause lebte seiner Kunst Jakob Stainer, der Vater der deutschen Geige, geboren zu Absam 14. Juli 1621, hier gestorben 1683.“ Oft pilgerte er von hier nach dem nahen Innsbruck zu seinem Freunde und Rathgeber, dem Orgelbauer Daniel Herz, dessen Worte er sich oft ins Gedächtniß zurückrief: „Arbeiten und Dulden heißen die zwei Wege, die zur Meisterschaft führen. Nur der vielgeprüfte Jüngling kann ein tüchtiger Mann werden.“ Stainers Jugendjahre fallen in die Zeit, wo der in Innsbruck residirende Erzherzog Leopold V. und seine zweite Gemahlin, die Medicäerin Claudia, häufig musikalische Feste veranstalteten und viele italienische Musiker an ihren Hof zogen. So hatte Stainer Gelegenheit, die italienische Geige kennen zu lernen; er selbst hatte sich an dem Italiener Amati gebildet, allein die Klänge der italienischen Violine sagten seinem deutschen

Gemüth nicht vollkommen zu; er sann und sann, baute und arbeitete und schuf so die deutsche Geige. Mehrere Jahrzehnte nach des Meisters Tode zahlte man für eine Stainer-Geige 300 Ducaten, während der Künstler selbst, auf den Märkten herumwandernd, seine Instrumente um 6 Gulden verkaufte. Im Jahre 1656 war sein Ruf als Geigenmacher aufs höchste gestiegen und Kaiser Leopold I. bestätigte mit Diplom vom 9. Januar 1669 den dem Meister vom Erzherzog Ferdinand Karl verliehenen Titel eines „Hofgeigenmachers". Von nun an brach eine Reihe von Unglücksfällen über ihn herein. Eine Wucherschuld brachte ihn in arge Bedrängniß und der Verdacht des Verbrechens der Ketzerei ins Gefängniß, aus welchem er erst nach Monaten entlassen ward. All dies Ungemach trübte fortan seinen Geist. Dann nahm er seine Geige und rannte hinaus in die Berge, wo er vergebens Ruhe zu finden hoffte, bis ihn endlich (1683) der Tod aus diesem traurigen Zustande erlöste.

Aus dem XVII. Jahrhundert sind weiter zu nennen die beiden Albani Matthias (Vater und Sohn) aus Bozen; der Vater (geboren 1621 zu Bozen, daselbst gestorben 1673), ein Schüler Stainers, der Sohn (geboren 1650, gestorben 1709) zuerst Schüler seines Vaters, dann des Nikolaus Amati. Seine Instrumente stehen an Güte denen seines Lehrers nahe und werden unter dem Namen „Albaneser Geigen" von den Virtuosen gesucht und theuer bezahlt.

Der Zeitgenosse und Freund des Geigenmachers Jakob Stainer, der berühmte Orgelbauer Daniel Herz, ein Gemeinde-Angehöriger von Wilten, dessen Werke im In- und Ausland Bewunderung erregten, starb am 5. Juni 1678. Sein Grabstein auf dem Gottesacker zu Wilten hat die Inschrift: „Hier liegt mein Leib und der ist todt. Meine Werke leben und loben Gott." Meran nennt Johann Kaspar Hümpel (geboren 1669), einen der größten Orgelbauer, seinen Sohn. Die Orgel in der St. Jakobs-Pfarrkirche zu Innsbruck ist sein Werk. Schließlich sei noch eines musicirenden, componirenden und Instrumente bauenden Mönches gedacht, des Franciscaners Peter Singer, der zu Häselgehr am 28. August 1810 als Sohn eines Glockengießers geboren, zu Salzburg im Franciscanerkloster lebte und starb. Sein „Pansymphonikon" ist nach dem Princip der Physharmonika nur aus Zungenpfeifen construirt. Tonmeister wie Lachner, Meyerbeer, Spohr staunten ebensosehr über die Schönheit des Klanges, als praktische Orgelbauer über die unbegreifliche Einfachheit der Mittel, wodurch sie erreicht wurde. Als „musikalischer Mystiker" fand er ein neues System der Harmonielehre in seiner geistvollen Schrift „Metaphysische Blicke in die Tonwelt". Berühmte Orgeln im Lande sind jene in der bekannten Conciliumskirche Santa Maria Maggiore in Trient und die kleine Orgel aus Cedernholz in der silbernen Kapelle in Innsbruck, angeblich ein Geschenk des Papstes Julius II.

An hervorragenden Sängern hat das deutsche Tirol außer dem bereits genannten Hofopernsänger Bletzacher in Hannover noch zwei Namen zu verzeichnen, den im Jahre 1796 zu Innichen geborenen Julius Cornet, einen Schüler Salieris, und Anton Mitterwurzer, dessen Wiege in Sterzing stand. In den Dreißiger- und Vierziger-Jahren galt Cornet als einer der besten Tenoristen in Deutschland; von 1854 bis 1858 war er Director des kaiserlichen Hofoperntheaters in Wien und starb am 29. October 1860 als Director des Victoriatheaters in Berlin. Anton Mitterwurzer, geboren 1818, war in Dresden engagirt, wo er, noch unter Richard Wagner als erster Bariton glänzte. Das vorarlbergische Ländchen zählt zu den Seinen: Salomon Sulzer, geboren 1804 in Hohenems, Obercantor der israelitischen Cultusgemeinde in Wien, einer der Reformatoren der israelitischen Tempelmusik, der, als ausgezeichneter Sänger und Musiker geschätzt, 86 Jahre alt in Wien starb. Von Sängerinnen glänzten die im Jahre 1800 zu Innsbruck geborene Marianne Kainz und ihre gegenwärtig noch lebende Landsmännin Frau Rosa Lutz.

An productiven Künstlern auf dem Gebiete der Musik bietet die Culturgeschichte Vorarlbergs keinen Namen, der sich besonders bemerkbar gemacht hätte, wohl aber jene von Wälsch- und Deutschtirol. Von Wälschtirolern ist aus dem XVII. Jahrhundert zu nennen der Franciscanermönch Tevo Zaccaria, geboren zu Sacco bei Rovereto 1656, Baccalaureus der Theologie und Lehrer der Musik, welcher zu Venedig 1706 ein vortreffliches Werk, betitelt „Il Musico Testore" herausgab und daselbst 1725 gestorben ist. Den Ruf eines ausgezeichneten Kapellmeisters erwarb sich Dominik Josef Pasqui von Rovereto (1722 bis 1780), Theologe und Organist an der Kirche S. Marco daselbst und Componist von Messen, von denen eine „Santa Maria" von ihm selbst im Jahre 1765 bei Anwesenheit des kaiserlichen Hofes zu Innsbruck mit großem Beifall aufgeführt worden ist. In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts taucht ebenfalls in Rovereto ein ganz bedeutendes Musiktalent auf, Jakob Gottfried Ferrari (geboren 1759). Mit 27 Jahren befand er sich in Paris, als Accompagnateur im „Theater de Monsieur" angestellt. Er machte, insbesondere in Belgien, Concertreisen als Pianist und ließ sich dann in London als Gesanglehrer nieder, wo er im Jahre 1842 starb. Wir besitzen von ihm neben einer Abhandlung über Gesangskunst und einer Sammlung Solfeggien eine große Anzahl Compositionen für die Violine, das Clavier, die Harfe, französische und italienische Romanzen und vier italienische Opern. Fruchtbarer ist der deutsche Landestheil Tirols. In der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts wurde zu Imst der als tüchtiger Contrapunktist bekannte Anton Blasius Ammon geboren (1572), dessen Werke bei dem im XVI. Jahrhundert berühmten Musikalienverleger Adam Berg in München gedruckt erschienen. Um die gleiche Zeit treffen wir einen Tiroler, Leonhard

Lechner aus dem Etschland, als Musikus in der Stadt Nürnberg, später als Hofcomponisten des Herzogs von Württemberg an. Im vorigen Jahrhundert erwarben sich den Ruf tüchtiger Contrapunktisten Peter Madlseder aus Meran (geboren 1730),



Wohnhaus des Geigenmachers Jakob Stainer in Absam.

der Schullehrerssohn Martin Goller, geboren zu Layen im Eisackthal am 20. Februar 1764, gestorben zu Innsbruck 13. Jänner 1836 als Chorregent an der dortigen Universitätskirche, endlich der Sohn des Organisten zu Aldein Ignaz Ladurner, geboren 1. August 1766. Letzterer kam 1788 nach Paris, wo er sich als Clavierspieler und Componist einen Namen machte und eine Professur

am Conservatorium erhielt, die er bis zu seinem am 4. März 1839 erfolgten Tode bekleidete. Außer vielen Compositionen für Clavier allein und für Clavier und Violine hielten sich lange Zeit zwei einactige Opern auf dem Repertoire der Opera comique. Am Ende des vorigen Jahrhunderts pflegte der Hofcaplan und Dommusikus zu Brixen Michael Widmann (1757 bis 1797) neben der kirchlichen Musik auch noch die weltliche, und zwar componirte er kurze deutsche Singspiele, die mit vielem Beifall aufgenommen wurden.

Zu Sterzing erblickte am 8. Mai 1778 Johannes Gänsbacher, der „Körner Tirols", das Licht der Welt. Er kam als Sängerknabe zuerst an die St. Jakobskirche in Innsbruck, später als solcher nach Hall. Als Student an der Innsbrucker Universität mit einem Musikstipendium bedacht, stellte er sich im Kriegsjahre 1796 in die Reihen der Exemten, wie die Studentencompagnie genannt wurde. In dem Gefecht bei Spinges am 2. April 1797 that er sich so sehr hervor, daß ihm ein Commando über mehr als 300 Landesvertheidiger übertragen und die goldene Medaille verliehen wurde. Neuerdings focht er bei Taufers im Vintschgau, wo General Bellegarde den Franzosen heimleuchtete, auf das tapferste mit. Im Jahre 1801 vollendete Gänsbacher die Jura, folgte aber dem Zug seines Herzens, das ihn der Tonkunst in die Arme trieb, und wagte die Reise nach Wien, wo ihn der berühmte Abbé Vogler als Schüler aufnahm und wo er sich mit dessen berühmterem Schüler, Karl Maria von Weber, innig befreundete. Auch nahm er bei Albrechtsberger Unterricht im Contrapunkt. Von Darmstadt, wohin er sich neuerdings zu Abbé Vogler, damals großherzoglichem Hofkapellmeister, begab und wo er mit Meyerbeer und neuerdings mit Karl Maria von Weber zusammentraf, rief ihn das Kriegsjahr 1813 ab. Abermals vertauschte er die Geige mit dem Schwert. In Klagenfurt reihte er sich den 1809 und 1810 versprengten Tirolern ein und zog dann als Lieutenant der ersten Tiroler Schützencompagnie im Fenner'schen Corps unter siegreichen Gefechten nach Sterzing, das er bis zur Beendigung des Feldzuges in Tirol besetzte. Die Kriegsjahre 1813 und 1815, in welch letzterem Jahre Gänsbacher Oberlieutenant des neuerrichteten Kaiserjäger-regiments war, brachten ihm das Kanonenkreuz und die große goldene Civil-Ehren-medaille ein. Nach beendigtem Kriege lebte Gänsbacher als Oberlieutenant in Innsbruck. Doch behagte in der Friedenszeit dem muthigen Kämpfer der Waffenrock nicht mehr. Als daher 1823 der Domkapellmeister zu St. Stefan in Wien J. Preindl starb, kam Gänsbacher, von seinen Wiener Freunden dazu aufgefordert, um die erledigte Stelle ein. Er erhielt sie auch und bekleidete sie bis an seinen am 13. Juli 1844 erfolgten Tod. Zu den Großmeistern der Tonkunst gleich seinen Jugendfreunden Weber und Meyerbeer gehört Gänsbacher nicht. Aber ebenso gewiß gebührt ihm in der Reihe der kleineren Meister ein ehrenvoller Rang, den er nicht nur durch die technische Gediegenheit

eines Stils, sondern auch wegen seiner Originalität vollauf verdient. Die Gänsbachersche Musik erfreut sich in den Kirchen Tirols seit Jahrzehnten allgemeiner Beliebtheit. Wenn es sich um kleinere Festmessen handelt, läßt sich Gänsbacher nicht umgehen. Musikalische Abendandachten mit lauretanischer Litanei und Te Deum sind ohne Gänsbacher kaum denkbar, denn er hatte den Localton ganz und gar getroffen; „man lauscht einem lieblich-innigen „Agnus Dei“ mit eben solcher Freude und Befriedigung wie jenem „Regina“, wo das Kaiserjägerregiment triumphirend in den Himmel einzumarschiren scheint, um seiner heiligen Patronin die begeisterte Huldigung der Tiroler Sänger und Schützen darzubringen.“ In seinen Messen und namentlich in dem tiefernsten Requiem in Es-dur (1811 der Gräfin Firmian-Althan dedicirt und zu ihrer Todtenfeier in Prag aufgeführt) legte Gänsbacher dem frohen Schwung seines urwüchsigen Naturells Zaum und Zügel an, aber wo es sich um den Ausdruck einer volksthümlich festlichen Stimmung handelte, da stimmte er solche Töne an, wie sie ihm aus der Tiroler Brust kamen und weder durch Vogler noch durch Albrechtsberger zurückgedrängt werden konnten. Im Allgemeinen sprechen sich in Gänsbachers Compositionen, die überhaupt mehr männliches Gefühl als überschwellende Phantasie verrathen, auf das entschiedenste aus: treffliche Kenntniß des Satzes, klarer und runder Stil, volle, doch nie überladene Instrumentirung, in welcher Gänsbacher seinem Mitschüler Weber verwandt ist.



Johann B. Gänsbacher.

In dem freundlich gelegenen Dörfchen Zams, eine kleine Stunde unter Landeck am Inn, wurde der Componist Josef Netzer am 18. März 1808 als Sohn des dortigen Schullehrers geboren. Auch er kam später nach Wien, wo ihn in der Compositionslehre Gänsbacher, im doppelten Contrapunkt der berühmte Theoretiker Simon Sechter unterrichtete.

Als Tondichter begründete Netzer seinen Ruf durch die Oper „Mara", welche im Frühjahr 1841 in Wien einen durchschlagenden Erfolg erzielte. Vom August 1844 bis gegen Ende des Jahres 1845 leitete Netzer zugleich mit Lortzing die Leipziger Oper. Im Jahre 1849 ging er als Kapellmeister nach Mainz. Als ihn der steiermärkische Musikverein 1853 zu seinem Kapellmeister ernannte, zog Netzer nach Graz, wo er 1864 starb. Zu Münster, einem Dorfe Unterinnthals, wurde am 24. October 1815 Matthäus Nagiller geboren. Er wurde im Wiener Conservatorium ein Schüler Preyers. 1842 zog er nach Paris und wurde dort ein gesuchter Musiklehrer. Kalkbrenner übergab ihm seinen Sohn; der Sänger Stockhausen, der berühmte Clarinettist Ivan Müller wurden seine Schüler. Aus Freunden und Schülern bildete sich ein Kreis, und so ward in Paris der „Mozart-Verein" gegründet, an dessen Spitze Nagiller stand. Vier Jahre später dirigirte er Compositionsconcerte in Köln, München und Berlin. In den Sechziger-Jahren kam er wieder in sein Heimatsland als Kapellmeister des Musikvereins in Bozen, welche Stelle er mit der des Directors des Musikvereins Innsbruck am 1. Jänner 1867 vertauschte. In dieser Eigenschaft wirkte er bis zu seinem im Jahre 1874 erfolgten Tode. Nagiller schrieb außer zwei Opern („Herzog Friedrich von Tirol" und „Nausikaa") noch Kirchenmusiken, Symphonien, Ouverturen und Lieder, von welch letzteren einige geradezu volksthümlich geworden sind. Ein nicht unbedeutender, aber wenig bekannter tirolischer Meister ist der in Bozen geborene, im Jahre 1869 zu Innsbruck verstorbene Privatier Anton von Mairl. Ein Miserere im Palestrina-Stil, ein solches als Oratorium mit Orchester, ein schönes Stabat mater für Frauenstimmen und Streichinstrumente, ein großes Oratorium „Der Fremdling auf Golgatha" sind seine bedeutendsten Werke, aber sämmtlich Manuscript.

Von gegenwärtig lebenden Tondichtern aus Tirol, welche eine Bedeutung erlangt haben, sind zu nennen aus Bozen Ludwig Thuille, Lehrer an der königlichen Musikschule in München, welcher unter anderen ein mit dem Beethoven-Preise der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien gekröntes Sextett schrieb, und Josef Lazzeri, der in Paris lebt und sich durch Composition von Liedern und Kammermusik bekannt gemacht hat. In Innsbruck lebt der Operncomponist Ernst Tschiderer Freiherr von Gleifheim. Von seinen Werken ist die komische Oper „Die Lady von Gretnagreen" (Text von Mosenthal) zuerst in Salzburg, zuletzt in Breslau mit vielem Beifalle gegeben worden. Der gegenwärtig als Director des Innsbrucker Musikvereins thätige und verdienstvolle Tondichter Josef Pembaur ist ebenfalls ein geborener Innsbrucker. In der Musikschule zu München, wo Wüllner und Rheinberger seine Lehrer waren, gebildet, erhielt er bald darauf die durch Nagillers Tod erledigte Directorstelle im Innsbrucker Musikverein. Als Componist hat er sich ein umfangreiches Arbeitsfeld gewählt und ganz Hervorragendes in der Lied- und Chorcomposition geleistet.

Musikunterricht und Musikausübung erfreuen sich in Tirol und Vorarlberg einer gesunden und regen Pflege. Bis gegen das Ende des XVI. Jahrhunderts war allerdings der gregorianische Choral die einzige Kunstmusik in den Kirchen von Tirol und Vorarlberg und hat sich die „Currende" durch die Bestrebungen der seit dem XVII. Jahrhundert in Feldkirch angesiedelten Jesuiten bis zum Jahre 1805 in dem genannten vorarlbergischen Städtchen unter dem Namen „Gregorisingen" erhalten. Bei Hoffesten machten die Hoftrompeter und Pauker den erforderlichen Lärm. So wurden in Brixen, als die Bischöfe noch souveräne Fürsten waren und einen ausgedehnten Hofstaat hielten, namentlich Bläser bevorzugt wegen der Entraden in der Domkirche beim Einzug des Bischofs. Ähnlich werden es auch die Trientiner Bischöfe gehalten haben.

Auf dem Lande wurde der Gesangsunterricht mit specieller Bestimmung für die Kirche an den verschiedenen Pfarr-, Stift- und Klosterschulen ertheilt, so in dem Benedictiner-Stift Mehrerau in Vorarlberg, zu Fiecht, Wilten, Stams, Innichen, Marienberg und Neustift, sowie an den Pfarrschulen zu Schwaz und Bruneck in Tirol. Die Domschule „Cassianeum" in Brixen war schon im XV. Jahrhundert für den Unterhalt der Chorknaben in der Domkirche bestimmt. In Hall bestand seit uralter Zeit eine Pfarrschule mit Musikunterricht, während das von der Erzherzogin Magdalena 1587 gestiftete Katharinenhaus den Zweck hatte, sechs Kapellknaben für die Musik in der Damenstiftskirche zur Verfügung zu stellen. In der Landeshauptstadt Tirols scheint sich der gesammte stabile Apparat zur Versehung der Kirchenmusik auf einige Sänger und Instrumentalisten in der Pfarrkirche zu St. Jakob und in der Servitenkirche, sowie auf acht Alumnen der „Nicolaihaus-Stiftung" und auf das an der Pfarre St. Jakob bestehende uralte Sängerknaben-Institut beschränkt zu haben, welches letztere seit 1831 in die „Pfarrsingschule" umgewandelt, die „Nicolaihaus-Stiftung" aber in jährliche Handstipendien aufgetheilt wurde, deren Besitzer heute noch die Verpflichtung haben, sich auf dem Musikchor der Universitätskirche beim akademischen Gottesdienst, dessen musikalischen Theil der Innsbrucker Musikverein seit seinem Bestand versieht, verwenden zu lassen.

Es gab übrigens schon zu Anfang unseres Jahrhunderts in Tirol viele kleine Musikschulen, aber keine von Bedeutung. Erst der Innsbrucker Musikverein, der als Schul- und Concertinstitut im Jahre 1818 (2. Juni) ins Leben trat, wuchs trotz manchen ungünstigen Umständen allmälig zu segenbringender Bedeutung für das musikalische Leben im Lande heran. Seit dem Jahre 1856 steht der Innsbrucker Musikverein unter dem Protectorat Seiner kaiserlichen Hoheit des Herrn Erzherzogs Karl Ludwig. Er war meist auch Vorschule oder Muster der anderen in Tirol und Vorarlberg bestehenden Musikgesellschaften und Gesangvereine, so des im Jahre 1854 gegründeten Musikvereins in Bozen mit vorwaltend classischer Richtung, des Männergesangvereins in Brixen und

der philharmonischen Gesellschaft in Trient, die ein Lyceum für Musik unterhält und auch die Musikaufführungen in der Kathedrale unterstützt. In Vorarlberg unterhält gegenwärtig der Musikverein in Feldkirch eine Gesang- und Instrumental-Schule, und während dieser in früheren Jahren pausirte, war Dornbirn der musikalische Vorort des Ländchens. Von tirolischen Gesangvereinen nimmt die „Innsbrucker Liedertafel" den ersten Rang ein, welche die große goldene Medaille „Literis et artibus" von Seiner Majestät dem Kaiser (im Jahre 1884 verliehen) besitzt.



Orgel der Kirche Santa Maria Maggiore in Trient.



Der Vogelweidhof bei Bozen.

Literatur in Tirol und Vorarlberg.

Deutsche Literatur.

Großartige Gebirgslandschaften und flutenumspülte Seegegenden waren von jeher die Lieblingsstätten der Dichtung. Beide regen die Phantasie der Völker an, welche die ersteren mit Riesen und Zwergen, die letzteren mit Nixen und Seefräulein belebt. Treten große historische Ereignisse ein, so werden mythische Gestalten und geschichtliche Personen miteinander in die engste Beziehung gebracht und es entsteht die Heldensage. Unser Hochland durchfluteten zur Zeit der Völkerwanderung deutsche Scharen von Norden nach Süden, denn Tirol bildete die Brücke nach dem herrlichen und ersehnten Italien. Kein Wunder, daß die deutsche Heldensage hier feste Wurzeln faßte und in manchen Volksüberlieferungen noch bis in die Gegenwart nachklingt.

Die longobardische Sage von König Ortnit und dem Zwerge Alberich hatte sich am Gardasee und im südlichsten Tirol festgesetzt. Die Volksepen von Ortnit und Wolfdietrich aus dem Beginn des XIII. Jahrhunderts spielen über das alte Tridentum herauf bis zur Drachenhöhle bei Deutschmetz. Eine Stelle des Wolfdietrich zeigt genaue Bekanntschaft mit Trient. Zu Bern (Verona) saß der gewaltige Dietrich, der Amalungen Trost, um dessen Haupt die deutsche Sage die reichsten Kränze gewunden hat. Er soll die Stadt Trient mit Mauern und Thürmen bewehrt haben und von da aus öfter nach Norden

gezogen sein. Es ist naturgemäß, daß sich die alten Sagen an den gewaltigsten Recken anlehnten und von seinen Kämpfen mit Zwergen und Riesen erzählten. Das Gedicht von König Laurin, der in der Nähe des Schlosses Tirol wohnte, den duftreichen Rosengarten zog und auf Schloß Lichtenberg im Vinstgau in Fresken dargestellt ist, schildert einen solchen Kampf des Berners und seiner Gesellen mit dem listigen Zwergkönig und mit seinen Zwergen und Riesen. Auch im Eckenliede, das an der Etsch und im Nonsthal zu den volksthümlichsten Gedichten zählte und bis ins XVI. Jahrhundert viel gesungen wurde, tritt der große Berner als Riesenbezwinger auf. Der Verfasser dieses Liedes und eines Fragmentes „Goldemar“ war Albrecht von Kemenaten, aus einem adeligen Geschlecht im Pusterthal (urkundlich in den Jahren 1219 und 1241).

Das deutsche Heldenlied lebte in unserem Berglande fort, als es in anderen deutschen Gauen längst durch fremde Stoffe verdrängt war. Der kunstsinnige Nikolaus Vintler, der um die Wende des XIV. und XV. Jahrhunderts Runkelstein erweiterte und mit Bildern schmückte, ließ an die Wand des Söllers Gestalten aus der deutschen Sage malen. Da stehen neben den Größen des classischen Alterthums in den Triaden Siegfried und Dietrich von Bern, Dietleib von Steyr, Riesen und Riesinnen; die Bekanntschaft mit den Stoffen der fremden höfischen Epen aber zeigen uns die Gestalten des Parzival, Iwein und Gawein an. Wie vertraut man mit den berühmtesten Dichtungen der Zeit war, lehren auch die Gemälde aus Eilharts Tristan, Wirnts Wigalois, Pleiers Garel und Bilder zu Neidharts Liedern, welche diese ehrwürdige Kaiserburg aufweist. Wo in ganz Deutschland finden wir eine ähnliche Verherrlichung der deutschen Dichtung durch den Pinsel als in dieser Lieblingsburg des Kaisers Max, der die Gemälde erneuern ließ? Das Heldenbuch an der Etsch, in dem uns die Kudrun und der Erek des Hartmann von Aue erhalten sind und das auf Befehl des kunstsinnigen Kaisers von Hans Ried, Zollner in Bozen, am Beginn des XVI. Jahrhunderts abgeschrieben wurde, stammt wohl auch aus der Burg, die in unseren Tagen durch Seiner Majestät hochsinnige Huld Rettung und neue Ehre gewann.

Während in Tirol das volksthümliche Epos gepflegt wurde, fand das höfische im Nachbarlande Vorarlberg einen glänzenden Vertreter in Rudolf von Ems (gestorben 1254), der neben Konrad von Würzburg der bedeutendste Schüler Gottfrieds von Straßburg war. Seine Dichtungen: der gute Gerhard, Barlaam und Josaphat, die Alexandreis zählen zu den besten Erzeugnissen höfischer Erzählungskunst.

Neben der Epik erklang im herrlichen Berglande auch „Nachtigallensang“. Wann wurde zum ersten Male hier das Schnaderhüpfel oder das Trutzlied gesungen? Bis in die ältesten Zeiten jedes Volkes reicht auch die Gemüthspoesie zurück, denn wer kann sich die Liebe ohne das Lied denken? Unwillkürlich erinnert man sich der Schnaderhüpfel, wenn man das alte Lied liest: Ich bin dîn, du bist mîn. Es ist ein Volksreim, der dem

XII. Jahrhundert angehört, aber noch heutzutage in tausend Variationen nachklingt. Und wenn im nahen Baiern damals solche Verse gesungen wurden, werden sie auch in Tirol gang und gäbe gewesen sein.

Neben dem Volksliede, dem Erbe uralter Tage, trieb aber auch die Kunstlyrik hierzulande schöne Blüten. Wenn man den größten Lyriker deutscher Zunge neben Goethe,



Die drei Riesen: Freske aus dem Triadencyklus auf Runkelstein.

Walther von der Vogelweide, der zu Wien singen und sagen gelernt und die Donaustadt und den Hof der Babenberger so hoch gefeiert hat, mit großer Wahrscheinlichkeit für einen Sohn unserer Berge und den Vogelweidhof bei Bozen gegenwärtig vielfach für seine Geburtsstätte hält, so gehören seine Schüler und Liedgenossen, Leutold von Säben und Rubîn zweifellos Tirol an, wie auch Walther von Metz und Hartmann

von Starkenberg. Neben den Minnesängern begegnen uns die tiefsinnigen Spruchdichter: Meister Friedrich von Sunburg und Meister Stolle. Sie werden überragt von dem Lehrdichter Heinrich von Burgûs (Burgeis), dessen „Seelenrath“ selbst dem wälschen Gast des Thomasin von Zirklarja an poetischem Werth und überhaupt den meisten Lehrdichtungen der Zeit an Tiefe des Gemüthes, gesunder Lebensanschauung und realistischer Darstellung überlegen ist. Der Verfasser lebte als Bruder des minderen Ordens an der Scheide des XIII. und XIV. Jahrhunderts in Brixen, wohl als Beichtvater der Clarissen. Werthvolle Züge bietet sein Gedicht der Culturgeschichte dar und sein Vers und sein Reim müssen für diese Zeit tadellos genannt werden.

Welche rege Theilnahme man der deutschen Poesie im XIV. und XV. Jahrhundert entgegenbrachte, davon zeugen die Fragmente vieler Handschriften, die später leider zerschnitten und zu Einbänden benutzt wurden. Neben den kostbaren Nibelungenhandschriften wurden Bruchstücke von Gottfrieds Tristan, von Pleiers Garel, vom Buch der Väter, von der goldenen Schmiede und von den Mariengrüßen gefunden, wie auch Abschriften des Passionals. Die große Handschrift der Christherrechronik, welche von Heinz Sentlinger aus München zweimal, zuerst 1384 für Niklas den Vintler und dann 1399 für Leopold den Vintler, geschrieben wurde, zeigt in ihrer Ausstattung, daß man für die Abschrift eines poetischen Werkes, selbst wenn es 100.000 Verse zählte, keine Kosten scheute. Die Sterzinger Miscellaneenhandschrift aus dem XV. Jahrhundert enthält in bunter Folge deutsche und lateinische Gedichte, Satiren und Trinklieder, neben Hymnen und frommen Liedern auch Pseudoneidharte und kann mit den carmina Burana verglichen werden.

Schon am Ende des XIII. Jahrhunderts wurde die deutsche Prosa für amtliche Zwecke gebraucht. Die Urbare des Grafen Meinhart sind in den Siebziger- und Achtziger-Jahren geschrieben und neben den Habsburger Urbaren, die Franz Pfeiffer herausgegeben hat, wohl die ältesten deutschen Denkmäler dieser Art. Am Beginn des XIV. Jahrhunderts wurde das Sonnenburger Urbar ins Deutsche übertragen. Manche Weisthümer reichen bis in diese Zeit zurück, wenn sie uns auch nur in späteren Handschriften erhalten sind.

Fahrende Sänger durchzogen das Land und kehrten auf den Burgen ein. Graf Meinhart wurde von ihnen besungen, Frauenlob besuchte das Land und frohe Lieder ertönten am Hofe des heiteren Königs Heinrich von Böhmen und seiner lebenslustigen Tochter Margarethe. Daß es auch im Lande selbst an Spielleuten und Sängern nicht fehlte, melden zahlreiche Zeugnisse.

Das Land im Gebirge bildete die Brücke zwischen Deutschland und Italien. Von beiden Seiten wurde unser Kunststreben beeinflußt. Auch auf dem Gebiete der Literatur begegnen wir früh einer italienischen Strömung. Im Jahre 1411 übertrug Hans Vintler das italienische Prosawerk „Fiori di virtù“, welches dem Tomaso Leoni zugeschrieben wird,

unter dem Titel „Die pluemen der tugent“ in deutsche Verse, besonders im zweiten Theile mit vielen, zuweilen umfangreichen eigenen Zusätzen, die für die Culturgeschichte von großer Bedeutung sind. Petrarca's Schrift: „De variis remediis utriusque fortunae“



Leutold von Säben.

wurde im XV. Jahrhundert übersetzt und Oswald von Wolkenstein kannte Dante's „Inferno“ und Petrarca's Werke.

Oswald von Wolkenstein (1367 bis 1445) ist nach Walther der vielseitigste deutsche Lyriker früherer Zeit. Lieder weltlichen und geistlichen Inhalts hat er in den mannig=

faltigsten Tönen gesungen und wie sein großer Vorgänger ist auch er zugleich Dichter ernster Sprüche und Rügen. Man nennt ihn den letzten Minnesänger; wirklich klingen seine Lieder oft an Walther, Neidhart, Hadloub und die provenzalischen Dichter an und in seiner Spruchdichtung begegnen wir ganzen Versen aus Freidanks „Bescheidenheit“. Allein er ist nicht blos der Ausläufer einer verblühten Zeit, er ist auch der Bote einer kommenden neuen. Neben den alten Weisen ertönen echt volksthümliche Klänge, die an das Volkslied mit seinem Juchezer gemahnen, und ein oft derber Realismus tritt an die Stelle der alten höfischen Manier. In seinen Lehrgedichten herrscht schon der nüchterne Geist und der trockene Ton des Meistergesanges und auch seine Sprache steht auf der Grenze des Mittelhochdeutschen und des Neuhochdeutschen.

Arm ist er als Knabe in die Welt hinausgelaufen und hat die Länder und Völker unseres Erdtheils und weite Strecken Asiens und Afrikas gesehen. Auf seinen abenteuerlichen Fahrten, die ihm den Namen des tirolischen Odysseus eingetragen haben, hat er sich die Kenntniß fremder Sprachen erworben, von denen er fast ein Dutzend zu brauchen verstand:

„Franzoisch, moerisch, katlônisch und kastiliân,
teutsch, latein, windisch, lampertisch, reussisch und român,
die zehen sprâch hab ich gebraucht, wenn mir zerran.“

Auch in der Instrumentalmusik besaß er Fertigkeit: „auch kund ich fidlen, trummen, paugken, pfeiffen“, und sein Tenor fand allenthalben Beifall. Die Compositionen seiner Lieder sind für die Geschichte der Musik von nicht geringerer Bedeutung als ihre Texte für die Geschichte der Literatur. Bald von den höchsten Fürsten ausgezeichnet und von Königinnen mit ehrenden Ringlein geschmückt, bald geächtet, gefangen und im Kerker schmachtend, hat er des Lebens Lust und Leid im reichsten Maße gekostet. Und dies volle Menschenleben klingt in seinen Liedern in den mannigfaltigsten Weisen aus. Weder an Reichthum der Töne, noch an Vielseitigkeit der Begabung kommt ihm sein Zeitgenosse, der Vorarlberger Hugo von Montfort (1357 bis 1423), nahe, bei dem das didaktische Element über die Lyrik, die Prosa über die Poesie schon völlig den Sieg davongetragen hat.

Dramatische Aufzüge und Vorstellungen heidnischen Inhalts reichen in Tirol bis in die frühesten Zeiten zurück. Nach der Ausbreitung des Christenthums traten seit dem XIV. Jahrhundert Darstellungen aus der Lebens- und Leidensgeschichte des Erlösers an ihre Stelle. Nach einer alten Sage wäre Herzog Friedrich mit der leeren Tasche in einem Bauernspiel zu Landeck aufgetreten und hätte sich dabei als Landesfürsten zu erkennen gegeben. Seit dem XV. Jahrhundert sind uns dramatische Aufführungen in Hall, seit dem XVI. Jahrhundert in Brixen, Bozen und Sterzing bezeugt. Als Leiter der Spiele hat in Bozen der Schulmeister Benedikt Debs aus Ingolstadt, in Sterzing der Maler



Denkstein des Oswald von Wolkenstein in Brixen.

Vigil Raber (gestorben 1552) gewirkt. Die zahlreichen geistlichen Spiele und die prächtigen Fastnachtsspiele, die das Sterzinger Archiv enthält, rühren von beiden her, wenn sie auch nicht die Verfasser aller dieser Stücke sind. Manche sind von Raber selbst überarbeitet worden, und der rege Verkehr mit Deutschland hat auch fremdes Gut in das Land gebracht; so wissen wir, daß in Hall um die Mitte des XVI. Jahrhunderts die Dramen von Sixt Birk und Georg Makropedius bekannt waren.

Wie reicher Bergsegen blühte damals auch mächtiger Sinn für Kunst und Literatur. Der Verkehr mit Deutschland und Italien weckte geistiges Leben; die Söhne wohlhabender Familien machten die übliche Cavalierstour durch Europa und studirten an den Universitäten von Deutschland, Italien und Frankreich. So erwarb sich Anton von Annenberg (1420 bis 1480), der die kostbare Bibliothek auf seinem Schlosse anlegte, seine Bildung am Rhein und in Burgund. Lukas Geizkofler aus Sterzing (gestorben 1620), der sein Leben selber beschrieben und den Tiroler Landreim (1557) verfaßt hat, studirte in den Jahren 1562 bis 1572 in Augsburg, Straßburg und Paris. Wie der heitere König Heinrich von Böhmen und seine Tochter

der Dichtkunst und dem Gesange hold gewesen waren, so auch der lebenslustige Erzherzog Sigismund (1439 bis 1490), dessen Gemalin Eleonore von Schottland den um 1480 erschienenen französischen Roman „Pontus und Sidonia“ ins Deutsche übertrug. Sein Nachfolger Kaiser Max, der letzte Ritter, förderte Kunst und Wissenschaft in großartiger Weise. Der letzte Ausklang mittelalterlicher Ritterdichtung, der weitberühmte „Teuerdank“, vom Kaiser selbst erfunden und ausgeführt, wurde von Marx Treizsauerwein und später von dem Kaplan Melchior Pfinzing (gestorben 1535) geordnet und überarbeitet. Viele der hier erzählten Abenteuer spielen in unserm Land Tirol, das dem Kaiser immer nahe am Herzen lag. Und denselben Treizsauerwein, den Sohn eines Waffenschmiedes aus Mühlau bei Innsbruck, hat er 1514 auch mit der Redaction der prosaischen Erzählung vom „Weißkunig“ beauftragt.

In der stürmischen Zeit der Reformation brachen Hader und Kampf auch in unser friedliches Bergland herein und der Bauernkrieg fand seinen lauten Widerhall in Tirol. Solche Jahre sind den Musen nicht hold. Aber noch lebten das Volkslied und die Bergreien der Knappen in Schwaz, Sterzing und Klausen fort und die streitlustige Zeit brachte stachlige Spottverse gegen Rom und die Papisten oder tendenzfrohe Comödien, wie „Die zwen stendt“ von Vigil Raber (1535), an den Tag. Wie fromme Glockentöne aber klingen einige Lieder unserer überzeugungstreuen Wiedertäufer in den brausenden Sturm hinein, Lieder, deren Innigkeit und Wärme uns an den viel späteren Paul Gerhardt gemahnt.

Auf die lauten Stürme der Reformation folgte die traurige, unheimliche Zeit der Gegenreformation. Da wurden nicht nur „luttrische“ Bücher, sondern auch ganz unverfängliche Dichtungen und harmlose Volksbücher (wie „Dietrich von Bern“, „Ecken Ausfahrt“, „Eulenspiegel“, „Kaiser Octavianus“, „der deutsche Cato“), ja selbst fromme Lieder confiscirt oder verbrannt. Ein unsäglicher Druck lag auf allen Gemüthern und die sangesfrohen Knappen von Hall, Klausen und Schwaz räumten das Land. Auf lange Zeit hinaus war der kindliche Frohsinn und die rechte Liederlust erstickt, die Dichtung in deutscher Sprache völlig verdrängt. Selbst des gebildeten Lukas Geizkofler deutsche Verse sind meist nur gereimte Prosa und auch in den dicken Folianten des Hippolyt Guarinonius ist gebundene und ungebundene Schreibart bunt gemischt; Guarinonius (1571 bis 1654) hat als erzherzoglicher Leibarzt zu Hall über die „Grewel der Verwüstung des menschlichen Geschlechts“ (Ingolstadt 1610) ein umfangreiches satirisch-didaktisches Werk geschrieben, das noch heute namentlich dem Culturhistoriker Belehrung und Kurzweil gewährt.

Die Prosa drang in dieser Zeit auch in das Drama ein; das erste in ungebundener Sprache abgefaßte deutsche Originaldrama ist unter dem Titel „Ein Schöne Comoedi Speculum vitae humanae, Auff Teutsch Ein Spiegel des Menschlichen Lebens genandt“, 1584 in Innsbruck gedruckt worden und hat den Urenkel des Kaisers Max, den Erzherzog

Ferdinand II. von Tirol, zum Verfasser, an dessen Hof das Drama ausgiebige Pflege fand. Ein Jahrhundert später hat sich der Erzherzog Karl Ferdinand als eifriger Gönner des deutschen Schauspiels gezeigt und die Truppe der „Inspruggischen Hofcomödianten“ war auch außerhalb Tirol bekannt und beliebt. In den Jesuitenschulen dagegen wurde seit der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts mit dem üblichen Pomp, meistens in fremden Sprachen, lateinisch oder italienisch, gespielt. Lateinisch war auch die Sprache der Humanisten in ihren Gelegenheitsdichtungen und Preisgedichten, welche schon dadurch weiteren Kreisen entfremdet wurden. Hier überragt alle anderen Tiroler weitaus der Jesuit Nikolaus Avancini aus Brez im Nonsthal, der wie Balde mit großer Meisterschaft Oden in lateinischer Sprache und lateinische Schauspiele schrieb. Avancini war „Hofdichter der Ferdinande und Tyrtäus des österreichischen Heeres im dreißigjährigen Kriege“. Er zeigt tiefe Trauer über die Zerrüttung Deutschlands, schildert mit ergreifenden Zügen die Schrecken des Krieges und hofft nur vom Kaiser Frieden und Glück für Reich und Volk. Große Fertigkeit in lateinischen Versen, die ihm besser gelangen als die steifen Alexandriner in deutscher Sprache, besaß auch Michael Winnebacher (1656 bis 1742). Er war geboren zu St. Martin in Passeier, wo sein Vater Donatus Meßner, Bäcker und Maler war, und hatte schon in der Schule der Jesuiten zu Innsbruck seinen Lehrern als Dichter, Sänger und Schauspieler Achtung abgewonnen. Nachmals hat er als Seelsorger zu Moos in Hinterpasseier segensvoll gewirkt und in diesem stillen Winkel neben frommen Liedern auch heitere weltliche Sachen gedichtet, wo sich ein derber realistischer Humor in den steifen Formen der Jesuitenschule oft ergötzlich genug ausnimmt. In weiteren Kreisen sind von den längeren Gedichten besonders „Der deutsche Kummersee“ und das komische Epos „Einbruch in einen Weinkeller“ bekannt geworden; wie glücklich der Dichter kecken drastischen Humor mit classischen Erinnerungen zu verquicken wußte, das zeigt am besten „Der Mooser Kirchtag“. Hier sind seine Pfarrkinder als Schafe und Böcke hingestellt, er selbst erscheint als Mölibäus Wurstmacher, bestellter Schafhirt von Moos. Er durfte noch über den Tanz im Stadel beim Geklimper des Hackbretts scherzen, während später Sang und Tanz in Acht und Bann gethan wurden. In Vorarlberg dichtete gleichzeitig der begabte Laurentius von Schnüffis, dessen „Mirantisches Flötlein“, „Mirantische Mayen Pfeiffen“, „Mirantische Maultrommel“ (1695) in ihrem Stil an die Pegnitz-Schäfer, im Inhalt an Angelus Silesius erinnern, während Josef Gallanda dort seinen „Seelenseufzer“ in flüssigen Alexandrinern schrieb.

Unter der Regierung der Kaiserin Maria Theresia und des Kaisers Josef II. zog eine frischere Luft durch unsere Thäler. Für Unterricht und Bildung war nun besser gesorgt als in den Zeiten der drückenden Gegenreformation, überall begann geistiges Leben und Streben neu zu erwachen. Die Dichtungen von Haller, Gottsched, Gellert,

Rabener, Geßner, Ewald von Kleist, Ramler und Klopstock waren weit verbreitet und viel gelesen. Die Freimaurerlogen zu Bozen, Brixen und Innsbruck, denen nicht nur Laien, sondern auch Priester angehörten, wirkten mit Erfolg für Bildung, Aufklärung und Humanität. In Innsbruck und in Bozen, wo sich schon im Mittelalter Sinn und Liebe für Kunst und Dichtung gezeigt hatte, entfalteten literarische Gesellschaften eine unermüdliche Betriebsamkeit. Freilich haben sie wenig Bleibendes geschaffen, aber um die formelle Ausbildung in Sprache und Vers haben sie sich ein nicht zu unterschätzendes Verdienst erworben. Ein bedeutenderer Stoff und ein tieferer Gehalt wurde unserer Dichtung erst durch die kriegerischen Ereignisse am Ende des Jahrhunderts zugeführt. Aus dem Jahre 1797 besitzen wir eine stattliche Anzahl feuriger Kriegslieder, von denen manche als würdige Vorläufer der Dichtungen von Arndt und Körner gelten können. Edle Begeisterung für Kaiser und Vaterland, glühender Haß gegen die Feinde und stolzer Mannesmuth erfüllen diese kampflustigen Gesänge. Nur wenige sind in der unvolksthümlichen Form der Ramlerschen Oden gedichtet; zwei von ihnen haben den gelehrten Johann Baptist Primißer (geboren 1739) zum Verfasser, der als Professor und Bibliothekar lange segensreich gewirkt hat und 1815 in Wien als Custos des k. k. Münz- und Antikenkabinets und der Ambrasersammlung gestorben ist. Die meisten dieser Kriegslieder sind zündende Volkslieder und aus dem Passeier- und dem Pusterthal bald durch das ganze Land gedrungen. Noch reichere Blüten solcher schnittiger Bauernlieder, deren Verfasser wie die meisten Volksdichter in undurchdringliches Dunkel gehüllt sind, trieb dann das große Heldenjahr 1809.

In der patriotischen Begeisterung jener Tage wurzeln auch die Dichtungen von Alois Weißenbach. Geboren 1766 zu Telfs im Oberinnthal, studirte er Medicin und wurde Arzt in der österreichischen Armee, später Professor an der Universität Salzburg, wo er als Medicinalrath am 26. October 1821 verschieden ist. Er war ein geborner Dichter, der sich mit den Besten seiner Zeit messen konnte. Schwung und Gedankenfülle zeichnen seine Werke aus, die leider nur mitunter die Durchbildung der Sprache und des Verses vermissen lassen. Gedichte wie „Der heilige Augenblick“, „Das gerettete Tirol“ und andere dürfen sich neben den Liedern Körners und Arndts sehen lassen und sind, wie das Märchenspiel „Die Erlösung der Teutonia“ (1813), die Arbeit eines wahren Patrioten von echtem Schrot und Korn. Er hat auch zwei Trauerspiele, den „Brautkranz“ 1810 und die „Barmeciden“, geschrieben; sein bekanntestes Werk ist „Aigen, Beschreibung und Dichtung“ (1818). Wie Weißenbach hier das reizende Aigen bei Salzburg feierte, so hat sein Zeitgenosse Pater Philipp Benitius Mayr (geboren zu Hall 1760, gestorben zu Innsbruck 1826), seine Vaterstadt Hall mit ihrer herrlichen Umgebung und die Hauptstadt Innsbruck in idyllischen Gedichten besungen, welche durch feurige Phantasie,

Gedankenreichthum und durch die glückliche Behandlung des Hexameters ausgezeichnet sind. Neben patriotischen Zeitgedichten hat er auch Dramen geschrieben und ist durch sein sechsactiges Trauerspiel „Andreas Hofer, Sandwirth in Passeier", ein Vorläufer Immermanns und Auerbachs geworden, die er aber an Kenntniß und richtiger Zeichnung der Verhältnisse und Charaktere weit übertrifft. Als Professor der Ästhetik und der Philosophie an der Universität zu Innsbruck hat der geniale Mann, der für alles Schöne, sei es in Dichtkunst und Musik oder in Malerei und Plastik, glühte, höchst anregend auf die studirende Jugend eingewirkt und in ihr namentlich die Liebe zur Poesie geweckt. Die späteren Generationen der Zwanziger-Jahre haben in ihm ihren Lehrer erblickt und heute noch wird sein Name mit Ehrfurcht genannt.



Beda Weber.

Einen schroffen Gegensatz zu diesen beiden Dichtern, die nach dem Ideale strebten, bildet Alex Mayr, Priester zu Rattenberg (gestorben 1821), ein derber Realist, der sich Blumauer zum Vorbild nahm. Humor und Witz, eine volksthümliche, oft bis zum Gemeinen niedersteigende Sprache kennzeichnen seine Gedichte, die einst handschriftlich weit verbreitet waren und heitere Leser fanden. Besonders beliebt waren die burlesken Dichtungen „Der Pfarrconcurs", „Antonius, der heilige Einsiedler, Gedicht auf das Namensfest des Decans zu Matrei" und „Apologie des Hexenglaubens im XVIII. Jahrhundert".

Neben diesen zwei patriotischen Männern muß als Zeitgenosse Josef Freiherr von Hormayr (geboren zu Innsbruck 1781, gestorben zu München 1848), der am tirolischen Freiheitskampfe größten Antheil nahm, genannt werden. Er machte sich als anregender und unermüdlicher „Geschichtsforscher voll lebendigen Sinnes für Volksleben und Volkssagen", für die er besonders in seinen historischen Almanachen und Archiven aufs thätigste wirkte, einen bewährten Namen. Sein „Österreichischer Plutarch oder Leben

und Bildnisse aller Regenten Österreichs, Wien 1807—1814", galt als classisches Werk und als Geschichtsschreiber ward er Johannes von Müller an die Seite gestellt. Seine Geschichte Wiens ist noch immer dem Forscher unentbehrlich. Aufsehen erregte sein letztes Werk: „Memoiren aus dem Tagebuche eines alten Pilgermanns, Jena 1845", in welchem er, verbittert durch trübe Erlebnisse, mit vielfach ungerechten Ausfällen seinen späteren Übertritt aus dem österreichischen in den baierischen Staatsdienst zu rechtfertigen suchte.

Der Same des Edlen und Schönen, den Pater Benitius gestreut, fiel nicht auf unfruchtbaren Boden. Talentvolle Jünglinge widmeten sich mit Liebe der Poesie und dem Studium der Ästhetik. Die ersten Blüten, welche der neue Dichterfrühling trieb, waren die „Alpenblumen aus Tirol" (1828 bis 1830). Der Herausgeber der „Alpenblumen", die noch heute Beachtung verdienen, war der vielseitig gebildete, geistreiche Johannes Schuler (geboren 1800, gestorben als Professor der Rechtsphilosophie und des Strafrechts zu Innsbruck 1859). Er selbst veröffentlichte darin drei Novellen: „Liebeswahnsinn", „Jakob Stainer" und „Die Teufelsburg", welche neben J. Streiters „Schauspielern" die ersten Dichtungen dieser Art in Tirol waren. Die Darstellung zeugt von ernstem Studium Goethe's, besonders in dem „Liebeswahnsinn" mit seinen tief empfundenen Briefen. Schade, daß der Dichter damit seine poetische Laufbahn abschloß, die zu schönen Hoffnungen berechtigte. An den „Alpenblumen" betheiligten sich Magnus Beyrer, Simon Strobl, Bernhard Mazegger, Josef Thaler (unter dem Namen Lertha), Beda Weber und Pius Zingerle. Mit Beyrer wirkte später als Publicist der reichbegabte Strobl, sie zogen sich leider bald ganz von der Dichtung zurück, die vier letztgenannten aber blieben den Musen bis zu ihrem Tode treu.

Der vielseitigste und thätigste unter ihnen war Beda Weber (geboren zu Lienz 1798, gestorben als Stadtpfarrer zu Frankfurt am Main 1858). Mit einer glühenden Phantasie begabt, kühn in Sprache und Bildern, schuf er lyrische Gedichte voll Feuer und Schwung, denen leider nur oft schönes Maß und Klarheit fehlen. Seine „Klotilde von Payrsberg" kann sich mit den besten epischen Gedichten jener Zeit messen, und auch seine zahlreichen prosaischen Werke verrathen durch den Farbenglanz und die Wärme der Darstellung den geborenen Dichter. Wir nennen nur „Das Land Tirol" (1838), „Die Stadt Bozen und ihre Umgebungen" (1849), „Oswald von Wolkenstein und Friedrich mit der leeren Tasche" (1850) und die „Charakterbilder" (1853). Ihm gebührt auch das Verdienst, die Gedichte Oswalds von Wolkenstein (1847) zuerst veröffentlicht zu haben. Als Gymnasialprofessor zu Meran hat er damals wie kein anderer anregend und zündend auf die Jugend gewirkt und ihr Liebe zur Poesie und Geschichte eingeflößt.

An dithyrambischem Schwung und patriotischer Begeisterung stand ihm der Arzt Bernhard Mazegger (1799 bis 1876) am nächsten, während Josef Thaler (1798

bis 1876) in ruhigeren Weisen seinen Gefühlen für Kaiser und Vaterland Ausdruck verlieh. Seine bedeutendste Dichtung sind „Die letzten Starkenberger", in welcher er den Kampf der Edlen gegen den Herzog Friedrich und ihre endliche Niederlage in ottave rime besingt. Pius Zingerle, der berühmte Orientalist (1801 bis 1881), widmete sich vorzüglich der geistlichen Dichtung. Religiöse Gesänge, Legenden im Stile Herders und zarte Lieder, die an Eichendorff mahnen, sind ihm am besten gelungen. Größeren Erfolg hatte er als Übersetzer orientalischer Dichtungen und seine Übertragungen aus dem Arabischen, Persischen und Syrischen zeichnen sich durch Treue und Gewandtheit aus. Andere Bahnen als die genannten, bei denen der Einfluß Klopstocks, Schillers und der Stolberge nicht zu verkennen ist, wandelte der fortschrittlich gesinnte und feingebildete Josef Streiter (1804 bis 1873) unter dem Dichternamen Berengarius Ivo, der sich an Goethe und Tieck anlehnte und ein weiteres Feld bebaute. Nicht nur lyrische Gedichte und poetische Erzählungen finden wir bei ihm, sondern auch dramatische Dichtungen im Stil der Romantiker: sein dramatisches Märchen „Die Lebensquelle" mahnt an Tiecks Märchendramen, das historische Trauerspiel „Heinrich IV." zeigt den Einfluß von Shakespeare, und auch ein frisches und launiges Lustspiel „Der Assessor", hat unseren Streiter zum Verfasser. Außer den Theilnehmern an den „Alpenblumen" dichteten damals A. Ritter von Goldegg-Lindenburg (1787 bis 1854), Franz Freiherr von Unterrichter (1775 bis 1867) und Johann Senn (1792 bis 1857). Der erste ist Verfasser von lyrischen Gedichten nach dem Muster von Matthisson und Salis, die damals in Tirol so viel gelesen wurden. Der andere schuf, wohl unter dem Einflusse Pyrkers, die umfangreichen Epen „Tirol" und „Das Lechfeld oder Otto der Große", und hat auch zwei Trauerspiele geschrieben: „Wilhelm Biener"



Philipp Jakob Fallmerayer.

und „Egen“ (Egno), der letzte Graf von Eppan“. Beide überragte der mit sich und der Welt zerfallene Senn. Sein Lied: „Adler, Tiroler Adler, warum bist du so roth?“ ist zum wahren Volkslied geworden, sein süßes Schwanenlied, von Fr. Schuberts Melodie getragen, flog in weite Kreise, seine Epigramme enthalten tiefsinnige Gedanken und aus seinen Jesuitensonetten klingt ein im Bergland bisher ungewohnter freisinniger Ton wie Hahnenruf bei grauendem Morgen.

Während unsere Dichter in verschiedenen Weisen ihren patriotischen und religiösen Stimmungen Ausdruck gaben und nur selten über das Gebiet der Poesie hinausgriffen, bildete sich im Stillen das „Tschötscher Joggele“ zu einem der ersten Prosaisten seiner Zeit heraus. Der Knabe, der in der bachdurchrauschten Thalschlucht von Schalders die Ziegen gehütet und dabei den Melodien des stürzenden Wildbachs und der Sänger des Waldes gelauscht hatte, erschien plötzlich als bewunderter und gefeierter „Fragmentist“, der durch den Wohlklang seiner Sprache, durch den feinen attischen Witz und die poesievollen Landschaftsbilder jeden Leser entzückte, — zugleich aber auch zu ernsten Gedanken aufforderte, indem er mit dem Seherblick eines Propheten auf die nahenden Kämpfe um das goldene Horn und die Schicksalsstadt Stambul hinwies. Ein geheimnißvoller Wandertrieb zieht uns Tiroler nicht nur nach dem sonnigen Süden, sondern auch nach den märchenhaften, geheiligten Stätten des Ostens. So trug es einst Oswald von Wolkenstein zum Schwarzen Meere, wo er Schiffbruch litt, und so wanderte vierhundert Jahre später Philipp Jakob Fallmerayer (1790 bis 1861) an denselben Ufern: er malt uns die Comnenenstadt Trebisonda, den ewig grünen Buschwald von Kolchis, die frommen Stätten des heiligen Berges Athos in so bezaubernden, farbensatten Tönen, daß wunderbare Sehnsucht jeden Leser erfüllt, so daß er nur gleich zum Pilgerstab greifen und die bestrickenden Reize jener Gegenden mit eigenen Augen genießen möchte. Reichthum an großen Gedanken, harmonischer Redefluß, ein edler getragener Stil, heitere Ironie und treffende Satire zeichnen alle Schriften Fallmerayers, auch die Essays und die kleinen Recensionen aus. Wie der Fragmentist, Unheil ahnend, nach dem Osten und dem gewitterbrauenden Norden schaut und das deutsche Volk zur Sammlung und Eintracht auffordert, um dem Sturm, der unserer Gesittung und Bildung droht, mit vereinter Kraft zu wehren, wendet auch Hanns von Perthaler (geboren zu Olang im Pusterthal, gestorben in hoher Stellung zu Wien am 11. März 1862) seine scharfen Blicke häufig auf die dunkeln Wolken, die am östlichen Horizont aufsteigen. Einer der edelsten und geistreichsten Söhne unserer Berge, tritt er in seinen formvollendeten und inhaltsschweren Schriften für Österreichs und Deutschlands Größe und Macht ein, wie für Bildung jeder Art und besonnenen Fortschritt. An Fallmerayer erinnern auch seine vielseitigen, besonders historischen und staatsmännischen Kenntnisse und seine männliche Gesinnung. Seine politischen Schriften

wurden jenen des Friedrich von Gentz verglichen. In seinen Jugendjahren schuf er auch lyrische Gedichte, die nach Inhalt und Form Beachtung verdienen, wie eine Novelle „Meeresleuchten", welche einen Ehrenplatz auf diesem Gebiete beanspruchen kann.

Eigenartig steht Professor Sebastian Ruf da, der (geboren 1802, gestorben 1871) viele Jahre als Kaplan an der Landesirrenanstalt wirkte und in seinen Epigrammen und Aphorismen sich als tüchtigen Psychologen und tiefen Denker zeigt. Seit 1835 las



Hermann von Gilm.

Professor Alois Flir (geboren zu Landeck 1805, gestorben als Rector und Prediger an der Kirche del' anima in Rom 1859) an der Universität zu Innsbruck über classische Literatur und Ästhetik und erwarb sich nicht nur große Verdienste um die Jugendbildung, sondern machte sich auch als Dichter in den „Bildern aus den Kriegszeiten Tirols" und in dem werthvollen Trauerspiel „Regnar Lodbrog oder der Untergang des nordischen Heidenthums" geltend. Bedeutenden Erfolg hatten auch seine „Briefe über Shakespeare's Hamlet".

Im Jahre 1846 erschien Adolf Pichler in den „Frühliedern aus Tirol" an der Spitze einer Schar von jungen Sängern. Neben weniger bedeutenden begegnen uns hier zuerst Vincenz von Ehrhart, Hermann von Gilm, Alois von Mages, Alois Meßmer, Karl von Seiffertitz, Kaspar Speckbacher und der eigenartige, leider so früh verstorbene Adolf Purtscher. Manche ängstliche Seele witterte in diesem harmlosen Büchlein ein gegen die ältere Richtung oppositionelles „Jungtirol". Ganz mit Unrecht, wohl aber waren einige reichbegabte Dichter hier zum erstenmal auf den Plan getreten, die treu bis an ihr Ende den Musen huldigten. Unter ihnen zunächst der kunstsinnige Alois Meßmer (geboren 1822, gestorben zu Albano 1857), dem wir nicht nur werthvolle lyrische Poesien, sondern auch das Fragment eines längeren Gedichtes „Religion und Kunst" und die anregenden „Reiseblätter, gesammelt zwischen Venedig und Amsterdam" verdanken. Dann Vincenz von Ehrhart (geboren 1823, gestorben zu Wien 1873), der seine Gedanken und Gefühle in so vollendete Form zu gießen verstand, daß seine Romanzen und Lieder, besonders die Sonette, selbst im deutschen Norden Bewunderung fanden. Eigenartig steht neben ihnen der große Lyriker Hermann von Gilm (geboren 1813 zu Innsbruck, gestorben in Linz 1864), mit Recht „die tirolische Nachtigall" genannt. Frei, wie der Vogel in den Zweigen singt, hat auch er gesungen. Er ist ein von Gott begnadeter Sänger, und wäre ihm ein besseres Los beschieden gewesen, so hätte er mit den ersten Dichtern jener Zeit um den Lorbeerkranz streiten können. An Talent war er den meisten der Epigonen überlegen. Tiefes Gemüth, zündende Gedankenblitze, originelle Bilder und Vergleiche zeichnen seine sangbaren Lieder aus. Erinnert Einiges an den Einfluß Heine's und Freiligraths, so erscheint er im Ganzen und Großen durchaus originell. Der Blumen- und Harzduft unserer Alpen weht uns aus seinen Liedern kräftig und erfrischend entgegen, während die „Wälschtirolischen Sonette" den würzigen, berauschenden Duft der Orangen- und Citronenblüten ausathmen und vor unseren Augen die dunkeln Cypressen, noch höher die Bergesriesen der Dolomite emporragen. Neben den weichen und feurigen Tönen der Liebe klingen wie Trommel und Schwegel die frischen Weisen der Schützenlieder und die Weckrufe, die der Freiheit rosigen Morgen verkünden. Im Gegensatz zu Gilm hat sich Adolf von Pichler (geboren 1819) an Platen gebildet. Er ist in erster Linie Epiker und hat sein Bestes in dem gedankentiefen „Frà Serafico" und in den „Marksteinen" geleistet, deren reiner Wirkung die in Prosa geschriebenen „Allerlei Geschichten aus Tirol" nicht gleichkommen. Auch auf dem Felde des Epigramms schließt er sich würdig an Platen an; unter seinen lyrischen Gedichten verdienen die Hymnen den Vorzug. Seine tief angelegten Trauerspiele „Die Tarquinier" und „Rodrigo" sind durch ihre classische Form mehr zur Lectüre als für die Bühne geeignet. Als Lyriker verdienen eine hervorragende Stelle Hanns von Vintler (geboren 1837, gestorben 1890), dem wir neben formvollendeten,

warm und tiefempfundenen Liedern auch gedankenreiche Prologe, die ihres Gleichen suchen, sowie bewundernswerthe Übersetzungen aus dem Englischen, Französischen und Italienischen verdanken, und Frau Angelika von Hörmann (geboren 1843), die sinnige, melodienreiche Sängerin, die sich nicht nur durch ihre lyrischen Gedichte, sondern auch durch die Epen „Die Saligen“ und „Oswald von Wolkenstein“ einen Namen gemacht hat.

Auf den beiden Gebieten der Epik und Lyrik treffen wir auch Gottlieb Putz (geboren 1818, gestorben 1886) und Christian Schneller (geboren 1831). Von dem Ersteren besitzen wir außer sangbaren, gemüthlichen Liedern die erzählenden Gedichte „König Laurin“ und „Das alte Lied vom Benzenauwer“; von dem Letzteren, der sich auch als Sprach- und Sagenforscher großes Verdienst erworben hat, die reizende Erzählung „Der Alpsee“, „Eldorado“ und „St. Valentin“. Er ist auch der Dichter des vaterländischen Trauerspiels: „Der Knappe von Schwaz“ (1880).



Franz Michael Felder.

Lieder frommen Sinnes oder Stimmungsgedichte, Verse zum Lobe des herrlichen Heimatlandes haben Johann Pfeifer (1820 bis 1889) und Cölestin Gschwari (1823 bis 1847), gedichtet, während Ferdinand Weller (1825 bis 1869) neben anderen klangvollen Weisen sein feuriges Lied gegen die Landesfeinde sang, das heute noch ertönt:

„Sie sollen sie nicht haben
Des Brenners Scheidewand,
Sie sollen erst sich graben
Das Grab in unserm Land.“

Im Nachbarlande, wo die alamannische Sprache so melodisch und verlockend klingt, dichteten Christoph Anton Walser, Josef Feldkircher, Gebhard Weiß, Franz Josef Vonbun, Kaspar Hagen, Ludwig Seeger u. A. nach Hebels Vorbild mit Vorliebe in der Mundart; das Neuhochdeutsch wurde meist nur zur Prosa verwendet. Hier tritt uns auch der edle Bauer Franz Michael Felder (1839 bis 1869) aus Schoppernau im Bregenzerwald als Naturdichter entgegen. Er bewirthschaftete mit Fleiß und Geschick

sein kleines Gut, widmete aber die freien Stunden, wie sein Verwandter Franz Moosmann, dem Studium und der Lectüre und verstand den Pflug so gut wie die Feder zu führen. In etwas ungelenker Sprache schrieb er zuerst das Lebensbild „Nummamüllers und das Schwarzokaspele“ 1863, das durch frische richtige Zeichnung des Volkslebens und der Charaktere anzog, und schritt dann zu den Erzählungen „Sonderlinge“ und „Reich und Arm“ vor, die durch ihre Wahrheit und glückliche Darstellung großen Erfolg hatten. Freie männliche Gesinnung und hohe Begabung zeichnen seine Schriften aus. Den militärischen Kreisen gehört Robert Byr (Karl von Bayer, geboren 1835) an, dessen Romane weite Verbreitung fanden und dessen Trauerspiel „Lady Gloster“ im Wiener Burgtheater gegeben wurde. Der beliebte Humorist Josef Wichner (geboren 1852) lenkt mit seinen „Alraunwurzeln“ und der „Mappe eines Volksfreundes“ wieder in die Bahnen von Hebels „Schatzkästlein“ und „Rheinischem Hausfreund“ ein; auch seine flotten Gedichte und seine Erzählung „Der Novize“ finden großen Beifall. Als Lyriker ist noch J. G. Vonbank (geboren 1824), als Epiker Engelbert Winder (1848 bis 1891) zu nennen.

In Tirol schallt es in neuerer Zeit von allen Zweigen. Aus der großen Schar der Lyriker verdienen eine besondere Erwähnung: Ludwig von Hörman, Patrik Anzoletti, Josef Erler, Rudolf Greußing, Fr. Kranewitter, Alois Ladurner, Georg Obrist, Anton Ritter von Schullern, Josef Seeber, Norbert Stock, Richard von Strele, Karoline Gräfin Terlago und der Wälschtiroler Bartholomäus Dèl Pero. Als Epiker begegnen uns Karl Domanig mit seinem „Abt von Fiecht“, Adolf Povinelli mit „Ahasver in Tirol“ und Josef Seeber mit der Legende „Die heilige Elisabeth“. Das Drama wurde von Karl Domanig, Franz Lechleitner, Martin Meyer, A. L. Schenk, Josef Seeber, Johann Vikoler und Arthur Graf Wolkenstein gepflegt. Die Dorfgeschichte fand vorzügliche Bearbeiter in Isidor Müller, Max Stichlberger und besonders in Johann Schöpf, dem tirolischen Jeremias Gotthelf, der auch ein Drama mit Chören „Gudrun“ gedichtet hat, während der Roman durch Rudolf Greinz „Wer steinigt sie“ und Franz Lechleitner „Der Schreiber von Constanz“ vertreten ist. Sagen, Anekdoten und Bilder aus dem Volksleben lieferten Alois Menghin, Martin Meyer, Peter Moser, Anton Oberkofler und Karl Wolf, während Ludwig von Hörmann in seinen ausgezeichneten Schriften: „Tirolische Volkstypen 1877“ und „Das tirolische Volksleben 1879“ nach Riehls Vorbild große Culturbilder entwarf und die „Schnaderhüpfeln aus den Alpen“ (zweite Auflage 1882), sowie ähnliche Sammlungen in mustergiltiger Weise herausgab.

Wir dürfen nicht fragen: „Ist im Tiroler Lande verschollen aller Sang?“, denn allerorten klingt das Lied, und während man sich in den ersten Decennien unsers Jahrhunderts beinahe nur der Lyrik gewidmet hatte, bebaut man nun alle Felder der schönen Literatur vom schlichten Liede bis hinauf zum kunstreichen Drama, der Krone aller Dichtung.

Die italienische Literatur.

Die ersten Schriftsteller Wälschtirols waren Geistliche, welche in lateinischer Sprache schrieben, und auch zur Zeit als die italienische Vulgärsprache schon für literarische Arbeiten in Anwendung gekommen war, schrieb man hier, wie anderswo, noch immer in einem mehr oder minder guten Latein. Die älteste italienische Prosa, von der wir zuverlässige Kunde haben, geht bis in das vierzehnte Jahrhundert zurück. Wir meinen „Li statuti e ordinamenti fati e copilati per la fradaya de li batui de Trento e de tuto lo vescoua“, deren glückliche Entdeckung im Archiv der k. k. Statthalterei in Innsbruck wir Christian Schneller verdanken.

Von einem einstigen Eremiten Raniero Fasani aus Perugia um 1258 gegründet, hatten sich die Bruderschaften der Flagellanten, oder wie sie sich auch nannten „Disciplinati di Gesù Cristo“, mit staunenswerther Schnelligkeit von den umbrischen Bergen über Italien und darüber hinaus in der ganzen Christenheit verbreitet. In Säcke gekleidet, oft auch fast nackt, zogen sie umher, Leute jedes Alters und jedes Standes, und, indem sie sich zum Andenken an das Leiden Christi geißelten und in Strömen Blut und Thränen vergossen, riefen sie in ihren kunstlosen, traurigen Liedern in der Vulgärsprache die göttliche Barmherzigkeit an. Solche Lieder erhielten in der italienischen Literatur die Benennung „Laude spirituali“, das ist „geistliche Lieder“. Diese waren zuerst dem Inhalt und der Form nach lyrisch, allein sehr bald ging die lyrische Form in Gesprächsform über, wenn der Inhalt der „Laude“ es gestattete; die Rollen wurden unter verschiedene Personen vertheilt und auf diese Weise entstanden die sogenannten „Laude drammatiche“, welche die ältesten dramatischen Versuche in der italienischen Vulgärsprache sind.

Auch in Wälschtirol wurden solche „Laude“ der „Disciplinati“ oder „Battuti“ gesungen und sie gelten dort als das älteste Muster italienischer Volksdichtung, indem sie gleichzeitig mit den ersten Versuchen in Prosa erschienen. Wir meinen die „Laude dei Battuti di Rendena“ von einem unbekannten Verfasser, welche im „Archivio Trentino“ vom Dr. August Panizza veröffentlicht wurden. Ein anderes von Desiderio Reich veröffentlichtes Schriftwerk in Vulgärprosa aus dem XIV. Jahrhundert bietet die Aufzählung der dem Orden der „Crociferi“ (Kreuzbrüder) zu Trient verliehenen Ablässe „Indulgentie de toto lordine de li spedali de sancta croxe, de croxe Christi, de la cità de Trento“.

Wenngleich die italienische Vulgärsprache dieser Sprachdenkmäler noch unentwickelt ist und eine rein mundartliche Färbung hat, wenngleich die Verse der „Laude“ wenig gefeilt sind und Reime enthalten, welche hier und da nicht einmal Assonanzen sind, muß man doch zugeben, daß es einiger Zeit bedurfte, bis es möglich war, selbst in solcher Weise zu schreiben, und man darf daher wohl vermuthen, daß die ersten literarischen Versuche in

italienischer Vulgärsprache in Wälschtirol wenigstens bis beiläufig in die Hälfte des XIII. Jahrhunderts zurückgereicht haben dürften, das ist in jene Zeit zurück, in welcher die echt italienischen Mundarten beinahe gleichzeitig in Nord-, Süd- und Mittel-Italien die Oberhand gewannen.

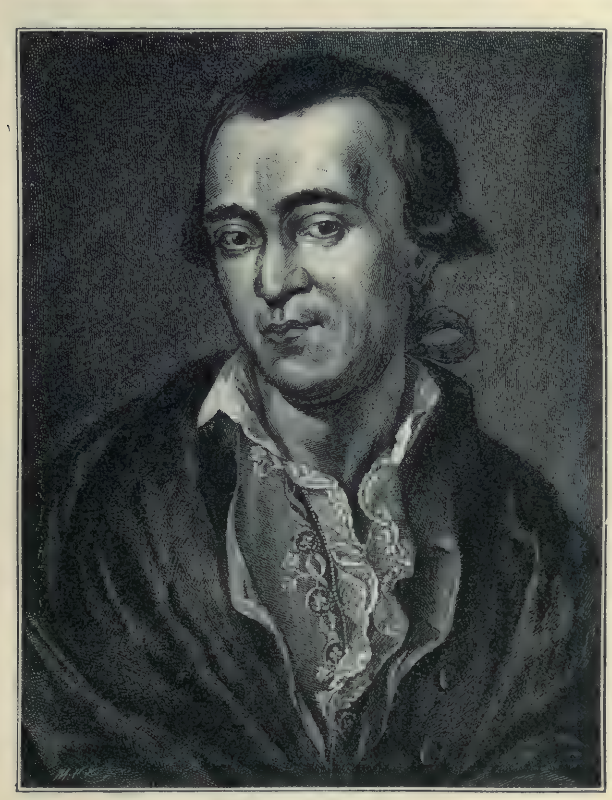
Die Erfindung der Buchdruckerkunst war auch in Tirol der Wiederbelebung des geistigen Lebens in hohem Maße förderlich und es gebührt der alten Bischofstadt Trient die Ehre, nicht blos in Tirol, sondern in ganz Österreich die erste Buchdruckerei besessen zu haben. Kaum war ein Vierteljahrhundert seit der Erfindung der Buchdruckerkunst verflossen, als in Trient (1475), und zwar unter der Regierung des Fürstbischofs Johann IV. von Hinderbach (1465 bis 1486), des großen Gönners und Beschützers der Gelehrten, von Albert Kunne von Duderstadt eine Druckerei errichtet wurde. Später, im Jahre 1558, errichtete der jüdische Arzt Giacobbe Marcaria in Riva am Gardasee eine Druckerei, aus welcher eine Reihe hebräischer Werke hervorgegangen ist, und zwanzig Jahre darauf erhielt auch das Städtchen Arco durch den Typographen Joannes Guettus a Judicharia eine Druckerei.

Im Jahre 1482 erschien in Trient die „Catinia", ein von Sicco Polentone aus Levico in italienischer Vulgärsprache geschriebenes Lustspiel, welches überhaupt für das erste in italienischer Sprache geschriebene Lustspiel angesehen wird. Den Namen „Catinia" erhielt dieses Stück von dem Spieler der Hauptrolle Catinio, das ist Verkäufer von Spülnäpfen (catini). Ein seltsames Product pöbelhafter Plattheit, war dasselbe von dem Verfasser zuerst in lateinischer Prosa unter dem Titel „Lusus Ebriorum" geschrieben worden.

Sehen wir von zwei lateinischen Dichtern ab, welchen das XV. Jahrhundert Lob und Beifall zollte, nämlich Giovanni Lagarino und Nicolò d'Arco, so eröffnet in Wälschtirol das XVI. Jahrhundert einer der zahlreichen Nachahmer Petrarca's, der aber nicht Laura, sondern eine gewisse Dorothea, Tochter des Grafen Christoph Arz, besang. Dieser Dichter war Cristoforo Busetti oder Bucetti von Rallo im Nonsberg, Verfasser eines „Canzoniere" (Liederbuches), welches erst im Jahre 1836 in Mailand in Druck gelegt wurde. Gleich Petrarca theilte auch Busetti seinen Canzoniere in vier Abschnitte: nämlich in Reime, die in Gegenwart seiner Geliebten geschrieben wurden; in solche, die fern von seiner Geliebten entstanden sind; in nach der Rückkehr ins Vaterland geschriebene Verse und in solche über verschiedene Gegenstände. Die Verschiedenheit des Standes und ihr adelsstolzer Vater legten zuerst Dorothea dem Dichter gegenüber strenge Zurückhaltung auf. Allein die Standhaftigkeit trug endlich den Siegespreis davon. Die Familie Busetti wurde von Maximilian II. (28. October 1567) in den Adelstand erhoben und die Ehe des Dichters mit seiner geliebten Dorothea kam im Jahre 1569 zu Stande.

Nicht so sehr um seiner Form willen als wegen seines historischen Inhalts verdient das Gedicht von Pier Andrea Mattioli betitelt: „Il Magno Palazzo del Cardinal

di Trento descritto in ottava rima" erwähnt zu werden. Mattioli war ein berühmter Arzt und Naturforscher, gebürtig von Siena, der lange am glänzenden Hofe der Fürstbischöfe von Trient Bernard Cles und Cristoph Madruzz lebte und im Jahre 1577 in jener Stadt starb, wo ihm auch im Innern des Doms ein Denkstein gesetzt wurde. Er war nach Trient gekommen, als der Cardinal Bernard Cles neben dem alten Schlosse, in dem die Fürstbischöfe Hof hielten, einen neuen geräumigen und prächtigen Fürstensitz, das „Castell del Buon Consiglio" erbaute. Der mächtige Eindruck dieses Baudenkmals begeisterte Mattioli zu jener Dichtung in achtzeiligen Reimen, welche zuerst im Jahre 1539 zu Venedig in Druck gelegt und dem Cardinal Cles gewidmet ist. Ein anderes kleineres Gedicht, das den öffentlichen Notar zu Trient Leonardo Colombino von Terlago zum Verfasser hat, beschreibt das am 3. Mai 1547 von Cardinal Madruzz im Castell del Buon Consiglio zur Feier des Sieges des Kaisers Karl V. bei Mühlberg veranstaltete Fest. Lange Zeit ungedruckt wurde es in wenigen Exemplaren aus Anlaß der Hochzeit Larcher-Ciani veröffentlicht unter der Aufschrift: „Il Trionfo tridentino di Leonardo Colombino" (Trento 1858). Es sind kunstlose Achtzeiler, allein man verzeiht sie gern dem Dichter über die anregende Kunde von diesem Feste, mit dem ein sogenannter Liebestriumph (Trionfo d'amore), das ist, ein Umzug von Edelfrauen in der Tracht der Figuren des Tarokspiels, dann eine Tanzunterhaltung und zuletzt ein Lustspiel in fünf Aufzügen verbunden war.


Clementino Vannetti.

In diesem Jahrhundert machte sich auch Bartolomeo Tachello von Arco, gestorben 1628, durch Schriftwerke in Versen und Prosa, welche sich durch Leichtigkeit des Stils und Sprachreinheit auszeichnen, um die italienische Literatur in Wälschtirol hochverdient. Er ist der Verfasser der „Amaranta, favola boschereccia", des Lustspiels

„Accordi di Amore e di Fortuna", des Buches „Lettere e Suppliche mandate a' Principi, a' Cardinali, Signori etc." und vieler anderer kurzer lyrischer Gedichte, welche größtentheils ungedruckt blieben. Tacchello erfreute sich der auszeichnenden Freundschaft Torquato Tassos, welchem er einige Sonette widmete.

Zu dieser Zeit lebten in Wälschtirol auch ausgezeichnete Männer der Wissenschaft. Ambrogio Franco von Arco, Innocenzo a Prato aus der hochedeln Familie der Herren von Segonzano und Giacomo Castelrotto von Strigno thaten sich als Geschichtsforscher hervor; Jacopo Acconcio von Ossana im Sulzberg kämpfte als der erste in Wälschtirol gegen die scholastische Philosophie seiner Zeit an und sein Buch „De Methodo" würde einen Ehrenplatz in der Geschichte der Philosophie verdienen. In der Heilkunde machten sich Giulio degli Alessandrini aus Trient, welcher am Hofe der Kaiser Ferdinand I., Maximilian II. und Rudolf II. lebte, und Ottaviano Rovereti, gleichfalls aus Trient, in der Rechtskunde Antonio Guetta von Denno im Nonsberg einen Namen. Als trefflicher lateinischer Dichter des XVI. Jahrhunderts verdient Jacopo Vargnano von Arco, gestorben 1596 oder im Anfang von 1597, genannt zu werden.

Das XVII. Jahrhundert war auch für die Literatur Wälschtirols eine unfruchtbare und rückschrittliche Epoche. Es war das sogenannte „Seicento" des italienischen Schriftwesens — das Zeitalter, in welchem in Italien die Akademien in Schwung waren, in denen man, wenige Ausnahmen abgerechnet, in unverschämtester Weise mit Lobreden wechselseitigen Handel trieb. Die Akademiker gaben sich untereinander die seltsamsten Namen. Auch in Trient wurde unter dem Schutze der Fürstbischöfe und der Jesuiten im Jahre 1628 ein derartiger Verein, die Accademia degli Accesi (Akademie der Entzündeten) gegründet, deren Mitglieder Edelleute und Freunde der schönen Wissenschaften waren. Allein, ungeachtet des Feuers, wovon sie innerlich hätten entzündet sein sollen, brachten sie nur unbedeutende Arbeiten in Prosa und in Versen zu Wege, voll von Kriechereien und Schmeicheleien. Allein diese Geisteserzeugnisse sowie auch die Namen der Verfasser selbst und die schwülstigen Namen, welche die Mitglieder der Akademie nach der üblen Sitte der Zeit führten, wie z. B. l' Incenerito (der Eingeäscherte), l' Intrepido (der Unerschrockene), il Focoso (der Hitzige), l' Invigorito (der Gestärkte) u. s. w., bekamen gar bald den verdienten Lohn, die Vergessenheit. Jedoch gedenken wir hier des Carlo Maria Saracini, der zweimal Consul von Trient war und das im Schlosse von Trient im Jahre 1656 aufgeführte Lustspiel „La Stratonica" schrieb, und des Girolamo Bertolli von Ossana, der um das Jahr 1649 lebte und uns einige Idyllen, die „Elogî storici" der Trienter Bischöfe und das Trauerspiel „Il Bellenzano" hinterließ. Auch die theologischen Studien und die Heilkunde fanden zu dieser Zeit in Wälschtirol einzelne emsige Pfleger als: Nicolò Avancini von Brez, der ein Leben

Christi in lateinischer Sprache veröffentlichte, wovon eine italienische und eine deutsche Übersetzung herauskam, und der berühmte Arzt Ippolito Guarinoni von Trient (1571 bis 1654), der Leibarzt der Erzherzoginnen Maria Christine und Eleonore und des Kaisers Ferdinand II., Verfasser mehrerer Werke, in welchen er theils medicinische, theils moralische und historische Stoffe behandelte.

Bessere Früchte trug die italienische Literatur Wälschtirols im XVIII. Jahrhundert, insbesondere in der zweiten Hälfte desselben. Der Antrieb zu einer Wiedergeburt der schönen Wissenschaften ging von Rovereto aus, einer Stadt, die seit jeher deutsche Gründlichkeit mit toscanischer Anmuth und Lieblichkeit verband und nun die Wiege einer auserlesenen Schar von Männern wurde, welche eine Ehre in die ursprüngliche Reinheit ihrer Muttersprache setzten und sich durch literarische Geisteserzeugnisse verschiedener Art einen ehrenvollen Ruf begründeten. Namentlich war es die im Jahre 1750 gegründete Akademie zu Rovereto, welche sich große Verdienste um die Pflege der Sprache erwarb und zu liebevoller Behandlung der vaterländischen Geschichte den Anstoß gab. Es ist die „Accademia degli Agiati“ (Akademie der Bequemen oder Langsamen, lateinisch: Lentorum Academia), die nach der Sitte der Zeit so benannt wurde, weil die Akademiker der Überzeugung waren, daß der Geist, um die angestrebte Vollkommenheit zu erreichen, nicht zur Eile angetrieben werden, sondern allmälig fortschreiten müsse. Dem Namen entsprach auch das Emblem der Akademie, eine große Schnecke, welche eine Pyramide hinan kriecht, mit dem Wahlspruch: „Giunto 'l vedrai per vie lunghe e distorte.“

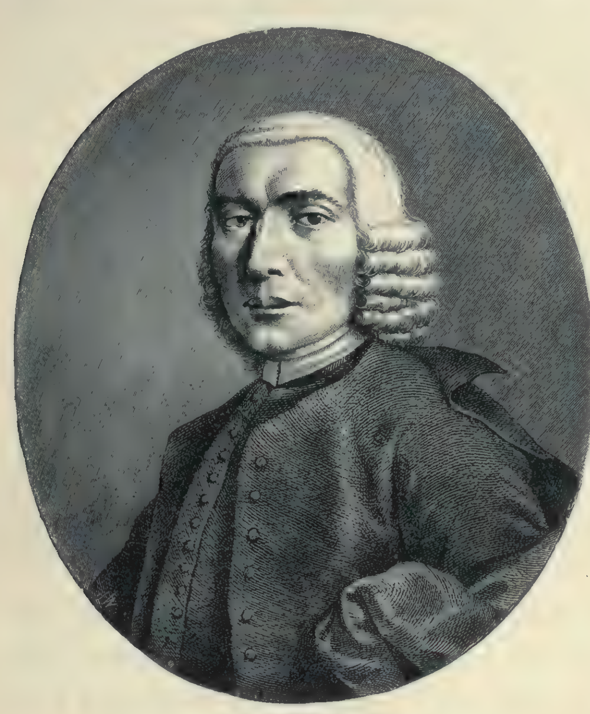
Die Akademie ging aus bescheidenen Anfängen hervor; ursprünglich war sie nur ein Privatverein, der im Hause der berühmten Bianca Laura Saibante (1723 bis 1797) sich über literarische Gegenstände unterhielt. Mit Josef Valerian Vannetti vermählt, Mutter des gleichfalls berühmten Clementino Vannetti, verfaßte die hochgebildete Dame selbst eine Abhandlung über die häusliche Beschäftigung der Frauen in der alten und neuen Zeit: „Intorno all' occupazione domestica delle donne nei tempi antichi e moderni“ und Gedichte (Rime), welche zu Padua 1831 in Druck erschienen sind. Während früher Girolamo Tartarotti, als er in Rovereto die „Accademia dei Dodonei“ zu gründen suchte, in der Stadt nur geringe Unterstützung fand, nahm sich diese nunmehr der neuen Gesellschaft mit um so größerem Eifer an. Wie durch Zauber entstand aus der ursprünglich nur häuslichen Versammlung ein zahlreicher literarisch-wissenschaftlicher Verein, welcher die besten Kräfte der Stadt umfaßte. Im April des Jahres 1752 wurden die Vereins-Satzungen angenommen, kraft deren sich die Gesellschaft in eine förmliche Akademie verwandelte, deren Zweck darauf gerichtet war, „zum Fortschritt und zur Verbreitung der Wissenschaften, der schönen Redekünste und der anderen Künste mit-

zuwirken und, soweit die eigenen Kräfte und Mittel es gestatten, die Bildung des Verstandes und die Gesittung der Landsleute, besonders in der Stadt und in dem Landestheile, wo die Akademie ihren Sitz hat, zu fördern". Im Jahre 1753 wurden von der Kaiserin Maria Theresia der Akademie von Rovereto alle jene Vorrechte ertheilt, welche in ihrem Reiche ähnlichen Einrichtungen verliehen zu werden pflegten.

Die Akademie, welche sich binnen kurzer Zeit sowohl in Italien als in Deutschland den besten Ruf erwarb, zählte in der Folge unter ihren Genossen neben den ausgezeichneten Gelehrten und Schriftstellern des Landes hervorragende Größen der italienischen Literatur, als Scipione Maffei, Girolamo Tiraboschi, Gasparo Gozzi, Carlo Goldoni und später Vincenzo Monti, Raffaele Lambruschini, Giulio Carcano, Gino Capponi, Alessandro Manzoni, und unter den Deutschen Ludwig Kannegießer, Josef von Sperges, Sonnenfels, Karl Littrow, Fr. Hettinger, Sonklar, J. Ficker und andere. Seit neun Jahren werden regelmäßig jedes Jahr in einem eigenen Bande die „Atti dell' Accademia degli Agiati di Rovereto" in Druck gelegt.

Unter den in den Wissenschaften und im Schriftwesen des XVIII. Jahrhunderts ausgezeichneten Roveretanern stellen wir obenan Girolamo Tartarotti, geboren zu Rovereto im Jahre 1706 und gestorben im Jahre 1761, den Verfasser des Werkes „Del Congresso notturno delle Lamie". Der Hauptzweck dieses Buches war, den zu seiner Zeit besonders in den niederen Volksklassen noch tief eingewurzelten Hexenglauben zu bekämpfen. Mit kritischer Begabung und umfassender Gelehrsamkeit hellte er auch viele dunkle Partien der vaterländischen und besonders der Kirchengeschichte auf und veröffentlichte hierüber eine Reihe von Werken, unter denen wir nur die Dissertationen: „Sull' origine, della Chiesa trentina", „Dell' origine della Chiesa di Aquileja" sowie seine „Memorie Antiche di Rovereto" nennen wollen. Freilich gerieth er hierüber in einen langen und scharfen Streit mit den Gegnern freier Forschung, so daß er andere von ihm geplante Werke, vor Allem das schon weit fortgeschrittene Werk „Sull' arte critica" nicht mehr vollenden konnte. Wir haben von ihm auch ein kleines, im Jahre 1785 zu Rovereto herausgegebenes Liederbuch („Canzoniere"), welches geistliche und moralische Gedichte, Liebeslieder &c. enthält und allerdings nicht etwa durch Originalität und besondere Erfindungsgabe hervorragt, aber immerhin von geläutertem Geschmack Zeugniß gibt. Satirischen Inhaltes ist seine umfangreichste Dichtung „La conclusione dei Francescani", welche die jährlich zweimal im Franciscaner-Kloster zu Rovereto öffentlich gehaltenen scholastischen Discussionen mit ihren Scheingründen und Spitzfindigkeiten zum Gegenstand hat. Er veröffentlichte auch ein „Ragionamento intorno alla poesia lirica toscana", worin er die Ursachen des damaligen Verfalls der Dichtkunst bespricht und den Geschmack auf den rechten Weg zu lenken sucht.

Demnach war Girolamo Tartarotti ein ausgezeichneter Dialectiker, Kritiker und Archäolog, er war ein glücklicher italienischer und ein nicht zu verachtender lateinischer Schriftsteller und ein über die Mittelmäßigkeit erhabener Dichter. Seine dankbaren Mitbürger errichteten ihm in der Kirche San Marco, wo er begraben worden war, eine Büste, allein veranlaßt durch den Neid seiner Gegner entstand große Aufregung und es erfolgte sogar der große Kirchenbann, weil acht Tage vor seinem Tode auf Anordnung der Trienter Curie die Schrift Tartarottis, die den Titel führt „Seconda lettera di un giornalista italiano", welche gegen den Pater Bonelli, Verfasser der „Memorie istorico-critiche intorno al B. M. Adalpreto" gerichtet war, von Henkershand öffentlich in Trient verbrannt worden war. Schließlich entschied aber die Kaiserin Maria Theresia, daß dem Verstorbenen eine christliche Inschrift in der Kirche gesetzt werden dürfe, die Büste dagegen im Rathhaus aufzustellen sei und das gegen ihr Vorwissen unbefugter Weise verhängte Interdict aufzuhören habe.


Girolamo Tartarotti.

Sein jüngerer Bruder Jacopo Tartarotti, gestorben 1737 im Alter von kaum dreißig Jahren, widmete sich besonders geschichtlichen und archäologischen Forschungen. Er entwarf auf breiter Grundlage den Plan zu einem „Saggio della biblioteca tirolese", welcher kurze geschichtliche und biographische Nachrichten über alle tirolischen Schriftsteller bringen sollte, aber infolge seines frühzeitigen Todes nicht über einen einzigen gedruckten Band hinaus gedieh. Eine andere Schrift: „Le più antiche iscrizioni della Valle Lagarina" nahm sein Bruder in die „Memorie antiche di Rovereto" auf.

Auch Giuseppe Valeriano Vannetti, der Gemal der Laura Saibante (1719 bis 1764), war ein unermüdlicher Gelehrter. Er hinterließ außer den „Rime burlesche", ein kurzes Poem: „La Ninfa del Leno"; auch war er der erste, welcher in den „Lezione sopra il dialetto roveretano" die heimatliche Mundart einer Prüfung unterzog und,

soweit es damals möglich war, die Etymologie der Wörter zu erforschen und zu erklären suchte, während er endlich in dem Schriftchen „Intorno ad alcune circostanze della vita di Dante“ darlegte, wie Dante in die Lage kam, einige Zeit im Lagerthal zu verweilen und dort eine seiner schönsten Canzonen zu dichten.

Clementino Vannetti, sein und der Laura Saibante Sohn, geboren zu Rovereto im Jahre 1754, gestorben 1795, stand schon in seinen Jugendjahren als Verfasser verschiedener kleiner Werke, so eines lateinischen Lustspiels „Lampadaria“ (die Lampenträgerin), in Ansehen. Später widmete er sich eingehend den Studien der alten Classiker. Als Sekretär der „Accademia degli Agiati“ verfaßte er eine Reihe von Werken in italienischer und lateinischer Sprache, welche jene veröffentlichte, darunter anmuthig dahinfließende lyrische Gedichte, Dialoge, in welchen er sich als Meister vom Fach zeigte, Biographien einiger Schriftsteller, ein Buch über den Aufenthalt Cagliostros in Rovereto, in dem er List und Trug dieses berüchtigten Schwindlers entlarvte, und ebenso gelehrte, wie scharfsinnige Bemerkungen über Horaz in drei Bänden, zugleich sein Hauptwerk, worin er selbst die kleinsten Schönheiten dieses Dichters ins rechte Licht zu stellen wußte. Er schrieb diese „Osservazioni“ in so correcter und zierlicher Sprache, daß er dafür die Anerkennung der Akademie della Crusca in Florenz erhielt. Clementino Vannetti war auch Mitglied der Crusca und Mitarbeiter für die neue Ausgabe ihres Wörterbuchs und stand in fortwährendem Briefwechsel mit den ausgezeichnetsten italienischen Schriftstellern und Dichtern seiner Zeit. Anton Cesari, ein großer Bewunderer Vannettis, wählte denselben in seinem schönen Dialog der Grazien „Dialogo delle Grazie“ als eine der redenden Personen.

Von den Brüdern Felice und Gregorio Fontana von Pomarolo bei Rovereto war der erste, geboren im Jahre 1720, ein gelehrter Physiker und Naturforscher, zuerst Professor der Philosophie in Pisa und bald darauf Hofphysiker des Großherzogs Peter Leopold in Florenz, wo er ein damals vielbewundertes physikalisches und naturhistorisches Kabinet gründete, welches in Italien das größte Staunen erregte. Seine Wachspräparate gefielen dem Kaiser Josef II. so sehr, daß er eine gleiche Arbeit für die von ihm gegründete Akademie in Wien bestellte. Von den Werken von Felice Fontana erwähnen wir die Abhandlung „Sul veleno della vipera, sui veleni americani, sul lauro ceraso e sopra alcuni altri veleni vegetabili“, welche im Jahre 1787 in Berlin auch ins Deutsche übersetzt wurde, da sie zu dem Besten gehört, was bis zu jener Zeit über diesen Gegenstand geschrieben worden war. Gregorio Fontana, geboren 1735, war ebenfalls ein fruchtbarer Schriftsteller, und zwar auf dem Gebiete der Mathematik; er wurde Nachfolger des berühmten Boscowich auf der Lehrkanzel dieses Fachs zu Pavia, welche er dreißig Jahre hindurch ehrenvoll vertrat. Giambattista Graser von Rovereto (1718 bis 1786),

Professor der Ethik an der Universität zu Innsbruck, war ein Gesinnungsgenosse Girolamo Tartarottis, zu dessen Ehren er eine gewählte Leichenrede schrieb.

Neben diesen berühmten Roveretanern des vorigen Jahrhunderts verdienen noch genannt zu werden: Giuseppe Pederzani vom Lagerthal, ein scharfsinniger Dante-Forscher, und Carlo Rosmini, Verfasser der „Storia di Milano", der „Vita di Ovidio", der „Vita di Lucio Anneo Seneca", der „Vita di Francesco Filelfo" und mehrerer anderer Biographien. Doch beschränkte sich das wissenschaftliche und schriftstellerische Leben Wälschtirols im vergangenen Jahrhundert nicht auf das Stadtgebiet von Rovereto, auch in anderen Städten und Thälern des italienischen Theiles von Tirol lebten Männer, die der Wissenschaft ihrer Zeit zur Zierde gereichten, wie die Namen eines Bonelli, Tovazzi, Pilati, Barbacovi, Martini, Borsieri und Scopoli beweisen.

Benedetto Bonelli kam im Jahre 1704 in Cavalese zur Welt und starb 1783 im Franciscaner-Kloster von San Bernardino in Trient, wo er die längste Zeit seines Lebens als Vicar, Guardian, Lector u. s. w. zugebracht hatte. Durch mehr als vierzig Jahre bekleidete er auch das apostolische Predigeramt in den ersten Städten Wälschtirols und Italiens; in der Adelpretfrage war er Tartarottis Gegner. Von der außerordentlich großen Zahl seiner gedruckten und handschriftlichen Werke sind seine „Notizie storico-critiche intorno alla Chiesa di Trento" und die „Monumenta Ecclesiae Tridentinae" für Jeden, der sich mit der tridentinischen Geschichte befaßt, unentbehrlich, wie dies auch von dem handschriftlich in der Bibliothek seines Klosters in Trient aufbewahrtem Nachlaß des Franciscaners Gian Grisostomo Tovazzi von Volano (1731 bis 1806) gilt. Auch Carlo Antonio Pilati von Tassullo im Nonsberg, geboren 1733 und gestorben 1802, war Geschichtsschreiber, daneben Rechtsgelehrter und vor Allem Philosoph; als solcher vertheidigte er die Menschenrechte gegen die Vorurtheile der Zeitgenossen. Er schrieb italienisch, deutsch und französisch und seine besten Werke wurden dann in verschiedene andere Sprachen übersetzt. Auch er entging der Verfolgung nicht; gegen den Abwesenden wurde daheim das Contumazverfahren eingeleitet und er wurde zur immerwährenden Verbannung verurtheilt (1769). Allein das Werk der Bildung und des Fortschritts wurde dadurch nicht aufgehalten; es war vielmehr die Zeit gekommen, in der man sich in die neue Denkungsweise fügen mußte, und diese huldigte dem menschlichen Fortschritt, welchen die Gegner verhindern wollten.

Ausgezeichnete Rechtsgelehrte waren auch Francesco Vigilio Barbacovi von Tajo, geboren 1738, Kanzler des Fürstbischofs Peter Vigil von Trient, der ihm die Abfassung eines neuen Gesetzbuches anvertraute, sowie Verfasser historischer Werke über Trient und den Nonsberg, des schönen Thals, wo seine Wiege stand, und vor Allem der Freiherr Carlo Antonio Martini von Revò, ebenfalls aus Nonsberg (1726 bis

1800), zuerst Professor des Naturrechts in Wien, dann Hofrath der obersten Justizstelle, kaiserlicher Commissär mit dem außerordentlichen Auftrag, die Gerichtshöfe in der Lombardei und in den Niederlanden neu zu organisiren, Vorsitzender des Hof-Gesetzgebungsausschusses und wirklicher geheimer Rath. Die Kaiserin Maria Theresia berief ihn auch als Lehrer der juridischen und politischen Wissenschaften für ihre Söhne. Er schrieb mehrere Werke, welche von seinen glänzenden Geistesanlagen und seiner umfassenden Gelehrsamkeit Zeugniß geben. Wir erwähnen davon die „Positiones de lege naturali" und die „Exercitationes de lege naturali", welche auch ins Deutsche übersetzt wurden. In der Heilkunde wurde im vergangenen Jahrhundert vor allen Giambattista Borsieri von Civezzano bei Trient (1725 bis 1785) berühmt. Maria Theresia verlieh ihm die Lehrkanzel der praktischen Medicin und Chemie an der Universität von Pavia; später wurde er Leibarzt des Erzherzogs Ferdinand am Hofe zu Mailand, wo er starb. Die Universität Pavia errichtete ihm ein Denkmal. Seine „Institutiones medicinae practicae" galten als ein mustergiltiges Werk und wurden in mehrere Culturjprachen Europas übersetzt. In den Naturwissenschaften zeichnete sich Giovanni Antonio Scopoli von Cavalese im Fleimsthal (1723 bis 1788) aus. Er hatte zuerst die Lehrkanzel der Mineralogie und Metallurgie an der Bergakademie in Schemnitz inne und dann bis zu seinem Tode die Lehrkanzel der Chemie und Botanik an der Universität von Pavia. Als Verfasser zahlreicher und sehr geschätzter Werke stand er im schriftlichen Verkehr mit den vorzüglichsten Gelehrten des vorigen Jahrhunderts, deren Namen er uns in seinem Werke „Deliciae florae et faunae insubricae" überliefert hat. Der botanische Garten, das mineralogische Kabinet und die malaco-zoologische Sammlung der Hochschule von Pavia sind Schöpfungen Scopolis. Die dankbare Stadt Pavia benannte ihm zu Ehren den Weg, der zum botanischen Garten führt „Via Giovanni Antonio Scopoli" und die Universität verewigte seinen Namen durch eine Inschrift in der Vorhalle ihres Gebäudes. Cavalese, sein Geburtsort, feierte im Jahre 1888 den hundertjährigen Todestag Scopolis und setzte ihm im Geburtshause einen Denkstein.

Wir sind nun beim XIX. Jahrhundert angelangt, in welchem die Geistesbildung in Wälschtirol durch die Leistungen einer Reihe hochbegabter Männer einen neuen Aufschwung nahm. Es gibt keinen Zweig der Literatur, welcher nicht in Wälschtirol würdige Vertreter hätte. Einige derselben gereichten nicht nur dem Geburtsland, sondern der ganzen italienischen National-Literatur zur Ehre.

Die ersten schriftstellerischen Erzeugnisse des Jahrhunderts gehören dem Geschichtsfache an. Die Bahn eröffnete der Graf Benedikt Giovanelli, gestorben 1846. Durch dreißig Jahre Bürgermeister seiner Vaterstadt Trient, befaßte er sich besonders eifrig mit der Erforschung der alten Denkmäler zur Geschichte des eigenen Landes. Er schrieb deutsch

und italienisch und aus allen seinen Werken erhellt eine durchdringende und klare Urtheilskraft, der er allerdings zuweilen die Form opferte. Von ihm erwähnen wir folgende Schriftwerke: „Ragionamento storico intorno alla città di Trento"; „La zecca trentina"; „Ara Dianae"; „Trento città dei Rezi e colonia romana", „Dell' origine dei Sette e Tredici comuni e di altre popolazioni alemanne tra l' Adige e la Brenta"; „Delle antichità Rezio-Etrusche scoperte presso Matrei". Wenn das unerbittliche Schicksal nicht zu früh seinen Lebensfaden abgeschnitten hätte, wäre der Roveretaner Bartolomeo Giuseppe Stoffella zu eben solchem Ansehen gelangt wie Graf Giovanelli. Im Jahre 1800 geboren, starb er, kaum dreißig Jahre alt, nachdem er in seinen Werken „Dissertazione sopra i sepolcri Romani scoperti a Rovereto nel 1819" und „Saggio sopra i confini del territorio Veronese e Trentino" Beweise nicht gewöhnlicher Begabung und Gelehrsamkeit geliefert hatte. Einer der ersten Geschichtsschreiber Wälschtirols war der im Jahre 1839 gestorbene Giambattista Garzetti aus Trient, Arzt und dann Professor der Geschichte am Lyceum seiner Vaterstadt. Sein dreibändiges Hauptwerk: „Della storia e della condizione d' Italia sotto il governo degli Imperatori Romani" ist ein Erzeugniß eingehendster Forschung. Von den Werken eines anderen ausgezeichneten Geschichtsschreibers, Tomaso Gar aus Trient, gestorben 1871, Mitglied der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien und des archäologischen Institutes in Berlin, seien hier blos die „Relazioni degli ambasciatori veneti presso la corte di Roma", die „Annali di Trento dal 1022 al 1540" und das „Quadro storico-critico della letteratura germanica nel nostro secolo" erwähnt. Giuseppe Frapporti von Trient schrieb ein tüchtiges Werk „Della storia e della condizione del Trentino nel l'antico e nel medio evo"; Raffaello Zotti, aus Sacco bei Rovereto, die Geschichte des Lagerthals „Storia della Valle Lagarina". Von Antonio Mazzetti von Trient, gestorben 1841, Präsident des Appellationsgerichtes in Mailand und fleißiger Sammler aller erreichbaren, sein Vaterland betreffenden Bücher und Handschriften, welche er dann der Bibliothek in Trient zum Geschenk machte, nennen wir die „Antiche relazioni tra Trento e Cremona" und das Leben des Grafen Karl Firmian, des berühmten Statthalters der Lombardei zur Zeit der Kaiserin Maria Theresia und des Kaisers Josef II., ein Werk, welches ungedruckt blieb, aber von Professor Luigi Benvenuti von Trient bei der Abfassung seiner Abhandlung über Firmian benützt wurde. Agostino Perini, aus Trient, verfaßte ein Werk „I Castelli del Tirolo", welches die Geschichte der mächtigsten Adelsgeschlechter des Landes enthält und mit anerkennenswerther Genauigkeit eine Statistik des Landes („Statistica del Trentino"). Sein Bruder Carlo Perini, hinterließ uns unter anderen Werken „Il Concilio di Trento, riassunto storico", „Trento e i suoi contorni" und einen historischen Roman unter dem Titel: „I Castellani del

Trentino nel secolo decimo quarto". Von Giovanni Barone a Prato aus Trient erwähnen wir das kleine Werk „Memoria sulla cultura del Trentino" und die Übersetzung des deutschen Werkes von Karl Gebler über Galilei; vom Grafen Matteo Thunn aus Trient „Il Ducato di Trento nei secoli XI. e XII." und „Il Trentino all' epoca delle occupazioni francesi"; von Carlo Giuliani von Nanno im Nonsberg, dem emsigen Pfleger der vaterländischen Geschichte und Mitarbeiter am „Archivio Trentino", ist die Schrift „Trento al tempo del Concilio". Ein unermüdlicher Geschichtsforscher und zugleich ausgezeichneter Naturkenner, insbesondere in der Pflanzenkunde, ist Francesco Ambrosi von Borgo im Suganathal, Director der Bibliothek und des Museums der Stadt Trient. Von seinen vielen schätzenswerthen Arbeiten nennen wir die „Commentarî sulla storia trentina" in zwei Bänden, „Trento e il suo circondario", „Sommario di storia trentina", „Scrittori ed artisti trentini", „La Valsugana descritta al viaggiatore" und „Carlo Emanuele Madruzzo e la stregoneria nel Trentino".

Unter den Verfassern literaturgeschichtlicher und volksbildender Bücher in Wälschtirol sind mit Auszeichnung zu nennen: Giuseppe Maffei von Cles, ein Oheim des Dichters Andrea Maffei, dessen „Storia della letteratura italiana" durch die Hände aller Bildungsbeflissenen geht; Giuseppe Sicher von Corredo im Nonsberg, Verfasser der „Letteratura drammatica italiana, discorso storico e critico" und der „Elementi e stati della lingua italiana"; ferner Paride Zajotti von Trient, dem wir das schöne Buch „Della letteratura giovanile", die „Notizie sulla vita e l' ingegno di Vincenzo Monti" und einen schätzenswerthen Aufsatz über die „Promessi Sposi" Manzonis verdanken; Bresciani-Borsa von Ala bei Rovereto, der die bekannte Erzählung „L'Ebreo di Verona" schrieb; Don Francesco Tecini von Sarnonico im Nonsberg, Erzpriester in Pergine, der in dem Buche „Uberto ossia le serate d'inverno pei buoni contadini" vortreffliche Regeln in Bezug auf Ackerbau, Hauswirtschaft und gute Sitten niederlegte, und Don Giuseppe Pinamonti von Rallo im Nonsberg, dessen Bücher, insbesondere jenes „Dell' educazione domestica" zur Verbreitung richtiger Grundsätze über Volkserziehung beitrugen.

Die Philosophie hatte in diesem Jahrhundert in Wälschtirol ihren größten Vertreter in Antonio Rosmini, geboren zu Rovereto 1797 und gestorben 1855 in Stresa am Lago Maggiore. Sein Vater Pier Modesto war Tiroler Landmann und seine Mutter eine Gräfin Formenti. Antonio wurde Priester und stiftete die „Preti della Carità", welche später „Rosminiani" genannt wurden. Als Erzpriester seiner Vaterstadt erfüllte er die Pflichten seines Amtes mit dem Eifer eines wahren Seelenhirten. In seinen „Discorsi ed Istruzioni catechetiche" erzählt er die rührende Geschichte, wie er einen zum Tode

verurtheilten Verbrecher zur Richtstatt begleiten mußte. Es ist dies eine Erzählung, welche mehr Theilnahme erweckt als Victor Hugo in „Le dernier jour d'un condamné“.

Im Jahre 1829, befreundete er sich mit jenem Mauro Cappellari, welcher bald darauf Papst mit dem Namen Gregor XVI. wurde. Von diesem wurde ihm der Rath ertheilt, das Werk „Nuovo saggio sull' origine delle Idee“ im Jahre 1830 in Rom herauszugeben. Dasselbe ist nach der „Scienza Nuova“ von Vico das eigenartigste philosophische Werk, welches in Italien erschienen ist und zu dem der vortreffliche Priester in den, zwei Jahre vorher, in Mailand gedruckten „Opuscoli filosofici“ die Saat ausgestreut hatte. Die von Mauro Cappellari zuerst als Cardinal und dann als Papst ausgehende Aufmunterung bestimmte die Richtung der weiteren Studien Rosminis wobei er auf die Bekämpfung des Sensualismus und womöglich auf die Versöhnung der religiösen Meinungen mit den jüngsten wissenschaftlichen Entdeckungen ausging. Aber er übersah auch nicht die Wunden, aus denen die Kirche blutete, wie dies das Buch der „Cinque piaghe della Chiesa“ beweist, worin er mit seltener Denkfreiheit die Übel, welche in der Kirche um sich gegriffen hatten, und die zu ihrer Heilung geeigneten Mittel vor Augen stellte.


Antonio Rosmini.

Rosmini lernte im Jahre 1826 in Mailand Manzoni kennen, und von da an begann jene seltene und innige Freundschaft, welche nur der Tod lösen konnte. Der Dichter und Philosoph von Mailand nahm nicht nur den Priester von Rovereto gut auf, sondern nahm auch seine Lehren an, von denen er einige im „Dialogo dell' Invenzione“ erläuterte, welcher ein Meisterstück in diesem Fach bleiben und die Namen Manzoni und Rosmini vereint der Nachwelt überliefern wird. Der Verfasser der „Promessi Sposi“ und der „Morale cattolica“ verkehrte mit dem Roveretaner Priester vertraut, insbesondere im Sommer, wenn er auf dem piemontesischen Ufer des Lago Maggiore den Aufenthalt nahm, täglich seinen Freund in Stresa besuchte und mit ihm wissenschaftliche und politische Unterredungen hielt, von denen etliche unter dem Titel „Stresiane“, nach dem Orte, wo

sie stattfanden, genannt, durch Ruggero Bonghi gesammelt und veröffentlicht wurden. Im Juni 1855 eilte Manzoni zum letzten Mal von Mailand nach Stresa, um von seinem sterbenden Freunde rührenden Abschied zu nehmen.

Nicht nur von Verläumdern, auch von ernsten Denkern werden manche seiner Lehren, so die von „Ente ideale“ angefochten; trotzdem steht an Denkkraft, Umfang des Wissens und Redlichkeit der Absicht Rosmini keinem anderen Philosophen nach. Die Bürger Roveretos im Verein mit anderen Bewunderern errichteten ihrem berühmten Sohn in der Nähe seines Geburtshauses ein Denkmal und die Akademie degli Agiati ließ ihm gleichfalls ein kleines Monument mit passender lateinischer Inschrift im öffentlichen Unterrichtsgebäude setzen.

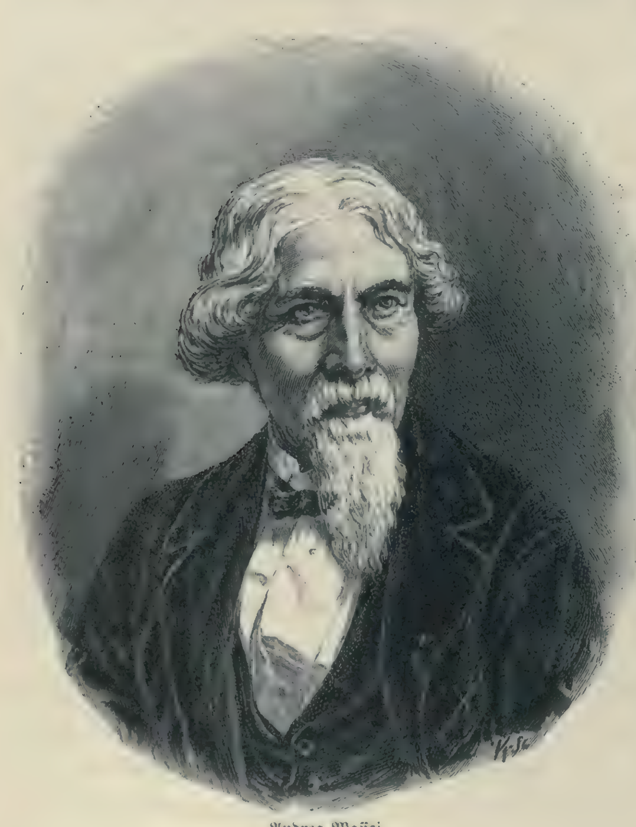
Obgleich kein Anderer in Wälschtirol mit Rosmini zu vergleichen ist, so waren doch und sind noch andere ausgezeichnete Männer da, welche dessen Wissenschaft würdig vertraten und noch vertreten, von denen wir nur Giambattista Campagna von Trient und Bartolomeo Ritter von Carneri, geboren 1821, aus altadeliger Trientner Familie, der zu Wien studirte, in Graz lebt und lange Zeit hindurch Abgeordneter des Reichsrathes war, nennen wollen. Aus der Schule Rosminis gingen Andrea Strosio aus Roncegno, Erzpriester in Rovereto, Giuseppe Pederzolli von Riva, der am Gymnasium zu Rovereto wirkte, Paoli Francesco von Pergine, rosminianischer Priester und langjähriger Vorsitzender der Akademie degli Agiati von Rovereto, Marco Antonio Pedrotti von Trient, Giacomo Motter von Tenna und Bernardino Visintainer aus dem Nonsberg, Professor in Rovereto, hervor.

Der ausgezeichnetste Rechtsgelehrte des Landes ist Filippo Serafini von Preore in Judicarien, geboren 1831, gegenwärtig eine Zierde der Hochschule von Pisa. Er ist Redacteur des „Archivio giuridico“, ein fruchtbarer Schriftsteller und der Übersetzer der Pandekten von Arndts. Einen großen Ruf als Naturkundiger genießt der Darwinianer Giovanni Canestrini von Revò im Nonsberg, geboren 1835, Professor der Zoologie und der vergleichenden Anatomie und Physiologie in Padua. Als Kanzelredner und theologischer Schriftsteller ragt Luigi Puecher-Passavalli, geboren zu Calliano im Jahre 1821, durch die „Prediche fatte al Palazzo apostolico“ und durch die Rede „Discorso“, welche er bei Gelegenheit des vaticanischen Conciliums über Auftrag des Papstes Pius IX. hielt, hervor. Über Erd- und Völkerkunde schrieb Bartolomeo Malfatti, geboren im Jahre 1825, Professor der Geschichte an der „Accademia scientifico-letteraria“ in Mailand und dann der Geographie an dem „Istituto di Studi superiori“ in Florenz. Als Alterthumsforscher endlich nennen wir Paoli Orsi von Rovereto, geboren 1859, der einige sehr geschätzte Arbeiten über Trient und dessen Gebiet veröffentlicht hat.

Mit nicht geringerem Erfolge wie die Wissenschaften wurde in unserem Jahrhundert in Wälschtirol die Dichtkunst gepflegt. Unter den Vertretern der letzteren glänzen Namen wie Prati, Maffei, Francesca Lutti, deren sich nicht nur ihr Geburtsland, sondern die ganze Nationalliteratur rühmen darf.

Giovani Prati wurde am 27. Jänner 1814 zu Dasindo, einem armen Dorfe der Judicarien, geboren. Nach Vollendung der Gymnasial- und Lycealstudien in Trient besuchte er dem Wunsche seiner Eltern gemäß die Universität Padua, wo er sich aber mehr der Dichtkunst als dem trockenen Rechtsstudium widmete. Bereits Doctor der Rechte, vermälte er sich mit Elisa Bassi, einem vornehmen Fräulein aus Trient, welches alljährlich mit ihren Angehörigen in der Nähe von Dasindo die Sommerzeit zubrachte. Allein nur fünf Jahre dauerte das häusliche Glück, worauf Elisa mit Hinterlassung einer einzigen Tochter, der guten Ersilia, starb. Prati begab sich hierauf nach Padua, wo er die traurige Geschichte einer unglücklichen Liebe hörte, der ein wahres in Venedig geschehenes Ereigniß zu Grunde lag, und hierüber seine „Edmenegarda" mit so großer Kraft und natürlicher Empfindung dichtete, daß sie Tausende von Herzen höher schlagen machte und auch jenseits der Etsch in allen italienischen Landen volksthümlich wurde. Von da an beginnt der Ruf Pratis als großer Dichter, aber bald gesellte sich zum Ruhm der unzertrennliche Begleiter, der Neid, welcher zuerst, jedoch vergeblich, den Versuch machte, dem Sänger von Dasindo die Originalität abzusprechen, und sich nachher kein Gewissen daraus machte, selbst Pratis persönliches und häusliches Leben zu verdächtigen. Er aber ging darüber weg, da er sich rein fühlte, und nachdem er sich in Mailand, wo er festlich empfangen wurde, niedergelassen hatte, gab er dort im Jahre 1843 drei Bände neuer Gedichte „I Canti Lirici", „I Canti per il Popolo" und „Le Ballate" heraus, welche in glänzender Weise zeigten, wie fruchtbar Pratis Schöpferkraft war. Prati ahmte in seinen Gedichten Bürger, Goethe und andere deutsche Dichter nach, welche er gerne las und denen er auf diese Art seine Dankbarkeit zollte. Seine Balladen durchziehen Erinnerungen an die alten Schlösser in Tirol und an den Sagenschatz seiner Heimat, sowie an die Eindrücke seiner Kindheit. Im Jahre 1844 veröffentlichte er die „Memorie e Lacrime", eine rührende Elegie in Sonettenform, und mit der Widmung an seine Mutter zwei Bände „Nuovi Canti". Von Prati haben wir ferner die „Passegiate solitarie", „Canti politici"; drei große Gedichte (Poemi) „Armando", „Rodolfo" und „Ariberto"; ein Bruchstück eines solchen Gedichtes „La battaglia d' Imera"; eine lebhafte und zierliche satirische Dichtung „Satana e le Grazie"; „Il Conte Riga"; „Due Sogni", zwei abenteuerliche Wanderungen in der classischen Welt Griechenlands und Roms, Dichtungen von classischer Schönheit; Bruchstücke einer Übersetzung der Aeneide in reimlosen Versen; eine reichhaltige Sammlung von Sonetten unter dem Titel „Psiche" und seinen Schwanengesang „Iside".

Prati war Senator des Königreichs Italien, Mitglied des Unterrichtsrathes und in seinen letzten Jahren Director der „Scuola Superiore Femminile“, die von Minister De Sanctis in Rom gegründet worden war. Er starb in Rom am 9. Mai 1884. Die Gedichte Pratis verrathen zwei starke und tiefe Gefühle: Glauben und Freiheitsdrang. Prati war aufrichtig gläubig. Die religiösen Verwandten und einige Unfälle in seinem Leben, welche er der Vorsehung zuschrieb und bei denen er naher Todesgefahr entgangen war, hatten ihn glauben gelehrt.



Andrea Maffei.

Der vortrefflichste unter den italienischen Dichtern, welche sich mit Übersetzungen befaßten, war Andrea Maffei von Riva am Gardasee, geboren 1800, der in Deutschland unter dem Namen „Der Schillerübersetzer Andrea Maffei“ bekannt ist. In Bologna durch den rühmlich bekannten Schriftsteller Paolo Costa schon früh in die classischen Schönheiten eingeführt, wurde er von seinem Vater auf zwei Jahre nach München zu seinem Oheim dem oben genannten Giuseppe Maffei geschickt. Hier lernte er die deutsche Sprache, deren Kenntniß den frühreifen Jüngling zum Übersetzer aus dem Deutschen ins Italienische befähigte. Im Alter von wenig über fünfzehn Jahren verfaßte er eine poetische Umschreibung der Idyllen Geßners, die von Monti, dem großen Meister in der Kunst des reimlosen Verses, sehr gelobt und im Jahre 1818 in Mailand veröffentlicht wurde. Jene Übersetzung wurde von den Kritikern mit dem Beinamen „Una bella infedele“ bezeichnet, aber zugleich zählten sie die zahllosen Schönheiten auf, welche der Dichter hierin mit vollen Händen ausgestreut hatte. Im Jahre 1823 verband sich Monti mit Maffei zur Übersetzung eines Theiles der „Tunisiade“ von Pyrker. Von Monti wurde Maffei auch zu einer italienischen Übersetzung des „Messias“

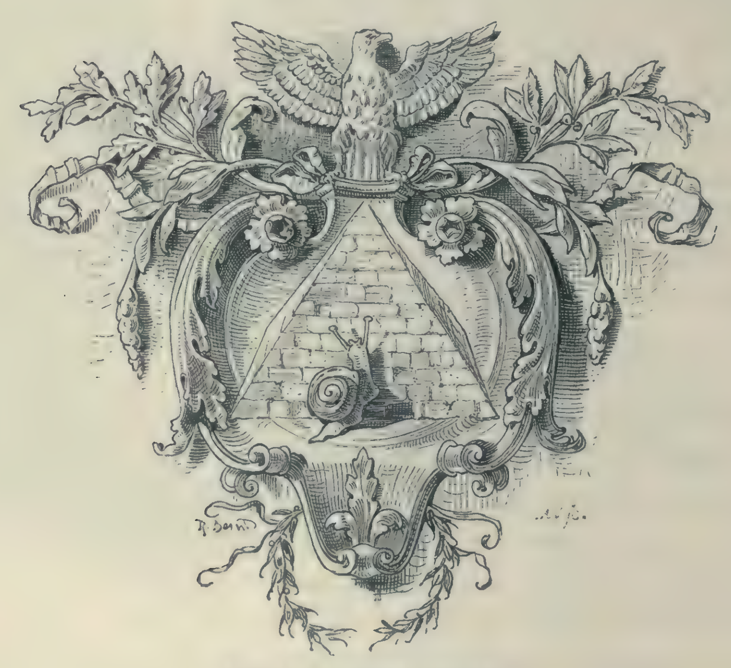
von Klopstock angeregt, brachte aber die Arbeit nicht über die Hälfte hinaus. Dagegen hatte er im Jahre 1827 die Übersetzung von Schillers „Braut von Messina" vollendet, welche an einigen Stellen, insbesondere im Dialog, das Original an harmonischer Schönheit zu übertreffen schien. Die Übersetzung der Chöre ist frei und nicht überall getreu, wie er denn überhaupt bei den Übersetzungen der Schiller'schen Dramen immer darnach strebte, aus dem deutschen ein italienisches Original zu schaffen. In der Übersetzung Maffeis gewinnt mancher Auftritt in Schillers Dramen an Schwung das, was er an Natürlichkeit einbüßt, und gewinnt an Zierlichkeit das, was er an hinreißender Kraft verliert. Wird dadurch das Verständniß des Originals erschwert, so ist doch die Maffei'sche Übersetzung Schillers das meisterhafteste Werk dieser Art, welches nach Montis Ilias in Italien erschienen ist.

Außer der Übersetzung der Dramen und der lyrischen Gedichte Schillers verdankt die italienische Literatur Maffei auch die Übersetzung von Miltons „Verlorenem Paradies", des „Faust", von „Hermann und Dorothea", der „Iphigenia" und einiger anderen Dichtungen Goethe's; die Übersetzung mehrerer Gedichte von Moore und vieler dichterischen Werke Byrons; der „Medea" und der „Ahnfrau" von Grillparzer; des „Almansor" und des „Ratcliff" von Heine; des „Struensee" von Beer; einer Probe des Gedichtes „Todtenkränze" von Zedlitz; die Übersetzung der Oden Anakreons; der „Bianca Cappello", Trauerspiel von E. Conrad (Schriftstellername des Prinzen Georg von Preußen), und anderer fremden Perlen. Wir haben von Maffei auch drei Bände eigener „Versi editi ed inediti", eleganter Sonette und schwungvoller Balladen, die jedoch an Bedeutung für die Literatur zurückstehen müssen hinter den erwähnten Arbeiten dieses unvergleichlichen Interpreten fremder Gefühle und Gedanken.

Francesca Lutti von Riva (1827 bis 1878) ist die größte Dichterin Wälschtirols. Ihr edler Sinn und ihr classisch geschulter Geist hatte sich an Andrea Maffei gebildet. Ihre Novelle „Maria", ein Gedicht in reimlosen Versen und drei Gesängen, erzählt eine fromme Geschichte in ungemein rührender Weise und mit einer für ein Weib staunenswerthen Kenntniß des menschlichen Herzens. Zwei andere Gedichte: „Rosa e Stella" und „Giovanni" hat sie in die ihr geläufigen „ottave rime" gekleidet. In letzterem sind die bescheidensten Vorkommnisse des häuslichen Lebens ebenso naturgetreu als anmuthig geschildert. Auch „Alberto" knüpft an das Alltagsleben an, aber ihre Satire auf heuchelnde Liebe ist mit wahrer Meisterschaft ausgeführt. Edel empfunden sind auch ihre lyrischen Gedichte. Sie hat überdies zwei Lustspiele „La Marchesa di San Fermo" und „La Nutrice" verfaßt, sowie einige literarische Arbeiten, welche in pädagogischen Zeitschriften und in der „Nuova Antologia" erschienen sind.

Von anderen Dichtern nennen wir zunächst Luigi Conte Pompeati, der im Jahre 1828 in seiner Vaterstadt Trient als kaum dreißigjähriger Mann starb, sowie

Antonio Gazzoletti von Nago bei Mori, geboren 1813, der seinen Ruhm Dichtungen verdankte, die eine seltene Tiefe der Empfindung bekunden und deren Stoffe dem geselligen Leben, sowie den nationalen Bestrebungen entnommen sind. Ein feinfühlender Dichter war auch Giulio Pagani von Rovereto. Unter den lebenden Dichtern Wälschtirols zeichnet sich Luigi Antonio Baruffaldi von Riva, geboren 1820, am meisten aus. Unter den Dichterinnen aus Trient verdienen eine anerkennende Erwähnung: Carlotta Perini (gestorben 1881), Tochter des Augustin und Nichte des Karl Perini, zweier um ihr Vaterland hochverdienter Männer, und Luisa Anzoletti, welche, kaum zwanzig Jahre alt, als tüchtige Dichterin in italienischer und lateinischer Sprache bekannt wurde.



Emblem der Accademia degli agiati.



Das Landhaus in Innsbruck.

Bildende Kunst in Tirol und Vorarlberg.

Architektur, einschließlich der Burgen und Schlösser, in Tirol.


en Werdeproceß der baukünstlerischen Schöpfungen in Tirol bestimmten Einflüsse mannigfacher Art. Die Lage des Landes zwischen den mächtigen Culturstaaten Deutschland und Italien und der stete Wechselverkehr dieser Länder lassen es begreiflich erscheinen, daß von altersher vornehmlich deutsche und wälsche Kunstweise für die Entwicklung der Landesarchitektur maßgebend wurden.

In noch viel höherem Grade erkennen wir jedoch die Einwirkungen der klimatischen Verhältnisse und der Bodenbeschaffenheit auf den Stilcharakter der tirolischen Bauten, denn, wie in der Natur, so stehen sich auch in der Architektur dieses Landes Norden und Süden in charakteristischen Merkmalen gegenüber. Die Unterschiede zwischen nördlicher und südlicher Bauweise treten besonders im Wohn- und Nutzbau scharf hervor, wo, von der Kunstweise anderer Länder fast unbeeinflußt, die Entstehung der Bauformen vollends abhängig wurde von den Lebensbedürfnissen der Bevölkerung im Verein mit dem herrschenden Klima und dem vorhandenen Baumateriale. Selbst für die monumentalen Bauten, welche in Südtirol ausschließlich italienischen Charakter aufweisen, wäre der

baukünstlerische Einfluß des benachbarten Italien kaum so bedeutend geworden, wenn nicht Klima und Baumateriale hierzu eine so günstige Vorbedingung gegeben hätten. Die tektonischen Eigenschaften des für den Monumentalbau Südtirols in reicher Menge vorhandenen Marmors bedingten trotz der im Mittelalter zahlreichen deutschen Bevölkerung dieses Landestheiles von jeher die Ausbildung desselben Baustils, wie er unter gleichen Materialverhältnissen in Oberitalien entstand. Zu allen Zeiten war jedoch die nördliche Landeshälfte durch die dort vorfindlichen Gesteinsarten, wie Sandstein, Tuff, Conglomerate und dergleichen, sowie des reichlicheren Bauholzes wegen auf andere Constructionsbedingungen angewiesen, welche ungeachtet der häufigen Mitwirkung wälscher Bauleute die Principien deutscher Bauweise zur Geltung brachten.

Von den kirchlichen Bauten Tirols aus den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung ist wenig bekannt und nur Sagen oder Legenden berichten von Umwandlungen römischer Tempel in christliche Kirchen, wie St. Apollinaris in Pié di Castello zu Trient, woselbst auch römische Werkstücke zum Bau verwendet wurden, S. Ermete zu Calceranica im Val Sugana und andere. Die älteste Anlage der um 770 vom Bajuvarenherzog Tassilo gegründeten Stiftskirche zu Innichen im Pusterthal ist heute noch in drei Apsiden mit romanischen Rundbogenfriesen erkennbar und die einschiffige, mit Apsis versehene Stephanskirche zu Carisol in Judicarien ist urkundlich zur Zeit Karl des Großen erbaut worden. Nicht minder dürften die frühromanischen Spuren an der Kirche San Vigilio bei Tione jener Bauepoche angehören. Die weitaus größte Anzahl der damaligen Gotteshäuser, insbesondere in den nördlichen Districten des Landes, waren zweifellos Holzbauten einfachster Art und in ihrer Construction übereinstimmend mit den meisten Wohnbauten jener Gegenden.

Erst mit Ende des X. Jahrhunderts, da die Bischöfe von Säben ihre Residenz nach Brixen verlegt hatten, beginnt in Tirol die Anlage größerer Kirchenbauten, welche zunächst in der Entstehung des Münsters zu Brixen ihren Ausdruck fand. Von diesem Bauwerke, das schon um 1174 zum erstenmal durch Feuer zerstört wurde, wissen wir nur, daß es zwei Krypten hatte. Die Architektur des noch erhaltenen, mit mittelalterlichen Fresken geschmückten Kreuzganges am heutigen Brixener Dom stammt wohl aus der Zeit zwischen dem ersten und zweiten Brande des Münsters, nach welch letzterem dasselbe zum dritten Mal und im gothischen Stil erbaut wurde.

War es für die Geschicke des Landes überhaupt bedeutsam, daß Bischof Udalrich II. von Kaiser Konrad dem Salier um 1027 mit den Grafschaften Trient, Bozen und Vintschgau und Bischof Hartwig von Brixen mit der Grafschaft Norithal belehnt wurde, so war diese Machtstellung der Kirchenfürsten zugleich auch von besonderem Einfluß auf die weitere Entwicklung der Monumentalarchitektur in Tirol.



Der Dom in Trient.

Bischof Udalrich II. begann die erste Anlage des Domes zu Trient, von welcher gegenwärtig noch die Grundrißdisposition als dreischiffige Basilica mit Querschiff und länglicher Vierung, Fenster der um 1740 demolirten Krypta, die mit ansteigenden Zwergarkaden gezierten Treppen an den Langseiten der Seitenschiffe und drei schöne Portale erhalten sind. Dieses Bauwerk, welches in der ersten Hälfte des XII. Jahrhunderts durch Bischof Altmann und 100 Jahre später durch den Comasken Adam de Aragnio und dessen Söhne abermals erneuert wurde, zeigt in seinen ältesten Formen die um jene Zeit in Oberitalien herrschende longobardische Architektur, stellenweise mit deutsch-romanischen Bauelementen vermischt. In rothem Trienter Marmor ausgeführt, ist dieses gewaltige Denkmal frühmittelalterlicher Baukunst durch die mit Zwergarkaden belebten Façaden der Seitenschiffe und Kreuzschiffgiebel von prächtiger Wirkung, welche in neuerer Zeit infolge stilgerechter Wiederherstellung der Hauptschiff- und Kuppelabschlüsse noch beträchtlich erhöht wurde.

Die noch bekannten kleineren Denkmale der romanischen Architektur kirchlicher Richtung in Tirol sind vornehmlich Centralbauten von kreisrunder oder quadratischer Grundform, welche schon in früher Zeit Erweiterungen durch eine oder mehrere Apsiden erfuhren. So zeigt die Burgkapelle zu Hocheppan drei kleine Apsiden, an deren Innenwänden frühmittelalterliche Freskogemälde erhalten sind, und die romanischen Kirchlein zu Taufers im Münsterthal und St. Peter bei Meran lassen auch die Entwicklung des Kreuzschiffes erkennen. Der Architektur des XI. Jahrhunderts begegnen wir noch in einer Reihe von einschiffigen Kirchen, von denen aus dieser Bauepoche zumeist noch die halbkreisförmig angelegten Apsiden in fast schmuckloser Einfachheit erhalten sind, wie zu St. Andrä bei Brixen, St. Martin bei Schönna, St. Lorenzen in Trient und andere.

Der von Süden nach Norden vorgedrungene Einfluß longobardischer Architektur ist an den meisten noch erhaltenen Bautheilen aus der in Tirol bis zum Ende des XIII. Jahrhunderts dauernden romanischen Kunstweise bemerkbar, insbesondere an Portalen mit abwechselnden Schichten aus rothem und weißem Marmor oder grauem und rothem Sandstein, häufig mit den Löwen als Träger des vordersten Säulenpaars. Zu den schönsten Portalen romanischen Baustils gehören jene an der Kirche zu Marienberg im Vintschgau, der Stiftskirche zu Innichen und den Burgkapellen Tirol und Zenoberg bei Meran. Die Thurmanlage ist im südlichen Tirol nach italienischer Art nicht selten von der Kirche getrennt, sowohl in der romanischen als auch in späteren Bauepochen. Selbst bei kleineren, sonst einfachen Kirchen frühmittelalterlichen Stils wurde hier der architektonischen Gliederung der Thürme eine besondere Sorgfalt gewidmet. Die Anwendung der Rundbogenfriese mit Lissenen und der durch Säulenpaare mit gemeinsamem Kämpferstück getheilten Schallfenster der romanischen Thurmbauten ist in Tirol lange typisch gewesen,



Die Pfarrkirche in Schwaz.

und finden sich diese Architekturmotive noch zahlreich an solchen Thürmen einfacher Dorfkirchen, welche wie diese selbst in der spätgothischen Bauperiode entstanden sind.

Der sogenannte Übergangsstil hat in Tirol nur wenige vereinzelte Beispiele aufzuweisen; denn während sich in benachbarten Ländern die gothische Bauweise schon im Verlaufe des XIII. Jahrhunderts mächtig entfaltet hatte, tritt sie hier erst am Beginn des XIV. Jahrhunderts, aber fast unvermittelt auf. Mit umso größerer Beständigkeit erhielt sich nunmehr der gothische Baustil, dessen Constructionssystem der Übertragung des Gewölbeschubes auf Strebepfeiler für kirchliche Bauten in Nordtirol noch in der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts, bei kleineren Landkirchen selbst bis in die Gegenwart traditionelle Anwendung findet.

Dieses starre Festhalten an den Überlieferungen gothischer Bauart insbesondere bei Erbauung von Dorfkirchen erklärt sich einerseits durch das Vorhandensein des dieser Bauform entsprechenden Materials, anderseits jedoch aus den gebirgigen Terrainverhältnissen, wo die im gothischen Stil mit geringen Mitteln erreichbaren größeren Höhendimensionen des Kirchendachs und Thurmhelms einem praktischen Bedürfniß entsprechen, da sie geeignet sind, auf große Entfernungen hin den Bewohnern zerstreuter Gehöfte und Weiler den Ort zu markiren, an dem sich das Gotteshaus erhebt. Die Gepflogenheit des Anstreichens der Schindelbedachungen solcher spitzen Thurmhelme mit rother oder hellgrüner Farbe ist wohl gleichfalls auf diesen Zweck zurückzuführen.

Die einschiffigen gothischen Kirchen Tirols zeigen dort, wo sie noch unverändert erhalten sind, durchweg edle

Verhältnisse und übertreffen hierin, wie in der kunstvollen Durchbildung ihrer architektonischen Einzelnformen die geringe Anzahl der mehrschiffigen Bauten. Insbesondere sind die einschiffigen Kirchen St. Leonhard bei Kundl, die Pfarrkirchen zu Imst, Percha, Stegen, Deutschnofen, Terlan und Lana in dieser Hinsicht beachtenswerth.

Man kann wohl mit Sicherheit annehmen, daß die meisten älteren Bauten dieser Art im Innern an Wänden und Gewölben mit Freskogemälden geschmückt waren, wie solche noch in werthvollen Überresten an der Pfarrkirche zu Obermauern im Virgenthal, an der St. Helenenkirche bei Deutschnofen, zu St. Jakob bei Tramin und in der Pfarrkirche zu Terlan erhalten sind. Der Umstand, daß die meisten Kirchenbauten Nordtirols nur in ihren constructiv wichtigsten Theilen aus behauenen Quadern aufgeführt sind, sonst aber aus Ziegeln oder wenig wetterbeständigem Steinmateriale, demzufolge auch die Façaden mit Mörtelverputz geschützt werden mußten, führte nothwendig zur häufigeren Anwendung malerischen Schmucks auch an den Außenseiten dieser Gebäude. Die Giebelfront der Pfarrkirche zu Hall zeigt noch deutliche Spuren figuraler Fresken aus dem XV. Jahrhundert und an den Pfarrkirchen zu Schwaz, Imst und anderen erkennen wir noch die in Malerei oder in Sgraffitotechnik hergestellte Nachbildung von Blendmaßwerken und dergleichen. An den kleinen Landkirchen aus jener Zeit fehlt selten die al fresco dargestellte St. Christoph-Figur, welche an der Außenseite nächst dem Portal die ganze Wandhöhe des Kirchenschiffs einnimmt.

Die mehrschiffigen gothischen Kirchen im Lande sind mit wenigen Ausnahmen Hallenkirchen, denn nur zu Landeck und Lienz werden die Seitenschiffe vom Mittelschiff überragt, und an keinem Beispiel findet sich die Ausbildung eines regelrechten Kreuzschiffs. Selbst ein geringes Vortreten der Kreuzarme, wie dies an der Kirche zu Karres im Oberinnthal vorkommt, ist selten.

Unter den größeren Baudenkmalen der in Rede stehenden Stilrichtung nehmen in Nordtirol die Pfarrkirchen zu Schwaz und Hall den ersten Rang ein. Beide sind in ihren Façaden charakterisirt durch den abgetreppten Zinnengiebel an der Westfront und die Thurmanlage an der Nordseite des Presbyteriums. Die Pfarrkirche zu Schwaz entstand um die Mitte des XV. Jahrhunderts und ist in seltener Art als vierschiffige Doppelkirche angelegt. Das Langhaus schließt mit zwei gleich großen Apsiden und enthält demgemäß zwei Hochaltäre. Dieser Doppelanlage entsprechen an der Giebelfront zwei gleichgroße schön profilirte Portale, zu welchen man über eine breite Freitreppe gelangt. Die Ursache dieser eigenthümlichen Grundrißdisposition ist darin zu suchen, daß die einst in großer Anzahl zu Schwaz beschäftigten Bergknappen, aus deren Mitteln die Kirche zum großen Theil erbaut wurde, in derselben von der übrigen Gemeinde getrennt Aufstellung nehmen wollten.



Die Pfarrkirche in Bozen.

Während jedoch die größer angelegte und in reicherer Weise durchgebildete Pfarrkirche zu Schwaz vollständige Strebepfeiler besitzt, sind diese an der Haller Pfarrkirche nach innen gekehrt und nur schmale Lissenen von dreieckigem Querschnitt gliedern die äußeren Längsfronten. Ursprünglich zweischiffig, wurde diese Kirche um 1436 durch Anfügung eines dritten Seitenschiffs an der Nordseite erweitert und erhielt 1490 durch den Anbau einer zweigeschoßigen Vorhalle aus grauem Marmor, welche zugleich das Mausoleum der Edlen von Füger bildet, einen besonderen Schmuck in spätgothischer Architektur. Die unsymmetrische Stellung des Presbyteriums an diesem Bauwerk ist durch die spätere Anlage des dritten Seitenschiffs bedingt worden, und leider gingen auch der alte Thurmhelm, sowie ein Theil der gothischen Schiffgewölbe, welche nachher ihres Rippennetzes gänzlich beraubt wurden, durch das Erdbeben im Jahre 1670 zu Grunde.

Auch die dreischiffigen gothischen Kirchen zu Seefeld und Landeck verdienen noch besondere Erwähnung. Erstere, muthmaßlich von Herzog Friedrich IV. erbaut, zeichnet sich durch ihre schöne, von Strebepfeilern mit Nischen und prächtigem Portal gegliederte Façade aus; letztere, am Ende des XV. Jahrhunderts durch den Ritter Oswald von Schrofenstein gegründet, gleichfalls durch schöne Einzelnformen spätgothischen Stils.

Im südlichen Landestheil sind von Baudenkmalen dieser Art die Kirchen in Sterzing, Bozen und Meran besonders bemerkenswerth. In Sterzing wirkte um die Mitte des XV. Jahrhunderts Meister Hans Sewr, Steinmetz und Bürger dieser Stadt, dessen vollendete Kunstweise sich in dem älteren Presbyterium der erst um 1524 ausgebauten Pfarrkirche zu Sterzing und nicht minder in dem freistehenden 80 Meter hohen Glockenthurm zu Tramin, wohl dem südlichst gelegenen Wahrzeichen deutsch-mittelalterlicher Baukunst in Tirol, offenbart.

Die am Beginn des XV. Jahrhunderts muthmaßlich mit theilweiser Benützung eines ehedem dort bestandenen romanischen Kirchenbaues hergestellte Pfarrkirche in Bozen ist ein dreischiffiger Hallenbau von äußerst monumentaler Wirkung des Innenraums. Die Façaden des Langhauses mit dem Sacristei-Ausbau sind stilistisch wenig einheitlich; dagegen gehören das Presbyterium und der um 1519 von Hans Lutz aus Schussenried in Schwaben vollendete Thurm an der Nordseite, letzterer besonders durch seinen reichgestalteten durchbrochenen Steinhelm, zu den schönsten Werken spätgothischer Baukunst in Tirol. Monumental ausgeführte Thürme aus dieser Kunstepoche sind auch jene an den Pfarrkirchen zu Meran, Lana, St. Pauls und Kaltern, wie der vorerwähnte Thurm zu Tramin. Die Thürme der gothischen Dorfkirchen Nordtirols entbehren im Gegensatz zu denjenigen in Südtirol des gemauerten Helms; doch ist ihr schlanker achtseitiger Holzhelm, der sich über den Giebelabschlüssen des schlichten gemauerten Thurmkörpers von quadratischem Querschnitt erhebt, kühn aufstrebend, von schönen Verhältnissen zum ganzen

Bau und tritt gleichsam in eine ästhetisch wohlberechnete Formverwandtschaft zu den mächtigen Silhouetten der Berge. Unter zahlreichen Kirchthürmen dieser Art ist jener zu Karres im Oberinnthal als schönstes Beispiel erwähnenswerth.

Der Verfall der Gothik macht sich in Tirol bei den im XVI. Jahrhundert entstandenen Kirchenbauten durch geringe Ausbildung oder gänzliche Verlegung der Strebepfeiler nach dem Innern des Baues bemerkbar. An Stelle dieser Pfeiler treten an den Façaden meist schmale Lissenen von drei- oder rechteckigem Querschnitt, welche der constructiven Bedeutung entbehren und nur eine mangelhafte Gliederung der Außenwände bewirken. Das symmetrisch gestaltete Maßwerk der Blütezeit gothischen Stils wird durch die sogenannte Fischblase verdrängt; der doppelt geschweifte Kielbogen vertritt den regelrechten Spitzbogen häufiger und die Profilirung der Schiffpfeiler, Portale und anderer Bauelemente wird überladener.



Burg Karneid bei Kardaun.

In Südtirol sind bedeutende Kirchenbauten, wie die durch das Trienter Concil historisch berühmt gewordene Kirche S. Maria Maggiore in Trient, sowie jene zu Condino und Civezzano charakteristische Beispiele des Eindringens decorativer Renaissanceformen in das gothische Bausystem. Die hochinteressante Kirche in Civezzano, welche auf Veranlassung des Cardinals Bernhard von Cles in der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts erbaut wurde, ist gegenwärtig noch vortrefflich erhalten, einschiffig, in schlanken gothischen Verhältnissen aus rothem Marmor hergestellt, einem Materiale, welches dem Formenapparat italienischer Renaissance ungleich besser entspricht als jenem des Mittelalters. So findet sich auch an diesem Bauwerke die Façade mit hohen Pilastern an Stelle der nach innen verlegten Strebepfeiler gegliedert, ähnlich wie bei S. Maria Maggiore in Trient, und nur die schlanken, mit schönem Maßwerk gezierten Spitzbogenfenster entsprechen dem architektonischen

Aufbau dieser Kirche. Der Thurm, an der Nordseite mit massivem, krabbengeziertem Steinhelm und spitzbogigen Schallfenstern, ist auch in seiner Hauptform gothisch, aber mit Renaissancegesimsen gegliedert. Als ein Meisterwerk der Renaissance ziert die Giebelfront ein reich sculptirtes Portal mit gekuppelten Säulen, wogegen die gleichzeitig entstandenen Gewölbe des Langhauses und Presbyteriums zierliche spätgothische Rippennetze bedecken.

Von kleineren kirchlichen Denkmalen der mittelalterlichen Architektur in Tirol ist noch der Bildsäulen zu gedenken, welche in nördlicheren Gegenden des Landes häufig mit Sculpturen, in Südtirol hingegen mit Freskogemälden geziert waren. Unter den erstgenannten sind jene bei Brixlegg, Egerdach, Ambras und Sterzing, von den letztgenannten die Bildsäulen zu Virgen, Layen, Bruneck und Welsberg bemerkenswerth. Die künstlerisch bedeutendste Bildsäule Tirols ist nunmehr jene zu Bruneck, nachdem leider die Welsberger Bildsäule vor wenigen Jahren der Überschwemmung des Pusterthals zum Opfer gefallen ist.

Unter den Profanbauten des Mittelalters nehmen die vornehmlich im Süden des Landes zahlreich entstandenen Burgen den ersten Rang ein. Als Adelswohnungen in der Zeit des Fehdewesens zur Vertheidigung eingerichtet, waren die ältesten Bauten dieser Art, welche in Tirol aus dem XI. und XII. Jahrhundert stammen, als Höhenburgen an möglichst unzugänglichen Stellen, umgeben von Felsschrofen und Schluchten, angelegt, wie z. B. die Burgen Karneid bei Kardaun, Salurn u. A. Ihre Architektur trug ausschließlich den fortifikatorischen Charakter und ihre Gesammtanlage war der örtlichen Beschaffenheit entsprechend von geringem Umfang. Häufig waren es dominirende Punkte, welche an den Kreuzungen mehrerer Thäler gelegen diese beherrschten und darum wohl auch ehemals Standorte römischer Wachtposten, aus deren Thurm und Mauerresten solche Burgen erstanden, wie Vorst bei Meran, Hocheppan, Runkelstein, Bruck bei Lienz und andere.

Die größte Anzahl der tirolischen Burgen wurde im XIII. und XIV. Jahrhundert errichtet. Es waren dies zumeist kleinere Anlagen, sogenannte Burgstalle, von welchen manche erst in späterer Zeit erweitert wurden und dann behagliche und vielfach mit großer Pracht ausgestattete Räumlichkeiten umschlossen. Bei den kleineren Burgen befanden sich in dem von der Burgmauer umgebenen Thurm, dem Berchfried, auch sämmtliche Wohn- und Wirthschaftsräume, welche bescheidene Anlage stellenweise durch Erbauung eines eigenen Wohnhauses nächst dem Thurme eine Erweiterung fand. Innerhalb der Umfassungsmauern größerer Burgen befanden sich außer dem zur Vertheidigung eingerichteten Berchfried noch der Pallas, die Kemenate und die Wirthschaftsräume. Größere Burgen, die sogenannten Hofburgen, wie Siegmundskron, Hocheppan, Taufers, Petersberg und andere waren häufig mit mehreren Umfriedungen, welche von flankirenden Thürmen beherrscht wurden, umschlossen. Gewöhnlich befand sich das Burgthor in einem

der Vertheidigungsthürme der Umfassungsmauern; dort waren auch die entsprechenden Vorrichtungen zum Verschließen mit schweren Thorflügeln, Zugbrücken oder Fallgattern angebracht. Durch das Burgthor gelangte man bei Anlage von doppelten Ringmauern zunächst in die Burgfreiheit, einen Hof, welcher nicht selten die Wirthschaftsgebäude enthielt, und von hier in den eigentlichen Burghof, in dem die Wohngebäude, der Berchfried und die Kapelle situirt waren. Dergleichen Burgkapellen waren in Tirol bei derartigen Bauten aus der romanischen Epoche als Doppelkapellen angelegt, von welchen der obere Raum als Gotteshaus und der darunter liegende, eine Art Krypta, als Begräbnißstätte diente. Beispiele dieser Art sind die Kapellen der Burgen Tirol, Hocheppan, Zenoberg und Bruck. Der jeweilig herrschende Baustil kam an solchen Burgkapellen durch reichere Entfaltung der Architektur zum Ausdruck.



Burg Haaseck mit Münzerthurm in Hall.

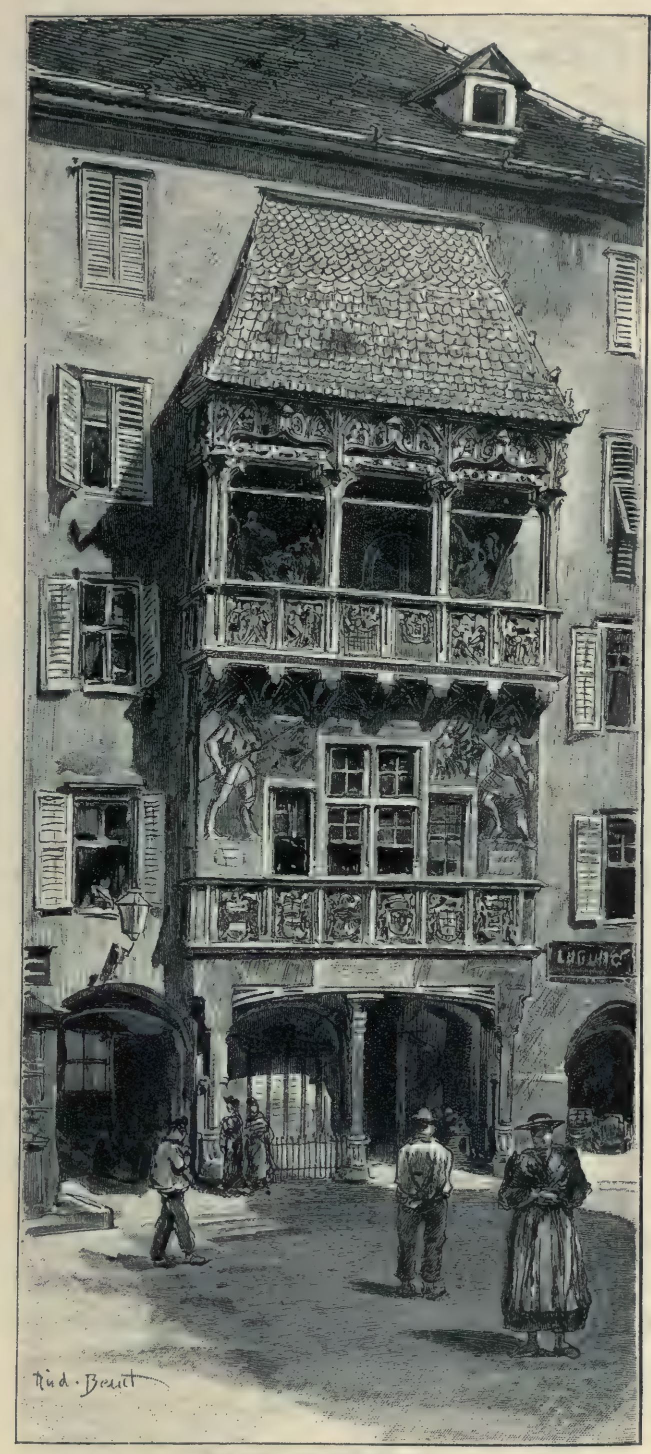
Unter den zahlreichen Burgen Tirols, deren Entstehung in das frühe Mittelalter zurückreicht, verdient die vielfach interessante Burg Runkelstein im Sarnthal bei Bozen besondere Beachtung. Ihre ursprünglich kleine Anlage fand im XIII. Jahrhundert zunächst eine Erweiterung durch Erbauung eines festen Wohnhauses. Nach ihrer bald darauf erfolgten Zerstörung durch Graf Meinhard II. von Tirol gelangte die Burg als Lehen des Bischofs Georg von Trient am Ende des XIV. Jahrhunderts an die Brüder Vintler von Bozen. Der kunstsinnige Niklas Vintler

vergrößerte um 1388 die Burg durch eine Kapelle und das Sommerhaus und ließ fünf Gemächer mit den heute berühmt gewordenen Fresken schmücken; außerdem versah er Runkelstein mit Vorwerken und zwei Thürmen. Nach mehrfachem Besitzwechsel an den Landesfürsten Erzherzog Sigmund gelangt, wurde die Burg von landesfürstlichen Pflegern verwaltet, deren letzter der bekannte Landsknechtführer Georg von Frundsberg war. Kaiser Maximilian I. verstärkte Runkelstein durch fortifikatorische Baulichkeiten und ließ, als er um 1500 die Burg besuchte, mit der ihm eigenen Pietät für alte Kunst die Fresken daselbst restauriren. Um 1520 durch eine Pulverexplosion theilweise zerstört, blieb Runkelstein bis zu der zehn Jahre später durch ihren Bewohner Sigmund von Brandis erfolgten Reconstruction in ruinenhaftem Zustande. Endlich fiel die inzwischen wiederholt als Lehen vergebene Burg um 1754 an die Kaiserin Maria Theresia zurück, welche sie dem damaligen Fürstbischof von Trient als Mensallehen übertrug. Allmälig völlig zur Ruine geworden, gelangte Runkelstein in den Besitz Seiner Majestät des Kaisers Franz Joseph, auf Allerhöchstdessen Anordnung in den Jahren 1884 bis 1888 die gänzliche Wiederherstellung der Burg unter Leitung des Dombaumeisters Freiherrn von Schmidt erfolgte.

Von sogenannten Tiefburgen, das ist solchen, welche auf ebenem Terrain in der Thalsohle angelegt wurden, sind in Tirol nur wenige zu nennen. Hierher gehören als architektonisch bemerkenswerthe Bauten der älteste Theil des Kastells in Trient und die ehemals landesfürstliche Burg Haaseck zu Hall; beide Anlagen waren mit den Befestigungswerken der genannten Städte in Verbindung gebracht.

Der gegenwärtig noch erhaltene mittelalterliche Theil des Trienter Kastells, von welchem der mächtige runde Berchfried wahrscheinlich aus einem Überrest der ehedem dort bestandenen römischen Befestigungsanlagen entstand, zeigt einen in drei Geschoßen und an drei Seiten mit Arkaden umgebenen Hof im lombardisch-venetianischen Baustil. Die Façade dieses Gebäudetractes läßt auch an der noch erhaltenen venetianischen Loggia und den geschweiften Zinnen die italienisch-mittelalterliche Architektur erkennen. Ihre Entstehung datirt aus der Mitte des XIII. Jahrhunderts, nachdem kurz vorher das früher bestandene Kastell durch die Veroneser zerstört worden war.

Die Burg Haaseck zu Hall entstand um 1275 zum Schutz der dortigen Salzwerke und hat bis zum Ende des XVI. Jahrhunderts mannigfache Veränderungen erfahren. Von den im Mittelalter errichteten fortifikatorischen Anlagen der Burg, welche dem Erzherzog Sigmund durch eine Reihe von Jahren als sichere Residenz diente, sind gegenwärtig noch der malerische Berchfried, genannt der „Münzerthurm", und der „Münzerthorthurm" mit dem Wappenschild Erzherzog Sigmunds an der Südseite, außerdem der durch einen Wehrgang mit dem Berchfried in Verbindung stehende kleine Wartthurm erhalten. Auch die im gothischen Stil erbaute Burgkapelle, deren Chor erkerartig gegen



Das goldene Dachl in Innsbruck.

den äußeren Burghof abschließt, gehört noch zur älteren Anlage. Im XVI. Jahrhundert wurde das Haller Münzwerk in diese Burg verlegt und später das Salinenamt.

Von der unter Kaiser Maximilian I. erbauten alten Hofburg zu Innsbruck, welche um 1534 durch einen Brand größtentheils zerstört wurde, sind nur mehr die Grundmauern vorhanden, auf welchen sich das gegenwärtige kaiserliche Residenzschloß erhebt, von dem unten noch die Rede sein wird. Von den noch im gothischen Stil ausgeführten Baulichkeiten der alten Residenz war der „Wappenthurm“ ein eigentlicher Prachtbau, der um 1496 mit 66 gemalten Wappenschildern durch Georg Walcher geziert wurde.

Den Burgen als festen Adelssitzen entsprechen zahlreiche fortifikatorische Anlagen zum Schutz der Bürger in geschlossenen Städten und Märkten, mit Thürmen, Ringmauern und Wällen, deren Überreste wir heute noch an vielen Orten des Landes wahrnehmen können. Ein

charakteristisches Beispiel solcher Städtebefestigungen in Tirol bietet das Städtchen Glurns im Vintschgau, dessen Thorthürme mit Wurferkern und Ringmauern noch größtentheils erhalten sind.

Zur Sicherung der Landesgrenzen boten die von der Natur durch hohe unübersteigliche Felsgebirge eingeschlossenen Engpässe Gelegenheit zu Befestigungsanlagen, worunter jene am Finstermünzpaß, sowie die ausgedehnten Befestigungswerke von Ehrenberg bei Reutte noch in stattlichen Ruinen erhalten sind.

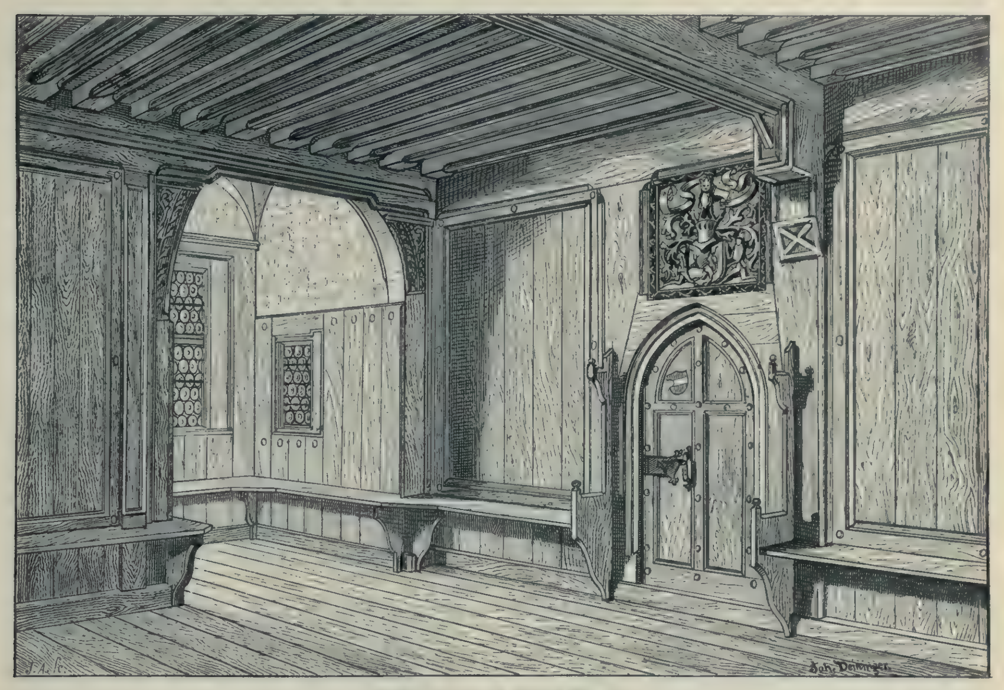
Als die Burgen am Ausgang des Mittelalters mehr und mehr ihres fortifikatorischen Charakters entkleidet wurden, gewannen sie an Umfang und wohnlicher Gestaltung ihrer Innenräume. Solche Erweiterungen, wobei an Stelle der vordem überwiegend einförmigen Festungsarchitektur kunstvollere Formen treten, bilden gleichsam den Übergang zu den Schloßbauten der späteren Zeit. Kunstsinnige Fürsten, wie Erzherzog Sigmund und dessen erlauchter Nachfolger Kaiser Maximilian I. gingen hier im Norden des Landes, die Fürstbischöfe von Trient und Brixen im Süden desselben mit nachahmenswerthen Beispielen voran.

Erzherzog Sigmund erweiterte und verschönerte die von seinem Vater Herzog Friedrich um 1452 erbaute Residenz in Innsbruck, von deren prächtiger Architektur der heute noch erhaltene spätgothische Erker, welcher seiner vergoldeten Kupferbedachung wegen unter dem Namen „goldenes Dachl" bekannt ist, Zeugniß gibt. In rothem Marmor ausgeführt und von schönen Verhältnissen, gehört dieses Werk, dessen architektonische Profilirung und plastische Wappenzier volle Bewunderung verdienen, zu den hervorragendsten Denkmalen mittelalterlicher Profanarchitektur. Einzelne Details und namentlich die Wandmalereien an der Façade des Erkers stammen aus der Zeit Kaisers Maximilian I.

Auch das trauliche Heim, welches sich Erzherzog Sigmund in dem kleinen Ansitz, genannt die „alte landesfürstliche Burg", zu Meran erbaute, zeugt von der Kunstliebe des Fürsten. Dieses Gebäude erhebt sich auf nahezu quadratischer Grundfläche, deren südwestlicher Theil zum Hofraum benützt, von einer zinnengekrönten Mauer umschlossen wird, welche den Wehrgang trägt. Bemerkenswerth sind außer der kleinen gothischen Kapelle, welche durch ein Abschlußgitter vom Vorhaus getrennt ist, die mit gothischem Wandgetäfel ausgestatteten Gemächer, ihre reichprofilirten Balkendecken und schön geschnitzten Wappen über den Thüren. Dort, wo keine Holzverkleidungen die Wände bedecken, wie im Erker, in der Kapelle und im Hofe, sind dieselben mit ornamentalen und figuralen Darstellungen bemalt. Hierbei ist die auf Schloß Reiffenstein bei Sterzing, Schloß Gravetsch bei Villanders und anderen tirolischen Bauten aus dem XV. Jahrhundert übliche Manier der Darstellung des mit Figuren verschlungenen gothischen

Rankenwerks auf grünem Grunde mit schwarzen Contouren und weißen Lichtern vorherrschend.

Die Anlage der „landesfürstlichen Burg" zu Meran kann als der Typus ähnlicher Edelansitze aus dem XV. Jahrhundert in Tirol betrachtet werden, von denen heute nur wenige noch erhalten sind. Sie ist verwandt mit jener des „Jöchlsthurms" in Sterzing, eines hohen, von vier Zinnengiebeln abgeschlossenen Baues, erwähnenswerth durch seine gothischen Wandgetäfel und einen reich mit geschnitzten Wappen und Rankenwerk gezierten Holzplafond gleichen Stils. Vornehmlich begegnet uns dieser Gebäudecharakter auch in



Fürstenzimmer im Schloß Meran.

dem malerischen kleinen Rathhaus zu Hall in Tirol, das, einst ein „Fürstenhaus", von Herzog Leopold dieser Stadt überlassen wurde.

Von städtischen Wohngebäuden Tirols aus dem frühen Mittelalter sind nur spärliche Reste vorhanden, dagegen noch eine größere Zahl solcher Gebäude aus dem Ende dieser Epoche. In Südtirol treten bei städtischen Wohnbauten jener Zeit die Einflüsse venetianischer Architektur hervor und die größeren Bürgerhäuser zeigen schon vielfach den Charakter der italienischen Paläste. Das bürgerliche Wohnhaus Nordtirols aus dem Ende des XV. bis zur Mitte des XVI. Jahrhunderts trägt in seiner Tiefenanlage mit dem gegen die Straße gekehrten steilen Giebel an der Schmalseite, welcher zumeist

durch Erker belebt ist, den deutschmittelalterlichen Charakter an sich. Wie in der kirchlichen Architektur, so hat sich auch im Profanbau des nördlichen Landestheils die gothische Bauweise lange erhalten und ist insbesondere die Anordnung mehrgeschoßiger Erker fast zur Regel geworden. Die zahlreiche Anwendung der Erker zur wohnlicheren Gestaltung der Innenräume und zur Belebung der Façaden ist aus der mittelalterlichen Bauepoche in Nordtirol auf alle späteren übertragen worden, so zwar, daß dieses Bauelement der Landesarchitektur ein besonderes Gepräge verleiht, nicht nur hinsichtlich der städtischen, sondern auch der ländlichen Wohnbauten. Ein besonderer Schmuck durch reichere architektonische Gliederungen an Fensterumrahmungen und Gesimsen, wie solcher an dem schönen gothischen Erker des um 1524 erbauten Sterzinger Rathhauses vorkommt, ist indeß bei solchen Wohnbauten nur selten zur Anwendung gekommen. Die im Centrum der Städte an den Marktplätzen gelegenen Bürgerhäuser am Ende des Mittelalters waren in der Regel im Erdgeschoß mit Bogengängen, sogenannten „Lauben", versehen, wie solche noch in Innsbruck, Sterzing, Brixen, Klausen, Bozen, Meran theilweise erhalten sind. Auch finden sich bei diesen vornehmeren Bürgerhäusern die Brüstungsfelder der Erker mit Blendmaßwerk oder Wappenschildern geziert, die Portale reicher gegliedert und die Gewölbeflächen mit engmaschigem, zumeist in Mörtelverputz hergestelltem Rippenwerk überzogen.

Es war schon die zweite Hälfte des XVI. Jahrhunderts verflossen, als in Tirol die Zierformen der Renaissance sich an den kirchlichen Bauten allmälig entfalteten, während die constructiven Bauelemente des Mittelalters noch bis in das XVII. Jahrhundert ihr angestammtes Recht behaupteten. So kam es, daß die schon früher erwähnten Kirchen S. Maria Maggiore in Trient und die Pfarrkirche von Civezzano nur formal dem Stil der Renaissance entsprechen, sowie auch die von 1553 bis 1562 erbaute Hofkirche zu Innsbruck. Erst die unter Erzherzog Ferdinand II. gegründete Jesuitenkirche in Innsbruck ist auch in ihrer Anlage der neuen Bauweise entsprechend. An diesem schönen Bauwerk ist die Kreuzform mit der Kuppel in Verbindung gebracht und an den beiden Enden der aus Nagelflue erbauten Giebelfront sind Thürme angelegt, welche leider nicht zum Ausbau gelangten.

Die zur selben Zeit entstandene Kirche des Damenstiftes zu Hall, welche heute nicht mehr zu Cultuszwecken verwendet wird, ist durch einen Thurm mit reichgegliedertem Helm von seltener Schönheit ausgezeichnet. Es gibt wenige Beispiele aus dieser Architekturepoche, bei welchen der Übergang des vierseitigen Thurmkörpers in das Achteck des Helmes so glücklich durchgeführt wurde wie an diesem Thurm der Haller Stiftskirche.

Obwohl erst am Beginn des XVII. Jahrhunderts entstanden, ist die kleine Inviolatakirche in Riva am Gardasee ein Bau, der noch in den reinsten Formen italienischer

Hochrenaissance durchgebildet wurde. Seine Grundform ist ein Octogon mit der Presbyteriumanlage an der gegen Osten gekehrten Achteckseite. Dieser, einem Baptisterium ähnliche Centralbau ist mit einer Kuppel überspannt, welche in schönem Verhältniß steht zu den einfachen Façaden. Der Innenraum der Kirche ist in splendider Weise durch Pilaster korinthischer Ordnung, durch ornamentale und figurale Stuccodecoration in weißer Farbe mit theilweisen Vergoldungen, die Sockelfelder mit Fresken in Gelb und Grau geziert. Die Collegiatkirche zu Arco verdient noch unter den wenigen kirchlichen Bauwerken Tirols



Kastell Buon consiglio in Trient.

aus der ersten Periode der Renaissance besondere Beachtung; sie ist ausgezeichnet durch edle Raumverhältnisse und kräftige Gliederung der Façaden mit Strebepfeilern, welche nach oben volutenförmig abschließen.

Aus dem Umstand der lange herrschenden Principien gothischer Construction bei dem tirolischen Kirchenbau erklärt sich auch die fast unmittelbare Folge von Bauten der Spätrenaissance, der Barock und des Rococo auf solche gothischen Stils. Zudem kommt noch die gesteigerte Baulust am Beginn des XVIII. Jahrhunderts, jener Zeit, in welcher die Einflüsse italienischer und französischer Spätformen der Renaissance allerorts durch-

drangen und sich siegreich behaupteten. Gar viele Bauwerke des Mittelalters fielen der Umgestaltungslust nach dem nun herrschenden Baugeschmack der Barock zum Opfer, wohingegen die in jenem Stil entstandenen Neubauten das Gepräge echter Baukunst durch constructive und decorative Beherrschung großräumiger Anlagen an sich tragen. Die decorative Prachtentfaltung in der Architektur jener Zeit entstand aus der großen Bauthätigkeit, welche die virtuose technische Behandlung der Baumaterialien heranbildete. Sie fand ihren Ausdruck einerseits in der wuchtigen Gestaltung tragender Gliederungen und geschweifter Gesimslinien der Barockarchitektur, anderseits durch Auflösung des starren Rahmenwerks in ornamentale Gebilde, welche den vornehmlich die Innenausstattung beherrschenden Rococostil charakterisirt.

Die am Beginn des XVIII. Jahrhunderts an Stelle eines älteren Kirchleins errichtete St. Jakobs-Pfarrkirche in Innsbruck repräsentirt sich in ihren aus Nagelfluequadern erbauten Façaden als ein schönes Beispiel des Barockstils. An der Giebelfront von zwei niedrigen Thürmen flankirt, hinter deren Front erstere nischenartig zurücktritt, ist diese Kirche einschiffig mit kurzen Kreuzarmen und rechteckig angelegtem Presbyterium, über welchem sich eine stattliche Kuppel erhebt. Die Innendecoration in Stucco und mit Freskogemälden von den Gebrüdern Asam aus München steht mit der Architektur des Gebäudes in schöner Harmonie.

Weitaus einfacher gestaltet ist der um einige Decennien später erbaute Dom zu Brixen, ein stattlicher Hallenbau mit zwei Thürmen an der Westfront, welche durch eine Säulenhalle dorischer Ordnung verbunden sind. Der Innenraum des Doms ist durch schöne Verhältnisse und prächtige Marmorincrustationen an Pfeilern und Altären ausgezeichnet. Dieses Bauwerk, welches an Stelle der schon erwähnten mittelalterlichen Kathedrale gesetzt wurde, ist ausschließlich von tirolischen Künstlern geschaffen worden.

Zu den bemerkenswerthen Kirchenbauten aus dieser Periode gehört auch die Kirche der regulirten Chorherren zu Neustift bei Brixen, ein vordem mittelalterlicher Bau, dessen Innenraum in reicher und farbenfreudiger Rococodecoration von seltener Stilreinheit durchgebildet ist. Außerdem verdienen noch das Wallfahrtskirchlein zur heiligen Nothburga in Eben und die Pfarrkirchen zu Borgo, Ampezzo, Cles, Vezzano, S. Maria del Soffragio zu Rovereto und die Jesuitenkirche zu Trient als Bauwerke der Spätrenaissance in Tirol besondere Erwähnung.

Fällt auch die Gründung der meisten größeren Klöster des Landes schon in die Zeit des frühen Mittelalters, so ist doch von deren Bauten aus jener Zeit nur wenig erhalten geblieben, da ihre bedeutendsten Repräsentanten der blinden Zerstörungswuth des Pöbels während der Bauernkriege im zweiten Decennium des XVI. Jahrhunderts zum Opfer fielen. Vordem nur in bescheidener Ausdehnung angelegt, erwuchsen die Abteien zu

Wilten, Stams und Marienberg, sowie die Probsteien zu Neustift und Gries bei Bozen erst im XVII. und XVIII. Jahrhundert zu großartigen Bauanlagen. Sie wurden ausgestattet mit jener decorativen Pracht an Sculptur und Malerei, welche als treue Schwesterkünste der Architektur, von tüchtigen Meistern gehandhabt, dieser Periode den Stempel echter Kunstentfaltung aufzudrücken geeignet war.



Loggia im Hofe des Trienter Kastells.

Früher als in der kirchlichen Kunst tritt im Profanbau des Landes die Renaissance in bedeutenden Werken hervor, deren Entstehung in Südtirol dem mächtigen und kunstsinnigen Einfluß der Fürstbischöfe von Trient und Brixen, nördlich vom Brennergebirge vornehmlich dem hochbegabten und kunstliebenden Landesfürsten Erzherzog Ferdinand II. von Tirol zu danken ist.

In Trient errichtete am Beginn des XVI. Jahrhunderts Cardinal Bernhard Cles südlich nächst dem oben besprochenen mittelalterlichen Bau der bischöflichen Residenz einen

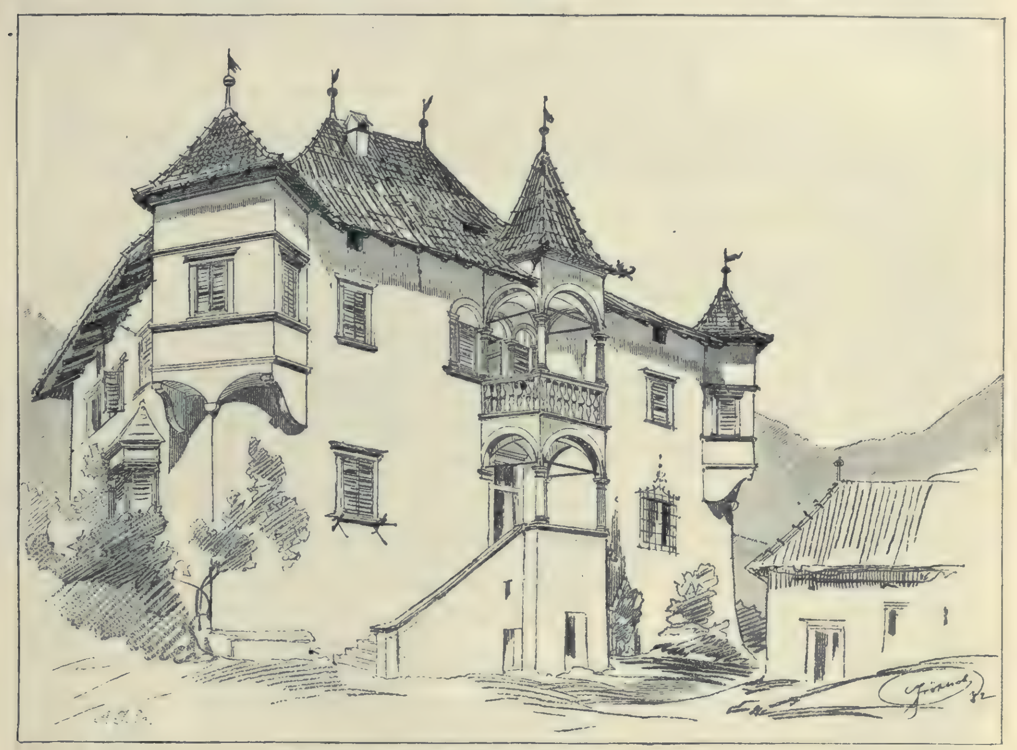
Gebäudetract im Stil italienischer Hochrenaissance, der vom Meister Martino aus Como ausgeführt wurde. Das Innere dieses nach außen einfach gehaltenen Baues wurde mit wahrhaft verschwenderischer Pracht, deren Reste noch hier und da erhalten sind, ausgestattet. Sculpturen in Marmor, Terracotta und Stucco, Gemälde al fresco und al tempera eines Romanino, Brusasorsi rc., Tapeten aus Leder, Goldbrokat und Arazzi schmückten die Wände, vielfarbige Marmorplatten, Majolikafließen oder Holzparquetten mit Intarsien die Fußböden, große, theilweise vergoldete Holzcassetten, Sculpturen oder Fresken die Decken der zahlreichen Säle, des Stiegenhauses und der Loggia im kleinen Hofe. Der am Südende dieser Schloßanlage befindliche große Hof umgibt westlich den Clesianischen Gebäudeflügel mit einem runden Pavillon an der Ecke. Letzterer, ursprünglich als Vertheidigungsthurm angelegt, stammt aus dem Jahre 1474, da Bischof Johann Hinderbach das Kastell offenbar noch in mittelalterlichen Bauformen erweiterte und befestigte. Der Architekt des Cardinals Cles benützte den Thurm, um ihn in den erwähnten Pavillon umzuwandeln. Eine lateinische Inschrift daselbst besagt zu deutsch: „Ich Thurm wurde einst von Bischof Johann begonnen, doch vergrößert wurde ich in dieser Weise durch Cardinal Bernhard Clesius Gold 1531." Als später Cardinal Alberti den von Cles erbauten Theil dieses „Castello buon consiglio" nach Norden verlängerte und mit dem lombardisch-venetianischen Schloßtract in directe Verbindung brachte, wurde die Loggia des mit Fresken von Girolamo Romanini ausgestatteten Sommerrefectoriums der Fürstbischöfe vermauert und dieser Raum, dem fortan der Zutritt von Luft mangelte, leider dem Verfall geweiht.

An der gegen die Stadt gerichteten Längsfront ist das Trientiner Kastell mit Bastionen umgeben und zeigt auch in seinen Façaden zum großen Theil den fortifikatorischen Charakter. Die reiche Auszier seiner Innenräume ist noch vielfach erhalten, insbesondere das schöne Stiegenhaus, die freskengeschmückte Loggia des kleinen Hofes und ein Rundsaal im Eckpavillon.

Die Architektur italienischer Renaissance ist noch in einer Reihe von Privatpalästen Trients glänzend vertreten. Unter ihnen sind besonders bemerkenswerth der Palazzo Tabarelli, dessen architektonische Gliederungen an Werke Bramantes erinnern, und der von Georg Fugger aus Augsburg um 1581 im Geschmack Palladios erbaute Palazzo Zambelli. Einige Trientiner Paläste aus dem XVI. Jahrhundert sind an ihren Façaden mit tüchtig ausgeführten Freskogemälden geziert. Die südlich von Trient gelegene Villa suburbana Margon ist ein seltenes Beispiel derartiger Gebäude auf tirolischem Boden.

In den nördlichen Districten des Landes, wo uns vornehmlich in Schlössern und Edelansitzen noch bemerkenswerthe Profanbauten aus dem XVI. und XVII. Jahrhundert erhalten sind, mußte schon der weniger günstigen klimatischen Verhältnisse wegen an

Stelle der wirkungsvollen formenreichen Façadenarchitektur des Südens eine nüchterne Behandlung des Äußeren und dafür eine sorgfältigere des Innenausbaues treten. Die italienischen Architekturelemente, wie offene Hallen, Loggien und Balcone, werden gegen Norden immer seltener zur Anwendung gebracht; der geschlossene Erker muß die luftigen, säulengezierten Altane ersetzen, welche in den Edelansitzen des Eppaner Gebietes noch durchwegs vorkommen und in jenen des unteren Pusterthals noch einige Repräsentanten finden. Die Schloßbauten Nordtirols sind jedoch durch eine reichere Gruppirung, welche



Ehemaliger Edelansitz in Überetsch (St. Michael in Eppan).

sich aus der Anlage deutscher Burgen entwickelt hatte, ausgezeichnet. Die geringere Wirkung plastischer Gliederungen und Ziermotive an dem spärlicheren Sonnenlicht der nördlichen Gegenden und der Mangel an geeignetem Steinmaterial führte hier zum Ersatz der Reliefarchitektur durch eine gemalte. Die an den Façaden in Malerei dargestellten architektonischen und ornamentalen Formen entsprechen dem jeweilig herrschenden Kunststil. Der Steinarchitektur entnommen sind in freierer Behandlung Fensterumrahmungen, Portalarchitekturen, Eckpfeiler, Lissenen, Spiegel- und Rautenquader in perspectivischer Auffassung an den Gebäudefronten al fresco oder in Sgraffitotechnik dargestellt. Façadenmalereien an den Wohnbauten Tirols aus dem XVI. Jahrhundert sind

in der Regel einfach, in strengen Architekturformen mit haltbaren Mineralfarben in Grau oder Braunroth, solche des XVII. und XVIII. Jahrhunderts zumeist polychrom ausgeführt.

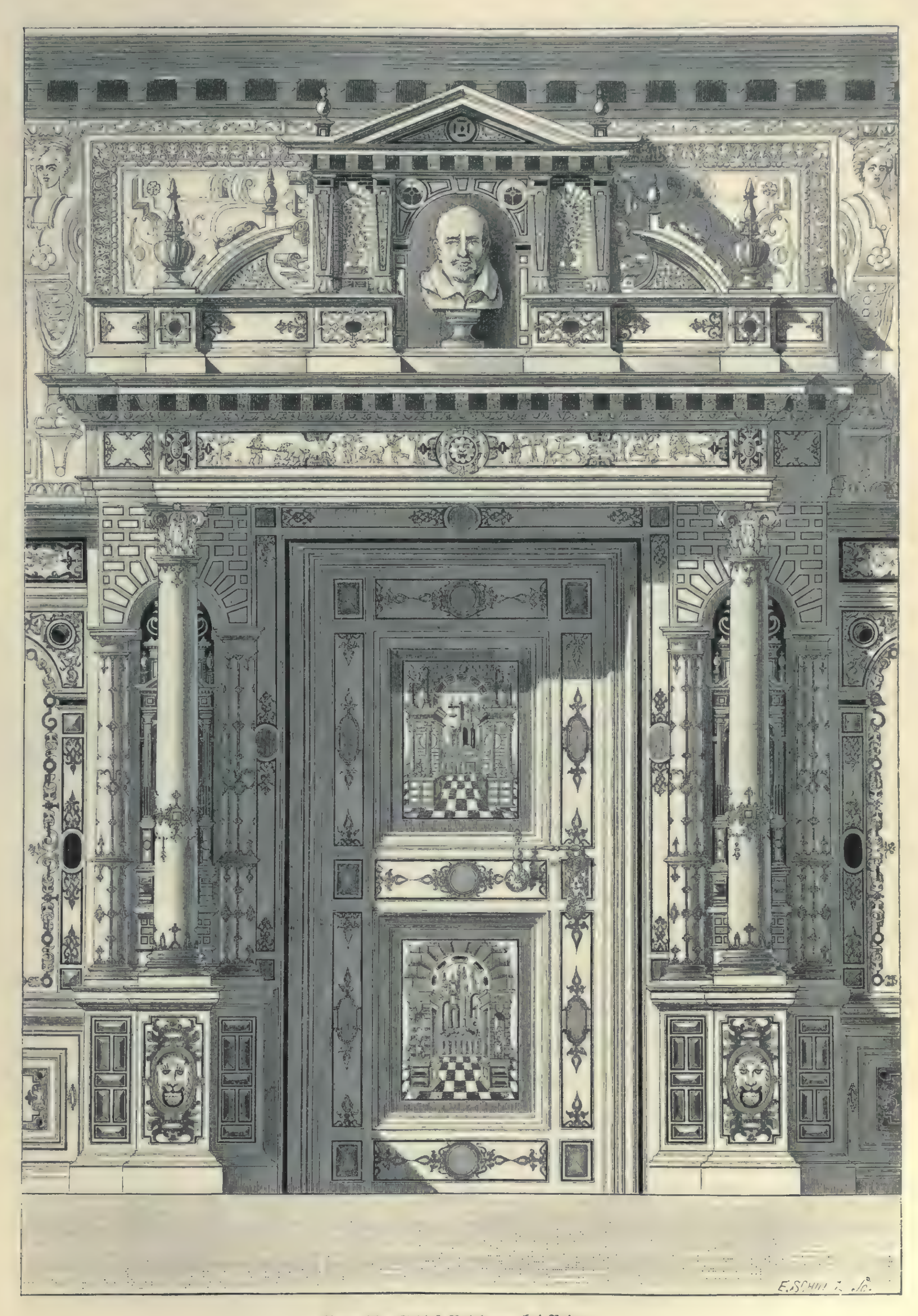
Beispiele der ersteren Art finden sich häufiger noch erhalten an größeren Schloßbauten, wie Ambras, Friedberg und Flaurling im Innthal, Pallaus, Velthurns und Trostburg im Eisackthal ꝛc. Zu Ötz, Habichen und Wenns sind noch ländliche Wohnhäuser mit reicher Bemalung im Stil der Renaissance erhalten. Die schönsten und zahlreichsten Repräsentanten gemalter Barock- und Rococo-Architektur finden sich an den Hausfaçaden des Marktes Reutte.

Im Innenausbau der deutschtirolischen Profanbauten aus dem XVI. und XVII. Jahrhundert spielt die Holzarchitektur an Schutz- und Zierverkleidungen der Wohngemächer eine hervorragende Rolle. Es wurden in dieser Hinsicht in den Schlössern Ambras, Velthurns und Tratzberg wahre Meisterwerke geschaffen, denen sich die Vertäfelungen mancher Edelansitze, wie zu St. Michael in Eppan, Aufhofen im Pusterthal, Oberrasen im Antholzerthal und andere würdig anreihen.

Als Erzherzog Ferdinand II. von Tirol das später durch seine Kunstsammlungen berühmte Schloß Ambras bei Innsbruck bedeutend erweiterte, erbaute er um 1571 den vom Hochschloß getrennten „großen Saal“. Dieses eigenartige Bauwerk birgt neben der von wälschen Meistern hergestellten Stucco-Architektur des Innenraumes, den al fresco gemalten Bildnissen tirolischer Landesfürsten und den schönen niederländischen Groteskmalereien in der reich gegliederten Saaldecke und den Thüren hervorragende Werke decorativer Holzarchitektur, welche von einheimischen Meistern hergestellt wurden.

Die größeren städtischen Profanbauten Nordtirols stammen zumeist aus dem XVII. und XVIII. Jahrhundert. In Innsbruck finden sich an dem unter Erzherzogin Claudia erbauten alten Regierungsgebäude schon ausgeprägte Formen der Spätrenaissance und der Barockstil gelangt in dem um 1728 vollendeten landschaftlichen Gebäude (Landhaus) mit seiner genial concipirten Hauptfaçade, dem Stiegenhaus und Sitzungssaal des Tiroler Landtags und nicht minder in der zugehörigen prächtigen St. Georgskapelle in vornehmer Art zum Ausdruck. Bedeutende palastähnliche Bauten aus der späten Renaissance-Epoche sind zu Innsbruck außer den genannten noch das gräflich Taxis'sche Palais, das von Pfeifersberg'sche und das Helblinghaus, letzteres mit reicher Stuccodecoration der Façaden im Rococostil, zu Schwaz das gräflich Enzenberg'sche Palais und das sogenannte Fuggerhaus, ferner das bischöfliche Palais in Brixen mit schönem Arkadenhof und der Kapelle, das Merkantilgebäude in Bozen, ausgezeichnet durch prächtige Stiegenanlagen, und die Paläste Sardagna, Prato und Garovaglio in Trient.

An Stelle der von Kaiser Maximilian I. angelegten Hofburg zu Innsbruck, welche nach dem Brande im Jahre 1534 durch Kaiser Ferdinand I. im Stil der Renaissance



Portal im Schloß Velthurns bei Brixen.

größtentheils neu erbaut wurde, später aber durch Erdbeben sehr gelitten hatte, errichtete Kaiserin Maria Theresia das gegenwärtige kaiserliche Residenzschloß. Die Façaden dieses ausgedehnten Bauwerks mit dem daranschließenden Damenstiftsgebäude sind im nüchternen Zopfstil, die kaiserlichen Wohngemächer mit dem großen Repräsentationssaal größtentheils im Rococostil geschmackvoll decorirt. Insbesondere ist der sogenannte Riesensaal seiner edlen Raumverhältnisse und des schönen Deckengemäldes von Maulbertsch wegen bemerkenswerth. Endlich ist die aus Nagelfluequadern erbaute dreithorige Triumphpforte Innsbrucks mit ihrer reichen plastischen Zier in weißem Marmor ein künstlerisch und historisch werthvolles Denkmal aus den Tagen der großen Kaiserin.



Aus Schloß Velthurns bei Brixen.

Die älteren ländlichen Wohnbauten Nordtirols, welche noch erhalten sind, gehören zumeist den letzten drei Jahrhunderten an. Ihre Architektur weist je nach der örtlichen Lage Verschiedenheiten auf, welche theils in der durch die Lebensweise der Bevölkerung bedingten Bauanlage, theils in dem Umstand ihre Begründung finden, ob Bauholz oder Steinmaterial in größerer oder geringerer Menge vorhanden waren. Die im Verhältniß zur Höhe des Hauses breit angelegte Giebelfront, das flache weit vorkragende Dach, dessen große Schaarschindeln durch mit Steinen beschwerte Latten festgehalten werden, sind allen Bauernhäusern Nordtirols gemeinsame Charaktere der äußeren Gestaltung. Die Unterinnthaler und Brixenthaler Bauernhäuser haben in der Regel ein gemauertes Erdgeschoß, dessen sonst weiß getünchte Façaden in der erwähnten Art durch gemalte Architekturmotive geziert sind. Das erste Stockwerk mit dem Giebel ist jedoch als Blockbau construirt und in der Fußbodenhöhe des Obergeschoßes befindet sich an der Außenseite gewöhnlich eine Gallerie an drei Seiten des Hauses. Diese wird von vorkragenden schön profilirten Balken getragen und ihre Brüstung ist durch Brettausschnitte im Geländer oder durch gedrehte Holzballuster geziert. An den Ecken der Gallerie verbinden geschnitzte Holzsäulen diese mit den vorkragenden Saumpfetten des Dachs, und wenn im Giebelgeschoß ein Balcon angebracht ist, stehen die mittleren Säulchen der darunter liegenden Gallerie mit diesem in Verbindung. Am Dachfirst ist bei den Bauernhäusern des Unterinnthals durchwegs

ein zierlich gestaltetes Glockenthürmchen mit spitzem Helm angebracht. Die Bauernhäuser im Alpbachthal, worunter sich noch viele vortreffliche Repräsentanten wahrhaft mustergiltiger Holzarchitektur aus dem XVII. und XVIII. Jahrhundert erhalten haben, sind in ihrer Architektur jenen des Unterinnthals wesentlich gleich, jedoch durchwegs auch im Erdgeschoß als Blockbauten construirt.

Im Oberinnthal und dessen Nebenthälern sind die ein- oder mehrgeschoßigen Bauernhäuser in allen Stockwerken gemauert und häufig mit Erkern geziert. Der in Holz erbaute Giebel ist durch ein reiches System von Ständern und Streben gegliedert und die freien Endungen der Streben und Dachrinnen sind nicht selten in Form von Drachen-



Der neue städtische Saalbau mit dem Theater in Innsbruck.

köpfen geschnitzt. An den älteren Bauten der geschilderten Arten finden sich überall Spuren von Bemalungen der Balkenconstruction in Roth, Schwarz oder Grün und häufig eingeschnitzte oder eingebrannte Sinnsprüche mit den Namen der Erbauer sammt Jahreszahlen. Die Giebelformen der Bauernhäuser des Pusterthals und seiner Nebenthäler sind im Gegensatz zu den vorerwähnten viel einfacher und steiler gebildet und die Anwendung des Blockbaues gehört hier zu den Seltenheiten. Die kunstvolle Durchbildung constructiver Bauelemente, welche die ländlichen Wohnbauten Nordtirols auszeichnet, ist bei den völlig in Steinmaterial ausgeführten Bauernhäusern Südtirols nicht zu suchen.

In neuester Zeit entstanden vornehmlich unter dem Einfluß der Architekturschulen von Wien und München in den größeren Städten des Landes eine Reihe stattlicher

Monumental- und Wohnbauten. Hiervon seien benannt die St. Nikolauskirche, die Stadtsäle, der Justizpalast, die Staatsgewerbeschule und die Spitalsgebäude zu Innsbruck, der Bürgersaalbau in Bozen und die Justizgebäude zu Rovereto und Trient. Von schloßartigen Neubauten in Tirol verdient das kürzlich vollendete Franz Lipperheide'sche Neuschloß Matzen bei Brixlegg seiner reizenden Anlage und künstlerischen Durchbildung wegen besondere Beachtung.

Der zunehmende Fremdenverkehr in Tirol und die günstige klimatische Lage vieler Orte führte auch zur Erbauung einer größeren Anzahl von Hotels und Curhäusern, worunter solche zu Innsbruck, Meran, Gries und Arco in architektonischer Hinsicht hervorragen.

Architektur, einschließlich der Burgen und Schlösser, in Vorarlberg.

Die Christianisirung Vorarlbergs durch die irischen Glaubensboten Columban und Gallus im Jahre 611 verknüpft sich mit dem Vorhandensein eines Bethauses (bald oratorium, bald templum genannt), das vormals der heiligen Aurelia geweiht war; nach der Klostergeschichte Mehreraus hätte man dasselbe zur Zeit des Abtes Ampronius Huber (1728) in Rechtecksform längs dem Chore der späteren Klosterkirche gezeigt und wäre diese 1780, „weil ihr Gemäuer faul war" niedergerissen worden. Dürfen wir auf dieser Nachricht fußen, so kann die Aureliakapelle schon zur Zeit, als das nahe römische Brigantium noch unberührt vom Völkersturme Attilas sich behauptete, entstanden, ja vielleicht auf römischem Unterbau errichtet worden sein.

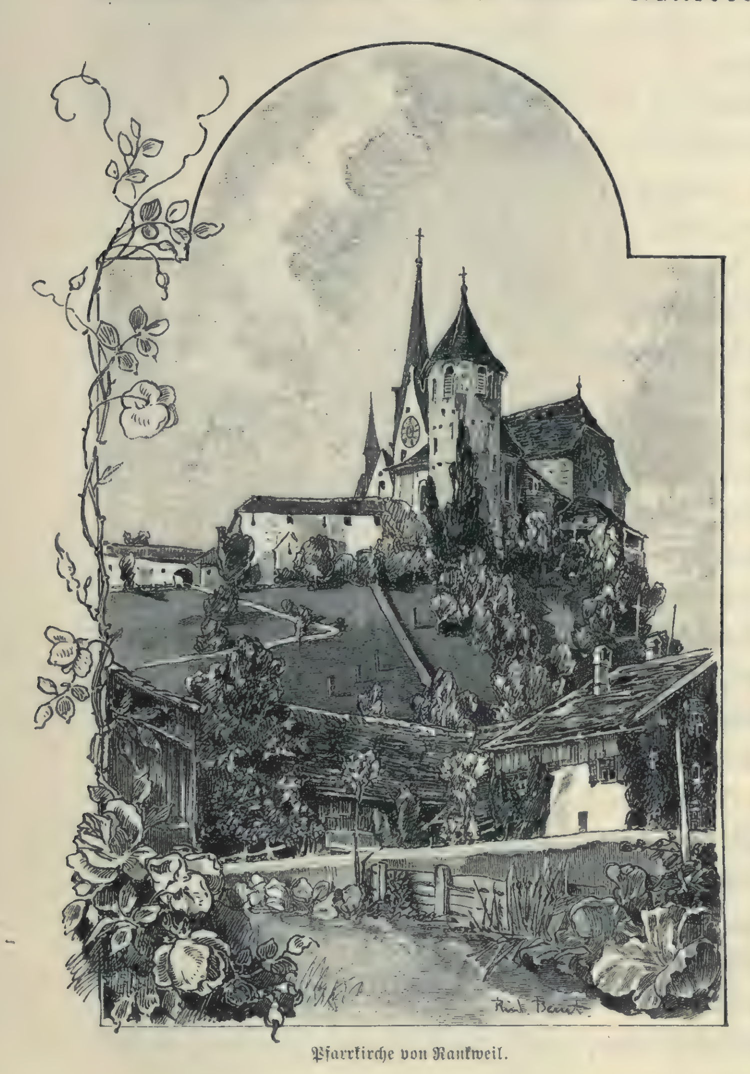
Durch die Gunst Karl des Großen und seiner Nachfolger gelangte das Land verhältnißmäßig früh zu höherer Cultur, die in vielen Kirchen- und mehreren Klosterbauten Ausdruck fand. Die Gründung des karolingischen Männer- und Frauenklosters Tuberis, dessen Fundamentreste auf der „Heidenburg" bei Göfis aus Waldesdickicht hervorschauen, verlegt Zösmair zwischen 774 und 800, seinen Untergang in das Jahr 936. Als die älteste Kirche gleicher Zeit darf St. Peter in Rankweil gelten, St. Vinerius zu Nüziders erscheint schon um 821 genannt, die alte Kirche in Thüringen und St. Sulpitius in Frastanz um 831. Ebenfalls seit dem IX. Jahrhundert bekannt oder in demselben errichtet sind die Martinskirchen zu Bürs, Röthis und Ludesch, die Kirchen zu Sattains, Lustenau und Arbogast. Im Thurm von St. Peter in Rankweil kann noch ein Theil des romanischen Chors mit einer schwach vertieften Apsis gesehen werden, während der Bogen, welcher diesen Raum mit dem später angebauten Langhaus verbindet, auf die Übergangszeit aus der Romanik in die Gothik schließen läßt. Auch in Rietzlern war vordem im Erdgeschoß des sehr massiv gehaltenen Thurmes noch ein ähnlicher, mit einem Kreuzgewölbe überdeckter und an drei Seiten mit Nischen versehener Raum vorhanden, der ursprünglich als Kapelle oder Chor der Kirche gedient haben mochte. Nach der Ansicht eines mit der

Stadtkirche in Feldkirch.

Kunstarchäologie des Landes vertrauten Tiroler Priesters scheinen überhaupt die ersten christlichen Kapellen in vorgenannter Weise angelegt gewesen zu sein, woraus später der Thurm entstand. Als Langhaus schloß sich ein Holzbau an, der später einem gemauerten Hochbau wich; auch der Thurm bestand im oberen Theile aus Holz oder erfuhr mit der Zeit eine derartige Erhöhung. Jene ehemaligen Thurmkapellen aber, durch diese Umänderungen ihrer Bestimmung entzogen, blieben fortab als Sacristeien in Verwendung.

Zu umfangreicheren Steinbauten zählt der schöne Thurm zu Mittelberg, der noch Schalllöcher in romanischem Stile besitzt, so daß es kaum einem Zweifel unterliegt, daß die erste 1391 consecrirte Kirche dieser Baurichtung angehörte. Sonst ließ die Romanik keine weiteren Denkmale zurück und selbst frühgothische Werke gehören zu den Seltenheiten. Erst nach langer Zeit überwand die von den Städten ausgehende Einwirkung das in abgelegenen Landstrichen übliche Festhalten am Holzbau und verbreitete sich endlich die Spätgothik in alle Thäler und zu den höchst gelegenen Ortschaften als herrschende Kunstübung. In der Stadtkirche von Feldkirch, erbaut oder mindestens vollendet im Jahre 1478 durch Meister Hanns Sturn, fand das Gefühl jener schaffungskräftigen, dabei tief innerlich frommen Zeit künstlerischen Ausdruck; den Gedanken der Anlage als reine zweischiffige Kirche sehen wir mit großer Geschicklichkeit an ihr durchgeführt. Das zwanzig Meter breite Schiff wird durch eine Reihe von fünf Rundpfeilern in zwei gleiche Theile gesondert; ihm ist ein quer vorgelegter Rechtecksraum als Chor angefügt, der durch zwei Reihen von Rundpfeilern in ein breites Haupt- und zwei schmale, niedrigere Seitenschiffe zerfällt, gewiß eine höchst seltene Erscheinung einem geraden Chorabschluß gegenüber. Dadurch, daß die Seitenwände beider Haupttheile des Chors wie des Schiffs in derselben Flucht verlaufen, sieht der Grundriß einer gleichmäßig angelegten Halle ähnlich. Eine spätere Erweiterung vollzog sich unter dem Zwange beschränkten Raums und spärlicher Mittel durch die Anlage eines Seitenschiffs in gleicher Flucht mit dem nach außen stark vortretenden Thurme; es öffnet sich mittelst zweier schwerer Jochbogen zum Hauptschiff, mit dem es bis zur Mitte dieses Jahrhunderts unter ein und dasselbe Dach gestellt war. Die innere Ausschmückung der Kirche vollendete 1509 oder 1520 ein prachtvolles Sacramentshäuschen aus Eisen, welches Wolfgang Huber aus Feldkirch zugeschrieben wird; seit 1655 ist dieser Schatz mittelalterlichen Kunstfleißes in die gegenwärtige Kanzel verwandelt. An der Pfarrkirche zu Bregenz erinnert noch der stattliche, aus Quadern erbaute Thurm vor der Mitte der Westfront an das Ende spätgothischer Bauart; die quadratische Halle, welche die mittelst Spitzbogen verbundenen Pfeiler begrenzen, dient als Haupteingang; spätere Renovirung anno 1672 fügte dem Thurm einen wohlgestalteten Dachreiter und zwei dreieckige, geschweifte Dachgiebel zu, die mit kugeltragenden Säulchen verziert sind.

Die Erbauer gothischer Kirchen und Kapellen kennen wir zumeist nur ihrem Werkzeichen nach, welches sie auf Grabsteinen und Sacramentshäuschen zurückgelassen haben, doch in einigen Fällen auch ihre Namen: so liest man innerhalb eines Faches der sternförmigen Gewölbdecke im Chor der Kirche zu Damüls: 1484 . . . . . coll maiger von roens maister dis buus (dieses Baues) und an der nämlichen Stelle in der Kapelle auf Christberg: maister . kaspar . schop . 1507 (1507). Daß Baumeister derart ihre Namen anbrachten, scheint allgemein übliche Sitte gewesen zu sein, sonst fände sich nicht ein Jahrhundert später zu Klösterle ihre Wiederholung: Melchior Mörscher von Mittelberg Meißter dieses Bvues 1609.



Pfarrkirche von Rankweil.

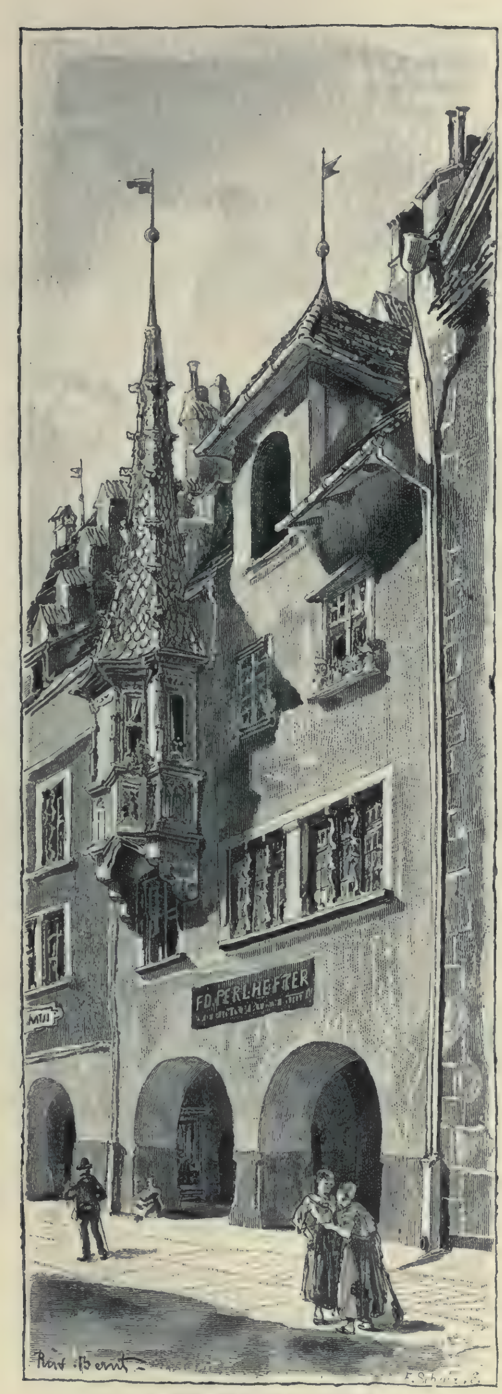
Gothische Baureste müssen wir allenthalben im Lande zerstreut, vorwiegend in hochgelegenen oder dem Verkehr entrückten Ortschaften aufsuchen. Da ist Bludesch, genauer das uralte Gemeinwesen Eise mit seinem viereckigen, bis zur obersten Spitze gemauerten Thurme aus frühgothischer Zeit, dann Reutte mit seinem malerischen Kirchthurm, dessen oberstes, stark vorkragendes Stockwerk aus Holz besteht, weiter Rankweil mit dem alten Berchfried der Veste gleichen Namens, der als Treppenhaus der Wallfahrtskirche benützt wird; dieser kreisförmige Thurm weist noch ein kegelförmiges Dach in bemerkenswerth reiner Erhaltung auf. Alte gothische Kirchthürme besitzen Au, Silberthal, Sonntag, Götzis (alte Kirche), solche mit Satteldach sind noch in Levis, Tisis, Alttosters und Fraxern zu sehen.

Nur in Lech, Thüringen (St. Anna) und an der St. Michaelskapelle in Rankweil (1533) ist ein Hauptportal im Spitzbogen mit gothischer Profilirung zu finden, in Damüls, Victorsberg, Röthis und Tschagguns sind abgetreppte Strebepfeiler am Chore stehen geblieben. Manche Presbyterien haben ihre Maßwerkfenster, ihr Netzgewölbe sammt Wanddiensten beibehalten, die durchwegs in einfachen Consolen endigen; namentlich in denen zu Damüls, Sonntag, Ludesch (St. Martin), Christberg, Götzis (1540, Consolen als Menschen- und Thierköpfe behandelt), St. Arbogast, Röthis und anderen Orten ist der gothische Charakter unversehrt gewahrt geblieben.

Vielfach der Zerstörung entgangen sind auch die Sacramentshäuschen; zu den ältesten zählt das zinnengekrönte, auf einem Fuß stehende, aus dem Dreieck construirte in Lech (um 1400), ein streng stilisirtes Werk, sowie das mit Säulchen, Maßwerk und Blendungen reich und geschmackvoll verzierte zu Sattains (1406); Zierden der Gothik dürfen auch die thurmartigen, bis in die Zwickel der Gewölberippen reichenden, mit Fialen decorirten Sacramentshäuschen zu Röthis (1481), Damüls (1487) und Laterns (1509) genannt werden. Dieser Zeit entstammt auch das mit den Symbolen der Evangelisten geschmückte und Polychromirung aufweisende in Ludesch (St. Martin). Ein merkwürdiges Taufbecken mit den Evangelistenzeichen, in hocherhabener Arbeit decorirt, das die Jahreszahl 1495 trägt, steht im Chor der Kirche in Mittelberg. Durch tüchtige Technik und Composition zeichnet sich eine Grabplatte der Ehegatten Kalkreit (1523) in Höchst aus, Grabsteine geringeren Werthes besitzen Schlins (Ulrich von Villenbach † 1477), Hohenems (Markus Sitticus † 1533) und Schruns (Waldner von Frundstein circa 1530).

Als auffallende Erscheinung tritt die Häufigkeit hölzerner Decken hervor, die anderwärts bis ins XIII. Jahrhundert allgemein verbreitet, hier sogar noch im XVII. Jahrhundert Verwendung finden. Als älteste Holzdecke von deutlich gothischem Ursprung, nämlich durch Steilbretter in die Höhe geführt, mit gothischem Maßwerk reich verziert und ausgiebig bemalt, ist die auf Christberg zu nennen (1507), deßgleichen die Holzdecken in Thüringen (St. Anna) und der Friedhofskapelle in Feldkirch (letztere von 1555). Ihnen folgten die flachen Holzdecken mit Cassetten oder auch nur einfachen Rahmen, in denen die Namen wohlthätiger Stifter sammt Hauszeichen und Jahreszahl angebracht wurden; solche finden sich in Roens (1493), Ludesch (St. Martin 1620), Poeschling (1686), Damüls (1693) und andere mehr.

Die monumentale Malerei, welche nicht zurückblieb, Kapellen und Kirchen, sowohl innen als außen mit Bildwerk zu schmücken, hinterließ achtungswerthe Reste. Frühester Zeit gehört die geharnischte knieende Figur des Grafen Wilhelm von Montfort aus dem Jahre 1362 nebst noch älteren Fresken in der St. Martinskirche in Bregenz an (heilige Kümmernuß mit dem Geiger, heiliger Martinus zu Pferd und andere); ums Jahr 1400



Gothisches Haus in Feldkirch.

mögen die der Kirche in Lech zu beiden Seiten des Portals, jene des Chors in Victorsberg (jüngstes Gericht und Tod des heiligen Eusebius) und der Bilderschmuck im Presbyterium der Kirche in Reutte entstanden sein; der letztere bringt in zwei figurenreichen Cyklen das apostolische Glaubensbekenntniß und das Leben Mariens zur Darstellung.

Was an die gothische Periode in den Profanbauten unserer Städte erinnert, beschränkt sich auf die düsteren, schwerfälligen Laubengänge einiger Straßen von Bludenz und Feldkirch, nebst einigen sehr alten Häusern in letzterem. Die Erbauung des Pfründhauses und Johanniter-Ordenshauses reicht bis in das Jahr 1218, aber ohne daß sich das Gepräge jener entlegenen Zeit verrathen würde; auch von Häusern des XV. Jahrhunderts in der Marktgasse hat sich nebst einem Erker mit zwei Wappen (Familie Kalkreit und Bryms von Herblingen) nur das eine Haus bis in die Siebziger-Jahre unverändert erhalten, welches die beiden Tiroler Adeligen Kaspar von Welsberg und Ritter Oswald Sebner 1452 erbauten; dessen Hauptschmuck bestand in einem zierlichen Erker, reich geschmückt mit Maß- und Stabwerk, an den beiden vorderen Füllungen mit den Wappen der Erbauer; die Fensterpfosten sind als feine Pfeilerchen mit Wasserschlag und Fialen behandelt. Ein schlanker Spitzhelm mit grün glasirten Ziegeln, an den Kanten mit gelben Krabben und einer Eule aus gebranntem Thon bildet des Erkers Bedachung. Der

Neubau, zu welchem der Zustand des alten Hauses zwang, vollzog sich unter Leitung des Dombaumeisters Schmidt mit möglichster Einhaltung der alten Form.

Einen wichtigen Zweig mittelalterlicher Baukunst bildete der Burgenbau. Vom oberen Laufe der Leiblach bis über die Ill hinaus und zum Arlberg hin saß schon im XIII. Jahrhundert der überaus zahlreiche Adel des Landes auf Burgen und Schlössern in fortlaufender Kette; auf eine Entfernung von etwa 14 Wegstunden konnten ihrer 33 gezählt werden.

Wo die Natur die uneinnehmbarsten oder strategisch wichtigsten Punkte darbot, gründeten die ältesten Dynasten ihre Stammsitze. Der niedere Adel, zumeist aus Montfort'schen Burgvögten bestehend, begnügte sich mit den sonnigen, mäßig hohen Hügeln und Vorsprüngen unsere Vorberge entlang. Gebrochen und zerstört in einem Grade, daß manche kaum auffindbar, reden heute zumeist nur dürftige Mauerreste von jenen kühnen Bauherren des Ritterthums. Als das Ungewitter des Appenzellerkrieges durchs Land raste, widerstand nur Hohenbregenz und Neuburg; Schattenburg und Neu-Montfort wurden erobert, ohne zerstört zu werden, alle übrigen aber sanken in Trümmer und Asche.

Unter den Burgen des niederen Adels begegnen uns vorwiegend beschränkte Bauten, wie sie den kleinen Verhältnissen, in denen der einfache Ritter lebte, und der begrenzten Zahl der Vertheidiger entsprachen. Bürs, Alt-Lochau, Haldenstein, Wolfurt, Ramschwag, Schwarzenhorn bestanden nur aus einem Berchfried (daher die urkundliche Bezeichnung „Thurm zu Oberdorf", „Thurm zu Petnen" und andere mehr) innerhalb einer der Configuration des Felsens folgenden Mauerumwallung mit Wehrgang und Anbauten, die als Wohnungen der Burgleute und Stallungen für Saum- und Streitrosse benöthigt wurden. Den Berchfried finden wir jederzeit an die schwächste Angriffsseite vorgeschoben; er ist meistens von quadratem oder rechteckigem Querschnitt, kreisförmig nur in Rankweil, sechsseitig in Alt-Lochau; gerade Langseiten mit bogenförmigen Schmalseiten zeigt der Grundriß des Berchfrieds von Neu-Embs. In der oberen Hälfte sind alle diese Thürme mit einer gedeckten, ringsum laufenden vorspringenden Gallerie bewehrt; die Eingangsthüre liegt hoch über dem Burghof, in der einen Veste mittelst Leiter, in der anderen durch eine Fallbrücke zu ersteigen. An jener Seite, wo das Terrain eine Annäherung erleichterte, verstärkte ein Erdwall mit Graben, bei zwei Burgen (Neu-Embs und Hohenbregenz) auch ein Teich die Vertheidigungsfähigkeit.

Im Gegensatz zu diesen kleinen Ritterburgen überdecken die Sitze der dynastischen Geschlechter ein umfangreiches Terrain; auch sie sind nur Befestigungs- und Bedürfnißbauten, die keine besondere Bauformen zeigen. Leider sind gerade die größten — Alt-Embs und Neuburg — an welchen am besten zu erkennen gewesen wäre, was jedes Jahrhundert, seinen Bedürfnissen entsprechend, hinzugefügt hatte, ganz in Ruinen, ihre

ältesten Theile, die Berchfriede, durch Abbruch vernichtet. Dagegen behielt Hohenbregenz seine ursprüngliche Anlage mit theilweise sehr alten Bautheilen ziemlich bei. Zwischen den zwei Halbthürmen, die das Außenthor flankiren, und dem Berchfried schließt die äußerste Mauerumfassung, der Zingel, und die mit halbrunden Bastionen bewehrte, hocherhaltene Burgmauer den Zwinger gegen den Abhang ein. Der Berchfried ist aus gewaltigen Bossenquadern erbaut; in seinem Verließ versieht die acht Meter tiefe Cisterne heute noch ihren Dienst. Der Palas, jetzt zur Wallfahrtskirche umgewandelt, schiebt sich bis zur senkrecht abfallenden Felswand vor; hoch oben ragt, auf drei stark ausgekragten Tragsteinen ruhend, ein fünfseitiger Erker vor, in welchen die Sage die Geburt des heiligen Gebhard verlegt; vor dem Palas dehnt sich der weite Burghof aus, hinter ihm über dem Abgrund der Burggarten.



Schloß Feldkirch (Schattenburg).

Vieles hat in ihrer Anlage die Burg Tosters mit der vorigen gemeinsam, nur besitzt sie gegen den Hügelrücken eine verstärkte Wehr durch zwei gewaltige Thürme, die einst Gallerien trugen; ein jeder bildet den Abschluß der Zwinger, die zu beiden Seiten der Felswand entlang laufen, der innere bewachte zwei Thore und eine Ausfallspforte, die in seine Nähe gelegt sind.

Auf den engsten Raum zusammengedrängt vereinigt Neu-Embs, das um 1343 gebaut, nach 1407 abermals erstand, nachdem es den St. Gallischen Donnerbüchsen erlegen war, alle nothwendigen Theile einer Herrenburg. Unter dem Dache des länglichen,

mit halbrunden Schmalseiten begrenzten Berchfrieds öffnen sich große, oben flachbogige Öffnungen für schwere Geschütze; im Erdgeschoß ist die Kapelle untergebracht. Um die Hälfte des Thurmes läuft ein schmaler Zwinger, an dessen breitester Stelle die Cisterne liegt, deren Dach erst nach 1853 verschwand. Der Palas rückt so nahe an den Thurm, daß nur Raum zur Stiege bleibt; auch er ist durch einen Rundthurm vertheidigungsfähig gemacht. Das mittlere Stockwerk wurde zu Wohn- und Schlafräumen benützt, es erhielten sich darin schöne Thürstürze in Eselsrückenform mit originellen Schnitzereien, außerdem Wand- und Deckengetäfel.

Schloß Feldkirch, bekannt unter dem Namen „Schattenburg“, erhielt sein heutiges Aussehen unter Kaiser Maximilian durch den Vogt Hans von Königseck, dessen Wappen am äußeren runden Thurm der Burg sichtbar ist; an die Zeit seines Entstehens im Jahre 1200 unter Hugo I. Graf von Montfort erinnert nur mehr der Kern der Anlage, der massige Berchfried, der allen Collegen an Höhe und Stärke überlegen ist. An der städtischen Befestigung kommt dasselbe Gemisch älteren und neueren Vertheidigungssystems zum Vorschein: ein gewisser Knopfler leitete sie 1345 mit großer Umsicht, es sind also wohl die meisten Thore und Thürme, die es besaß, z. B. das noch vorhandene Wasserthor und der Thurm genannt „Pfauenschwanz“, beide an der Ill, zu jener Zeit entstanden. Zu einer durchgreifenden Anpassung an die moderne Kriegskunst kam es im Jahre 1491, als das Verhältniß zu den Eidgenossen sich immer feindseliger gestaltete; das Churerthor erhob sich von Grund aus neu mit einem massiven Thurm und nach sechzehnjähriger Bauzeit war endlich auch der mächtige Rundbau, der „Kazzenthurm“, fertig geworden, beide mit Zinnenbekränzung und zur Armirung mit schwerem Geschütz eingerichtet.

Hatte der verheerende Appenzeller- und Schwabenkrieg der alten Ritterschaft des Landes sammt ihren Burgen den Untergang bereitet, so stieg dafür ein neues Geschlecht mit wesentlich anderen Bedürfnissen empor, das in der Zwischenzeit bis zum Einbruch der Schweden in der Anlage von Edelsitzen eine Reihe von Bauten schuf, deren solide Art sie zum größten Theile bis auf unsere Tage erhielt. Kaiserliche Vögte, Feldhauptleute aus dem Adel Schwabens und Tirols, städtische Patrizier gefielen sich in schönen Lagen ihre Sitze zu gründen. In ihrer Bauart entlehnten sie Manches der Vergangenheit theils zu decorativer Ausstattung, theils zur Sicherheit gegen fahrendes Volk. Das nun verschwundene Schlößchen in Oberdorf zu Dornbirn hatte sich Sybilla von Riedheim im Jahre 1502, drei Jahre nach seiner Zerstörung wieder aufgebaut, den ehemaligen Berchfried der Embser Ritter zu einem Thurm mit vierseitigen, durch die oberen zwei Stockwerke reichenden Erkern an den Ecken verwandelt. 1508 erhob sich aus dem zerstörten Niedegge das Schlößchen Rieden, als dessen Erbauer Hans Schmid aus Bregenz gilt;

das Wohnhaus, heute kaum mehr aus den Neubauten des Klosters hervortretend, stand noch 1647 burgartig inmitten einer quadraten Mauerumwallung mit vier Thürmchen bewehrt. Schloß Ronsberg, wie es auf einem Epitaph zu Schlins erscheint, ragte in der Form eines Palas als schmales Gebäude hoch empor, die kahlen, von kleinen Fenstern spärlich durchbrochenen Mauerflächen mit Wappen bemalt; steile Satteldächer decken die thurmartig über den Mittelbau sich erhebenden Seitentheile; 1607 ließ Joseph von Altmannshausen den stolzen Bau von sechsseitigen Erkern mit Zwiebeldach flankiren. An die alten Wasserburgen erinnert Mittelweierburg (1550 von Schnabel von Schönstein angelegt), ringsum von natürlichen Teichen eingeschlossen; in der Mitte erhebt sich ein hoher Rundthurm mit Wendeltreppe, rechts das Wohnhaus, zur Linken die Kapelle, über deren Eingang das Wappen des Martin von Deuring prangt, welcher 1580 den Erbauer im Besitze ablöste.

Die abgerundetste Anlage eines herrschaftlichen Gutsbesitzes liegt in Schloß Hofen vor, erbaut von Hans Werner von Raitenau um 1586. Das große Wohnhaus, in schönen Verhältnissen, ist an seiner Westseite von Erkern gleicher Form wie die Rönsbergs flankirt, das Dach ladet weit aus zum Schutze der vielen Stuccorosetten, die zwischen den Fenstern und spitzbogigen Nischen darüber angebracht sind. Den Abschluß bildet die Hauskapelle mit reich geschnitztem Altar von 1615 und schöner Vergitterung der Rundfenster; mit dem Schloß war sie in mehrfacher Weise in Verbindung gebracht, nach außen mittelst Rampentreppe, welche zu einem Vorbau im Rundbogenstil und einem Erker darüber zum Vorraum führt. An das schloßartige Gebäude reihen sich solche für die Landwirthschaft mit einem Rundthurm am Eck, und die letzte Seite der dreiseitigen Anlage umschließen hohe Mauern.

Im Ober- und Unterlande liegen zerstreut noch manche Edelsitze, meist massive, zwei bis drei Stock hohe Häuser mit steilen Giebeldächern, denen nur die Raumeintheilung, die geräumige Halle im Erdgeschoß, mitunter ein thurmartiger Anbau einen herrschaftlichen Anstrich verleihen, die sonst aber architektonisch so nüchtern wie möglich sich präsentiren, sogar die gewöhnlichen Attribute ihrer Zeit — abgetreppte Zinnenmauern und spätgothische Fenstereinfassungen — eingebüßt haben. Von solchen können genannt werden: Amberg bei Feldkirch 1535, dem natürlichen Sohne Maximilians I. Max von Amberg als Lehen errichtet, das „Embserschlößchen" in Götzis, erbaut 1584 mit einem dem Osteck vorgelegten Thürmchen, welches Eingang und Stiegenhaus enthält, das vom Hubmeister Paul Tschitscher 1620 erbaute Schlößchen am Kopf über der Illschlucht, weiter Babenwoll, das 1523 Klaus von Villenbach erbaut oder umgewandelt haben dürfte, und Kronhalde, beide zu Füßen des Gebhardsberges liegend.

Fremdartig, aber glanzvoll ragt in dieser Periode der Bau des Residenzschlosses von Hohenems in italienischer Spätrenaissance hervor, dessen Vorbild in einem lombardischen Palaste zu suchen sein wird. Würdig des mächtigen Geschlechtes, welches damals die

höchste Stufe des Ansehens erstiegen, trug sein Plan ein großartiges, vielversprechendes Gepräge, aber den Erbauer Cardinal Markus Sitticus II. riß 1595 der Tod hinweg, bevor er ihn seiner Vollendung zuführen konnte, und sein Neffe Graf Kaspar, dem diese Aufgabe zufiel, verkümmerte durch seine Sparsamkeit eine würdige und entsprechende Ausführung; Vieles ist nur gemalt, was plastisch sein sollte, und die Ausschmückung mit Statuen, welche die Nischen der Hofwand, der Arkaden, Corridore und Treppenhäuser beleben, fiel nur besseren Steinmetzen anstatt Künstlern zu. Zwei Statuen mit der Jahrzahl 1627 und einem Monogramm weisen bestimmt auf Jesaias Gruber aus Lindau, von welchem auch kirchliche Werke im Übergangsstil mit starken Reminiscenzen an die Gothik in Vorarlberg vorkommen, und zwar Sacramentshäuschen in Bezau und Götzis (letzteres 1597) und eine Lichtsäule im Friedhof zu Feldkirch (1614). Trotzdem ist der Palast durch seine großen Verhältnisse, seinen Grundplan wirkungsvoll: 65 Meter mißt die Vorderfaçade mit Einschluß der vierseitigen Pavillons, die an den vier Ecken kräftig vorspringen, und 48 Meter die Seitenfaçaden; inmitten der Front das herrschaftlich gehaltene Portal mit Rustikasäulen, über diesen umrahmen verjüngte Säulen mit gebrochenen Giebeln das Wappen und ein Doppelfenster. Das Innere des Palastes nimmt ein Hof von 20 bis 21 Meter Seitenlänge ein, unmittelbar überragt von dem senkrechten Alt-Embs tragenden Fels, an den sich die abschließende, mit Brunnen, Pilastern und Statuen in Nischen decorirte Wand lehnt. Eine gemauerte Gallerie stellt die Verbindung mit der Kirche her, welche Jakob Hannibal I. 1570 vollendete; über dem Portal steht in einer Nische dessen Standbild im Feldherrncostüm.

Im Übrigen brach mit dem XVII. und XVIII. Jahrhundert eine Bauperiode der Geschmacklosigkeit herein, welche nichts Originales mehr schaffend in blinder Renovationssucht die Vernichtung der mittelalterlichen Kunstdenkmale sich angelegen sein ließ. Ihre eigenen unerquicklichen Schöpfungen ragen in den vielen Kirchthürmen in die Luft, an denen das Viereck in den oberen Geschossen ins Achteck umsetzt und deren Abschluß in einer Kuppel, Zwiebel oder in einem noch ärger verkröpften Helm endet. Auch dem bürgerlichen Renaissancebau bleibt nichts nachzurühmen als die Holzdecken und Holzbekleidungen, die in richtigem Kunstgefühl verhältnißmäßig einfach gehalten sind (Rathhaus zu Feldkirch, Freihof zu Sulz, Embser Schlößchen in Götzis). Talentirte Baumeister müssen unter so sterilen Verhältnissen nach auswärts gedrängt worden sein, weßhalb von ihrem Wirken auch nur immer außerhalb Vorarlberg verlautet: ein Christian Tum aus der Gegend von Au erbaute 1695 die Kloster Weingarten'sche Kirche zu Hofen in Friedrichshafen, Peter Tum 1756 bis 1766 baute am St. Galler Münster, die Bibliothek und einen Theil des Klosters; von einem Anton Müller aus Bregenz liegt seine Aufnahme in die Konstanzer Bauhütte vor (1707).

Erst unserer Zeit war es vorbehalten, dieser Periode der Stagnation einen Aufschwung der Architektur entgegenzusetzen, der auf jedem Gebiete sich Geltung verschafft. Kloster Mehrerau ging voran in der Erbauung seiner Kirche in romanisirendem Stil, in Frastanz erhob sich nach den Plänen des Freiherrn von Schmidt und ausgeführt von Kröner in Feldkirch ein dreischiffiges gothisches Gotteshaus; die evangelische Gemeinde in Bregenz erbaute auf den Fundamenten der römischen Thermen eine einschiffige Kirche, ebenfalls in streng gothischem Stil nach Entwürfen von Leins in Stuttgart. Auch in den Stadtgemeinden erwacht das Bedürfniß nach regerem Kunstleben, aus dem der Spitalbau Feldkirchs und der Schulhausbau in Bludenz hervorgegangen sind. An dem Bau von Villen nehmen sie alle gleichen Antheil, häufig mit Geschmack und guter Stildurchführung, worin sich besonders der kostbare Bau in französischer Spätrenaissance des Grafen Raczynski in Bregenz auszeichnet; ferner sind zu nennen die Villa Ganahl in Feldkirch (deutsche Renaissance), Villa Gaßner in Bludenz (deutsch gothisch), Villa Hämmerle in Dornbirn in modern englischer Gothik u. a. Auch in stilvoller Restaurirung alter Patrizierhäuser werden beachtenswerthe Anläufe gemacht, wie jüngst an einem Bregenzer Hause, das die adelige Familie Deuring im XVI. Jahrhundert erbaute, durch Architekt Wachter geschah. Seiner späteren Bestimmung als Post- und Gasthof haften patriotische Erinnerungen an; hielten doch damals alle Mitglieder des Allerhöchsten Kaiserhauses, welche die Stadt am schwäbischen Meere mit ihrem Besuche auszeichneten, wie Erzherzog Franz Karl (1844), Erzherzog Karl Ludwig (1855) und Kaiser Franz Joseph I. im Jahre 1851 hier ihr Hoflager.

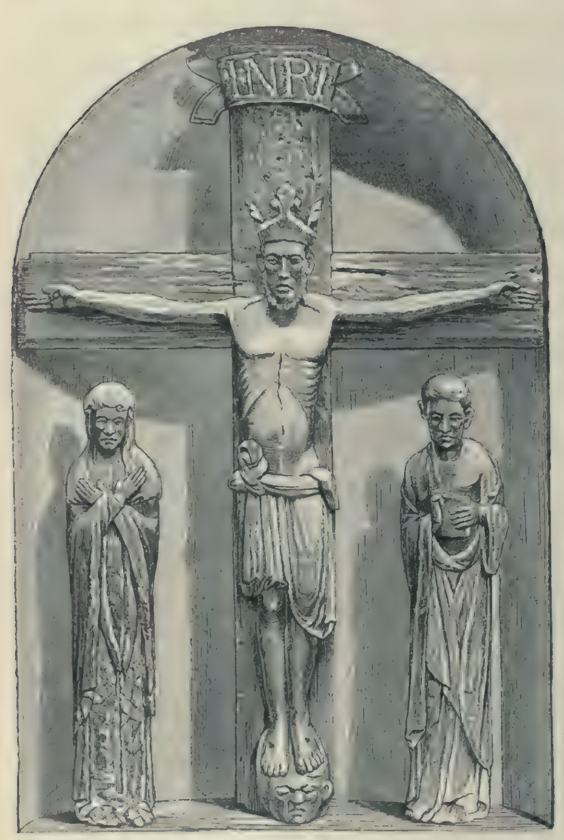
Malerei und Plastik in Tirol und Vorarlberg.

Zwischen Italien und das deutsche Reich eingefügt und von der beide Länder verbindenden und ihren Verkehr vermittelnden Straße durchzogen, erfreute sich das Alpenland Tirol einer für die Entwicklung des Kunstlebens unstreitig günstigen geographischen Lage, andererseits aber hatte diese in alter Zeit fast einzige Verbindung nördlicher Länder mit Italien freilich auch die Folge, daß kriegerische Ereignisse oft das wieder zerstörten, was friedliche Verhältnisse auf dem Boden der Kunst geschaffen hatten. Der belebende wie zerstörende Einfluß der geographischen Lage des Landes ist daher in unserer Kunstgeschichte ebenso unverkennbar wie jener des ewig wechselnden Geschmacks. Als das unter allen Verhältnissen Dauernde erscheint dagegen der Sinn und die Befähigung des idealen Anschauungen nie entfremdeten Tiroler Volkes für künstlerisches Schaffen, und kaum ein Kronland des großen Kaiserreiches hat daher so viele Meister und Werke der Kunst aufzuweisen wie das kleine Land Tirol.

Wie anfangs allenthalben die Kunst sich fast ausschließlich auf religiöses Gebiet beschränkte, so war dies auch im Lande Tirol der Fall, in welchem von jeher ein religiöser

Idealismus das Herz des Menschen erfüllte und die kirchliche Kunst einen stets fruchtbaren Boden gefunden hat.

Mit der unter allen freien Künsten am frühesten sich entwickelnden Architektur verband sich alsbald auch die ornamentale Bildhauerkunst, welcher das Land eine große Menge phantasiereicher architektonischer und sonstiger Ornamente verdankt. So am Dom in Trient, im Schloß Tirol und an anderen Bauwerken romanischer Zeit. Die hohe Ausbildung der Ornamentik ist wohl auf die größere Freiheit und Selbständigkeit zurückzuführen, welche hierin dem Künstler belassen wurde, während er in bildlichen Darstellungen sich an das von der Kirche Festgestellte zu halten hatte. Auf diese Abhängigkeit ist speciell der byzantinische Einfluß zu beziehen, welchen wir an den älteren Bildwerken romanischer Zeit gewahren. So trägt namentlich die aus dem XII. Jahrhundert stammende derbe Kreuzigungsgruppe zu Innichen noch völlig den byzantinischen Charakter.



Kreuzigungsgruppe in Innichen.

Als ein bereits etwas selbständiger auftretender Bildhauer erscheint dagegen der Meister der zwei Portale im Schlosse Tirol. Das Tympanon des aus dem Ende des XII. Jahrhunderts stammenden reich ornamentirten Portals der Kapelle enthält eine Darstellung der Kreuzabnahme in Hautrelief, welche als selbständiger plastischer Versuch des Bildners erscheint. Der an aufwärts gerichteten Kreuzesbalken hängende Heiland trägt nicht mehr den düsteren Charakter der fremdartigen Kunst und die zwei Seitenfiguren sind offenbar nach eigener naiver Conception des Bildners entstanden. An der beiderseitigen Einfassung der Portale erblickt man streng stilisirte Thiergestalten und etliche andere Figuren, denen eine tiefere symbolische Bedeutung beigelegt wird, während die Thiergestalten an dem etwas späteren romanischen Portal der Schloßkapelle von Zenoberg bereits mehr decorativ als sinnbildlich zur



Portal der Kapelle auf Schloß Tirol.

Anwendung gebracht wurden und daher als Ausläufer der romanischen Periode zu betrachten sind.

Mit der kirchlichen Sculptur entwickelte sich gleichzeitig die Malerei. Ihr ward die Aufgabe, die monumentalen Bauten zu beleben und zu zieren, dem Volke aber die christlichen Glaubens- und Sittenlehren in belehrenden Bildern darzustellen. Wurden zuerst blos einzelne Figuren, wie namentlich das Bildniß des Erlösers und der Apostel in Kirchenmalereien dargestellt, so liefern die in neuester Zeit in der Schloßkapelle von Hocheppan bloßgelegten Wandmalereien den Beweis dafür, daß schon in der Mitte des XII. Jahrhunderts Kirchen mit einem systematisch durchgeführten Bildercyklus versehen wurden. Die Wandmalereien in Hocheppan charakterisiren uns die bisher nur aus den Miniaturbildern der Codices bekannte Malerei romanischer Zeit. Die Hauptfiguren überraschen zwar durch ihren feierlichen Ernst, doch verstand es der Maler noch in keiner Weise, seinen Figuren eine glückliche Gruppirung, den Köpfen bestimmteren Ausdruck zu geben. Zur mangelhaften Zeichnung und Modellirung tritt überdies noch völlig eintönige Farbengebung. In diesen Malereien, wie in den Miniaturen unserer Codices macht sich dieselbe Entwicklung wie bei der Sculptur und der Einfluß der byzantinischen Kunst bemerkbar. Eine etwas freiere Entwicklung zeigen die Wandbilder der St. Jakobskirche in Tramin und in der Johanniskapelle in Brixen, während andererseits einzelne Miniaturen, wie jene der heiligen drei Könige in einem Codex der Innsbrucker Bibliothek an Bilder christlicher Sarkophage spätrömischer Zeit erinnern. Bei diesen und auch noch bei späteren Bildwerken läßt sich an der übergroßen Zeichnung des Christkindes die Beobachtung machen, wie lange sich der byzantinische Typus gerade in der Darstellung des Christkindes erhalten hat.

Von den offenbar schon zahlreichen Malern der romanischen Kunstperiode ist uns nur einer namentlich bekannt, nämlich der Meister Hugo, den wir um 1214 in Begleitung des kunstsinnigen Bischofs Konrad von Brixen auf dessen Reise nach Friaul am Hofe des Patriarchen von Aquileja finden. Arbeiten dieses Meisters können zwar nicht festgestellt werden, aber seine Beziehungen zum Bischof zeugen nicht blos vom Kunstsinn des Kirchenfürsten, sondern auch von der zur Zeit hierlands herrschenden Werthschätzung der Kunst.

Mit dem Aufblühen der Städte in Tirol und dem Erwachen des Selbstbewußtseins seiner zu Mittel und Ansehen gekommenen Bürgerschaft nahm auch der Geist der aus ihrer Mitte hervorgehenden Künstlerschaft eine selbständigere Richtung. Sie emancipirte sich, wie wohl auch die Kirche selbst, in deren Dienst und unter deren Einfluß Maler und Bildhauer bisher standen, von der alten starren Form des Romanischen und suchte in ihren Werken der eigenen Empfindung Ausdruck zu geben. Wenn aber auch außerkirchliche

Elemente auf Kunst und Künstler Einfluß zu nehmen begannen, blieb doch stets der kirchliche Boden der fruchtbarste für alles künstlerische Schaffen.

Die gothische Bauform, die hierlands ihre erste Anwendung an der im Beginn des XIV. Jahrhunderts erbauten Dominicanerkirche zu Bozen gefunden hat, war für den Monumentalmaler zwar beengender als die romanische mit ihren breiten Flächen, dafür aber eröffnete dem Maler wie dem Bildschnitzer der in der Folge gerade durch einen Tiroler Meister zu hoher Blüte gebrachte gothische Altarbau und die so beliebt gewordene Tafelmalerei ein reiches Feld für künstlerische Bethätigung. Die Auflösung der Mauerflächen durch den neuen Stil, welche dem Maler oft nicht viel mehr als die Fenster übrig ließ, hatte auch die Aufnahme und Entwicklung der Glasmalerei zur Folge, und schon im XV. Jahrhundert hat das Land einen über die Landesgrenze hinaus bekannten Meister aufzuweisen.

Die Zahl der aus dem XIV. Jahrhundert uns erhaltenen Kunstwerke ist sehr gering, doch läßt sich aus der großen Anzahl der aus dieser Zeit uns namentlich bekannten Maler auf das damalige rege Kunstleben schließen. So finden wir in der kleinen Stadt Meran allein fünf Maler aus dem XIV. Jahrhundert urkundlich erwähnt, und zwar den Maler Heinrich (zum erstenmal schon 1291), den Maler Christoph 1342, einen zweiten Maler Heinrich 1351 bis 1363, den Maler Conrad 1378 bis 1388 und den Maler Fridlin. Bozen erscheint um 1325 durch den Maler Meister Perchtold vertreten. Aus den wenigen uns erhaltenen Werken tirolischer Maler des XIV. Jahrhunderts wollen wir der im ältesten Schloßtheil von Runkelstein befindlichen charakteristischen Wandbilder, deren Auffassung und Costüme ganz entschieden in diese Zeit fallen, etwas näher gedenken. Sie liefern den Beweis, daß zur Zeit ihrer Entstehung der Maler schon nicht mehr ausschließlich auf kirchlichen Boden sich beschränkte und seiner Kunst die, wie es scheint, bis dahin verschlossenen Thore unserer Burgen sich geöffnet haben. Die al fresco ausgeführten Bilder enthalten Darstellungen eines Ballspiels und eines mittelalterlichen Tanzes. Die mageren Gestalten mit ihren nur wenig ausgeprägten Köpfen sind noch ohne künstlerisches Verständniß gruppirt, mit geringem Aufwand von Farbe und mit mangelhafter Modellirung gemalt.

Das goldene Zeitalter der Gothik in Tirol ist aber das XV. Jahrhundert. Die seit dem Aufhören der inneren Wirren verhältnißmäßig ruhigen Zeiten, das fröhliche Gedeihen der handelsbelebten Städte, der durch das Erschließen reicher Bergwerke wachsende Wohlstand des Landes waren geeignet, eine Blütezeit auch der Kunst herbeizuführen.

Mit wahrer Begeisterung griff die Kirche wie die Laienwelt nach der gothischen Kunstform, welche nicht blos auf die Architektur sich beschränkte, sondern alle Gebiete der Kunst umschlang; denn selten blüht ein Kunstzweig allein, sondern er verkündet das Blühen des ganzen Gartens.

Unter allen Künstlern nimmt im XV. Jahrhundert der Maler den ersten Rang ein. Alle bedeutenden Kunstwerke, wenn sie auch zum großen oder größeren Theile die Arbeit des Bildschnitzers sind, gehen auf den Namen des Malers, welcher die Entwürfe und Zeichnungen hierzu lieferte, somit als der geistige Schöpfer solcher Werke betrachtet und geehrt wurde. Daraus erklärt sich allein die äußerst geringe Anzahl von namentlich bekannten Bildhauern und Bildschnitzern im XV., ja noch im XVI. Jahrhundert. Der Schöpfer des berühmten Altars in St. Wolfgang war der urkundlich immer nur als Maler erscheinende Michael Pacher von Bruneck, jener des Altars in Lana der Maler Schnatterpeck von Meran, die Herstellung des Hochaltars in Bozen wurde dem Maler Hans von Hall übertragen u. s. w. Die Bildschnitzer, welche die Entwürfe dieser Maler, insoweit sie die Bildhauerei betrafen, ausführten, werden nicht genannt. In den Fällen, in welchen wir es mit Werken zu thun haben, an denen Maler und Bildschnitzer vereint gearbeitet haben, ist diese Unterscheidung nothwendig. Die Bildschnitzer erscheinen da dem Maler völlig untergeordnet, dieser ist überhaupt der Beherrscher der ganzen Kunstrichtung.

Auf ausschließliche Werke von Malern vorläufig uns beschränkend, kommen wir auf die Malereien im Schlosse Runkelstein zurück, und zwar jene, welche den nördlichen Tract desselben zieren und dem Beginn des XV. Jahrhunderts angehören. Sie sind mit ganz anderer Technik als die früher erwähnten und al fresco gemalten ausgeführt, nämlich in grüner Erde mit schwarzen Contouren und aufgesetzten weißen Lichtern. Inhaltlich malte hier der Künstler, was der Dichter gesungen. Es sind nämlich Darstellungen aus der Dichtung Tristan und Isolde. Einzelne dieser Runkelsteiner Bilder verrathen bereits Sinn und Geschick für Composition und künstlerische Gruppirung.

Wie der Besitzer von Runkelstein so ließen auch andere Schloßherren ihre Gemächer mit Malereien ausschmücken, so jener des Schlosses Lichtenberg. Auch hier ist zum Theil nach altdeutscher Dichtung gemalt worden, während andere Darstellungen der biblischen Geschichte entnommen wurden. Nach den vorliegenden Zeichnungen fallen die Lichtenberger Wandmalereien wie die Bilder von Runkelstein theils ins XIV., theils ins XV. Jahrhundert.

Ungleich zahlreicher als die Wandmalereien in unseren Burgen sind im XV. Jahrhundert jene in den Kirchen, Kapellen und Kreuzgängen. Wo immer in einer gothischen Kirche bei ihrem Neu- oder Umbau oder vermöge ihrer Zubauten Raum für Wandschmuck blieb, wurde dieser mit Werken der Malerei gefüllt, so schon 1407 die Kirche in Terlan durch den Maler Hans Stockinger von Bozen. Wie hier die Herren von Niederthor die hauptsächlichen Stifter der Wandgemälde waren, so haben auch zahlreiche andere Burgherren mit gleich frommen Wetteifer und Kunstsinn ihre Schloßkapellen mit Malereien zieren lassen, so namentlich die Besitzer der Schlösser von Lienz, Runkelstein, Tirol,



Michael Pacher: Altar in Gries bei Bozen.

Reichenberg, Obermontani, Brughiero im Nonsberg und andere. Unter den Kreuzgängen ist jener beim Dom zu Brixen wegen seiner Wandmalereien besonders erwähnenswerth. Gehören auch einzelne derselben früherer Zeit an, so stammen doch die meisten aus der kunstbelebten Zeit des XV. Jahrhunderts. Von den Malern, deren geschickte Hände hier thätig waren, sind besonders zwei von größerer Bedeutung. Einer derselben ist uns auch namentlich bekannt. Es ist Jakob Sunter, welcher eine große Anzahl der den Kreuzgang

zierenden Gemälde verfertigt hat. Mit Recht wird diesem Meister, welcher auch die Schloßkapelle in Brughiero mit Wandgemälden schmückte, warme Empfindung, naive Anmuth und Naturwahrheit nachgerühmt. Der andere hervorragende Meister der Malereien des Brixener Kreuzganges, dessen Name uns bisher nicht bekannt geworden ist, übertrifft dagegen Sunter durch die Kraft der Darstellung. Er ist der Vorgänger Sunters und seine Arbeiten fallen in die Übergangszeit der früheren idealeren Richtung in die realistische.

Die schon vermöge ihres Statuts auf Reisen angewiesenen Maler des XV. Jahrhunderts lenkten ihre Schritte naturgemäß in Länder und Städte deutscher Zunge, wo sie bereits die von den van Eyck angebahnte Darstellungsweise fanden und den flandrischen Realismus kennen lernten. Daraus erklärt sich der Einfluß der flandrischen Schule, welchen wir in Tirol auffallend früh in voller Wirksamkeit finden. Es gilt dies ganz besonders von Hans Mueltscher von Innsbruck, welcher die jetzt im Rathhause zu Sterzing aufbewahrten, einst dem Hochaltar der Pfarrkirche daselbst angehörigen vier großen, in der Zeit von 1456 bis 1458 hergestellten Tafeln verfertigte, und Michael Pacher von Bruneck. Mueltschers Darstellungen aus dem Leben Marias sind realistisch, wenngleich mit Adel und Tiefe des Ausdrucks durchgeführt.

Wie die Residenz des Brixener Kirchenfürsten selbst machte sich auch das bischöfliche Bruneck durch seine Kunstthätigkeit berühmt, ja der bedeutendste Meister, welchen Tirol im XV. Jahrhundert aufzuweisen hat, ist ein Bürger dieses fröhlichen Landstädtchens. Es ist dies der bereits erwähnte Meister Michael Pacher, urkundlich bethätigt von 1467 bis 1498. Hätte dieser geistreiche und phantasievolle Meister nichts anderes aufzuweisen als den Altar von St. Wolfgang, dieses Werk allein hätte ihm den kunstgeschichtlich hervorragenden Namen gesichert, denn an Pracht und Schönheit wetteifert dieser Altar unstreitig mit den besten Werken jener Zeit. Außer diesem Kunstwerk ersten Ranges hat Pacher urkundlich auch den Altar in Gries bei Bozen, einen Altar in der Pfarrkirche von Bozen und einen Altar für Salzburg hergestellt. Ferner werden diesem Meister zugeschrieben: eine Altartafel bei Herrn von Vintler in Bruneck, ein Flügelaltar im Nationalmuseum in München, die leider nur theilweise erhaltenen Altäre in Weißenbach und Mitterolang, die Fresken am Bildstöckl bei Welsberg &c. Sie sind sämmtlich seines Geistes Werk, wenn auch nicht in Allem seiner Hände Arbeit. Ohne Zweifel hat Pacher die Entwürfe und Zeichnungen zu allen diesen Kunstwerken vollendet, ist somit der geistige Schöpfer derselben; als Maler hat er jedoch nur die diesem Kunsthandwerk zufallenden Arbeiten selbst ausgeführt und auch diese wurden nicht ausschließlich von ihm selbst besorgt. Schon bei der Besprechung und künstlerischen Würdigung des Pacher'schen Altars in St. Wolfgang wurde in diesem Werke darauf hingewiesen, daß die Malereien an diesem Altarwerke nicht von einem und demselben Maler verfertigt wurden. Noch weniger aber kann die



Michael Pacher: Tafelbild in Bruneck.

große Menge der vielen anderen Malereien und Bildschnitzereien, welche vermöge ihres Charakters oder einzelner mit den sichergestellten Werken Pachers übereinstimmender Partien diesem Meister zugeschrieben werden, auch die von ihm allein ausgeführte Arbeit sein; man muß vielmehr annehmen, daß ihm zahlreiche Kräfte zur Bewältigung der ihm übertragenen Arbeiten zur Seite standen und daß auch zahlreiche Schüler in seinem Geiste mit Geschick fortwirkten. Einen Einfluß, wie ihn Michael Pacher auf die Kunst des XV. Jahrhunderts in Tirol genommen hat, kann in der That keinem tirolischen Meister der folgenden Zeiten nachgerühmt werden. Nachdem das Hauptwerk des Meisters,

der Altar in St. Wolfgang, bereits an anderer Stelle unseres Werkes besprochen und abgebildet worden ist, wollen wir wenigstens zwei seiner übrigen Werke näher betrachten, nämlich die im Besitz des Herrn von Vintler in Bruneck befindliche Chortafel und den aus Bozen stammenden Altar im Münchener Nationalmuseum.

Die Chortafel in Bruneck besteht aus einem Maria mit dem Kinde vorstellenden Mittelbilde und zwei von diesem durch gothische Pfeiler geschiedenen schmäleren Feldern, welche die Bildnisse zweier Heiligen in ganzer Figur enthalten. Alle drei Bilder werden von einer reichen spätgothischen Architektur, die den Meister im Grieser Altar wieder erkennen läßt, gekrönt. Die heilige Jungfrau sitzt, das göttliche Kind im Schoß, in voller jungfräulicher Unschuld und Anmuth auf dem Throne, hinter welchem zwei reizende Engel mit der einen Hand einen aufgerollten Teppich, mit der anderen eine Krone über der Himmelskönigin halten. Die in den beiden schmäleren Feldern dargestellten Heiligen St. Margareth und St. Barbara, welche aus der decorativen Umrahmung und vom Goldgrunde in leuchtender, kräftiger Farbe hervortreten, sind mit ein wenig gesenktem Gesicht gegen die lebensvolle Mittelgruppe gerichtet. Das fein geschnittene Gesicht der Margarethe zeigt einen ungemein ruhigen Ausdruck; beide, in faltenreichen Stoff gekleidete, individuell aufgefaßte Heiligenfiguren voll ernster Schönheit und Lebenswahrheit sind in offenbarem Zusammenhang mit dem Mittelbild gedacht. Die Farbengebung ist sehr sorgfältig. Das Gemälde erscheint als ein Spiegelbild eigenen frommen Sinnes und eines durch Studien ausgebildeten Naturgefühls.

Der dem Meister Pacher zugeschriebene Altar im Nationalmuseum in München stimmt zwar nicht vollständig mit dem aus der Brunecker Chortafel sprechenden Geiste des Künstlers überein und ist daher einer früheren oder späteren Zeit seiner Productivität zuzuschreiben; unter allen Umständen verdient jedoch dieses zu den besten Werken der Zeit Pachers zählende Werk nähere Erwähnung. Das mit tiefreligiöser Gemüthlichkeit empfundene, meisterhaft geschnittene Mittelbild zeigt uns im Vordergrund Maria und Joseph mit dem Kinde. Das Kindlein ruht zwischen beiden auf dem Mantel, den die in sinnender Andacht knieende, den Blick auf den neugeborenen Heiland herabsenkende heilige Jungfrau vor sich ausbreitet. Vier liebliche Engelchen halten kniend die Enden des reich und geschmackvoll in Falten gelegten Mantels. Eine niedere Mauer trennt die liebliche Scene von den andrängenden Hirten und den im Hintergrund mit großem Gefolge erscheinenden morgenländischen Königen. Zwei der vorausgeeilten Hirten lehnen sich bereits in Bewunderung und Andacht rechts und links über die Mauerbrüstung, an die sich auch die beiden Krippenthiere drängen, während darüber drei Engel ihr Gloria in excelsis anstimmen. Die ungemein reiche Composition, die perspectivisch wohlgeordneten Gruppen und die Einzelfiguren, unter welchen vor Allem die edle jungfräuliche Gestalt Mariens

und die beiden charakteristischen Hirten hervorragen, nehmen die vollste Aufmerksamkeit des Beschauers in Anspruch.

In voller Unkenntniß nicht blos über die Lebensverhältnisse, sondern auch über die künstlerische Entwicklung des Meisters können wir ihn allein aus seinen Werken beurtheilen. Wenn auch von der flandrischen Schule beeinflußt, steht der auf deutschem Boden gebildete Meister doch selbständig da. Obwohl seines Zeichens Maler, hat er, wie die von ihm zur Herstellung übernommenen Altäre beweisen, durch die zu denselben gelieferten Zeichnungen auch bedeutenden Einfluß auf die Bildschnitzerei geübt, wie dies namentlich der Altar in Gries beweist, wo die Unruhe in der Behandlung der Gewandung auf das Streben nach malerischer Wirkung zurückzuführen ist. Aber nicht blos Bildschnitzer beschäftigte Pacher, sondern auch Maler, wie die höchst wahrscheinlich derselben Familie angehörigen Friedrich und Hans Pacher, von denen die vom Geiste und der Malweise Michaels abweichenden Malereien am berühmten Altar von St. Wolfgang herrühren dürften. Von Friedrich Pacher findet sich ein urkundlich beglaubigtes Bild, die Taufe Christi, in Freising. Er hatte dasselbe ursprünglich (1483) für das Spital in Brixen gemalt. So erscheint denn Michael Pacher als Gründer einer Schule für Maler wie für Bildschnitzer, und von welcher Fruchtbarkeit diese Pacher'sche Schule war, beweist am besten, daß so viele hervorragendere Werke der Plastik wie der Malerei des XV. Jahrhunderts dem gefeierten Meister von Bruneck zugeschrieben werden, Werke, welche, wie z. B. der Altarschrein in der Kapelle des Schlosses von Tirol, auch in der That seine geistige Schöpfung sein könnten, wenn sie auch in mancher Beziehung von den



Das Wappen Tirols im Fürstenhause von Meran.

constatirten Werken Pachers, die der späteren Zeit seines künstlerischen Schaffens angehören, abweichen.

Wenn auch Pacher unstreitig als das bedeutendste, einflußreichste und fruchtbarste Malertalent in der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts bezeichnet werden muß, so gab es gleichzeitig doch noch eine große Menge anderer tüchtiger Meister im Lande, wie schon die große Zahl der vorhandenen, weit über die Mittelmäßigkeit sich erhebenden Gemälde beweist. Der 1439 bis 1490 regierende, durch seinen Kunstsinn bekannte Landesherr Erzherzog Sigmund hatte mehrere Maler dauernd angestellt. Seine Hofmaler waren Ludwig Conreuter, Martin Entzelsperger, Jost Weninger und Moritz Straßkirchner. Ferner arbeiteten für ihn Maler Nikolaus Pfaudler, Maler Melchior und die Maler Mang und Lienhart. Die von dem Erzherzog erbauten zahlreichen Burgen, zu deren Ausschmückung die genannten Meister Aufträge erhielten, liegen alle in Trümmern, nur das von ihm in Meran erbaute Fürstenhaus hat sich noch sammt seinem bildnerischen Schmuck erhalten. Die mit der gleichen Technik wie in den nordseitigen Räumen von Runkelstein hergestellten, aber künstlerisch viel bedeutsameren Wandmalereien, sowohl Figuren als Ornamente, geben uns eine ebenso hohe Meinung von dem Kunstsinn des Bestellers als von der Meisterschaft des von ihm zur Ausführung berufenen, uns leider unbekannten Malers.

Von den Bildschnitzern dieser Zeit, welche nach den noch vorhandenen Arbeiten zu schließen, äußerst zahlreich gewesen sein müssen und nicht blos in Holz, sondern auch in Elfenbein arbeiteten, ist uns kein einziger namentlich bekannt. Von ihren bedeutenden Leistungen zeugen die vielen gothischen Altäre, Bildnisse von Heiligen und Figurengruppen dieser Zeit, wie beispielsweise die durch kräftige Charakteristik sich auszeichnenden, jetzt in Friesach befindlichen Figuren einer Kreuzigungsgruppe, Maria und Johannes, ferner auch verschiedene Chorstühle und Wappentafeln. Von den noch erhaltenen gothischen Chorstühlen ist namentlich jener der Schloßkapelle von Annaberg in Vinstgau, jetzt im Museum zu Innsbruck, erwähnenswerth. Er gehört zum Besten, was dieser Art im spätgothischen Stil uns erhalten blieb. Die drei Abtheilungen, welche durch schlanke Säulen mit schiefen Canelluren und angeschlossener durchbrochener Füllung gebildet werden, sind von einem gemeinsamen Baldachin überdacht, der seinerseits überaus reich und zierlich bekrönt wird. Die ornamentalen Details dieser Krönung sind von großer Schönheit und nach vollkommen freier Zeichnung geschnitten. Zahlreiche kleine Wappenschilde markiren belebend die Enden des Stabwerkes. Von den geschnitzten Wappentafeln sind die bedeutsamsten die im alten Fürstenhaus zu Meran aus der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts stammenden, unter welchen sich auch das einzige vollständig dargestellte Wappen von Tirol befindet. Diese mit ganz eigener Virtuosität geschnitzten und bemalten Wappentafeln gehören nach

dem Urtheil des Heraldikers Fürsten Hohenlohe-Waldenburg durch ihre künstlerische Auffassung, durch den Reichthum und die Eleganz ihrer Formen, sowie durch die Ausführung der einzelnen Theile zu den besten mittelalterlichen Kunstwerken dieser Art.



Lukas Maurus: Grabmal des venetianischen Feldherrn Robert von San Severino im Dom zu Trient.

Weniger zahlreich, aber nicht weniger tüchtig als die Maler und Bildschnitzer erscheinen in der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts die Steinmetzen. Die Arbeit derselben beschränkte sich nämlich nicht auf das handwerksmäßige Zuhauen von Steinwerk für Bauten und rein architektonische Decoration; aus der Zunft der Steinmetzen gingen hervorragende Architekten („Werkmeister") und kunstgeübte Bildhauer hervor. Die neuere Zeit kennt zwischen Bildschnitzer und Bildhauer keinen Unterschied, in älterer Zeit finden wir dieselben völlig von einander getrennt. Der in Holz arbeitende Bildschnitzer gehörte zur Zunft der Maler, der zu seinen Schöpfungen den Stein als Material benützende Bildhauer, der Steinmetz, bildete eine eigene Zunft, aus welcher die eigentlichen Bildhauer hervorgingen. Von diesen haben wir nun namentlich zwei zu verzeichnen, die der Bildhauerkunst alle Ehre machen. Es sind die Steinmetzen Christoph Geiger von Lienz und Lukas Maurus. Von beiden haben sich urkundlich beglaubigte Werke erhalten. Geiger verfertigte die Grabmäler des letzten Herzogs aus dem Hause Görz (gestorben 1500) und der Gattin des Michael von Wolkenstein zu Lienz, Maurus jenes des venetianischen Feldherrn Robert von San

Severino im Dom zu Trient. Das letztere Grabmal bestand ursprünglich in einem Sarg von röthlichem Trientiner Marmor, von welchem der Deckel mit dem in Hochrelief ausgeführten Bildniß Roberts, sowie die Schmalseiten uns erhalten blieben. Während der Steinmetz Geiger noch in conventioneller Weise die geharnischte Figur auf einen Löwen basirt und sie mit der einen Hand die Fahne, mit der anderen den Schild halten läßt, bewegt sich Maurus mit voller künstlerischer Freiheit. Er stellt den in der Schlacht von Calliano 1487 von den Tirolern besiegten und gefallenen Heerführer in ganzer, offenbar porträtähnlicher Gestalt dar, in welcher wir besonders das meisterhaft modellirte und ausgeführte Haupt des besiegten Mannes bewundern, in dessen Gesichtszügen wir das traurige Schicksal, welches ihn betroffen, lesen können. Der tapfere Ritter steht hier in seiner vollen Rüstung, aber als Besiegter. Seine Linke hält zwar noch das versorgte Schwert fest, in dessen Knopf der venetianische Löwe gravirt ist, aber sein Haupt ist ungewaffnet, der von ihm gehaltenen Fahne Venedigs ist der Schaft gebrochen und die Fahne sinkt mit dem gedemüthigten Löwen von San Marco zu Boden. Ist schon der Gesammteindruck des Bildes ein bedeutender, so wird er noch erhöht durch die Virtuosität, mit welcher der Künstler die einzelnen Theile behandelt hat. Namentlich sind Kopf und Hände mit dem größten künstlerischen Verständniß und mit anatomischer Schärfe gezeichnet und modellirt.

Die Heimat des Bildhauers Maurus ist nicht festzustellen, doch ist er höchst wahrscheinlich ein Kind dieses Landes, in welchem der Geschlechtsname Maurus in älterer Zeit öfters vorkommt. Daß der Meister ein Deutscher war, beweist wohl die Arbeit selbst. Die Behandlung der Formen, der Faltenwurf der Fahne und die Profilirung der Umrahmung constatiren die Hand eines deutschen Meisters. Ob jedoch das von ihm gemeißelte Grabmal ganz sein Werk ist, oder ob er nicht hierzu, wie Christoph Geiger zum Grabmal des Leonhard von Görz, die Zeichnung von der Hand eines Malers erhalten hat, läßt sich nicht feststellen. Aber selbst für den Fall, daß ihm die geistvolle Auffassung der Darstellung nicht vindicirt werden könnte, kennzeichnet den Meister schon die verständnißvolle Modellirung und Ausführung des ganzen Werkes. In kunstgeschichtlicher Beziehung ist es endlich bezeichnend, daß in dieser Zeit nicht blos deutsche Maler, wie Sunter von Brixen und der 1473 im Schlosse zu Stenico vom Bischof mit der bildlichen Darstellung einer angeblichen Schenkung Karl des Großen betraute Maler Jakob Gaudenfuchs, sondern auch deutsche Bildhauer mit der Ausführung von Arbeiten im italienischen Landestheil betraut worden sind. Obwohl Bischof Johann Hinderbach ein Förderer der Kunst war, weiß die bisherige kunstgeschichtliche Literatur aus dieser Zeit nichts Thatsächliches über ein einheimisches Kunstleben im Trientinischen zu berichten. Noch 1481 gab es, wie gerade der genannte Bischof versichert, keine einheimischen Künstler und er mußte, um eine von einem Meister Italiens ausgeführte Arbeit schätzen lassen zu können, zwei auswärtige Maler hierzu bestimmen.

Die wenigen angeführten Werke von deutschtirolischen Malern, Bildschnitzern und Bildhauern können nur einen bescheidenen Einblick in die Werkstätten der Meister dieser Kunstzweige gewähren; in noch weniger erschöpfender Weise können wir hier die übrigen künstlerischen Bethätigungen darstellen. Jeder Zweig der Kunst zeitigte seine Frucht.

Es wurde bereits allgemein der im XV. Jahrhundert in Tirol betriebenen Glasmalerei gedacht. Ein auch außer dem Lande eines guten Rufes sich erfreuender Glasmaler war der urkundlich 1460 und 1466 thätige Meister Thomas in Innsbruck. Er versah unter anderen die St. Jakobspfarrkirche in Innsbruck und die Kirche zu St. Wolfgang im Salzkammergut mit Glasgemälden. Da für letztere Kirche von Michael Pacher der Hochaltar geliefert worden ist, haben zwei tirolische Meister für dieses Gotteshaus Aufträge erhalten, ein Beweis für das Ansehen tirolischer Kunst auch außerhalb des Landes.

Seitdem unsere Landesfürsten ihre Residenz vom Schlosse Tirol und dem einst hauptstädtischen Meran in die neu aufblühende Stadt am Inn verlegt hatten, folgten ihnen auch zahlreiche Künstler, der Ehre und des Gewinns sicher. Die Kunstbestrebungen der Landesherren seit Erzherzog Sigmund bieten auch in der That auf lange Zeit das weitaus reichste Material zur Kunstgeschichte des Landes.

Dem nun folgenden Landesherrn, Kaiser Maximilian I., ist unstreitig auch die Erbschaft eines ansehnlichen, auf dem Boden der Kunst wohl angelegten geistigen Kapitals für seine mit Recht gepriesenen Kunstbestrebungen zugefallen. Diese Erbschaft hätte auch wahrhaftig in keine bessere Hand fallen können als in die Maximilians, welcher trotz aller Schwierigkeiten der Regierung so vieler und so verschiedenartiger Länder, trotz seiner zahllosen Kriegsunternehmungen und so vieler, alle Reiche der abendländischen Christenheit umfassenden Pläne, noch Lust und Zeit erübrigte, der Kunst, über welche mit der neuen Zeit auch eine neue Richtung hereinbrach, die möglichste Unterstützung angedeihen zu lassen. Die unausgesetzten Reisen des Kaisers, dessen „eigentliche Heimat der Steigbügel und dessen Residenz der Sattel“ war, hinderten ihn nicht, seine gezählten Rasttage vor Allem der Kunst und Wissenschaft zu widmen. Mit den hervorragendsten Künstlern des deutschen Reiches wie Dürer, Burgkmayr, Schäufelein in Verbindung, schuf er Werke von monumentaler Bedeutung. Schenkte er aber auch der Kunst überall, wo er sie fand, seine Aufmerksamkeit und Unterstützung, so lag ihm doch besonders daran, sie in seinen Erblanden, speciell in Tirol, zu pflegen. Seine Geschmacksrichtung neigte sich bereits der Renaissance zu, ohne jedoch den Boden der Gothik ernstlich zu verlassen.

Schon in den ersten Jahren nach der Übernahme der Regierung dieses Landes finden wir hier Maximilian als Freund der Künste fördernd und schaffend wirken. Er ließ den von ihm erbauten Wappenthurm an seiner neuen Residenz durch den Hofmaler Jörg Kölderer mit reichem heraldischen Schmuck und mit Bildnissen versehen und den

ebenfalls von ihm im Jahre 1500 erbauten prächtigen, mit vergoldeten Erzplatten eingedeckten Erker der alten Residenz („goldenes Dachl“) mit Fresken versehen, die Mauerbilder in Runkelstein aber 1503 durch den obgenannten Meister restauriren. Die Arbeiten des Malers Hans in Schwaz förderte Maximilian durch Zusendung verschiedener Porträte, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß es dieser als Porträtmaler offenbar gesuchte Meister war, welcher den habsburgischen Stammbaum mit den vielen porträtähnlichen Bildnissen im großen Saale des Schlosses Tratzberg gemalt hat. Die Glasmaler erhielten von ihm zahlreiche Aufträge zur Anfertigung von Wappen und Bildnissen als Ausschmückung von Kirchenfenstern. Speciell bedachte er die Kirchen von Nauders, Graun, Thaur und Hall mit Glasmalereien. Die von Erzherzog Sigmund ererbte Plattnerei erweiterte Maximilian und erbaute 1506 die so langer Berühmtheit sich erfreuende Hofplattnerei. Besondere Sorgfalt aber verwendete der Kaiser auf die 1478 von Erzherzog Sigmund in Hall errichtete Münze, für welche von ihm der Innsbrucker Goldschmied Benedict Burkardt als Stempelschneider ausersehen und angestellt wurde. Durch die Berufung des berühmten Medailleurs Johann Maria de Cavalli, des vermuthlichen Meisters der altberühmten Büste Mantegna's in St. Andrea zu Mantua, welchen wir 1506 in der Münze zu Hall beschäftigt finden, gab Kaiser Maximilian seinen Münzgraveuren Gelegenheit zu weiterer Ausbildung in ihrer Kunst.

Die hervorragendste Schöpfung Maximilians ist das sowohl nach der zu Grunde liegenden Idee, als hinsichtlich der Ausführung einzig in der Welt dastehende Grabmal des Kaisers selbst. War es auch dem gedankenreichen und unternehmenden Herrscher nicht gegönnt, des riesigen Werkes Vollendung zu erleben, so bleibt ihm doch der Ruhm, den Plan zu demselben entworfen und daran soviel geschaffen zu haben, daß seinen Nachfolgern die Richtschnur zur Fortsetzung und Vollendung gegeben ward. Das Grabmal Kaiser Maximilians, dessen Ausführung fast ein Jahrhundert in Anspruch nahm, bildet eines der lehrreichsten Stücke tirolischer Kunstgeschichte, da wir durch diese lange Zeit die verschiedensten Maler, Bildschnitzer, Bildhauer, Gießer und Ciseleure in ihren Werkstätten mit der Grabarbeit beschäftigt finden. Die im Laufe der Zeit wechselnde Geschmacksrichtung und finanzielle Schwierigkeiten haben sich zwar bei der weiteren Ausführung geltend gemacht, jedoch ohne den Grundgedanken des Kaisers zu alteriren. Nach seinem Plane sollten nicht blos die für das Grabmal bestimmten Bildwerke, sondern auch das eigentliche Grab selbst aus Erz gegossen und mit Erzreliefs geschmückt, auf das Grab selbst aber sollte sein Bildniß in Lebensgröße in knieender Stellung gesetzt werden. Den die irdische Hülle des Kaisers umschließenden Sarkophag aber sollten vierzig große Erzbilder, darstellend die hervorragendsten habsburgischen Persönlichkeiten, im Gevierte umgeben und außerdem sollten noch hundert kleine in Erz gegossene Statuen der Heiligen des Hauses Habsburg

und zweiunddreißig Brustbilder ringsherum aufgestellt werden. Das hierzu nothwendige Erz wurde auf 1.026 Centner veranschlagt und alle Bilder, wie das Grab selbst, sollten vergoldet werden. Die ganze Ausführung der großen Erzbilder, Zeichnung, Modellirung und Guß übertrug der Kaiser dem Maler Sesselschreiber in München. Nachdem dieser sich bereits seit 1502 mit dem Zeichnen der Grabbilder beschäftigt hatte, kam er 1508 nach Innsbruck, wo Enndorfer, Ofenhauser und der in seinem Fach besonders tüchtige Meister Peter Leiminger, genannt Löffler, ihre besonderen Gießereien hatten. Letzterer war nun vom Kaiser ausersehen, die großen Erzbilder zu gießen. 1508 wurde aber auch noch ein anderer Gießer, der Tiroler Stephan Godl, aus Nürnberg hierher berufen und die Herstellung der hundert kleinen Erzbilder ihm übertragen. Mit der Berufung dieses in damaliger Zeit einer Berühmtheit sich erfreuenden Gießers hatte der kunstsinnige Kaiser noch den besonderen Zweck im Auge, durch ihn in Innsbruck eine Schule der Kunsterzgießerei zu gründen, in welcher speciell Kunstjünger dieses Landes ausgebildet werden sollten. Sesselschreiber, ein Mann von vielem Talent, aber im Wohlleben kaiserlicher Anstellung weniger zur Arbeit als zu behaglichem Genuß hingezogen, hatte 1517 die Geduld des Kaisers erschöpft, Stephan Godl trat an seine Stelle und übernahm den Guß auch der großen Erzbilder. Damit kam das große Unternehmen völlig in die Hände tirolischer Meister, auf deren Arbeit wir einen näheren Blick werfen wollen.



Stephan Godl: Erzbild Reinberts in der Silberkapelle der Franciscanerkirche zu Innsbruck.

Wenn auch Sesselschreiber zu den bis zum Tode des Kaisers hergestellten großen Grabbildern die Zeichnungen entworfen hatte, blieben immerhin die Modellirung und der

Guß derselben übrig. Die mit der Modellirung der Erzbilder beschäftigten Bildschnitzer hielten sich an die uns noch erhaltenen Zeichnungen des Münchener Malers nicht genau, wie wir dies an mehreren Statuen, bespielsweise an jener des Herzogs Philipp von Burgund sehen, welche erst durch den Bildschnitzer, der die Figuren in Wachs bossirte, Leben und natürliche Bewegung erhalten hat. Die Bildschnitzer erscheinen aber, wie dies in früherer Zeit der Fall war, von Maler und Gießer völlig in den Hintergrund gestellt, und nur ganz zufällig werden zwei von diesen um das weltberühmte Grabmal so sehr verdienten Meistern genannt. Es sind Leonhard Magt und Veit Arnberger, von welchen jedoch nur ersterer schon in der Maximilian'schen Zeit thätig erscheint.

Von den Gießern kommt zuerst der schon unter Erzherzog Sigmund durch seine Gießkunst bekannte Peter Löffler in Innsbruck in Betracht. Er goß die erste große Statue Theodeberts, welcher infolge ängstlicher Wiedergabe der starren Rüstung zwar der Charakter großer Schwerfälligkeit anhaftet, deren reiner Guß aber dem Meister Löffler volle Ehre macht. Die von ihm gegossenen, von einem Innsbrucker Goldschmied ciselirten Puttengruppen am Halsband Theodeberts gehören zu dem Schönsten, was in dieser Art je geleistet worden ist. Der Löwenantheil an dem Bildguß zum Grabe Maximilians muß aber Stephan Godl vindicirt werden. Vom Jahre 1508 an bis 1517, in welchem Jahre er auch den Guß der großen Erzbilder übernahm, arbeitete er in der kaiserlichen Gießstätte zu Mühlau unverdrossen und in geräuschloser Bescheidenheit an den kleinen Erzbildern, welche in mancher Beziehung die großen Statuen an künstlerischem Werth übertreffen. Die Schwerfälligkeit, durch welche manche der großen Erzbilder auffallen, ist hier nirgends zu bemerken, alle zeigen ein mit lebendiger Darstellung gepaartes Ebenmaß. Voll Leben und Kraft ist beispielsweise das Bildniß Reinberts, welcher unbedeckten Hauptes in langem Leibrock dargestellt ist und den Kopf mit frei aufwärts gerichtetem Blick erhebt. Mit Virtuosität ist an dieser Figur auch das Stoffliche behandelt. Alle diese Statuetten machen den Eindruck des fleißigsten Naturstudiums und der sorgfältigsten Naturbeobachtung. Mit den großen Erzbildern theilen sie den Reichthum geschmackvoller Ornamentik, die in bewundernswerther Abwechslung an denselben zu bemerken ist. Der Zeichner der kleinen Statuetten, somit der eigentliche Schöpfer derselben ist Jörg Kölderer, ein seit 1497 als Maler, Architekt und Kartograph für Kaiser Maximilian arbeitender, vielseitig gebildeter und vielseitig sich bethätigender Tiroler Meister. Mit dem Umbau, noch mehr mit dem Zerfall der landesfürstlichen Burgen, deren kunstvolle Ausschmückung ihm der Kaiser übertragen hatte, sind leider auch seine Malereien zu Grunde gegangen.

Es würde zu weit gehen, wollten wir das ganze durch Kaiser Maximilian geschaffene oder geförderte Kunstleben weiter verfolgen, doch seien hier noch jene Meister mit Namen erwähnt, die er in Tirol beschäftigte. Es sind die Hofmaler Ludwig Conreuter, Martin



Sebastian Scheel: Altar aus Schloß Annaberg.

Enzelsberger und Hans Knoderer; die Maler Meister Wolfgang in Kiens, Maler Hans in Schwaz, Hans Grasser, Friedrich Lebenpacher in Bruneck, Marx Tanauer von Innsbruck, Meister Simon von Taisten, Andrä Steger, Meister Michael in Lienz, Peter Rieder in Innsbruck und Wolfgang Reisacher. Von Bildhauern wurden vom Kaiser außer den schon genannten beschäftigt Hans Kels und Ulrich Vaist.

Von den genannten Malern verdient nähere Erwähnung Meister Simon von Taisten. Da er von Kaiser Maximilian, dem Erben des Schlosses Bruck bei Lienz, nachträgliche Bezahlung für die in diesem Schlosse unter dem 1500 verstorbenen letzten Grafen von Görz ausgeführte Malerei erhalten hat, ist er offenbar der Meister, welchem der reiche Cyklus von Bildern in der Schloßkapelle zugeschrieben werden muß, die allerdings Unkenntniß anatomischer Verhältnisse und Unbeholfenheit in der Form, aber bei derber realistischer Auffassung auch eine ebenso innige als naive Anschauung und Streben nach Naturwahrheit offenbaren. Die Polychromie der Kapelle aber zeugt von virtuoser Technik, Gewandtheit und künstlerischer Begabung. Die mit der Jahreszahl 1490 bezeichneten Fresken im Beinhause zu Taisten, der Heimat Meister Simons, dürften wohl von derselben Hand stammen.

Zu unseren bedeutenden Bildhauern der Maximilian'schen Zeit ist namentlich auch Sebald Bockstorfer von Innsbruck zu zählen, von dem das Kloster Neustift ein in Marmor ausgeführtes Grabmal von 1511 besitzt, welches durch figuralen und ornamentalen Reichthum, feine Modellirung und edlen Ausdruck der dargestellten Persönlichkeiten sich auszeichnet und den Künstler bereits mit der Renaissance bekannt erscheinen läßt.

In vollem Gegensatz zu solchen Werken steht die Ölberggruppe in Mils. Die in Holz ausgeführten lebensgroßen Figuren sind von ausgeprägtestem Realismus ohne jeden durch die Kunst veredelten Zug, wogegen das leibliche Leben mit größtem Verständniß und voller Kraft zum Ausdruck gebracht erscheint. Der Realismus, mit welchem der knieende, mit der Todesangst ringende Christus, die vom Schlaf übermannten Apostel dargestellt sind, macht eine fast erschreckende Wirkung. Die hierlands in keiner Zeit so ausschließlich zur Geltung gebrachte realistische Darstellungsweise gibt keinen sicheren Anhaltspunkt für die Bestimmung der Entstehungszeit dieses bedeutsamen Werkes; so viel aber dürfte feststehen, daß nur ein Bildschnitzer der spätgothischen Zeit der Meister derselben sein kann.

Die Namen der im Lande zerstreuten Künstler lassen auf den Einfluß schließen, den Maximilian auf das Kunstleben in Tirol genommen hat. Das Beispiel des Hofes wirkte aber auch nachhaltig auf die kleinen Burgherren und Genossenschaften des Landes. Die reichen Gewerken und Kaufherren von Schwaz ließen den insbesondere durch Unterstützung des Kaisers hergestellten Kreuzgang des dortigen Franciscanerklosters mit Malereien



St. Sebastian im Fürstenhaus zu Meran.

zieren, die heute das vielfachste Interesse in Anspruch nehmen, und verschiedene Burgherren schmückten dem Beispiel Maximilians folgend ihre Burgen und Kapellen mit Bildwerken aller Art. Diesem regen Eifer verdanken wir namentlich den prächtigen Altar der Schloßkapelle von Annaberg vom Jahre 1517. In diesem vorzüglich erhaltenen Werke lernen wir unstreitig einen Repräsentanten der besten tirolischen Maler aus der Maximilian'schen Zeit kennen. Es ist Sebastian Scheel von Innsbruck. Bei der Ausführung des ihm aufgetragenen Werkes verzichtete der Meister auf die bisher übliche Anwendung des Altarschreins und umrahmte sein Bildwerk mit der fröhlichen Architektur italienischer Renaissance, dagegen tragen seine daran angebrachten Gemälde den Stempel deutscher Malweise an sich. Vom kräftig gebildeten Sockel des reich vergoldeten und geschmackvoll ornamentirten Altars erheben sich römische Pilaster mit eigenartigen Capitälen; auf dem Kranzgesims ruht ein flacher nach römischer Art cassetirter Rundbogen, in dessen Lunette Gott Vater abgebildet erscheint und welcher oben mit einem Ornament von aneinandergereihten Delphinen abschließt. Das Mittelfeld des Sockels füllte der Künstler mit der liegenden Figur des Jesse, aus dessen Brust der Stammbaum Christi in zwei rechts und links neben den Pilastern emporsteigenden Zweigen mit den Brustbildnissen der heiligen Ahnen wächst und durch den Fries hinüberlaufend mit David und Salomon abschließt. Das von den Pilastern flankirte Mittelfeld des Altars, welches ein überhöhtes Rechteck bildet, enthält das Hauptgemälde, darstellend die heilige Sippe, deren zahlreiche Figuren meisterhaft gruppirt den Vordergrund einer perspectivisch gut gehaltenen Landschaft

einnehmen. Das Gesammtbild behält trotz der so zahlreichen Figuren und ungeachtet der Pracht der Gewänder der Mittelgruppe und der warmen Farben der übrigen Gewandfiguren die nothwendige Ruhe. Die Figuren selbst, namentlich die Männer zeigen individualisirten Gesichtsausdruck, den der Künstler dem damals blühenden Geschlechte der Herren von Annaberg entlehnt und in Bezug auf deren Kleidung er auch in der Costümirung vielfach sich gehalten haben dürfte. Zum Reichthum der figuralen Darstellung stimmt die kräftig gehaltene Landschaft, in welcher wir rechts die Vaterstadt des Meisters in ihrer damaligen Gestalt mit den südseitig liegenden Bergen, links ein felsiges, dem malerischen Zweck entsprechendes Gebirge erblicken. Scheel, der wie alle bisherigen Meister seine Lehr- und Wanderjahre im deutschen Reiche verbrachte, kannte auch alle guten deutschen Meister seiner Zeit. Er starb 1554.

Ein gleichzeitiger, aber in weicheren Formen sich bewegender und sorgfältige Naturstudien verrathender Meister ist der dem Namen nach noch unbekannte Maler, von welchem das einst zu einer Altartafel gehörige Bild des heiligen Sebastian im Meraner Fürstenhause stammt. Von besonderem Interesse ist an demselben die Darstellung dieses in früherer und späterer Zeit stets mit nacktem, von Pfeilen blutig durchschossenem Körper dargestellten Heiligen, welcher hier in vornehmer Kleidung dargestellt ist und dessen Lebensende einfach durch zwei Pfeile angedeutet wird, die der Heilige bedeutsam in seinen Händen hält, während der schmerzliche Gesichtsausdruck desselben hinreichend belehrt, welchem Zweck die tödtlichen Pfeile dienen sollten. Ein ebenfalls der Maximilian'schen Zeit angehöriger Meister ist Andrä Haller von Brixen, von welchem das Innsbrucker Museum zwei durch kräftiges Colorit sich auszeichnende Altarflügel vom Jahre 1522 besitzt.

Die in Deutschtirol zur Zeit Maximilians I. allenthalben blühende Kunst deutscher Maler faßte auch in italienischem Boden Wurzel. Der dieser Epoche angehörige, unter dem Namen Hieronymus da Trento nicht richtig bezeichnete Meister war, wie der ganze Charakter seiner Malerei zeigt, ein Deutscher und wie die Inschrift an dem Bilde selbst „Hieronymus pictor in Trient" andeutet, in Trient seßhaft. Das 1502 gemalte, figurenreiche Bild (im Museum zu Trient) stellt Christus von Pilatus ausgeliefert vor und verräth schon durch die mageren Formen und in der steifen Behandlung der Gewänder den deutschen Meister.

Einen noch der Maximilian'schen Zeit entstammenden Meister, aber von größerer Bedeutung hat Vorarlberg zu verzeichnen. Es ist Wolfgang Hueber, Maler von Feldkirch, nachweisbar thätig 1503 bis 1549. Die von ihm gemalte, mit W H 1521 bezeichnete Darstellung der „Kreuzabnahme" in der Pfarrkirche zu Feldkirch verräth einen Meister von tiefer Empfindung und großem künstlerischen Geschick in der Composition und Malweise. Die stimmungsvolle Landschaft im Hintergrund macht dem Meister nicht weniger Ehre. Außer verschiedenen Holzschnitten sind von diesem, an Dürer erinnernden Künstler

auch zahlreiche Zeichnungen, besonders Landschaften erhalten, von letzteren namentlich im Nationalmuseum in Budapest. Dem Meister Wolfgang Hueber war seine Heimat schon frühzeitig zu enge geworden. Im Jahre 1515, in welchem die St. Anna-Bruderschaft in Feldkirch ihm mittelst eines schriftlichen Vertrags die Verfertigung des Altares mit dem erwähnten Bilde übertrug, befand er sich bereits in Passau, wo er seine künstlerische Productivität am längsten entfaltet und von wo aus er durch seine gesuchten Werke auch seinen Einfluß in weiteren Kreisen zur Geltung gebracht hat.

Standen unsere Künstler deutscher Nationalität bisher fast ausschließlich auf dem Boden deutschen Kunstlebens, so wurden sie in der Ferdinandeischen Zeit (1523 bis 1562) immer mehr und mehr aus Italien beeinflußt, bis sie endlich selbst in ihrer Existenz von den Italienern bedroht wurden.

Kaiser Ferdinand, ein warmer Freund der Kunst und alle ihre Zweige kenntnißreich überblickend, fand infolge des so viele Kunstwerke zerstörenden Bauernkrieges, der späteren Türkenkriege und anderer kriegerischer Unternehmungen leider nur beschränkte finanzielle Mittel und Zeit, seinen Kunstsinn in ausgedehnterer Weise zu bethätigen. Er gehörte nach seiner Anschauung in Sachen der Kunst bereits ganz der neuen Zeit an. Wenn er auch anfangs die von Kaiser Maximilian überkommenen zahlreichen Meister, darunter mehrere Maler und die Gießer Gregor Löffler und Stephan Godl, neuerlich und unbedingt in seine Dienste nahm, verlangte er doch bereits 1523 von dem Bildhauer des letzteren das eingehendste Studium der Natur und später von dem Bildhauer Abel das Studium der Antike an Ort und Stelle. Die Bildhauer, bisher gewohnt, das von den Malern Gegebene in die Plastik zu übertragen, fanden sich leicht in der neuen Stilweise zurecht. Als nach dem Tode Stephan Godls Kaiser Ferdinand 1548 den ganz im Geiste der Neuzeit arbeitenden Maler Christoph Amberger von Augsburg mit den Entwürfen zu den noch fehlenden großen Erzbildern zum Grabmal Maximilians betraut hatte, fiel es dem Innsbrucker Bildschnitzer und Modelleur Veit Arnberger offenbar nicht schwer, nach der im kleinen Maßstabe und skizzenhaft gegebenen Zeichnung Ambergers die durch lebendige Auffassung der dargestellten Persönlichkeit sich auszeichnende Statue (König Chlodwig) zu gelungener plastischer Darstellung zu bringen, daher ihm auch nebst dem Gießer Gregor Löffler ein Hauptverdienst an dieser Arbeit zuerkannt werden muß. Gregor Löffler war übrigens nicht blos ein kunstgewandter Gießer, sondern auch ein im Kunstfach vielseitig gebildeter und erfahrener Mann und übte als künstlerischer Beirath des Hofes großen Einfluß.

Ungleich schwerer als die Bildschnitzer trennten sich die Maler vom alten Geiste, wie von der alten Technik ihrer Malerei. Sie kannten die Renaissance, aber diese kam bei ihnen doch hauptsächlich nur decorativ zur Geltung, im Figuralen blieben sie der älteren

deutschen Schule möglichst treu. Wir sehen dies namentlich bei dem Hofmaler Ulrich Tiefenbrunn, welchen Kaiser Ferdinand hochschätzte und daher auch in seine Dienste nahm. Von diesem Meister besitzt das Schloß Ambras einen im Auftrag Ferdinands 1523 hergestellten kleinen, leider nicht gut erhaltenen Altar, dessen Figuren noch völlig in deutschem Geiste und deutscher Weise gemalt sind. Für den trefflichen Meister sind namentlich die mit sparsamen Schatten fein modellirten Köpfe seiner Heiligenbilder charakteristisch. Tiefenbrunn malte noch in Tempera und wollte sich selbst noch 1548 dem Wunsche Kaiser Ferdinands nicht fügen, welcher die Malereien in seinem neu hergestellten Saalbau in der Innsbrucker Hofburg in Öl ausgeführt wissen wollte.

Die künstlerische Ausschmückung dieses Saalbaues bildet überhaupt einen Wendepunkt in der Entwicklung unserer künstlerischen Kräfte. Außer den von den Innsbrucker Malern Sebastian Scheel, Paul Dax und Degen Pirger gelieferten Entwürfen ließ Kaiser Ferdinand, welcher sowohl für den größeren als kleineren Saal seiner Residenz den ganzen Aufwand künstlerischen Könnens darangesetzt sehen wollte, auch von Christoph Amberger in Augsburg eine Zeichnung anfertigen, obwohl jene des Innsbrucker Meisters Degen Pirger, namentlich dessen Zeichnung Jupiters seinen Beifall fand. Unentschieden, welchem der nun vorliegenden Pläne er den Vorzug geben sollte, überließ er die Entscheidung dem zur Zeit in Innsbruck weilenden Kaiser Karl V., welcher die Zeichnungen des Innsbrucker Malers Degen Pirger für die besten erklärte. Nach diesen Zeichnungen geschah nun zwar die Ausschmückung des Saalbaues, zur Ausführung der Malereien aber wurde bereits ein Italiener, Domenico de Pozzo, aus Mailand berufen. Damit faßten italienische Kunst und italienische Meister selbst festen Fuß in Innsbruck. Unsere guten deutschen Meister, die weniger auf Effect und blendende Farben als auf inneren Gehalt bei schlichter Darstellung Werth legten, wurden gegenüber den weit besser bezahlten Italienern, denen formelle Bildung und Gewandtheit zur Seite stand, mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt.

Im Porträtfach that sich besonders Hans Polhammer senior hervor. War auch die Ehre, den Kaiser selbst zu malen, Tizian vorbehalten, so ließen doch alle übrigen Mitglieder der Familie Ferdinands I. von dem Innsbrucker „Conterfeter" ihre Bildnisse anfertigen. Lebendige Phantasie und guten Geschmack verrathen namentlich die von Innsbrucker Malern gelieferten Zeichnungen zur künstlerischen Ausschmückung der Prachtharnische, welche aus der von Jörg Seusenhofer geleiteten Hofplattnerei hervorgingen, wie die Harnische Ferdinands I., Franz' I. von Frankreich und verschiedene andere Rüstungen, die Prunkstücke der Sammlungen der Residenz bilden. Aber nicht blos die Zeichnungen, auch das Ätzen und Vergolden selbst wurde von der geübten Hand dieser Künstler besorgt, von welchen einer, Paul Trabel, auch die Zeichnung zum Prachtgitter des Maximilian'schen Grabmals verfertigt hat.

Was unsere Maler dieser Zeit besonders auszeichnet, ist die Vielseitigkeit ihrer Bildung. Zugleich als Architekten, Ingenieure und Kartographen thätig, lieferten sie Zeichnungen zu Kirchen- und Profanbauten, zu Befestigungen von Ortschaften und



Alessandro Vittoria: Büste des Lorenzo Capello im Museo civico zu Trient.

Schlössern und machten geographische Aufnahmen einzelner Örtlichkeiten wie größerer Landestheile. Es sind dies namentlich Sebastian Scheel, Ulrich Tiefenbrunn, Degen Pirger und Paul Dax. Letzterer, dem wir die älteste, überhaupt bekannte Specialkarte (Achenthal und Umgebung) verdanken, betrieb nach seiner Rückkehr aus Italien, wohin er

1526 mit den Landsknechten Georgs von Frundsberg gezogen war, auch die Glasmalerei. Sein um 1530 angefertigtes, in Öl kräftig gemaltes Selbstporträt im Museum zu Innsbruck, welches ihn in energischer Haltung mit flott über die eine Achsel geworfenem Mantel darstellt, beweist durch seine ganze Auffassung, daß Paul Dax außer dem Lorbeer, den er 1527 als Kriegsmann vor Neapel gepflückt, auch Erfolge auf dem friedlichen Boden der Kunst sich errungen hat.

Der kirchliche Bedarf an Glasgemälden und die Gewohnheit der Schloß- und Hausbesitzer, in ihren Saal- und Stubenfenstern ihre in Glas gemalten Wappen leuchten zu lassen, hatten den Erbauer der Glashütte in Hall, welcher das bisher aus Venedig bezogene Glas möglichst zu ersetzen sich bemühte, bewogen, mit seiner Anstalt auch die Glasmalerei zu verbinden. Nach den wenigen noch erhaltenen Glasmalereien der Haller Glashütte zu schließen, zeichneten sich ihre Arbeiten besonders durch Frische ihrer Farben aus. Die Anstalt kam 1534 insbesondere durch die ihr zutheil gewordene Unterstützung der Regierung Kaiser Ferdinands zustande und betrieb die Glasmalerei bis zum Tode dieses kunstfördernden Landesherrn.

In unserem italienischen Landestheil lagen in der Ferdinandeischen Zeit die künstlerischen Verhältnisse ganz anders als in Deutschtirol, — dort gab es keine Wandlung in der Kunstrichtung. Der Kunst mußte überhaupt erst eine Gasse geöffnet werden. Dies Verdienst gebührt aber dem von 1514 bis 1539 regierenden Cardinalbischof Bernhard von Cles. Von welch opferfähigem Kunstsinn dieser Kirchenfürst war, beweisen schon die von ihm 1531 von Joris (Georg?) von Lickau in Antwerpen für tausend Ducaten erkauften kostbaren niederländischen Teppiche, welche noch heute den weitaus werthvollsten Kunstschatz Trients bilden. Da es im Tridentinischen an einheimischen Künstlern mangelte, berief der Cardinal solche aus Italien, und zwar neben einigen weniger bedeutenden Malern den tüchtigen Meister Marcello Venusti von Mantua. Der kunstsinnige Bischof sorgte aber auch für die Heranbildung einheimischer Künstler, deren Leistungen freilich erst in die Regierungszeit seines Nachfolgers, des Cardinals Christoph Madrutz fallen, welcher in die Fußtapfen seiner beiden Vorgänger tretend den Bau und die künstlerische Ausschmückung des unvergleichlichen alten Residenzschlosses fortsetzte. In diese Zeit fällt nun der berühmte Bildhauer Alessandro Vittoria von Trient, geboren 1525, welcher aus der Schule des Jakob Tatti von Sansovino in Venedig hervorging. Von ihm besitzt das Trientiner Museum ein Werk, die Porträtbüste des Senators Lorenzo Capello.

Neben diesem hervorragenden Meister machten sich die beiden gleichzeitigen Bildhauer Vincenzo Vicentini und Giovanni Linzo einen über die Landesgrenze hinausgehenden Namen. Von Ersterem besitzt Trient eine bedeutende Arbeit der Frührenaissance, die in Marmor meisterhaft ausgeführten Reliefs an dem prachtvollen Balcon der Orgel in

Santa Maria Maggiore vom Jahre 1534. Vom Letzteren ist die der gleichen Kunstrichtung angehörige, gleichzeitig ausgeführte Figur am Brunnen in Zürich: Herkules als Löwenbändiger.

Erherzog Ferdinand, welcher seinem Vater in der Regierung des Landes Tirol folgte, war nicht blos der größte und glücklichste Sammler von Kunstwerken, die heute noch Perlen der Wiener Sammlungen bilden, er bethätigte vielmehr seinen Kunstsinn nach allen Richtungen, und zwar bis zur vollständigsten Erschöpfung und Überbürdung seines eigenen und des Landes Kammerwesens. Die in den weitesten Kreisen maßgebende Kunstrichtung Ferdinands war ausschließlich die Renaissance, welcher auch unsere einheimischen Künstler schon angehörten oder sich anzuschließen gezwungen waren. In Innsbruck selbst fand der Erzherzog bereits eine verhältnißmäßig große Anzahl von Künstlern, namentlich von Malern. Es waren dies Hans und Christoph Perkhammer, Paul Trabel, Wolfgang und Hans Polhammer, Hans Grändl, Alexander Meurl, Konrad Leitgeb, Georg Fellengibl und Kaspar Rorer. Diese, sowie die Maler von Hall, Melchior, Ulrich und Ludwig Ritterle und Hans Maisfelder, nebst den Trientner Malern Paul Nauritius und Daniel Sandelli, insbesondere aber Johann Baptist Fontana von Ala erhielten bald alle Aufträge und Beschäftigung. Erzherzog Ferdinand, welcher in Prag durch den Bau des Sternschlosses, zu dem er den Plan entwarf, als Architekt sich versuchte, befriedigte hier seine Baulust durch den Neubau von fünf Lustschlössern und verschiedenen Kirchen und Kapellen, zu deren Ausschmückung er die erwähnten Tiroler Maler, von welchen Fontana aus Ala als der bedeutendste erscheint, beschäftigte.

Johann Baptist Fontana, dessen Bruder als Ingenieur in Diensten Ferdinands stand, hatte seine künstlerische Ausbildung in Italien erhalten. Er malte unter anderem den Plafond der silbernen Kapelle und die Medaillons im Fürstenchor der Hofkirche, die Altäre für Ambras, Seefeld und Günzburg und außerdem eine größere Anzahl von Porträts für die Porträtsammlung des Erzherzogs. Wie Colin in der Plastik, Luchese in der Architektur, so war Fontana in der Malerei eine Vertrauensperson des kunstsinnigen Erzherzogs, der ihm auch Einkäufe von Kunstsachen in Italien übertrug. Er sollte Ferdinand den zur Zeit hochberühmten Johann Baptist Cavagna in Rom ersetzen, welcher seine Berufung nach Innsbruck zwar angenommen hatte, aber ihr aus unbekannten Gründen nicht gefolgt war.

Die erzherzoglichen Bauten, zu deren Ausschmückung unsere localen Künstler hauptsächlich verwendet wurden, sind leider fast alle durch die Zeit zerstört worden oder haben durch den Ungeschmack der Zeit ihren alten Charakter völlig verloren, was jedoch von jenen Künstlern sonst bisher bekannt ist, stellt sie weit über bloße Decorationsmaler hinaus. So ist z. B. Paul Trabel der Zeichner des prachtvollen Grabgitters Kaiser

Maximilians, Maisfelder und Gartner illustrirten die zwei Bücher „Österreichisches Ehrenwerk“ und das Buch „Österreichisches Herkommen“, erhielten also ähnliche Aufträge wie der berühmte Georg Hufnagel, welcher für den Erzherzog in achtjähriger Arbeit ein Missale mit werthvollen Miniaturen schmückte.

Während Erzherzog Ferdinand im ersten Decennium seiner Regierung allein an fünfzig urkundlich bekannte Maler, Deutsche, Italiener, Niederländer, Spanier und Schweizer beschäftigte, finden wir unter ihm die Plastik fast nur durch Alexander Colin und seine niederländischen Gesellen vertreten. Die von Ferdinand zur Vollendung des Grabmals Kaiser Maximilians wieder in Thätigkeit gesetzte Erzgießerei in Mühlau versprach durch Hans Lendenstreich, welcher von Innsbruck oder Schwaz nach München gekommen war und sich dort etablirt hatte, zu neuer Blüte zu gelangen. Der tüchtige Meister, welcher die von Colin modellirten vier Virtutes am genannten Grabmale meisterhaft gegossen hatte, mußte jedoch wie der Trienter Erzgießer Anton Catani dem Italiener de Duca weichen, welcher aber nach dem Gusse des Bildnisses Kaiser Maximilians wieder nach Rom zurückkehrte und den Kunstjünger, den ihm der Erzherzog zur Ausbildung in der Kunsterzgießerei mitgegeben hatte, wie es scheint, für seine eigene Werkstätte zurückbehielt. Hans Christoph Löffler aber, welcher namentlich durch den Guß der Bronzeornamente zum Grabmal Kaiser Maximilians seine Meisterschaft als Gießer bekundete, widmete sich in der Folge ausschließlich der einträglicheren Arbeit des Geschützgießens.

Der Tod des Erzherzogs Ferdinand beeinträchtigte für längere Zeit das Kunstleben in Innsbruck und den fruchtbaren Einfluß auf die übrigen Landestheile. Nicht blos die fremden Maler, auch einheimische verließen das Land, darunter auch der Maler Sigmund Walhueter, dem Hans Burgmair seinen Sohn zur Ausbildung überlassen hatte, die Kunsterzgießerei in Mühlau ging vollständig ein und die durch Seusenhofer zu so hoher Blüte gebrachte Hofplattnerei hatte in dem für Erzherzog Maximilian durch den Hofplattner Jakob Topf von Innsbruck geschlagenen Harnisch das letzte Kunststück abgeliefert. Die Glashütte in Hall konnte ohne Unterstützung des Hofes nur durch Erzeugung kunstloser Glaswaaren ihr Dasein fristen. Auch der Vorarlberger Glasmaler Thomas Neidhart in Feldkirch, welcher die von den Zeitgenossen gerühmten Votivbilder für die Chorfenster der Hofkirche in Innsbruck, die wie das Grabmal Maximilians selbst erst durch Erzherzog Ferdinand ihre Vollendung fand, verfertigt hatte, verschwindet von da an gänzlich. Nur Alexander Colin, dem das Land so viele Kunstwerke verdankt, blieb seiner neuen Heimat treu.

In Tirol hat sich eine ansehnliche Zahl seiner Werke erhalten. In der Hofkirche zu Innsbruck finden wir von ihm außer den berühmten Reliefs am Grabmale Maximilians die Grabmäler Erzherzog Ferdinands und seiner Gemalin Philippine Welser, der Frau

von Loxan und des Bischofs Nas, im Museum daselbst die Grabmäler der Familien Hohenhauser und Löffler, eine Gedenktafel und zwei kleine in Holz geschnittene Schlachtenbilder, im Friedhof sein eigenes Grabmal, in Meran das Grabmal der Freifrau Benigna von Wolkenstein, endlich in Schwaz jenes der Familie Dreyling. Da Colin ausschließlich mit niederländischen Gesellen arbeitete, fanden einheimische Kräfte keine Gelegenheit, in



Kaspar Gras: Basrelief zum Grabmal Maximilians III. des Deutschmeisters.

seiner Werkstätte selbst mit seiner Kunst und seiner staunenswerthen Technik in der Behandlung des Marmors sich näher vertraut zu machen.

In der folgenden Zeit stand noch Schlimmeres zu befürchten, da durch die traurigen Zeitverhältnisse das Kunstleben in den deutschen Landen nahezu vernichtet wurde und von dieser nächsten Seite für unsere Künstler weder Anregung noch Belehrung zu erhalten war. Wenn auch der dreißigjährige Krieg Tirol nicht unmittelbar berührte, so fiel doch sein verderblicher Schatten auch auf unsere friedlichen Berge. Aber trotz aller Ungunst politischer

Verhältnisse und geistiger Beengung hat hierlands weder künstlerisches Bedürfniß noch künstlerisches Streben je ganz aufgehört, in den Kirchen und am landesfürstlichen Hofe fand die Kunst auch in ihrer sonstigen Verlassenheit ein Asyl.

Von Malern des XVII. Jahrhunderts, welche über die Mittelmäßigkeit hinausragen, verzeichnen wir den Schüler Palma's, Horatius Giovanelli aus Fleims, der jedoch nur im Colorit die Meisterschaft seines Lehrers erreichte, ferner die deutschen Maler Stefan Keßler in Brixen, Melchior Stölzl, Michael und Kaspar Waldmann von Innsbruck und Ulrich Glandschnigg. Stölzls und Keßlers Werke zeigen noch Reminiscenzen der älteren deutschen Meister, dagegen gehören die übrigen ganz der neueren Kunstrichtung an. Michael Waldmann, Hofmaler Erzherzog Leopolds zu Innsbruck, that sich im Porträtfache hervor, während sein Sohn Kaspar in Kirchen und Profanbauten eine Reihe von Deckengemälden ausführte, deren Zeichnung eine sichere Hand verräth und die durch ihr lebhaftes Colorit wirken. Ulrich Glandschnigg von Hall, welcher bei Loth in Venedig sich bildete, ist der erste Tiroler Maler, welcher das ihm besonders zusagende Gebiet der Genremalerei betreten, aber auch bereits mit Geschick und Talent gepflegt hat. Seine Vorliebe für genrehafte Darstellung macht sich selbst in seinen Historienbildern bemerkbar.

Unter Erzherzog Maximilian, wie unter Erzherzog Leopold blühte in Innsbruck noch einmal die Erzgießerei. Das Grabmal Erzherzog Maximilians des Deutschmeisters (gestorben 1618) steht als Gußwerk geradezu einzig da. Seine in Erz gegossenen gewundenen vier Säulen, umrankt von Weinlaubzweigen, welche freistehende Vögel, Schmetterlinge und Raupen beleben, würden heute die Kunstfertigkeit des besten Gießers in Verlegenheit bringen. Leider ist dieses in der Pfarrkirche zu Innsbruck errichtete Grabmal im vorigen Jahrhundert sinnlos zertheilt und zur Verzierung zweier Thüren verwendet worden. Ursprünglich trugen die vier um das erzherzogliche Grab gestellten Bronzesäulen ein Gebälk und dieses eine in Erz tadellos gegossene Gruppe, darstellend den vor einem Marienbilde im Gebet knieenden Erzherzog, über welchen der heilige Georg seine schützende Hand legt, während der verderbendrohende Drache machtlos zu seinen Füßen sich krümmt. In dem in Wiener-Neustadt uns erhaltenen Basrelief, dem ersten Entwurf zum Grabmal, kniet der Erzherzog vor einem Marienbilde, welches jedoch bei der Ausführung wegblieb, da das Grabmal vor einem bereits mit einem solchen Bilde versehenen Altar zu stehen kam. Das Grabmal, welches das Streben nach einer neuen Form zeigt, ist das Werk des Kaspar Gras, erzherzoglichen Hofbossirers, und des Gießers Heinrich Reinhart. Die Wiege des Kaspar Gras stand zwar nicht in Tirol, jedoch die ganze künstlerische Entwicklung und Existenz verdankt er diesem Lande und dessen Fürsten. Gras und Reinhart sind auch die Meister eines nicht mehr zur Aufstellung gekommenen Monumentalbrunnens mit verschiedenen mythologischen Figuren und des jetzt auf dem Burgplatz zu



Christof Unterberger: Die heilige Agnes.

Innsbruck stehenden Reiterbildes Erzherzog Leopolds, welches auf die Brunnensäule gestellt zu werden bestimmt war, eine Idee, die so recht das zeitübliche Streben nach Effect bekundet.

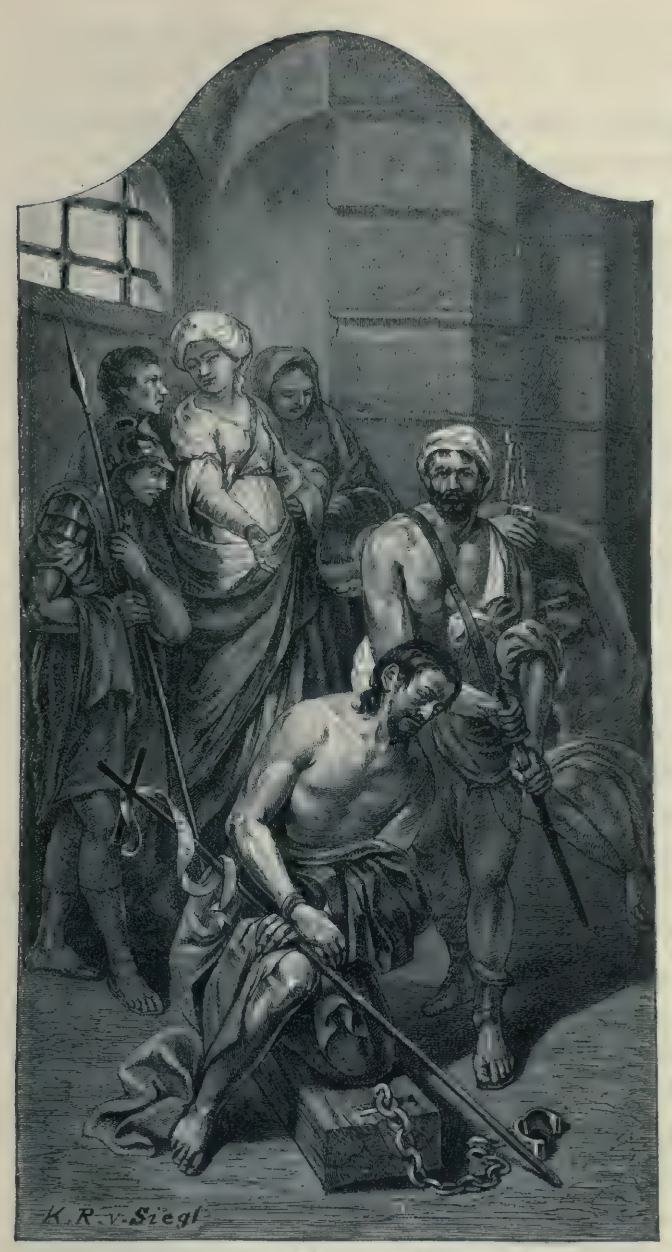
Unser bedeutendster Meister in der Zeit der Barocke ist unstreitig Peter Strudel von Cles, geboren 1660. In Venedig unter Karl Loth gebildet, kam Strudel nach Wien, wo er als Kammermaler und Präfect der Akademie, an deren Gründung er einen hervorragenden Antheil genommen hat, eine ausgebreitete Thätigkeit entfaltete und auf die Entwicklung der Kunst in der Reichshauptstadt überhaupt bedeutenden Einfluß übte. Außer einer großen Menge von Decorationsmalereien hinterließ Strudel eine Reihe von Bildern, welche der eigentlichen Kunst angehören. Lebendig bewegte Composition, ausdrucksvolle Köpfe, warmes Colorit sind allen Schöpfungen des selbständigen, vielseitig gebildeten Künstlers eigen. Neben dem Maler Strudel that sich dessen Bruder Paul als Bildhauer hervor, von welchem der Entwurf und die Ausführung des ersten großen öffentlichen Denkmals in Wien, die Grabensäule, herrührt.

Die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts beginnende Blütezeit tirolischer Maler ward von dem wissenschaftlich und künstlerisch reich begabten Josef von Alberti zu Cavalese eingeleitet. In Venedig und Rom gebildet, gründete dieser vortreffliche Mann, in seine Heimat zurückgekehrt, eine Schule für Maler, in welcher mehrere unserer besten Meister den Grund zu ihrer höheren Ausbildung legten, zu der sie Alberti an die Quelle, aus der er selbst geschöpft hatte, schickte. Zu seinen Schülern aber zählen Johann G. Grasmayr, Michael Angelo, Franz Unterberger und Paul Troger. Der Schüler des letzteren war Martin Knoller, aus dessen Atelier wieder ein hervorragender Meister, Josef Schöpf, hervorging. Alberti erscheint somit als Stammvater einer Reihe berühmter Künstler.

J. Grasmayr von Brixen, welcher bei Loth in Venedig und bei Trevisani in Rom seine weitere Ausbildung genommen hatte, verleugnet seine Meister auch in seinen zahlreichen Gemälden nicht. Trevisani's anmuthige Form im Auge behaltend, hielt er anderseits an der mehr düsteren Farbengebung Loths fest, welche besonders den Werth seiner Landschaften beeinträchtigt. Das große Ansehen dieses Meisters in damaliger Zeit beweist sein Grabmal, welches der Präsident der Wiener Akademie, durch Zauner in Marmor ausgeführt, setzen ließ.

Freier als Grasmayr entwickelten sich die beiden Schüler Alberti's, Michael Angelo und Franz Unterberger von Cavalese. Der eine bei Piazetta, der andere bei Pittoni in Venedig weiter ausgebildet, verließen beide den Weg ihrer Schule und traten speciell in der Farbengebung als selbständige Meister auf. Die durch blühendes Colorit und das an Correggio erinnernde Helldunkel sich auszeichnende Malweise Michael Angelo's verschaffte demselben viele Bewunderer und schließlich die Berufung nach Wien und Ernennung zum Rector der Akademie. Sein größtes Werk ist das 1749 ausgeführte Hochaltarblatt, darstellend die sterbende Maria, im Dom zu Brixen, welcher auch eine Arbeit des Franz Unterberger, das kräftig gemalte Blatt des Rosenkranzaltars enthält. Die Perle des die Arbeiten der vorzüglichsten Tiroler Maler der Zeit umschließenden Doms bildet aber das Altarblatt, welches aus dem Atelier des Christof Unterberger, Neffen des vorgenannten, hervorgegangen ist.

Christof Unterberger (geboren 1732), zuerst in Wien, dann in Venedig und in der Schule Cignaroli's in Verona sich ausbildend, war mit den hier erworbenen Resultaten unzufrieden und ging 1758 nach Rom, um die Werke der Antike und der großen Italiener zu studiren. Domenicho und Peter von Cortona zogen ihn besonders an und ihre Malweise kannte er bald so genau, daß seine Copien der Werke dieser Meister selbst von Kennern für Originale gehalten wurden. Seine eigenen Werke, durch welche er nicht blos als Historien- und Blumenmaler sich Berühmtheit verschaffte,



Martin Knoller: Die Enthauptung des heiligen Johannes.

zeichneten sich durch äußerst wirksame Vertheilung von Licht und Schatten wie durch geistreiche Composition und edle Empfindung aus. Sein europäischer Ruf ließ keinen Freund der Kunst von Rom scheiden, ohne Unterbergers Atelier besucht zu haben. Seine mit 45.000 Gulden bezahlten Copien der Rafael'schen Loggien kamen an den Hof von Petersburg. Von den wenigen nach Tirol gekommenen Werken Unterbergers ist das für den Dom in Brixen gemalte Altarblatt, die heilige Agnes, von welchem das Museum in Innsbruck die Originalskizze bewahrt, das bedeutendste. Die Klarheit der Composition läßt ohne jeden Commentar die dargestellte Heilige und den vom Künstler ins Auge gefaßten Moment ihres Lebens erkennen. In reiches weißes Gewand gehüllt, erwartet knieend und den ausdrucksvollen Blick nach oben gewendet die heilige Agnes den Todesstreich. Umsonst bemüht sich ein heidnischer Priester, sie angesichts des Todes zu bewegen, ihrem Glauben zu entsagen und den Göttern zu opfern. Nur die rohe Gewalt, die gegenüber steht, scheint die zarte Heilige nach der Bewegung ihrer Hände zu empfinden, während ihre Seele im Glück des

Märtyrers sich zum Himmel aufschwingt, aus dem ein Engel mit der Palme des Sieges ihr entgegenkommt.

Während Christof Unterberger mehr im Ausland sich bethätigte, arbeitete sein Zeitgenosse Paul Troger von Welsberg ganz auf heimatlichem Boden. Nachdem er zuerst bei Alberti, dann in Venedig und Bologna seine künstlerische Ausbildung erhalten hatte, kam er nach Wien, wo er 1754 zum Director der Akademie ernannt bis zu seinem Tode (1777) gewirkt hat. Seine Hauptwerke sind Altarblätter, welche zahlreiche Kirchen zieren und großes Talent für Composition verrathen, deren schwere Farbentöne aber die künstlerische Wirkung herabstimmen. Er malte auch in Fresco, so den Dom zu Brixen, und radirte sowohl Historienbilder als Landschaften. Alle seine Arbeiten zeugen von eingehenden Studien und tieferem Ernst der Auffassung. Zu den großen Verdiensten dieses Mannes zählt seine aufopfernde Hingabe an seine Schüler, namentlich an Martin Knoller von Steinach (geboren 1728), den er als armen Knaben zeichnend auf dem Wege fand und in seine Schule und Obhut nahm. Bei der Ausmalung der Domkirche in Brixen stand Knoller seinem Meister schon thatkräftig zur Seite. Nach seinem wiederholten mehrjährigen Aufenthalt in Rom, wo Raphael Mengs sehr bedeutenden Einfluß auf ihn übte, wurde er als Professor an die Akademie in Mailand berufen, welche Stelle er bis zu seinem Tode bekleidete. Hatte er vor seinen italienischen Reisen, wie die von ihm ausgemalte Kirche in Anras zeigt, noch ganz in Troger'scher Manier gearbeitet, so beweisen seine späteren Werke, daß er in Rom die von Raphael Mengs mit so großem Erfolge angewendete Malweise angenommen hat, ohne jedoch bei seinem kräftigen Geiste in Mengs' Weichlichkeit zu verfallen. Ungemein zahlreiche Werke geben von der Fruchtbarkeit dieses bedeutenden Künstlers Zeugniß. Tirol allein besitzt von ihm 21 Altarblätter, drei kirchliche und zwei profane Deckengemälde, von welch letzteren jenes im Taxis'schen Postpalais zu Innsbruck, das Urtheil des Paris darstellend, die volle Meisterschaft des geistvollen Freskenmalers constatirt. In Baiern wurden von Knoller die Kirchen in Ettal und Neresheim und der Bürgersaal in München mit Fresken geziert, Ettal und Benedictbeuern auch mit Altarblättern versehen. In der Kirche zu Ettal hatte vor Knoller der ebenfalls in Rom ausgebildete Johann Jakob Zeiler von Reutte, welcher wie sein Vetter Franz Anton eine erstaunliche Fruchtbarkeit in der Kirchenmalerei entwickelte, die große Kuppel ausgemalt, aber seine Arbeit steht weit hinter jener Knollers zurück. Die Meisterschaft Knollers zeigt sich vor Allem in seinen al fresco mit vollendeter Technik gemalten Bildern, deren geistreiche Composition und kraftvolle Ausführung gleich bewundernswerth sind. Von seinen in Öl gemalten Bildern ragen außer jenem, welches die Münchener Pinakothek bewahrt, auch die von ihm der Kirche seines Geburtsortes gewidmeten Altarbilder hervor, der heilige Erasmus, Enthauptung des heiligen Johannes und St. Sebastian, welches letztere in gleicher Ausführung auch Ettal besitzt.

Weniger glücklich als Knoller waren in ihrem künstlerischen Streben der mit ihm in der Schule Trogers gebildete Leutensdorfer von Reutte und Johann Holzer von Burgeis. Ersterer suchte sich bei Piazetta und Conca weiter auszubilden, aber sein Auge blieb der Pracht der Farbe völlig verschlossen, während seine Radirungen von seiner künstlerischen Begabung volles Zeugniß geben. Holzer, an Talent Knoller überragend, würde diesem vielleicht die Palme streitig gemacht haben, wenn ihn nicht der Tod so früh dahingerafft hätte. Flotte Composition, sichere Zeichnung und angenehmes Colorit zeigen alle seine, größtentheils in Baiern ausgeführten Gemälde. Gleich Knoller war auch Holzer am bedeutendsten in seinen al fresco gemalten Wand- und Deckengemälden, wie denn überhaupt das vorige Jahrhundert diese Malerei bevorzugte und daher auch so viele und treffliche Frescomaler aufzuweisen hat, zu welchen wir insbesondere auch Josef Schöpf von Telfs zählen müssen.

Josef Schöpf (geboren 1747), einer unserer bedeutendsten Maler, verdankt seine künstlerische Ausbildung vor allem seinem Lehrmeister Martin Knoller, dessen vorzügliche Technik in Fresco er sich aneignete. Ein längerer Aufenthalt in Rom (1776 bis 1784), wo er die von Raphael Mengs geleitete Akademie besuchte, gab ihm bereits Gelegenheit, seine Kunst zu verwerthen. Die Fresken in der Sacristei der Kirche in Genzano, wie das für dieselbe Kirche gemalte Altarblatt, Christus am Kreuze, später für den Dom in Brixen wiederholt, sind seine italienischen Arbeiten. Zur Erholung von einer überstandenen Krankheit in sein Heimatland zurückgekehrt, entwickelte er hier eine geradezu staunenswerthe künstlerische Thätigkeit. Das ganze Land schien, seit Knoller seine Meisterwerke schuf, von einem Enthusiasmus für die Kunst ergriffen, namentlich waren es die Kirchen, welche den Kunstsinn der Bewohner manifestiren sollten. Als Knoller mit seinem riesigen Altarblatt Mariä Himmelfahrt nach Meran kam, zogen ihm Bürgermeister und Rath nebst allen kunstsinnigen Bewohnern der Stadt entgegen, um den Meister und sein Werk, zu dessen Umrahmung ein in großem Stil aus Marmor erbauter Altar bereit stand, zu ehren. Allerdings hatte die Begeisterung für die neu aufblühende Kunst auch die Mißachtung alter Kunstwerke zur Folge. Mit großen Kosten wurden z. B. nebst den gothischen Altären auch die Glasmalereien aus der Pfarrkirche zu Meran, wie aus der Hofkirche zu Innsbruck weggeschafft, um in ersterer dem Bilde Knollers, in letzterer jenem des Paul Troger Platz zu machen.

Schöpf fand also ein überreiches Feld für seine Thätigkeit. Als der Künstler aus Rom zurückkehrte, wurde er mit Aufträgen förmlich überschüttet, und nur seine bewunderns-werthe Arbeitskraft ließ ihn so viele derselben zur Ausführung bringen. Zwölf Kirchen schmückte er mit seinen Fresken und malte ebensoviele Altarblätter. Außerdem besitzen wir von ihm eine große Anzahl von Staffeleibildern mit theils religiösen, theils profanen

Darstellungen. Seine Wand- und Deckengemälde kennzeichnet die auf sorgfältige Vorstudien basirende edle Einfachheit in der Composition und fröhliche harmonische Färbung. Leider ging gerade sein vorzüglichstes Deckengemälde, nämlich jenes der Pfarrkirche zu Bruneck, deren Ausschmückung er einem Rufe nach England vorzog, durch einen Brand zu Grunde. Eine sonst bei ihm öfters vermißte Kraft zeichnete diese mit feurigem Colorit an die Decke der Kirche gemalte Himmelfahrt Mariä aus. Sein Nachlaß, welcher eine Unmasse von Actzeichnungen, Skizzen und Entwürfen enthält, zeigt uns, mit welch eingehenden Vorstudien die Meister dieser Zeit an die Ausführung ihrer Werke gegangen sind.

Hatten Knoller und Schöpf nur in den seltensten Fällen zum Malen eines Porträts sich verstanden, so wandte sich ihr Zeitgenosse Giovanni Lampi (ursprünglich Lamp) aus dem Nonsberge (geboren 1751) ganz diesem Fache zu, das ihm ebensoviel Ehre als Gewinn brachte, da darin kein anderer Meister den ersten Rang ihm streitig zu machen vermochte. Lampi's Porträte zeichnen sich durch große Naturwahrheit, glückliche Auffassung der Individualität und elegante Malweise aus. In Wien, wo er Kaiser Josef porträtirte, und in Petersburg, wo die Kaiserin Katharina ihr Bildniß von ihm malen ließ, hatte er sich gleicher Berühmtheit zu erfreuen. An beiden Orten ebenso hoch geehrt als bezahlt, wurde der gefeierte Porträtmaler und Akademieprofessor überdies von Kaiser Franz in den Ritterstand erhoben und 1799 Ehrenbürger von Wien.

Während Lampi seine Kunst in die höchsten Wiener und Petersburger Kreise trug, malte die ebenfalls dem Porträtfach sich widmende Angelika Kaufmann (geboren 1741) die Königin und die königlichen Prinzen von England, den König von Dänemark und viele andere hohe Persönlichkeiten, welche wenigstens sich selbst durch die Kunst verewigt wissen wollten. Sie verstand es besonders, gewisse Feinheiten der Züge und des Ausdrucks herauszufinden und mit wirksamer Farbe wiederzugeben. Die strebsame Künstlerin hatte sich zwar höhere Ziele gestellt als den Realismus der Porträtmalerei, die ihr frühzeitige Existenzmittel und den Titel eines Professors der Malerakademie in London eintrug, allein auf dem Gebiete der Historienmalerei, deren Vorstudien der kunstbegabten Dame zu viele Schwierigkeiten bereiteten, fehlte ihr vielfach bei allem Geschick in der Composition die Correctheit der Zeichnung, und nur ihre anmuthigen Frauengestalten machen darin eine Ausnahme. Ihr Höchstes erreichte die von ihrer Zeit mit Bewunderung überschüttete Künstlerin in idealisirten Porträts, von welchen das in der Dresdener Gallerie befindliche Bild einer Vestalin, für welches sie ihre eigene Individualität verwerthete, eine ihrer besten Arbeiten ist. Angelika Kaufmann erhielt ihre Ausbildung, wie alle unsere neueren Meister, in Italien. Ihre Heimat ist Schwarzenberg in Vorarlberg.

Neben der Historien- und Bildnißmalerei vieler hervorragender Künstler war im vorigen Jahrhundert bereits die Landschaftsmalerei durch drei Meister vertreten, welche



Angelika Kaufmann: Die Vestalin.

das sonst völlig verödete Gebiet dieses Kunstzweiges zu cultiviren sich bemühten. Des einen, Johann Georg Grasmayr, wurde bereits gedacht, die beiden anderen sind die von ihrer Zeit hochgehaltenen Brüder Anton und Josef Feistenberger von Kitzbichl. In den Gallerien von Dresden und Weimar und im Museum in Innsbruck finden sich Feistenberger'sche Landschaften, welche ein offenes Auge für die Großartigkeit der Natur verrathen und mit künstlerischem Geschick componirt sind, während sie andererseits noch ein vergebliches Streben zeigen, dem Licht und der Luft durch die Farbe beizukommen und beide Elemente harmonisch gestimmt über das landschaftliche Bild auszugießen.

Während Grasmayr und Feistenberger ihre Landschaften gemalt haben, verewigte der in Paris bei dem Kupferstecher Wille und in Rom gebildete Franz Edmund Weirotter von Innsbruck seine, besonders in Italien gezeichneten Landschaften durch seine geätzten Kupferplatten. Weirotter war 1766 von Paris als Lehrer für Zeichnen und Radiren von Landschaften an die Akademie in Wien berufen worden, wo er eine erstaunliche Wirksamkeit entfaltete, derselben aber bereits nach fünf Jahren durch den Tod entzogen wurde. Seine geätzten Landschaften, in England, Holland und Deutschland so begierig gekauft, erschienen zu Paris in einem stattlichen Foliobande vereint. Sie bilden eine Fundgrube der reichsten landschaftlichen Motive. Schlichtheit der Auffassung und ein leichter geistreicher Vortrag wird den Werken dieses Meisters, der ganz durch sich selbst geworden, was er war, nachgerühmt.

Nicht geringeren Ruhm als Weirotter erwarb sich seinerzeit in der graphischen Kunst Johann Pichler von Bozen, welcher unter dem Kupferstecher Jakobe in Wien sich bildete und nach dessen Tode seine Lehrkanzel versah. Von Pichler besitzen wir nicht weniger als 64 geschabte Blätter, die vielfach zum Besten gehören, was zur Zeit in dieser Art geschaffen worden ist.

Den vielen vorzüglichen Tiroler Malern des vorigen Jahrhunderts, zu welchen noch der durch seine elegant gemalten Conversationsstücke auch im Ausland zu Ehren gekommene Joh. V. Platzer aus Vinstgau zu zählen wäre, reiht sich würdig eine Anzahl tüchtiger Bildhauer an. Auch von ihnen haben einzelne großen Einfluß auf die Kunstentwicklung der Reichshauptstadt genommen, so namentlich die Professoren der kaiserlichen Akademie Jakob Schletterer von Wenns und Balthasar Moll von Innsbruck. Schletterer war bei der Ausführung der figurenreichen Reliefs an den beiden Denksäulen vor der Karlskirche in Wien thätig, jener unvergleichlichen Arbeit, wie sie Winkelmann nennt; Balthasar Moll ist der Urheber des prächtigen Grabmals der Kaiserin Maria Theresia in der Gruft der Kapuziner und des plastischen Schmucks der sogenannten Triumphpforte in Innsbruck. Allen aber geht voran der geniale Schöpfer des edel und stilvoll gedachten Reiterstandbildes Kaiser Josefs II. in Wien, Franz Zauner von Kauns, der vielverdiente

Director der Wiener Bildhauerschule. Im Lande Tirol selbst erwarb sich noch einen bleibenden Namen Christof Benedetti von Castione, der Meister der Annasäule in Innsbruck, deren Standbilder große künstlerische Routine zeigen. Ein anderer Meister der Bildhauerkunst, Andreas Feistenberger von Kitzbichl, vertrat das künstlerreiche Land in der baierischen Hauptstadt, wo er die Stelle eines kurbaierischen Hofbildhauers bekleidete und unter anderem die Hofkirche zum heiligen Cajetan mit seinen Meisterwerken zierte. Neben den geschulten Bildhauern haben auch Autodidacten in bewundernswerther Weise das angeborene Talent zu verwerthen verstanden, so Franz Nißl von Fügen, dessen



Josef Koch: Historische Landschaft (Macbeth und die Hexen).

Figuren durch Naturwahrheit und individuellen Charakter sich auszeichnen. Zwei unserer Bildhauer des vorigen Jahrhunderts wendeten sich speciell dem Graveur- und Modelleurfache zu. Es sind Thomas Lang von Schwaz, welcher eine zeitlang die Wiener Graveurschule leitete, und Josef Vinatzer von Gröden.

Mit dem einen Fuße noch auf dem Boden des vorigen Jahrhunderts stehend, ragt Meister Josef Koch von Elbingenalp (geboren 1768) mit seinen Hauptschöpfungen bereits bedeutungsvoll in unsere Zeit herein. Derb angelegt, ein wildes Talent, wie ihn Winkelmann nannte, aber strebsam und künstlerisch hochbegabt, zog er in die Welt; die württembergische Karlsakademie ward ihm bald zu enge, der Gährungsproceß der französischen

Geister zog ihn an, aber sein künstlerischer Geist bewahrte ihn vor dieser und vor anderen Gefahren, und so kam er schließlich nach Rom, wo er an der Seite seines Freundes Carstens nach dem Höchsten und Besten strebend seine Anschauungen und Empfindungen in einer Reihe von Werken vollendeten Ausdruck zu geben sich bestrebte. Die feurige Phantasie des nach großen Ideen strebenden Mannes fand in Dante Gedanken und Bilder, die seinem Wesen entsprachen, und seiner Vertiefung in Dantes Schöpfungen verdanken wir eine Serie von Darstellungen aus den Werken des großen Dichters, dessen Geist er in Federzeichnungen und Radirungen wiederzugeben verstand. Kochs überreicher Phantasie entstammten verschiedene Historienbilder, darunter das ganz seinem Geiste entsprechende originelle Bild „Disputation des Teufels mit dem heiligen Franciscus um die Seele des Guido von Montefeltre", welchem ein italienischer Gelehrter ein eigenes Buch widmete. Der Schwerpunkt seines Ruhmes und seiner kunstgeschichtlichen Bedeutung liegt aber in der Wiederaufnahme und Fortbildung der historischen Landschaft, und mit vollem Rechte wird Josef Koch als Wiederbegründer der modernen Landschaft gefeiert. Seine schwungvoll entworfenen idealen Landschaften zeichnen sich besonders durch Kraft der Farbe, Klarheit der Luft und harmonische Gesammtwirkung aus. Die Meisterschaft Kochs tritt uns besonders in seinem „Macbeths Hexen" betitelten Bilde vor Augen. Die Stimmung der sturmbewegten Landschaft kommt durch die figürliche Staffage noch zu vollerem Ausdruck, wie überhaupt die Wahl von historischen, mythologischen und biblischen Scenen als Staffagen für seine Landschaften stets eine glückliche ist und dieselben bei ihm nicht blos die Landschaft auszufüllen, sondern ihre Stimmung zu erhöhen geeignet sind.

Während Koch auf dem landschaftlichen Gebiete eine bahnbrechende Wirksamkeit entfaltete, hatte sich in Rom eine größere Anzahl junger Künstler aus Tirol zu Studienzwecken eingefunden. Unter diesen steht voran Karl Blaas von Nauders (geboren 1815), der wie so viele andere tirolische Männer Leben und Glück dem Boden der Armuth abzuringen gezwungen war. An der Akademie in Venedig gebildet, in Rom selbständig sich weiterbildend, dort die Farbe der Venetianer, hier den Geist des Classicismus sich aneignend, schuf er, theils schon in Rom, theils als Professor an den Akademien in Wien und Venedig, eine Reihe von Werken, die ihm und dem Lande große Ehre machen. In Wien verewigte er sich namentlich durch seine 24 Fresken in der Ruhmeshalle des Arsenals, welche seine eingehenden Studien bezeugen und von großer coloristischer Wirkung sind, ferner durch seine Fresken in der Kirche zu Altlerchenfeld. Tirol besitzt von ihm außer mehreren werthvollen Altarblättern, in welchen er frommen Geist mit schönen Formen und wirksamem Colorit zu vereinigen strebte, das durch Lebendigkeit und Farbenpracht sich auszeichnende Bild „Raub der Venetianerbräute durch Piraten", ein figurenreiches Gemälde aus der venetianischen Geschichte, welches dem vielseitigen Meister den Kaiserpreis der



Karl von Blaas: Die Gefangennehmung Andreas Hofers.

Wiener Ausstellung eintrug; dieses wie das bekannte Bild Andreas Hofers Gefangennahme ziert die Gallerie des Landesmuseums. In die Fußstapfen des alten verdienten Künstlers traten zu großen Hoffnungen berechtigend dessen Söhne Eugen und Julius.

Weniger vielseitig als Karl Blaas, aber ganz hingegeben der religiösen Kunst, deren Ausübung eigene innerlichste Frömmigkeit förderte, sehen wir Gebhard Flatz aus Wolfurt in Vorarlberg, als dessen hervorragendster Maler er bezeichnet werden muß. Sein Bild „Fra Beato Angelico da Fiesole malt die Madonna" im Innsbrucker Museum ist mit ebenso großer Zartheit als Feinheit der Empfindung gemalt und alle Details sind mit der höchsten Sorgfalt ausgeführt. Sein Schüler und Landsmann Jakob Fink von Schwarzenberg, der an Geist und Phantasie ihn überragte, wurde leider allzufrüh durch den Tod seinem Berufe entrissen. Seine geistvoll componirten, sorgfältig ausgeführten Zeichnungen nach den biblischen Parabeln, welche das Museum in Innsbruck besitzt, verrathen eine ungewöhnlich poetische Künstlernatur, die das Höchste anstrebte und zur Hoffnung, es zu erreichen, berechtigte.

Von den in dieser Zeit in Rom sich ausbildenden Künstlern erwähnen wir noch Josef Craffonara aus Riva und Peter Ortner von Innsbruck. Craffonara erwarb sich ein großes Verdienst, indem er die vorzüglichsten Gemälde Roms durch sorgfältige in Kupfer gestochene Zeichnungen in einem stattlichen Bande gesammelt den Freunden der Kunst vermittelte. Den genial angelegten Ortner raubte uns ein früher Tod; seine nur selten ganz ausgeführten Arbeiten zeigen ebensoviel Talent für Geschichts- wie für Genremalerei.

Waren bisher Venedig und Rom die bedeutendsten Bildungsstätten unserer neueren Kunstjünger, so zogen jetzt München und Wien immer mehr und mehr die künstlerischen Talente unseres Landes an. Seinen eigenen Weg, ohne eine akademische Schule zu betreten, war nur der Bildhauer Dominikus Malknecht aus Gröden (gestorben in Paris im Jahre 1876) gegangen, indem er lediglich die bedeutenderen Werke der Sculptur studirte und bei Künstlern oder gewiegten Kunstkennern sich Rath erholte. Was er geworden, verdankt er nur seinem Talent und seiner Arbeit. 1825 ernannte ihn die Stadt Nantes zu ihrem Bildhauer. Hier und später in Paris selbst schuf er eine lange Reihe von Werken, welche verschiedene Museen, Kirchen und öffentliche Plätze Frankreichs zieren. Das Museum von Innsbruck bewahrt von ihm zwei größere Erzbilder, Aphrodite und Terpsichore, welche Arbeiten an die Kunstwerke Rude's und Pradiers erinnern; während seine Aphrodite Verständniß der Antike verräth, zeigt seine Terpsichore mehr moderne Realistik, zu welcher Malknecht sich hinneigte.

In München bildeten sich zunächst die beiden in Gefühl und Denken verwandten und befreundeten Maler Franz Hellweger von St. Lorenzen (geboren 1812) und Georg Mader von Steinach (geboren 1824). Beide widmeten sich ganz der religiösen Kunst.

Hellweger ging als selbständiger Meister aus der Schule des Cornelius hervor, mit welchem er durch drei Sommer an der Ausschmückung der Ludwigskirche gearbeitet hatte. Nachdem er 1843 mit Steinle die Fresken im Kölner Dom ausgeführt, erhielt er mit seinem Freunde Schraudolph von König Ludwig den Auftrag, den Dom zu Speyer ebenfalls mit Fresken zu versehen. In sein Heimatland zurückgekehrt, schuf er eine Reihe größtentheils religiöser Gemälde, in welchen er in lebensvoller plastischer Form mit ruhiger, wohlthuender Farbe seiner edlen, frommen Empfindung Ausdruck gab. Zu seinen werthvollsten Bildern zählen das Altarblatt in Aufhofen, ein Werk von höchster Anmuth, der heilige Johannes unter den Räubern, welches Bild den Höhepunkt des Meisters markirt. Alle Figuren Hellwegers sind bei sehr correcter Zeichnung ideal gedacht. Ein einziges Bild, die heilige Cäcilia, im Besitz des Herrn von Vintler in Bruneck, zeigt einen individuellen Zug, der an das irdische Leben oder vielmehr an des Künstlers Aufenthalt in Speyer erinnert, wo er dieses reizende Bild gemalt hat. Georg Mader, welcher zuerst bei Kaulbach, dann bei Schraudolph sich bildete und bei letzterem im Dom zu Speyer die Technik der Frescomalerei sich aneignete, schuf sein Bestes in der Pfarrkirche zu Bruneck, deren durch Brand zerstörte, einst von Schöpf ausgeführte Fresken er zu ersetzen berufen war. Die Fresken, Darstellungen aus dem Leben der heiligen Jungfrau, mit denen der Künstler die Kirche von Bruneck schmückte, werden mit Recht zu dem Schönsten gerechnet, was die neuere Kirchenmalerei überhaupt aufzuweisen hat. Schönheit der Form wetteifert hier mit der Strenge der Zeichnung, und in beiden erwies sich Mader als Meister. Unbeeinflußt und selbständig konnte hier der



Dominikus Malknecht: Terpsichore.

Künstler seine Eigenart zu voller Geltung bringen. Später zierte er noch zwei andere Kirchen, jene von Steinach, seiner Heimat, und von Ischl mit seinen Schöpfungen.

Derselben Richtung angehörend erwarben sich die ebenfalls in München gebildeten Bildhauer Josef Knabl von Flies und Josef Müller von Pettneu einen ehrenvollen Namen. Knabl arbeitete im Geist und Charakter der altdeutschen Schule, deren Meister er ebenso ausdauernd wie eingehend studirte. Auf Grund seiner Studien bahnte er der religiösen Plastik einen neuen Weg, auf dem er zu überraschenden Resultaten gelangte und Werke schuf, welchen allgemeine Bewunderung zutheil wurde. Seinen Höhepunkt erreichte er im Altar der Münchener Frauenkirche mit der Krönung Mariä. Müller blieb der durch die Bildhauer Eberhard, Schönlaub und Endres vertretenen Münchener Schule treu. Wenn aber auch seine Werke keine selbständige, eigenartige Richtung zeigen, so zählen sie doch, wie namentlich das 1861 in Marmor ausgeführte von Riccabona'sche Grabdenkmal in Innsbruck, zu den bedeutenden Leistungen auf dem Gebiete religiöser Plastik.

Haben seit dem Aufblühen der Münchener Schule die genannten Tiroler Künstler, zu welchen noch Gröbmer von Bruneck, Schüler Schwanthalers, Bildhauer Josef Petz von Lermos und Andere zu zählen wären, in München ihre Ausbildung erhalten, so haben in neuester Zeit daselbst gleichzeitig mehrere unserer Landsleute nicht blos eigene Kunstwerke geschaffen, sondern auch wie früher Bildhauer Knabl als Professoren der Akademie ihre Kunst in den Schulen verwerthet. Es sind Franz von Defregger von Dölsach, Josef Wopfner von Schwaz, Mathias Schmid von See und Alois Gabl von Wens (gestorben 1893), von denen nur der erste als der populärste aller Tiroler Meister näher besprochen werden soll. Hat es auch früher an einzelnen Künstlern nicht gefehlt, welche wie beispielsweise die beiden Altmutter, sich das Volksleben für ihre Darstellungen wählten, eine ernstere künstlerische Auffassung, eine durch innerste Wahrheit und Lebendigkeit sich auszeichnende Schilderung des bäuerlichen Lebens und Wesens blieb Meister Defregger vorbehalten. Durch die Wahl mehrerer patriotischer Stoffe für seine lebenswahren Darstellungen erfreut er nicht blos alle Freunde der Kunst, sondern das ganze Land, dessen stolzem Bewußtsein dieser unvergleichliche Meister in seinen Bildern aus dem Jahre 1809 historisch begründete Rechnung trug. Mit einem dieser Bilder: „Speckbacher und sein Sohn Anderl" trat Defregger zum ersten Mal in die Welt und begründete seinen Künstlerruhm. Er stellt in diesem Bilde den Moment dar, in welchem der mit seinem bäuerlichen Generalstab die Kriegsangelegenheiten berathende Commandant Speckbacher von dem gegen den Befehl des Vaters mit einer Schützencompagnie ausgerückten Sohn überrascht wird. Vater und Sohn stehen sich mit einem der Situation entsprechenden Ausdruck gegenüber, der Sohn unsicher des Lobes oder der Strafe seines Vaters, dieser aber von der Tapferkeit seines Jungen überrascht und offenbar selbst mit der Entscheidung



Franz von Defregger: Speckbacher und sein Sohn Anderl.

über Lob oder Tadel im Ungewissen. Das Original ziert den mit Vorliebe aufgesuchten „Defreggersaal" des Landesmuseums. Zahlreiche Bilder verwandten Inhalts befinden sich auch in anderen Galerien des Inlandes.

Der Münchener Schule gehört auch Franz Plattner (gestorben 1890) an, welcher Cornelius sich als Vorbild nahm, dessen Werke er aber, wie seine Fresken im Innsbrucker Friedhof zeigen, zu sehr copirte, um die Arbeit als seine eigene bezeichnen zu können. Selbständig trat er in den Wandgemälden der Zirler Kirche auf, die er mit Beihilfe des farbengewandten Arnold junior — ein Sohn des einst viel versprechenden, aber in seiner Heimat zurückgegangenen Meisters Josef Arnold — ausführte. Mit Plattner ging der letzte Historienmaler aus der Münchner Schule zu Grabe. Die Mehrzahl unserer Münchner Künstler wendete sich nämlich der Landschafts- und Genremalerei zu. Zu den Landschaftsmalern aus der Münchener Schule zählt auch Franz Unterberger von Innsbruck, jetzt in Brüssel, von dessen sonnigen Bildern leider nur eines den Weg in seine Heimat gefunden hat. Ein anderer Landschafter, Edgar Mayer, machte sich durch seine naturwahren, kräftigen Aquarelle bekannt.

Wie München, so zog auch unsere eigene Reichshauptstadt zahlreiche tirolische Künstlertalente an. Der neueren Wiener Schule entstammen zunächst der Maler Kaspar Jele, der Nestor unserer lebenden Künstler, Edmund und August von Wörndle, Enkel des tapferen Kämpfers von Spinges, Gottfried und Ignaz Seelos. Edmund von Wörndle ist Landschafter und Historienmaler, August ausschließlich das letztere. In seinen landschaftlichen Bildern benützt Edmund von Wörndle nicht blos die saftigen Matten und das eisstarre Hochgebirge seines Heimatlandes, sondern auch seit seinen Reisen im Orient und in Italien die landschaftlichen Eigenthümlichkeiten und Schönheiten dieser Länder zu charakteristischer und warmer Darstellung. Auf dem Gebiete der Historienmalerei erwähnen wir seinen Cyklus von Darstellungen aus Parcival, welche ebensoviel Compositionstalent für historische als landschaftliche Bilder zeigen. August von Wörndle, Historienmaler der strengeren Observanz, ward ausersehen, zur inneren Ausschmückung der Votivkirche in Wien mitzuwirken, und rechtfertigte im vollen Maße das ihm geschenkte Vertrauen.

Wie die beiden Wörndle macht ein anderes Brüderpaar, Gottfried und Ignaz Seelos, dem Lande Ehre. Gottfried Seelos ist namentlich ein hochangesehener Aquarellmaler, dessen stimmungsvolle Landschaften durch ebenso kräftige als harmonische Farbe wirken. Seinem Bruder Ignaz verdanken wir speciell die sorgfältige Aufnahme der Wandbilder von Runkelstein.

Die bedeutendsten neueren Bildhauer aus der Wiener Schule sind Josef Ritter von Gasser von Wallhorn und Heinrich Natter von Graun. Gasser wendete sich vorzugsweise der kirchlichen Sculptur zu, verband mit der edlen Einfachheit altdeutscher Kunst die



Josef von Gasser: Die Dreifaltigkeitsgruppe über dem Portal der Votivkirche in Wien.

sorgfältigste, jede Härte vermeidende Ausführung und schuf so eine Reihe von Werken, in welchen er die Vorzüge mittelalterlicher und neuerer kirchlicher Plastik zu vereinigen strebt. Gassers hervorragendste Arbeiten sind wohl jene für die Votivkirche in Wien. Mit großem

Geschick verstand er hier auch die räumlichen Schwierigkeiten zu überwinden, welche, wie das Maßwerk im Tympanon des Hauptportals, das er mit der meisterhaften Darstellung der heiligen Dreifaltigkeit füllte, ihm bereiten mußten. Heinrich Natter (gestorben 1892) begründete durch Büsten nach dem Leben und Bildnißstatuen seinen Künstlerruf. Mit seltenem Geschick verstand er es, wie seine Zwinglistatue in Zürich beweist, historische Persönlichkeiten mit individueller Charakteristik darzustellen. In Bozen verewigte sich der Künstler durch das Denkmal des ritterlichen Sängers Walther von der Vogelweide, dessen Geist und Charakter in der Marmorfigur zu glücklichem Ausdruck gebracht erscheint. Natters letztes bedeutende Werk ist das monumentale Erzbild Andreas Hofers.

Von unseren aus der Wiener Schule hervorgegangenen Bildhauern seien noch erwähnt der hierlands durch seinen Einfluß bekannte Bildhauer Michael Stolz und Franz Pendl, ein würdiger Nachfolger seines Vaters Josef Pendl, welcher durch seine kirchliche Plastik einen ehrenvollen Namen sich gesichert hat.

Die stattliche Reihe tirolischer Künstler und die Summe ihrer Leistungen in alter wie in neuer Zeit erfüllen uns mit berechtigter Freude, aber schmerzlich ist es, an die Armuth des Landes zu denken, welche vielleicht eine noch viel größere Zahl von Talenten im Aufkeimen ersticken mußte, während ein anderer Theil der Berufenen nur im Kampfe mit der Noth des täglichen Lebens auf der betretenen Bahn der Kunst sich erhalten konnte.

Kunst- und Hausindustrie in Tirol und Vorarlberg.

Aus vergangenen Jahrhunderten sind in Tirol noch zahlreiche Erzeugnisse des Gewerbfleißes erhalten, welche die hohe Stufe der älteren kunstgewerblichen Production dieses Landes erkennen lassen. Viel geringer sind die Spuren alten Kunsthandwerks in Vorarlberg, einem Lande, in dem von jeher die Textilindustrie vorherrschend gewesen ist.

Unter den mannigfaltigen Materialien, deren sich tirolische Kunsthandwerker bedienten, waren es von altersher die von der Natur dem Lande im reichlichsten Maße gebotenen, welche vorzugsweise zur Verarbeitung gelangten, nämlich im Süden der Marmor und im Norden das Holz.

Die in Südtirol gepflegten Techniken der Marmorbearbeitung standen naturgemäß zumeist im Dienste der monumentalen Architektur, ähnlich wie in Italien, und gehören als handwerksmäßig hervorgebrachte Werke der decorativen Plastik, Marmorincrustationen und dergleichen in das weite Gebiet des Kunstgewerbes. In den nördlicheren Gegenden Tirols dienten die in umfangreicherer Weise betriebenen Arten der Holzbearbeitung als Tischler-, Drechsler-, Holzschnitz- und Intarsia-Arbeiten vornehmlich zur Ausschmückung und wohnlichen Gestaltung der Innenräume. Hervorragende Leistungen dieser kunstindustriellen Richtung sind in Tirol seit dem XV. Jahrhundert durch alle Stilperioden in

einer Reihe von Schlössern, Edelsitzen, bürgerlichen und bäuerlichen Wohnbauten erhalten geblieben, und eine nicht geringe Anzahl solcher Erzeugnisse findet sich noch zerstreut in privaten und öffentlichen Sammlungen des In- und Auslandes.

Die im Lande erhaltenen Vertäfelungen und Möbel aus dem XV. und Anfang des XVI. Jahrhunderts lassen in ihrer Construction und Verzierung durchweg die gothische Kunstweise erkennen. Die Holzschnitzerei dieser Periode beschränkt sich in der Ausstattung von Wohnräumen fast ausschließlich auf Flächenverzierungen und ist charakterisirt durch das ausgegründete gothische Flachornament, welches sich an Vertäfelungen, Thüren und Deckenbalken, an Gewand- und Sitztruhen, Schränken, Tischen und Bettgestellen in einer Fülle verschlungenen Laubwerks, Bandornamenten, Wappenschildern und dergleichen teppichartig ausbreitet. Vielfach tritt jene Flächenzier in Holz mit Faßmalerei in Verbindung, wobei die rothe oder blaue Färbung des vertieften Ornamentgrundes vorherrschend ist, während sie anderseits Motive darbietet, welche in der gleichzeitigen Wand- und Gewölbemalerei Verwerthung finden.

Prächtige Beispiele der vorerwähnten Schnitztechnik an Vertäfelungen und Möbeln finden wir im Schloß Reiffenstein bei Sterzing und in der „landesfürstlichen Burg“ zu Meran, desgleichen an Thüren und Vertäfelungsfriesen der Schlösser Vorst, Runkelstein, Taufers, Pergine, Gufidaun, Campan, an dem Chorgestühl der Schloßkapelle St. Valentin in Eppan und anderer. Seltener ist an derartigen Holzarbeiten in Tirol die Kerbschnittverzierung, in welcher die Linienführung gothischer Blendmaßwerke nachgebildet erscheint, zur Anwendung gebracht, wie beispielsweise an den Balkendecken der Schlösser Trostburg und Enn und an einzelnen Thüren und Möbeln ländlicher Wohnbauten aus dem Ende des XV. Jahrhunderts.

Die Reliefschnitzerei gothischen Stils ist hier mit wenigen Ausnahmen, zu denen der reich geschnitzte Holzplafond im gräflich Enzenberg'schen Ansitz „Jöchelsthurm“ zu Sterzing gehört, nur an kirchlichem Mobilar, wie an Flügelaltären, Chorstühlen, Kanzeln und Todtenschildern, zu finden. In dieser Hinsicht sind die Altäre der Knappenkapelle zu Gossensaß, der Franciscaner-Kirche in Bozen, der Schloßkapelle zu Matarello, der Magdalenenkapelle im Hallthal und die gothische Kanzel im St. Johanneskirchlein bei Tramin hervorzuheben. Unter den kreisrund geformten und wappengezierten Todtenschildern der alten Adelsgeschlechter, welche in Kirchen und Grabkapellen als Wandschmuck Verwendung fanden, ist der um 1501 gefertigte Schild des Ritters Florian Waldauf zu Hall ein schönes Beispiel.

Die kunstvollsten Holzarbeiten in Tirol entstanden in der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts, da die Formen der Renaissance sich allgemein Bahn gebrochen hatten und kunstsinnige Fürsten und Bischöfe, wie Erzherzog Ferdinand II. von Tirol und

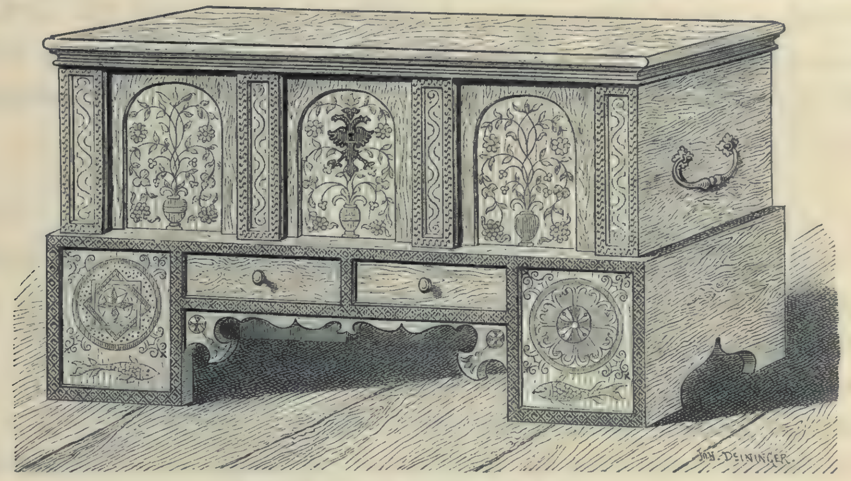
Fürstbischof Spaur in Brixen, alle Zweige der Kunst und des Kunstgewerbes im Lande förderten. So entstanden in der erzherzoglichen Residenz auf Schloß Ambras prächtige Vertäfelungen, Kunstschreine und sonstige Möbel, der formenreiche Holzplafond und die unvergleichlichen intarsiageschmückten Thüren des „großen Saales“. In der gleichzeitig in Holz erbauten Empore der Hofkirche zu Innsbruck wurden Wände, Decke und Fußboden mit eingelegter Holzarbeit und die diesem Werke gegenüber befindliche schöne Orgel und Uhr mit Schnitzwerk und Malerei geziert. In Velthurns bei Brixen erbaute Fürstbischof Spaur seine Sommerresidenz und schmückte sie durch Portale mit Schnitzwerk, Vertäfelungen und Decken, welche wegen ihrer architektonischen Verhältnisse und ihrer meisterhaften Zier mit Intarsien und Vergoldungen gleich den erwähnten Saalthüren von Ambras wohl mit Recht als die bedeutendsten Werke süddeutscher Kunstschreinerei der Renaissance bezeichnet werden dürfen. Es waren durchweg einheimische Kunsthandwerker, denen diese Arbeiten zu danken sind, und unter ihnen war Meister Konrad Gottlieb als erzherzoglicher Hoftischler der hervorragendste. Die aus derselben Periode stammenden Vertäfelungen im Schloß Tratzberg bei Jenbach sind ausgezeichnet durch reichgeschnitzte Cartouchen an Wandschränken und Plafondcassetten. Die tirolischen Holzintarsien jener Zeit wurden zum großen Theile aus vielfarbigen Hölzern mit eingebrannten Schatten ausgeführt und ihre Darstellungen zeigen den Stilcharakter deutscher Renaissance.

Trotz vieler Zerstörungen und Verschleppungen sind auch in Edelsitzen, wie zu Aufhofen, Oberrasen, St. Michael in Eppan und anderen, sowie in zahlreichen Bauernhäusern heute noch vortreffliche Täfelungen, Holzplafonds und Möbelstücke aus dem XVI. Jahrhundert erhalten. Eine besondere Rolle unter dem Mobilar der Landbewohner spielten die Gewandtruhen, dann die reicher gezierten Brauttruhen, endlich auch die kleinen Älplertruhen, in welchen die Senner bei ihrem alljährlichen Zuge auf die Alpe ihre Kostbarkeiten mit sich zu führen pflegten. In ihrer Hauptform einander ähnlich, sind diese wahrhaft antiken Möbelstücke in den südlichen Thälern mit Schnitzwerk, in den nördlichen zumeist mit Malerei geziert.

Die in Nordtirol noch zahlreicher erhaltenen Möbel und sonstigen Holzarbeiten aus dem XVII. Jahrhundert zeigen kräftigere Architekturformen und an Stelle der Intarsia aufgelegte Laubsäge-Ornamente. Die Anwendung der hochtractirten ornamentalen Holzreliefs, sowie des tiefunterschnittenen oder freien durchbrochenen Schnitzwerks tritt später immer häufiger auf, bis endlich die kühne und derbe Behandlung des Materials im kirchlichen und profanen Mobilar der Barocke den Höhepunkt erreicht hatte. Von bemalten Möbeln der Rococozeit finden sich in Tirol, namentlich in den Bauernhäusern der abgelegenen Hochthäler noch schöne Exemplare, so zwar, daß hier und da noch der ganze Hausrath, wenn auch nicht immer in kunstgerechter Ausführung, so doch in einheitlicher

Weise in dem leichten und freundlichen Decor prangt, der diesem Kunstgeschmack eigen ist. Beispiele geben die Einrichtungsgegenstände einiger Wohnbauten im Alpbachthal.

In dem an Zirbelkiefern einst sehr reichen Grödnerthal entstand schon um 1703 eine Hausindustrie in der Erzeugung von Holzschnitzereiwaaren. Johann de Metz zu Schnaut bei St. Ulrich fing zu jener Zeit an, Bilderrahmen zu schnitzen, welche anfangs sehr primitive Formen hatten und an deren Herstellung sich auch seine Söhne betheiligten. Später wurden diese Rahmen, dem Geschmack der damaligen Zeit entsprechend, mit in Holz geschnitztem Laub- und Muschelwerk geziert, und bald begann man auch damit, Crucifixe, Heiligenstatuen, Krippenfiguren und Kinderspielzeug zu schnitzen. Schon um die Mitte des XVIII. Jahrhunderts war die Bildschnitzerei durch ganz Gröden verbreitet,



Bemalte Gewandtruhe aus Längenfeld im Ötzthal.

zunächst unter der männlichen Bevölkerung, während die weibliche nach älterer Tradition sich noch ausschließlich mit dem Klöppeln grober Spitzen befaßte, welche zum Schmuck der Hemdeärmel tirolischer Bäuerinnen dienten. Die jungen Männer gingen mit ihren Schnitzwaaren, die Weiber mit ihren Spitzen hausiren und manche Grödner Familie kam so zur Wohlhabenheit. Diese Selbständigkeit ging indeß bald verloren, als sich Einzelne lediglich mit dem Verkauf der Waaren an auswärtige Handlungshäuser befaßten und dadurch das Hausiren mit den selbst gefertigten Schnitzereien ein Ende nahm. Infolge der Abnahme des Spitzenhandels wurde das Holzschnitzen die Erwerbsthätigkeit aller Grödner Familienmitglieder während der Wintermonate. Es bildeten sich neben den „Schnitzlern", wie sie in Gröden genannt werden, auch „Maler" heraus, welche sich mit dem Bemalen geschnitzter Figuren beschäftigen, und „Fasser", welche das Vergolden und Ornamentiren derselben besorgen. In neuerer Zeit beschäftigen sich gegen kärglichen Lohn 75 Percent der Grödner und der Bevölkerung nächst gelegener Thäler mit dieser

Hausindustrie, in welcher die Verwendung des Zirbelholzes vorherrscht, während feinere Arbeiten auch in härteren Holzgattungen ausgeführt werden. Im Fassa- und Gaderthal werden besonders primitivere Schnitzarbeiten gefertigt und an die Unternehmer im Grödnerthal verkauft.

Eine eigenartige Hausindustrie, welche in früherer Zeit in der Umgebung von Sterzing besonders vertreten war und heute noch in geringen Überresten vorhanden ist, befaßt sich mit der Erzeugung von Tabaksdosen, Pfeifenbestandtheilen und Löffeln aus Ochsenhorn. Diese Gegenstände werden sämmtlich mit schwarz gefärbten Gravirungen geziert, welche primitive Ornamente und Sinnsprüche darstellen.

Die ehedem in Ehrwald, Biberwier und Lermoos bestandene Hausindustrie für Holzdrechslerei ist gegenwärtig nahezu verschwunden; dagegen hat sich in Cortina d'Ampezzo eine Hausindustrie entwickelt, welche Holzschnitzereien und Intarsia-Arbeiten zumeist in kleinen Gebrauchsgegenständen, wie geschnitzte oder eingelegte Cassetten und dergleichen, hervorbringt.

Die kunstgewerbliche Metallindustrie war in Tirol und Vorarlberg in älterer Zeit vorzüglich vertreten. Beispiele geben eine große Zahl vortrefflicher Schmiede-Arbeiten aus dem XV. bis zum XVIII. Jahrhundert. Die reichgezierten gothischen Thürbeschläge zu Schwaz und Sterzing, jene in der landesfürstlichen Burg zu Meran und in den Schlössern Tratzberg, Vorst, Enn und anderen, das schöne gothische Schmiede-Eisengitter in der Pfarrkirche zu Hall und der besonders kunstvoll in Eisen geschmiedete Kanzelbaldachin zu Feldkirch, welcher ehedem einem Sacramentenhäuschen angehörte, sind hervorragende Arbeiten dieser Art aus dem XV. und Anfang des XVI. Jahrhunderts. Im Stil der Renaissance besitzt Tirol nicht minder werthvolle Schmiede-Arbeiten in Gittern und Beschlägen der Schloßbauten, städtischen und ländlichen Wohnhäuser, an Herbergsschildträgern und Grabkreuzen aus jener Zeit. Von ihnen verdienen die Thürbeschläge im Schloß Velthurns und in den Edelsitzen zu Aufhofen und Oberrasen ihrer mannigfaltigen Zeichnung und gediegenen Ausführung wegen besondere Beachtung, sowie auch das Gitter am Mausoleum Kaisers Max I. in der Hofkirche zu Innsbruck. Letzteres ist eine Arbeit des kaiserlichen Hofschlossers Georg Schmiedhammer in Prag, welcher dieselbe nach einer Zeichnung des Innsbrucker Malers Trabel ausgeführt und über Linz nach Innsbruck gebracht hatte. Vorzügliche Schmiede-Eisengitter im Stil der Barocke und des Rococo besitzen die Klosterkirchen zu Wilten und Stams, besonders schöne Grabkreuze aus dieser Epoche finden sich auf den Friedhöfen von Schlanders, Kaltern, Meran, St. Pauls, Vahrn und anderen.

Derartige Kunstschlosserarbeiten Tirols aus dem XVI. Jahrhundert erhielten ihren ästhetischen Werth ausschließlich durch die meisterhafte Linienführung der sich durch-

dringenden oder durch kleine Ringe miteinander verbundenen Rundeisenstäbe, wohingegen an späteren Schmiedearbeiten das constructive Gerippe immer mehr von kunstvoll getriebenem Laubwerk überwuchert wird. Endlich finden sich bei den durch schöne Zeichnung vielfach beachtenswerthen Arbeiten dieser Art im Stil des Empire die Zierformen in dünnem genietetem Eisenblech hergestellt.

Die Herstellung oft reichgezierter Waffen und Rüstungen wurde in Tirol und Vorarlberg in den Zeiten Erzherzogs Sigmund und Kaisers Max I. in schwunghafter Weise



Schmiede-Eisengitter (Lettner) in der Pfarrkirche zu Hall.

betrieben. Erzherzog Sigmund gründete eine Plattnerei zu Mühlau und Kaiser Max eine zweite in Innsbruck, welche, erstere ergänzend, weit über die Reichsgrenzen hinaus Harnische zu Kampf- und Prunkzwecken lieferte. Unter den Plattnern in Innsbruck waren Konrad und Hans Seusenhofer, für Ätzarbeiten an Prunkwaffen und Rüstungen Hans Perkhofer und Alexander Meurl hervorragend.

Auch zu Feldkirch in Vorarlberg bestand schon früher eine ansehnliche Gilde der Waffenschmiede, deren Erzeugnisse vielfach künstlerische Ausstattung zeigten. Der Plan Kaisers Max I. zur Errichtung seines Mausoleums in der Hofkirche zu Innsbruck, nach

welchem dieses Werk vollständig in Erzguß ausgeführt werden sollte, führte zur Gründung einer Kunstgießerei zu Mühlau, woselbst tüchtige Meister, wie die Stückgießer Peter Löffler, Stefan Godl und Gregor Löffler im Verein mit dem Maler und Bildhauer Gilg Sesselschreiber thätig waren. Von Peter Löffler sind noch einige reichgezierte Glocken im Lande erhalten, wie beispielsweise die mit schönen Wappenschildchen ausgestattete große Glocke im Thurm der Schwazer Pfarrkirche. Die Söhne des Erzgießers Gregor Löffler, Hans Christof und Elias, verfertigten im Auftrag Erzherzogs Ferdinand verschiedene Kunstgüsse, insbesondere Epitaphien, sowie auch Glocken und Mörser. Noch in Leopold V. und seiner Gemalin Erzherzogin Claudia hatte die Mühlauer Erzgießerei mächtige Förderer gefunden. Zur Verwerthung des in den Schwazer Bergwerken gewonnenen Silbers hatte schon Erzherzog Sigmund Münzstätten in Mühlau und Hall errichtet, welche in der Prägetechnik jener Zeit eine rühmenswerthe Rolle spielten.

Über die einst reichliche Pflege der Goldschmiedekunst in Tirol berichten einzelne Urkunden, doch sind die Meister der im Lande noch erhaltenen geringen Überreste jener zahlreichen Erzeugnisse größtentheils unbekannt. Von Herzog Friedrich IV. wissen wir, daß er 1425 bis 1427 durch Meister Hans Gasser Silbergeschirr anfertigen ließ, sowie auch sein Nachfolger Erzherzog Sigmund bei Hans Singelsberg und den Meistern Bernhard und Jakob Monstranzen für die Kirche in Seefeld und silberne Tafelgeschirre bestellte. Um 1484 waren die Goldschmiede Jörg Enderl in Innsbruck und Niklas Rost in Schwaz als Siegelschneider thätig und Meister Lehmann in Trient fertigte dort einen Silberschrein für die Reliquien des heiligen Simon. Außerdem ist erwiesen, daß die Goldschmiede Innsbrucks zu jener Zeit auch Harnische vergoldeten, Erzgüsse ciselirten und die Emailtechnik pflegten. Trotz des lebhaften Verkehrs, welchen die Landesfürsten späterhin mit Augsburger und Nürnberger Meistern unterhielten, vergaßen sie nicht, die einheimischen Goldschmiede mit Aufträgen zu versehen. Benedict Burkart in Innsbruck verfertigte für Kaiser Max I. vergoldete Botenbüchsen aus Silber, mit Adler und Wappen von Österreich und Tirol, und Ferdinand II. beschäftigte an seinem Hofe die Goldschmiede Anton Ort und Hans Wezl.

Unter den im Lande erhalten gebliebenen Goldschmiede-Arbeiten aus älterer Zeit nimmt der berühmte Speisekelch sammt Patene und einfacher Fistula in der Abtei zu Wilten den ersten Rang ein; es ist dies ein Werk, welches der romanischen Stilperiode angehört. Das weitbauchige Gefäß mit zwei zierlich durchbrochenen Henkeln ist sammt dem Kelchfuß vollständig mit gravirten figurlichen Darstellungen, welche von Niello-Bändern umschlungen sind, bedeckt. Die muthmaßlich dazu gehörige Patene enthält im Mitteltheil in Hochrelief getriebene und am Rand gravirte Figuren mit Inschriften. Bemerkenswerthe Goldschmiede-Arbeiten gothischen Stils sind noch die große Monstranz der Pfarrkirche zu

Hall, ein Ciborium und mehrere Reliquiare daselbst, Ostensorien zu St. Pauls und Trient, einige Kirchengeräthe im Domschatz zu Brixen und im Kloster Marienberg. Der Klosterschatz zu Klausen birgt vortreffliche Goldschmiede-Arbeiten der Spätrenaissance,



Romanischer Speisekelch in der Abtei Wilten.

und die Monstranz der Pfarre zu Tramin mit silbergetriebenen Ornamenten ist ein Meisterwerk dieser Art aus dem XVI. Jahrhundert.

Von hausindustriellen Arbeiten, welche der kunstgewerblichen Metalltechnik angehören, sind die Filigrangegenstände aus Silber- und Golddrähten, welche zu Cortina d'Ampezzo seit dem Bestand der im Jahre 1874 dort gegründeten k. k. Fachschule gefertigt werden, zu nennen. Es sind dies zumeist kleinere Schmuckgegenstände in freier,

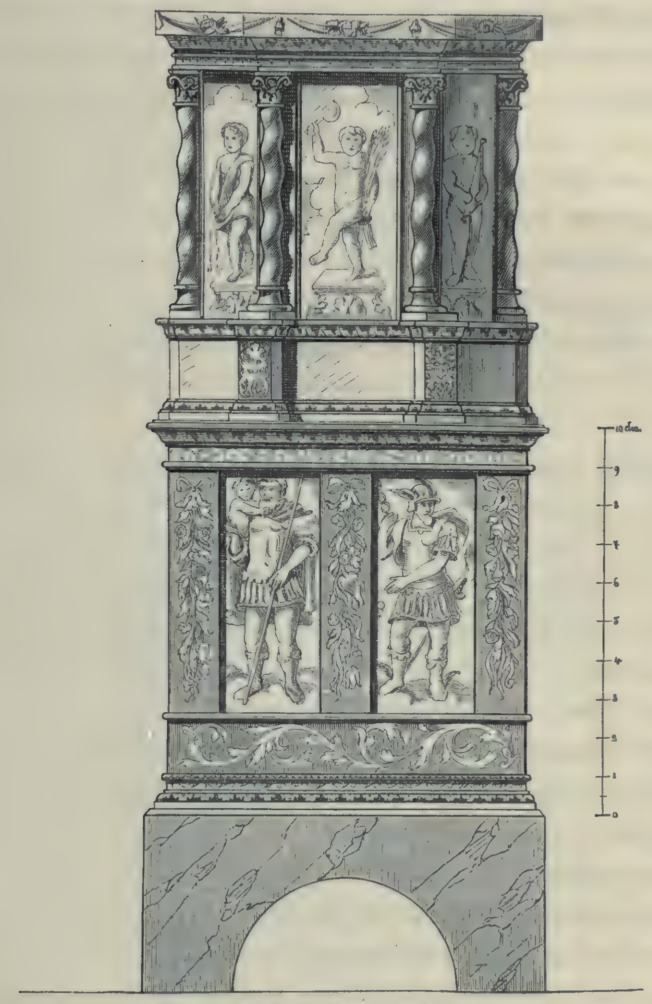
nicht aufmontirter Filigrantechnik gearbeitet, bei welchen in der Regel naturalistische Blumen und Blätter als Ziermotive nachgebildet werden.

Wahrscheinlich bestanden zu Hall in Tirol, woselbst vor einem Decennium noch eine Anzahl von Modeln zur Herstellung plastisch gezierter Ofenkacheln im Stil der Renaissance aufgefunden wurde, und auch im Süden des Landes in der Gegend von Trient und Meran einst Werkstätten für Thonwaaren- und Majolikenerzeugung; doch ist bisher nicht mit Sicherheit constatirt, wo sich der Sitz jener ausgedehnten Industrie befand, welche das ganze Land mit jenen prächtigen Kachelöfen, Thon- und Majolikafliesen versorgte, die heute noch vielfach anzutreffen sind. Thonfliesen mit vertieftem Ornament und ein reich mit spätgothischen Reliefs gezierter Kachelofen sind in der „landesfürstlichen Burg" zu Meran; mehrere Öfen mit schön gezierten Majolikakacheln finden sich in Mezzo-Tedesco und im Schloß Velthurns bei Brixen, und auch die aus Südtirol stammenden schönen Kachelöfen im kaiserlichen Lustschloß Ambras sind außer jenen, welche sich noch zahlreich in tirolischen Bauernhäusern vorfinden, schöne Repräsentanten dieser Kunstindustrie aus dem XVI., XVII. und XVIII. Jahrhundert. Im Kastell „Buon Consiglio" zu Trient waren seit dem XVI. Jahrhundert die Gewölbe einiger Räumlichkeiten mit ornamentalen und figürlichen Reliefs aus Terracotta geziert, desgleichen einige Fußböden mit schönen Majolikafliesen, von welchen noch Fragmente im Museo civico zu Trient erhalten sind.

Über die Erzeugung feinerer Glaswaaren in Tirol finden sich auch urkundliche Nachrichten. Die von Wolf Vitl um 1542 gegründete Glashütte zu Hall, von deren Erzeugnissen noch einige Pokale in jener Stadt erhalten sind, fand die lebhafte Unterstützung Erzherzogs Ferdinand II., obgleich dieser Fürst für seinen Hofhalt sich eines eigenen „wälschen Glaßmachers" bediente. Die Haller Glashütte erzeugte „zierlich glaßwerk auf venedigisch art." Auch die heute noch bestehende Glashütte zu Kramsach bei Brixlegg stammt aus der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts und die einst bestandenen Hütten zu Tione und Pinzolo dürften gleichfalls älteren Ursprungs gewesen sein.

Die hervorragendsten Werke textiler Kunst in Tirol, von denen im Lande nur wenige Beispiele aus alter Zeit noch erhalten sind, beziehen sich größtentheils auf die Auszier von Kirchengewändern und waren häufige Arbeiten frommer Stifterinnen für Kirchen und Klöster. Zur Zeit Kaisers Max I. bestand übrigens auch eine Tapisserie zu Innsbruck, als deren Vorstand der Seidensticker Leonhard Straßberger fungirte. Die hohe Blüte, welche die Seidenindustrie in Südtirol unter Erzherzog Ferdinand II. erreicht hatte, läßt außer der Erzeugung von Seiden- und Sammtstoffen zu Rovereto und Trient, welche urkundlich erwiesen ist, auch den Betrieb der Seidenstickerei im Süden des Landes vermuthen.

In den Frauenklöstern Vorarlbergs, wie zu Thalbach bei Bregenz, Altenstadt bei Feldkirch und in Bludenz, wurde so wie heute schon in alter Zeit die Kunststickerei zum Schmuck der Kirchenparamente betrieben. Außerdem bestand auch früher ein eigenes Gewerbe in Vorarlberg unter dem Namen der „Fahnenschneider", welches die Anfertigung



Majolika-Ofen aus Mezzo-Tedesco.

von Fahnen und kirchlichen Ornaten besorgte. Die einst sehr lebhaft betriebene textile Hausindustrie hatte in Tirol und Vorarlberg vornehmlich in der Herstellung von Spitzen und Stickereien für die mannigfachen Arten der Landestrachten ein reiches Feld ihrer Wirksamkeit gefunden. In Vorarlberg wurden für die verschiedenen Landestrachten im Montavon, Walser- und Klosterthal schon von altersher die Miedereinsätze der Frauen

mit Seidenstickerei oder Bildweberei geziert. Auch die Reliefstickerei in Gold- und Silberfäden, welche die sogenannten „Böden" der zur alten städtischen Frauentracht gehörigen Gold- und Silberhauben schmückte, war hausindustrielles Erzeugniß aus der Gegend des Bregenzerwaldes. Dort wurde ferner noch die Weißstickerei, welche in neuerer Zeit der Maschinenstickerei fast vollständig erlegen ist, kunstmäßig betrieben.

Das Spitzenklöppeln ist in Tirol ehedem eine nationale Hausindustrie gewesen. Heute besteht dieselbe vornehmlich noch im Ahrnthal und in den durch die k. k. Fachschulen für Spitzenklöppelei in dieser Richtung unterstützten Orten Südtirols, wie Provais, Male, Luserna und Borgo. Während im Ahrnthal nur gröbere Spitzen erzeugt werden, zeichnen sich die Spitzen von Male, Provais und Luserna als feinere Luxusartikel aus.

Eine Specialität der alten tirolischen Textilerzeugnisse ist die Verzierung der zur Landestracht der Männer gehörigen breiten Ledergürtel und der Krämpen an den Frauenhüten mit Stickereien, welche mittels Spulen von Pfauenfedern hergestellt werden. Diese oft kunstvoll in schönen Ornamenten ausgeführten Federstickereien werden von altersher in verschiedenen Orten des Landes hergestellt, doch sind die besten darunter aus Sarnthein im Sarnthal.

In den Stadtarchiven des Landes sowie in den Bibliotheken namentlich der Stifte Wilten, Stams, Neustift und anderen finden sich noch viele Bucheinbände der Renaissance, bei welchen die Stempelpressung zur Herstellung mannigfacher Ziermotive in Leder vorherrschend ist. Die Technik des Lederschnitts oder der Lederciselirung findet sich hingegen häufiger an den mit Leder überzogenen Gehäusen älterer Kirchengeräthe, wie Monstranzen, Kelche und dergleichen. Die Sammlung im kaiserlichen Schloß Ambras enthält auch einige werthvolle Arbeiten in orientalischer Ledermosaik.

Zur Herstellung von Decorationen für ihre Hoffeste und zur Ausschmückung ihrer Residenzen bedienten sich die kunstsinnigen Landesfürsten Tirols auch eigentlicher Decorations- und Wappenmaler. Von diesen war im Dienste des Kaisers Maximilian I. der Tiroler Georg Kölderer als eine vielseitig verwendbare Kraft thätig, und eine größere Anzahl Künstler und Kunsthandwerker am Hofe Erzherzogs Ferdinand II., darunter Denis van Hallart, Konrad Leitgeb, Roman Fleschauer und andere, desgleichen als Miniatoren, welche kalligraphische Arbeiten lieferten, Georg Hufnagl und Hans Weißhammer.

Die Glasmalerei für Kirchen- und Profanbauten hatte sich in der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts in Tirol und Vorarlberg einer besonderen Pflege zu erfreuen. In Innsbruck waren als Glasmaler Paul Dax und Urban Delchinger thätig und in Feldkirch Thomas Neidhart, der um 1582 für drei Chorfenster der Innsbrucker Hofkirche Glasgemälde vollendete, welche St. Johannes den Täufer sammt den Bildnissen Karls V. und Ferdinands I. mit deren Gemalinnen, ferner das heilige Kreuz und unsere liebe Frau

darstellten. Die übrigen Fenster jener Kirche zierte Neidhard mit zwanzig Wappen der österreichischen und spanischen Erblande, endlich die sogenannte „silberne Kapelle" daselbst durch vier Glasgemälde mit fürstlichen Wappen. Von diesen Werken ist indeß keines bis auf die Gegenwart erhalten geblieben.

Der regen und mannigfaltigen kunstgewerblichen Thätigkeit früherer Jahrhunderte folgte in Tirol und Vorarlberg wie allerorts in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts ein bedauernswerther Niedergang der Kunst- und Hausindustrie, welcher in dem gänzlichen Verschwinden altererbter Kunsttechniken seinen Ausdruck fand und gleichen Schritt hielt mit dem Verfall der bildenden Künste überhaupt.

Die in neuerer Zeit durch Gründung des k. k. österreichischen Museums für Kunst und Industrie alsbald in der ganzen Monarchie angebahnte Wiedergeburt des kunstgewerblichen Schaffens datirt in Tirol seit der um 1861 erfolgten Gründung der Glasmalerei-Anstalt zu Wilten durch Private und der Errichtung einer Anzahl k. k. Fachschulen für einzelne gewerbliche Zweige. Ein namhafter Aufschwung auf mannigfachen Gebieten der Kunstindustrie im Lande ist jedoch erst seit der im Jahre 1878 in Innsbruck veranstalteten ersten kunstgewerblichen Landesausstellung und der um ein Jahr vorher activirten k. k. gewerblichen Zeichen- und Modellirschule zu verzeichnen.

Diese Lehranstalt hatte sich am Beginn des Jahres 1884 bereits zur Staatsgewerbeschule mit Bau- und kunstgewerblichen Fachschulen als eine erfolgreiche gewerbliche Bildungsstätte für Tirol und Vorarlberg entwickelt; auf Anregung und Mitwirkung derselben entstand 1880 der Tiroler Gewerbeverein und dessen für die heimischen Kunstgewerbe segensreiche Institution einer permanenten Gewerbe-Ausstellung in Innsbruck, welcher bald die Gründung eines tirolischen Gewerbemuseums folgen wird. Die Kunsttischlerei, Holzschnitzerei und Drechslerei, in neuester Zeit die Decoration von Holzwaaren in der Technik der Brandmalerei, einzelne Zweige der Metalltechnik, wie insbesondere die Kunstschlosserei, sind neuerlich wieder zu hoher Entwicklung gelangt. In der alten Glashütte zu Kramsach werden wie einst wieder kunstvolle Glaswaaren gefertigt. Die um 1801 gegründete Thonwaarenfabrik zu Schwaz erweiterte sich durch Ateliers zur Herstellung prächtiger Majoliken, während die Thonwaarenfabrik zu Lustenau in Vorarlberg nach Schweizer Art Bauernmajoliken erzeugt.

Die textile Kunstindustrie kirchlicher Richtung wird durch die in Tirol und Vorarlberg bestehenden Paramentenvereine wesentlich gefördert und auch die Anzahl der Ateliers für kirchliche Kunststickerei im Lande hat sich in jüngster Zeit vermehrt.

Die Tiroler Glasmalerei-Anstalt zu Wilten kann als eine kunstgewerbliche Anstalt ersten Ranges bezeichnet werden. Mit einem Personale von über hundert Personen hat diese Pflegestätte der kirchlichen und profanen Glasmalerei seit ihrem Bestande zahlreiche

hervorragende Arbeiten für die bedeutendsten Städte des In- und Auslandes, einschließlich Amerika, geliefert. Würdig zur Seite steht diesem Institute die Neuhauser'sche Mosaikwerkstätte zu Wilten, welche in der Herstellung von Mosaiken für monumentale Flächendecoration schon vortreffliche Proben ihrer Leistungsfähigkeit geliefert hat.

Eine sich stets mehrende Zahl tüchtig geschulter Kunsthandwerker und die steigende Fremdenfrequenz im Lande berechtigen zur Hoffnung, daß die wohlthätige Wirkung concurrenzfähigen Schaffens auf gewerblichem Gebiete bald einen größeren Kreis der einheimischen Bevölkerung zu Gute kommen wird.



Moderne Grünglasgefäße aus Kramsach und Majoliken aus Schwaz.

„Coltura mista“: Acker-, Wein- und Baumcultur.

Volkswirthschaftliches Leben in Tirol und Vorarlberg.

Feldbau, Viehzucht und Alpwirthschaft.

as Gepräge der Landwirthschaft wird in Tirol und Vorarlberg durch die Gebirgsnatur dieser Länder bestimmt. Die Mannigfaltigkeit in der Gestalt der Oberfläche und der außerordentliche Wechsel in der Terrain- und Höhenlage, beziehungsweise in der Bodenbeschaffenheit und in den klimatischen Einwirkungen bedingen eben so zahlreiche Verschiedenheiten in der Ausdehnung, Eignung und Verwendung des productiven Bodens für landwirthschaftliche Zwecke. Welche Gegensätze innerhalb des Bereiches beider Länder vorkommen, mag daraus ermessen werden, daß von der Cultur der schon zu den Südfrüchten zählenden Olive, dann des im warmen Thalgrunde der südlichen Tiefthäler im freien

Stande gedeihenden Feigen- und Granatapfelbaumes angefangen bis zu der kurzfristigen, förmlich arktisch zu nennenden Sommerweide-Wirthschaft auf den Hochalmen in der Nähe der Gletscher alle Zweige der mitteleuropäischen Pflanzen- und Thierproduction vertreten erscheinen.

Um eine übersichtliche Darstellung der hier in Betracht kommenden Zustände geben zu können, knüpfen wir an die interessante Thatsache an, daß das tirolisch-vorarlbergische Ländergebiet gegen drei Meeresbecken abdacht. Im Zusammenhang damit läßt sich ein dreifach verschiedenes Verhalten in geographischer, respective in territorialer und klimatischer Hinsicht wahrnehmen, welches seinen Einfluß auch auf die Vegetationserscheinungen und durch diese auf die landwirthschaftliche Production geltend macht. Demgemäß ergeben sich drei natürliche und wirthschaftliche Zonen, und zwar das nördliche und östliche Tirol, welches seine Gewässer durch Inn, Lech, Loisach-Isar und Drau in das schwarze Meer ergießt, ferner Südtirol, dessen Abflüsse in die Adria erfolgen, endlich Vorarlberg, welches bei Zusammenfassung beider Alpenlande als die westliche Section erscheint und, einige kleine Parzellen ausgenommen, durch den Rhein dem Sammelbereich der Nordsee angehört.

Was nun Nord- und Osttirol anbelangt, so umfaßt dasselbe außer dem Lech- und Thannheimerthal, dann der Mulde von Leermoos, insbesondere das Strombereich des Inn mit seinen Nebenverzweigungen. Diese Thalgruppen liegen sämmtlich nordseits des Hochkammes der gewaltigen Centralkette, welche die Scheidemauer zwischen dem nördlichen und südlichen Landestheile bildet, während der Abschnitt des gleichfalls dem schwarzen Meere tributären Drauthals zwischen den Südostabhängen der hohen Tauern und dem Nordabfall der Dolomiten eingebettet ist.

Das Territorium der angeführten Thal- und Flußgebiete formirt einen 1.277 Quadratkilometer umfassenden Complex breit und massig entwickelter sowie hochaufragender Gebirgszüge, welche namentlich in den Centralalpen ein ganzes Netz von Haupt-, Neben- und Seitenthalästen in sich schließen, das innerhalb seiner beständig bewohnten Region den hauptsächlichen Schauplatz der wirthschaftlichen Thätigkeit der Bewohner des Landes birgt.

Die verhältnißmäßig beträchtliche Hochlage, welche die Sohlenflächen selbst in den tieferen Einschnitten der Hauptthäler (über 450 Meter Seehöhe) besitzen, ferner die vorzugsweise gegen Norden und Nordosten gerichtete allgemeine Neigung des Terrains und das rasche Aufsteigen desselben zu eigentlichem Hochgebirge, dessen oberste Thalhintergründe vielenorts in einen ewigen Eis- und Schneepanzer gehüllt sind, bringen es mit sich, daß die für die Wohnlichkeit und Wirthlichkeit der einzelnen Thal- und Gebirgsstufen maßgebenden Vegetationsgrenzen in Nord- und Osttirol stärker herabgedrückt erscheinen,

als der geographischen Breitelage nach vorauszusetzen sein möchte. Es vermindert sich insbesondere der für die Landescultur am meisten entscheidende meteorologische Factor, die Temperatur, mit zunehmender Erhebung der Bodenoberfläche derartig schnell, daß in den Thallandschaften dieser Gebietszone die gewöhnlichen Feld- oder Ackerfrüchte im Durchschnitt nur bis zum Niveau von 1.250 Meter über dem Meeresspiegel die Bedingungen ihres Gedeihens finden. Alles oberhalb dieser Höhenmarke gelegene Terrain, welches an zahlreichen Punkten die Kämme und Gipfel seiner Gebirgsformationen weit über die in der



Pflügen im Vintschgau.

Meereshöhe von 2.500 bis 2.700 Meter streichende untere Grenzlinie des beständigen Schnees und Eises emporsendet, gehört der dauernd unbewohnten Region des Hochgebirges an und besteht, soweit es überhaupt ein nutzbares Pflanzenwachsthum hervorzubringen vermag, aus Wald- und Grasland, das lediglich der natürlichen Holz- und Futterproduction überlassen ist.

Es herrscht indessen auch innerhalb der Zone der Thal- und Mittelgebirgsregion keineswegs der Feld- und Wiesenbau ausschließlich, indem vielfach große Raumstrecken diesen wichtigsten landwirthschaftlichen Culturarten entzogen bleiben müssen, sei es, daß der productive Grund und Boden zu steil oder zu steinig und felsig sich verhält, an einem Übermaß von Nässe oder Trockenheit leidet, an unzugänglichen Stellen sich befindet oder der Überschwemmung, Vermuhrung und Abrutschung ausgesetzt ist.

Derlei Terrain wird ebenfalls als Wald- und Weideland benützt, so daß also die beiden letztgenannten Formen des productiven Bodens in allen Lagen des Gebietes vorkommen, von den Thalsohlen angefangen bis hinauf zu den schroffen Fels- und Eisgebirgen der Vegetationsgrenze.

Die in oder nächst der Niederung der Thäler gelegenen, von den Forsten, Bergmähdern und Alpen der Hochregion mehr oder minder durch die landwirthschaftlichen Culturgründe im engeren Sinne (Äcker und Wiesen) abgetrennten Wald- und Weideflächen sind in der Regel von geringerem Ausmaße, nehmen jedoch an Häufigkeit und Umfang ihres Vorkommens in den höheren Thallagen sowie auf den oberen Mittelgebirgsstufen bedeutend zu, so daß dort die Felder und Wiesen großentheils nur als Enclaven der ausgedehnten und in sich geschlossenen Wald- und Weidecomplexe erscheinen.

Je höher man im Gebirge oder in den Seitenthälern emporsteigt, desto steiler und steiniger wird das Gelände und desto seichtgründiger, gröber und unfruchtbarer das Erdreich, so daß der Boden schon aus diesen Ursachen für Acker und Wiese nicht mehr recht tauglich erscheint, auch wenn die örtliche und klimatische Lage eine solche Benützungsweise noch zulassen würde. Indessen hat nur die eigentliche Thal- und niedrigere Mittelgebirgsregion, welche auf die Seehöhe zwischen 450 und 1.000 Meter beschränkt erscheint, ein wirklich gemäßigtes Klima, welches den Anbau von Weizen und Roggen als Winterfrucht gestattet und im mittleren Theile des Innthals ebenso, als wie am Zusammenfluß der Isel und Drau im Oberpusterthal auch den Mais („Türken" genannt) reifen läßt. In den waldreicheren Partien des Mittelgebirges jedoch wird das Klima merklich kühler und in Höhelagen von über 950 oder 1.000 Meter herrscht nur mehr Sommergetreideklima, das bei 1.250 oder 1.300 Meter mit dem schwachen Gedeihen der Gerste und des Hafers, theilweise auch der Kartoffel, Pferdebohne und des Flachses abzuschließen und den Charakter des Wald- und Alpenklimas des Hochgebirges anzunehmen pflegt.

Den wirthschaftlichen Übergang in das letztere vermittelt das in der oberen Mittelgebirgs- und unteren Alpenregion am stärksten vertretene mähbare Grasland der Bergwiesen, dessen Matten ungefähr bis zu 1.500 und 1.600 Meter Meereshöhe hinaufreichen, vielfach unterbrochen und umschlossen von den ausgedehnten Nadelholzrevieren derselben Terrainabtheilung, in welche von obenher die Grastriften des Alpweidegürtels eindringen, so daß sie nicht selten mit den Hochwiesen der tieferen Bergregion zusammenfließen.

Diese gleichsam stufenförmige Gliederung der verschiedenen Hauptculturgattungen, beziehungsweise das Vorwalten oder Zurücktreten sowie das gänzliche Fehlen einzelner in gewissen Gegenden und Lagen steht in unmittelbarstem Zusammenhang mit den in den hauptsächlichen Terrain- und Höhenabschnitten des Gebietes herrschenden klimatischen Verhältnissen.

Das mildeste und angenehmste Klima genießt die Ebene nebst dem angrenzenden Hügelland im mittleren Theile des Innthals zwischen dem Ötz- und Zillerthal, indem sie durch die Steilgehänge des nördlichen Kalkalpenzuges vor dem Einströmen des rauhen Nordwindes geschützt werden, während dieselbe Schutzmauer den aus den südlichen Nebenthälern hervordringenden warmen Luftstrom zurückhält. Ohne diesen Schutz würde der Maisbau nicht möglich sein und selbst die Reife des Getreides in manchen Lagen des Mittelgebirges unsicher werden, wie dies in der höheren Bergregion des Hauptthals und in den inneren Seitenhochthälern häufiger der Fall ist, woselbst sich theils die Nordwinde, theils die Nähe der zahlreichen Gletscher geltend machen.

Eine ähnliche Bewandtniß hat es auch mit dem eigentlichen Oberinnthal und noch rauher verhält sich das Klima im Lechthal, das infolge seiner hohen Lage und seiner gegen Nordosten gerichteten Neigung selbst in der Thalsohle einen ganz alpinen Charakter zeigt, so daß sich der Feldbau auf die Cultur von Sommergetreide (Gerste, Hafer, etwas Roggen) und Kartoffeln beschränkt. Aber auch im unteren Innthal und im Gebiete der Kitzbichler Ache ist das Klima weit weniger gemäßigt, als nach der größeren Tieflage der Thalregion und bei der geringeren Erhebung der Gebirge zu vermuthen sein sollte. Im Bereiche des tieferen Unterinnthals gewährt die weite Öffnung des Hauptthals den über die baierische Hochebene streichenden Nordwinden freien Zutritt, während den windstillen Thälern des Achengebietes die mildtemperirenden Wirkungen des Scirocco fehlen.

Das östliche oder obere Pusterthal, dessen Niederungen gegen Süden durch hohe Dolomitstöcke vor dem Zuströmen wärmerer Winde abgeschlossen sind, während seine nördlichen Nebenthäler zu den Gletschern des Großglockner und Großvenediger, dann des Kalser- und Felbertauern ansteigen, ist in klimatischer Hinsicht kaum von Nordtirol verschieden.

Dort wie hier hat es sich der Landmann überall und zu allen Zeiten angelegen sein lassen, nicht blos in der Tiefe der Hauptthäler, sondern auch auf den oberen Bergstufen und in den entlegensten Seitenhochthälern Ansiedelungen zu gründen und den rohen Wald- und Weideboden mit ungewöhnlichem Fleiße in die ertragreichere Form von Acker- und Wiesengründen umzuwandeln. Man trifft daher zahlreiche, wenngleich zumeist nur kleine Feld- und Wiesenparzellen im höheren Gebirge, und zwar selbst an Stellen an, wo man dies kaum für möglich halten würde, wo kein Zug- oder Tragthier mehr Hilfe zu leisten vermag und demnach alle Arbeit, auch die schwerste, von dem Menschen verrichtet werden muß. Äcker und Wiesen mit einer Bodenneigung von 30 und mehr Graden und an Orten, zu denen kein Pfad führt, wo weder Pferd noch Rind die Sicherheit des Trittes hätte, sind fast in allen Berggemeinden der Gebietszone vorhanden. Auf solchen Grundstücken

bearbeitet der Bauer die ererbte Scholle durchaus mit eigener Kraft. Hier zieht er, wie zum Beispiel im Vintschgau, sogar den Pflug, ebenso wie er den Dünger in Körben, die erzielte Ernte in Bürden oder Ballen auf dem Rücken zu und abträgt und dabei nicht selten Gesundheit und Leben aufs Spiel setzt. Ja es gibt mancherorts so steile Parzellen, daß die Leute Steigeisen anlegen müssen, wenn sie ihren Acker bestellen oder ihre Wiese mähen wollen. Auf so abschüssigen Lehnen ist es auch nothwendig, die abgepflügte oder von Frost und Regengüssen zum Abrutschen gebrachte Erde von Zeit zu Zeit wieder hinaufzuschaffen. Wo ein Zugthier hin- und hergehen kann, wird dieses „Erdschinden“ mittelst Rolle und Seil, an welch letzterem ein kleines dreiräderiges Truhenwägelchen („Gratten“) befestigt ist, bewerkstelligt. Unser Bild veranschaulicht ein solches Erdaufbringen („Erdgratteln“), wie es im Pusterthal geübt wird. Wo dies unthunlich ist, ziehen sich die Menschen, belastet mit erdegefüllten Rückkörben, zwischen zwei vom oberen Feldrand herablaufenden Seilen selbst empor („aufseilen“), oder es wird einer, der mit seiner Last an ein über eine Rolle laufendes Seil gegurtet ist, von zwei abwärtsgehenden Kameraden hinaufgezogen. Aber auch auf minder steilen Berggehängen ist die Bearbeitung des häufig von steilen Felsen, von Baumwurzeln oder Steingerölle durchsetzten Bodens sehr erschwert und selbst im ebenen Thalgrund wirthschaftet der Gebirgsbewohner lange nicht so bequem als sein Berufsgenosse im weiten Flachland. Welche Opfer erheischt nicht die Sicherung des Bodens vor der Gewalt der Wildbäche und Bergströme, wie oft erneuern sich nicht trotzdem die Überschwemmungs- und Zerstörungsgefahren! Wenn im Frühjahr bei rascher Schmelze des Schnees oder im Sommer bei Gewitterregengüssen die Gewässer plötzlich und stark anschwellen und im wilden Laufe vom Hochgebirge in die Thäler stürzen, reißen sie oft nicht blos Wege und Brücken, sowie Gebäude, sondern auch Felder, Wiesen, Wald und Weidegründe fort und überschütten nicht selten ausgedehnte Flächen meterhoch mit Gerölle, Schlamm und Steinblöcken, so daß sie manchmal gar nicht wieder und häufig nur mit unsäglicher Mühe und großem Aufwande an Zeit und Kosten der Cultur zurückerobert werden können. Ebenso treten in den Niederungen der Thäler die Flüsse bei Hochwasser trotz der vorhandenen Uferschutzbauten („Archen“) aus ihrem Bett und überfluthen zunächst die tiefer gelegenen sogenannten Augründe, setzen mehrfach aber auch weite Strecken des angrenzenden Acker- und Wieslandes tagelang unter Wasser, nach dem Ablauf oft eine ausgiebige Schicht von Schlamm oder Sand zurücklassend.

Mehr oder weniger versumpfte Bodenstrecken, sowie moosige Gründe kommen in den Tieflagen beinahe aller Thäler, auch der hochgelegenen, in mehreren sogar in beträchtlicher Ausdehnung vor, z. B. im Ober- und Unterinn-, dann im Zillerthal, im Becken von Leermos, in der Umgebung des Brenner- und des Plansees 2c. Diese können nur durch kostspielige Entwässerung oder durch künstliche Erhöhung ihrer Oberfläche verbessert

werden und erzeugen meistens nur saures, blos für Pferde verwendbares Heu, theilweise sogar nur Schilfstreu.

Die am linken Ufer des Innflusses hinziehenden Gebirgsstöcke bestehen hauptsächlich aus verschiedenen Arten von Alpenkalk und Mitteldolomit, welche außerhalb des Inundationsbereiches der Bäche und Flüsse nur eine spärliche, magere, oft kaum den Pflanzenwurzeln den nöthigen Wachsraum darbietende Vegetationskrume lehmig-mergeliger Gattung liefern. Wo jedoch eine reichlichere Ansammlung dieser Zerfalls- und Zersetzungsproducte



Erdaufbringen im Pusterthal, „Erdgratteln" genannt.

platzgreifen konnte, wie z. B. in den tieferen Terrainstufen des Lechthals, finden sich mehrfach mächtige Schichten theils reinen, theils mit Grus, Schotter und Sand vermischten Lehm- und Thonbodens, welche eine ziemliche Fruchtbarkeit zeigen.

Am rechten (südseitigen) Ufer des Hauptstromes kommt nur unterhalb Wörgl, dann an einigen Punkten des Sillthals Kalkgebirge vor. Die übrigen Theile des Gebietes sind beinahe ausschließlich aus Gneiß, Glimmer- und Urthonschiefer zusammengesetzt, die bei dem Umstande, als diese Gesteine durchweg quarzreich und von krystallinisch-dichtem Gefüge sind, in der Regel nur langsam und oberflächlich verwittern. Gleichwohl besitzen sie infolge ihres leichter zersetzbaren feldspathigen Hauptgemengtheiles, dann bei ihrer sanfteren

Terrainformation eine reichlichere, dem Pflanzenwachsthum zusagendere Bodenhülle von zumeist lehmsandiger, etwas humushaltiger und mehr oder weniger mit Glimmer- und Thonschiefer-Trümmern durchsetzter Constitution. Einen ähnlichen allgemeinen Charakter weist der Gebirgsboden auch im östlichen Pusterthal, insbesondere in den Verzweigungen der Tauerngruppe auf, während die Niederungen längs der Drau großentheils nur mit Schotter und zähem Lehm der südlichen Dolomitzüge ausgefüllt erscheinen, denen weder genügende Frische noch gute Bearbeitbarkeit eigenthümlich ist.

Die Gesammtwirkung der Terraingestalt und Bodenbeschaffenheit, dann der klimatischen, örtlichen und Höhenlage äußert sich in Gebirgsgauen mit alter Cultur, wo innerhalb der Region der menschlichen Niederlassungen sozusagen jeder Fleck Erde seit langer Zeit der wirthschaftlich zweckdienlichsten Art der Benützung und Behandlung unterzogen worden ist, wo ferner auch im Hochgebirge die dem natürlichen Gras- und Holzwuchs überlassenen Reviere sehr häufig in bestimmte, wirthschaftlich angemessenere Verhältnisse gebracht worden sind, in der Ausdehnung der productiven und unproductiven Oberfläche, dann in der relativen Vertheilung der verschiedenen Hauptarten des land- und forstwirthschaftlich benützten Bodens.

Von der Gebietsarea per 1.277 Quadratkilometer sind 290 Quadratkilometer oder 22 Procent unproductiv. Da die unproductive Fläche größtentheils aus kahlen Felsen, Gletschern, Eis- und Schneefeldern besteht, gewährt deren außerordentliches Ausmaß eine Vorstellung von der hochalpinen Beschaffenheit und minder günstigen Naturanlage Nord- und Osttirols, die in einzelnen Unterbezirken, wie im Oberinn- und Lechthal, dann im Zillerthal und im östlichen Pusterthal den angegebenen Durchschnitt bedeutend übertreffen. Im Oberinnthal ist nämlich fast der dritte, im Lechthal beinahe der vierte Theil der Oberfläche unproductiv, während auf das Gebiet des untern Inn nur etwas über 14 Procent entfallen, woraus zugleich die im Allgemeinen weit zahmere Terrain-Configuration und die größere Fruchtbarkeit des Unterinnthals zu entnehmen ist.

Von der productiven Fläche, welche 78 Procent der Gesammtausdehnung ausmacht, sind 443 Quadratkilometer oder 46 Procent mit Wald bedeckt. In ausschließlich landwirthschaftlicher Benützung befinden sich somit 544 Quadratkilometer, beziehungsweise 54 Procent des productiven Grundes und Bodens, von dem auf die Kategorie der Alpenweiden allein 309 Quadratkilometer, also 31½ Procent entfallen. Indem nahezu 75 Procent des Gesammtterritoriums im tirolischen Inn-, Lech- und Draugebiete über der Höhenmarke von 1.250 bis 1.300 Meter situirt sind, welche das Gedeihen der wichtigsten landwirthschaftlichen Culturgewächse nach obenhin begrenzt, und auch unterhalb dieses Niveaus unwirthbares Land sowie absoluter Wald- und Weideboden in streckenweise beträchtlichem Umfange vorhanden ist, so erscheint die verhältnißmäßig geringfügige

Ausdehnung der wichtigsten landwirthschaftlichen Bodenbenützungsformen, nämlich der Äcker und Wiesen erklärlich.

Das Ackerland beträgt nur 61.270 Hektar oder 6¼ Procent der productiven Area, und auf die ganze Gebietsfläche berechnet, reducirt sich dasselbe sogar auf 4·8 Procent. Aber auch das mähbare Grasland — die Wiesen, deren Vorkommen und Bewirthschaftung naturgemäß die Grenzen der Cerealiencultur beträchtlich zu überschreiten und theilweise sogar die Hochgebirgslagen zu erreichen vermag — besitzt keine sonderlich große Ausbreitung, indem sich dasselbe auf nicht mehr als 127.365 Hektar = 13 Procent der landwirthschaftlich productiven und auf 10 Procent der gesammten Oberfläche erstreckt. Außerdem machen die Thalhut- und sogenannten Heimweiden 42.809 Hektar, das ist etwas über 7 Procent des landwirthschaftlich benützten Terrains aus.

Aus dem Angeführten ergibt sich, daß die Natur Nord- und Osttirol hauptsächlich als Wald- und Grasland geschaffen hat, Holzproduction und Viehzucht daher wirthschaftlich im Vordergrund stehen und der Feldbau denselben, zumal der Viehzucht, ganz und gar untergeordnet ist. In der That dient der Ackerboden hier weniger zur Erzeugung menschlicher Nahrung als wie thierischer Streu- und Futterstoffe, indem in den meisten Bezirken der Gebietssection der Eggartenbetrieb oder Feldgraswechsel herrscht. Ständige Äcker, welche keinem solchen Wechsel unterliegen, sondern im „rastlosen Anbau" behandelt werden, kommen vorzugsweise im mittleren und oberen Innthal, namentlich an jenen Orten vor, wo überwiegend Mais und „Kleinkorn" (Weizen und Roggen) oder Kartoffeln und Sommergetreide gewonnen werden.

Die Eggartenwirthschaft wird nicht allein durch die starke natürliche Graswüchsigkeit auch des Ackerlandes sehr begünstigt, welche wieder eine Folge des mehr feuchten Klimas der nord- und osttirolischen Thalbezirke ist, sondern die turnusmäßige Heranziehung des Feldbodens zur Futterproduction ist zugleich eine wirthschaftliche Nothwendigkeit.

Der zur Nutzbarmachung der Sommerweide auf den Thalhutungen, namentlich aber auf den Riesenflächen der Alpen und in den Hochgebirgsforsten erforderliche zahlreiche Viehstand bedarf während der langen winterlichen Haltungsperiode in den Heimstallungen eine sehr große Rauhfuttermenge, für deren Befriedigung das auf den ständigen Wiesen gewonnene Heu nicht ausreichen würde.

Daß unter so bewandten Umständen das an und für sich unbedeutende Ackerareale für die immerhin ziemlich dichte Bevölkerung den Bedarf an Getreide und sonstigen Nahrungs- sowie Nutzpflanzen nicht zu decken vermag, und daß deshalb eine beträchtliche Einfuhr an Cerealien, Mehl und anderen Lebensmitteln stattfindet, braucht nicht näher erörtert zu werden. Von Productions-Überschüssen der Ackercultur ist jedoch des Flachses zu gedenken, der in einigen nordtirolischen Mittelgebirgs- und Nebenthalgemeinden in

günstigen Jahren über den eigenen Bedarf erzeugt wird und dann einen werthvollen Ausfuhrartikel bildet. Ähnlich verhält es sich auch mit dem Obstbau, der übrigens nur in den milderen Lagen und auch da nur in geringem Umfange in Baumgärten, dann auf den Häusern zunächst gelegenen Wiesgründen, sowie an Feldrainen und Wegrändern betrieben wird.

Gemüse werden nur in der Umgebung der Städte Innsbruck und Hall in etwas größerer Menge sowie in feineren Sorten cultivirt, ohne indessen den Bedarf zu decken. In den übrigen Theilen des Gebietes beschränkt sich der Gemüsebau auf die einfachsten Gewürz- und Küchenkräuter nebst einigen Salat-, Kohl- und Rübenarten, so daß er von keinem Belange ist.

Das Hauptproduct der landwirthschaftlichen Pflanzencultur bildet überall das Heu, von dessen Gedeihen daher in erster Linie der Erntesegen abhängt, den der Landmann durch die Zucht und Nutzung der verschiedenen Arten der Hausthiere zu verwerthen trachtet.

Die Richtung und Bedeutung der Viehwirthschaft läßt sich aus der Stärke und Zusammensetzung des ständig gehaltenen Viehstapels beurtheilen, worüber die Ergebnisse der letzten Viehzählung genauen Aufschluß geben. Im Winter 1890/91 waren in der Gebietssection vorhanden: 6.371 Pferde, 196.551 Rinder (darunter 99.080 Kühe), 76.308 Schafe, 35.155 Ziegen und 25.186 Schweine. Mit Ausnahme des Unterinnthals und zum Theil auch des Drau-Iselthals ist weder die Zucht noch die Haltung der Pferde von größerer Wichtigkeit. Anders verhält es sich mit der Hornviehzucht, welche in allen Thälern Nord- und Osttirols in größter Ausdehnung betrieben wird und überall die hauptsächlichste Ertragsquelle des landwirthschaftlichen Grundbesitzes ausmacht. Hand in Hand mit der außerordentlichen Ausdehnung des Wiesen- und Alpenbodens bei höherem und steilerem Terrain wird die Aufzucht von Zucht- und Nutzrindvieh für Handelszwecke im Oberinn- und Lechthal am stärksten betrieben. Diese Hochgebirgslandschaften sind die Heimat zweier stammverwandter, durch besondere Nutzeigenschaften ausgezeichneter Rindertypen, der Oberinnthaler Race und des Lechthaler Schlages, deren wohlbegründeter Ruf weit über die Grenzen des umfänglichen Zucht- und Verbreitungsbereiches im eigenen Lande gedrungen ist und einen nachhaltig lebhaften Export hervorgerufen hat.

Die Oberinnthaler Race ist blaugrau bis semmelgelb gefärbt, bald mehr ins Weißliche, bald mehr ins Röthliche spielend, wobei das Haarkleid theils mit, theils ohne ausgedehntere hellere oder dunklere Partien abgetönt erscheint. Der Nasenspiegel, dann die Oberfläche der Zunge und die Augenlidränder sind bleigrau, Hornspitzen, Klauen und Schweifquaste braunschwarz pigmentirt. Der Größe und Schwere nach zählt dieses Hornvieh zu den klein- und leichtformigen Gebirgsschlägen, indem erwachsene weibliche Thiere im Durchschnitt

nur eine Körperhöhe zwischen 115 und 125 Centimeter, eine Rumpflänge von 143 bis 153 Centimeter und ein Lebendgewicht von 300 bis 350 Kilogramm zu erreichen pflegen. Der mittellange Kopf ist im Stirntheile verhältnißmäßig breit, in der Wangengegend dagegen auffallend schmal. Die feinen, nach vorne und aufwärts gekrümmten Hörner sind ziemlich lang, die Ohren breitlappig, seitwärts gerade abstehend und gut behaart, der schlanke Hals ist mit einer weichen, gewöhnlich in enge, dünne Falten gereihten Haut bedeckt, die auch an den übrigen Körperstellen weich und zart ist. Der wohlgestaltete, gut



Oberinnthaler Kuh.

gestreckte, nur in den Rippenseiten etwas flach gewölbte Leib ist gegen das Hintertheil zu von ansehnlicher Weite und Tiefe und bei den Kühen durch ein umfänglich entwickeltes Euter ausgezeichnet. Die Gliedmaßen erscheinen trotz des feinen Knochenbaues genügend kräftig und gut gestellt, wie denn überhaupt die ganze Figur der Thiere einen harmonischen, wohlgefälligen Eindruck macht. Die Oberinnthaler sind der milchreichste Hornviehschlag in Tirol und Vorarlberg, der außerdem ein hervorragendes Acclimatisationsvermögen besitzt, daher überall leicht zu halten ist und in der Fremde nicht nur nicht degenerirt, sondern gewöhnlich eine kräftigere und schönere Nachzucht liefert als unter den äußerst kärglichen Ernährungs- und Reproductionsbedingungen seiner Stammheimat.

Die Angehörigen des Lechthaler Schlages besitzen vorwiegend die Färbung und die Gestalt der benachbarten Algäuer Race, in den physiologischen Eigenschaften jedoch arten sie den Oberinnthalern nach. Sie sind etwas größer und schwerer, auch voller und breiter geformt als diese, haben einen feiner geschnittenen, sowohl im Stirntheile als auch in der Wangenpartie breiter angelegten Kopf und stämmigere Füße, sowie eine breitere Hinterhand mit tief herabhängendem Euter, das in seiner Milchergiebigkeit hinter jener der Oberinnthaler Kühe keineswegs zurückbleibt. Auch die Mastfähigkeit dieses Schlages kann so wenig in Zweifel gezogen werden als seine Eignung zum Zuge, so daß wir hier einen Rindertypus für mehrseitigen Nutzgebrauch vor uns haben, wie er selten anderswo in gleicher Güte und Schönheit angetroffen wird.

Bei der Dichtheit und Dürftigkeit der oberinn- und lechthalschen Bevölkerung ist der Grundbesitz schon seit unvordenklicher Zeit sehr zertheilt. Bauernhöfe mit einem angemessenen Complex von Feldern und Wiesen, die einen größeren Viehstand zu ernähren vermöchten, existiren im Oberinn- und Lechthal überhaupt nicht. Die meisten bäuerlichen Anwesen bestehen aus wenigen Parzellen sogenannter Haus- und Heimgründe (Äcker und Wiesen) im Ausmaße von 2 bis 4 Hektar, und wenn es auch namentlich in den höheren Berg- und Nebenthalgemeinden Wirthschaften gibt, welche 5 bis 10 Hektar und mehr an landwirthschaftlichem Grundareale besitzen, so sind in demselben die in diesen Gegenden hauptsächlich vertretenen Galt- oder Hochmahde mit aufgenommen, die gewöhnlich nur einen geringen Futterertrag liefern. Waldungen, Hutweiden und Alpen sind in den angeführten Besitzstandsgrößen nicht inbegriffen, weil dieselben in der Regel nicht Privat-, sondern Gemeinde-Eigenthum sind und den einzelnen Haus- und Grundbesitzern nur bestimmte Nutznießungsgerechtsame (Weide- oder Gras-, sowie Streu- und Holzbezugsrechte) zustehen, denen es übrigens zu verdanken ist, daß im Durchschnitt ein selbständiger Grundbesitzer doch 4 bis 5 Stück Hornvieh zu halten vermag.

Immerhin trägt infolge der herrschenden kleinlichen Besitz- und Wirthschaftsverhältnisse der Zuchtbetrieb im ganzen oberinn- und lechthalschen Rayon den Charakter der sogenannten kleinen Hauszucht des Rindes an sich, der sonst durch örtlich größere Verschiedenheiten im Exterieur sowie im Nutzwerthe der gezüchteten Thiere gekennzeichnet zu sein pflegt, unter allen Umständen aber mit den jeweiligen Verhältnissen des Futterwachsthums und mit den Schwankungen des Absatzes, ferner mit dem Stierhaltungswesen und anderen Calamitäten zu kämpfen hat.

In Hinsicht der Besitzzustände erscheint das untere Inngebiet gleichwie das östliche Pusterthal vortheilhaft ausgestattet. Im Unterinnthal kam es auch nicht entfernt zu einer ähnlichen Bodenzertheilung wie im Oberinn- und Lechthal. Der landwirthschaftlich benützbare Grund und Boden ist fast durchgehends bäuerlicher Besitz und innerhalb der dauernd

bewohnten Region nach größeren und kleineren Höfen, sogenannten „Baugerechtigkeiten“ gesondert, welche nach der in diesen Gegenden auch heute noch geltenden Erbfolge-Ordnung untheilbar sind. Wirthschaften mit einem Besitzstand von weniger als $5^3/_4$ Hektar Feld- und Wiesengrund gehören zu den „Söllgütern“ oder Kleinbehausungen, solche mit $5^3/_4$ bis $11^1/_2$ Hektar Eggärten und Wiesen zählen unter die mittleren und „Hofrechte“ mit mehr als $11^1/_2$ Hektar derartiger Grundstücke zu den „großen“ Bauerngütern. Außer Feldern und Wiesen verfügen die meisten Wirthschaften nicht selten über größere Flächen von Weide-, Wald- und Alpengründen oder über entsprechende Heim- und Alpweiderechte, sowie über Holz- und Streuservitute auf Gemeinde- und Staatscomplexen, weßhalb die dortigen Grundbesitzer in der Lage sind, durchschnittlich einen doppelt bis dreifach so zahlreichen Viehstand zu halten als ihre Landsleute im Oberinnthal. Selbstverständlich trägt nebstdem die größere Fruchtbarkeit des unterinnthalschen Thalbodens, gleichwie der Grasreichthum auf den Alpenmatten viel dazu bei, vor Allem die Rinderwirthschaft zu begünstigen, welche hier vorzugsweise in der combinirten Form des Aufzucht- und Molkereibetriebes eingerichtet erscheint. Früher beschäftigten sich die Landwirthe in allen Gauen des unteren Inngebietes ausschließlich mit der Viehzucht, wozu die dem Gebiete eigenthümlichen Rinderstämme sich vortrefflich eigneten. Am beliebtesten war die Duxer und Zillerthaler Race, dann der Unterländerschlag, welcher im Thal der Kitzbüchler Ache in die echte Pinzgauer Race überging.

Das in neuerer Zeit aus dem Sillthal, dann von jenseits des Brennergebirgsstockes aus dem Quellengebiet des Eisackflusses vorgedrungene silbergraue Wippthaler Vieh („Sterzinger“) war damals noch ebensowenig verbreitet als die Angehörigen der Oberinnthaler Race, welche man gegenwärtig in den Bezirken von Innsbruck, Hall, Schwaz, Fügen und Zell in den Ställen der kleineren Bauernwirthschaften häufig findet und die außerdem alljährlich in Masse auf die Sennalpen des Zillerthals und seiner Umgebung gebracht werden, um die Milcherzeugung zu vermehren. Durch diese noch immer in Zunahme begriffene Einwanderung nachbarschaftlicher Racen wurden die formenschönsten Rindertypen des nördlichen Landestheils, die Duxer und Zillerthaler in ihren Stammsitzen im beträchtlichen Maße eingeengt und theilweise daraus verdrängt, so daß ihr dermaliger Bestand weder größere, noch in sich geschlossene Zuchträume erfüllt, sondern in zahlreiche kleinere Stapel zerstreut ist, die großentheils dem Schicksal völligen Verschwindens preisgegeben erscheinen, wenn dem nicht durch Hebung und Wiederbegünstigung der Züchtung dieses so werthvollen Thiermaterials entgegengearbeitet wird.

Die Originalfarbe der in vollster Reinblütigkeit allerdings nicht mehr häufig anzutreffenden Duxer Race, welche einstens namentlich in der Umgebung von Innsbruck und Hall in den Nebenthal- und Mittelgebirgs-Gemeinden der südlichen Stromseite in

auserlesenen Zuchten vertreten war, ist braunschwarz ohne weiße Flecken, jedoch mit rehbrauner Verbrämung des Flozmauls und ebensogefärbtem Rückenstreifen. Durch die Blutvermischung mit dem im vorderen Zillerthal und in den Bezirken des tieferen Unterinnthals seit jeher angestammten braun- und rothbunten Fleckvieh des Unterlandes entstand der nachmals zu selbständiger Anerkennung und ziemlicher Berühmtheit gelangte weichselrothe bis kastanienbraune, theilweise mit scharf begrenzten weißen Abzeichen versehene Zillerthaler Schlag, welcher in den Körperformen wesentlich den Duxern nachartete.

Dieser Sachverhalt gab auch Veranlassung, beide Racetypen unter dem Doppelnamen der Dux-Zillerthaler oder Zillerthal-Duxer zu vereinigen und die Zillerthaler sowie die Duxer Race nur dann für sich zu nominiren, wenn die „ganzfarbig schwarzbraune" von der „hellbraun und weißgezeichneten" (sogenannt „gefederten und gerückelten") Farbenvarietät unterschieden werden will. Der Grundtypus beider Racezweige zeichnet sich durch höchst ebenmäßige, ungemein breite, volle und gedrungene Formen des Rumpfes aus. Die sehr vorgewölbte Brust ist zugleich weit und tief, der ebene und gerade Rücken breiter und fleischiger als bei jeder anderen mitteleuropäischen Race des Rindes, was auch von Kruppe, Kreuz und Lenden gilt. Der tonnenförmige Leib ruht auf stämmigen, in den Unterfüßen dünnen, sehr feinknochigen Beinen und trägt einen im Stirn- und Nasentheile auffallend breiten, im Ganzen mehr dicken Kopf, dessen große, tief stehende und lebhaft blickende Augen nebst den hübsch gestellten weit geschwungenen Hörnern den Thieren sehr zur Zierde gereichen. Ein wulstiger Hals und ein mit scharfer Aufbiegung über die Hinterhand hinabgehender, in eine buschige, gewöhnlich weißfarbige Haarquaste endigender kurzer Schweif vervollständigen das Bild. Erwachsene weibliche Thiere besitzen zwar nur eine Körperhöhe von durchschnittlich 120 bis 125 Centimeter, jedoch eine Rumpflänge von 155 bis 160 Centimeter und eine Schwere von 550 bis 650 Kilogramm. Duxer und Zillerthaler sind gleich ausgezeichnet durch ihre leichte Ernährbarkeit, wie durch ihr vorzügliches Anpassungs- und Vererbungsvermögen; namentlich zur Begründung fleischreicher Mastformen, sowie für die Steigerung des Fettgehaltes der Milch sind sie unübertrefflich. Weniger leistungsfähig erweist sich die reine und die Zillerthal-Duxer Race in der quantitativen Milchergiebigkeit und die vornehmlich in den Fünfziger- und Sechziger-Jahren erfolgte Umwandlung des Aufzuchtbetriebes in die Milchwirthschaft war eben die wesentlichste Veranlassung für die Vermischung und Einschränkung ihrer Stammzuchten.

In ähnlicher Weise geschah auch die Verdrängung und Abänderung des alten Unterländerschlages, der seinerzeit als „rothbraune Tiroler Race" sehr bekannt und beliebt gewesen ist. An seine Stelle trat vorzugsweise das in den Thälern der Wörgler und Kitzbüchler Ache alteinheimische, roth-weiß gezeichnete Vieh der salzburg-tirolischen Grenzbezirke, welches mit der Pinzgauer Race gleichen Ursprungs ist und einen ähnlichen

localen Unterschlag derselben bildet wie die „Hoch- und Oberpusterthaler“ im osttirolischen und die „Möllthaler“ im kärntnerischen Draugebiete. Neuestens sind von Oberbaiern herüber mehrfach Miesbach-Simmenthaler Kreuzungsthiere in einige unterländische Bezirke gebracht worden, denen eine raschere Körperentwicklung nachgerühmt wird. Da dieses Mischlingsvieh aber in der Milchproduction den Pinzgauern, alten Tirolern und Zillerthal-Duxern nicht überlegen ist, so erscheint es sehr fraglich, ob die von manchen Grundbesitzern gehegte Vorliebe für die „neubairische Race“ gerechtfertigt und die weitere Ausbreitung derselben wünschbar wäre. Freilich wird sich bei der noch immer im Fortschritt begriffenen Ausdehnung des Sennereiwesens im ganzen unteren Inngebiete die Reinhaltung der ursprünglichen Typenstämme zunehmend schwieriger gestalten, indem die Erfahrung lehrt, daß überall dort, wo der Schwerpunkt der Viehwirthschaft auf die Milchproduction gelegt wird, die Einheitlichkeit und Zuchthöhe des angestammten Racestapels allmälig zurückgeht und schließlich ganz verschwindet.



Pinzgauer Stier (Tiroler Zucht).

Welchen Umfang die Molkerei nicht nur im Unterinnthal, sondern in Nord- und Osttirol zusammen besitzt, läßt sich aus der Höhe der jährlichen Milcherzeugung, beziehentlich aus der Art und Menge der Molkereiproducte beurtheilen. Nach statistischen Daten beträgt die durchschnittliche Jahresproduction an Kuh- und Ziegenmilch — Schafe werden im Gebiete nirgends gemolken — rund zwei Millionen Hektoliter. Nach Abrechnung des im frischen Zustande zum Consum verwendeten Milchquantums werden daraus gewonnen zwischen 40.000 und 50.000 Metercentner Butter und Schmalz, sowie 100.000 bis 115,000 Metercentner Käse (inclusive Zieger und Topfen).

Außer den Rindern kommen von den häuslichen Nutzthierarten noch die Schafe, Ziegen und Schweine in Betracht. Erstere werden in größerer Zahl vorzugsweise im Mittelgebirge der Hauptthäler und in den höher gelegenen Nebenthälern des Fleisches und der Wollnutzung wegen gezogen. Sie gewähren ihren Hauptertrag durch die Beweidung der höchsten und steilsten, zwar nur spärlich, jedoch mit den besten Gräsern und Kräutern

bewachsenen Alpgelände, welche dem Rinde nicht mehr zugänglich sind oder deren magerer Graswuchs es nicht verlohnen würde, Hornvieh aufzutreiben (Schafalmen). Von kleiner, leichter und äußerst abgehärteter Race mit weißem oder schwarzem Vließ — sogenannte Steinschafe — erklimmen sie die äußersten Hochgebirgsrücken, Grate und Abhänge und suchen sich ihre Nahrung bis an die oberste Vegetationsgrenze zusammen, wobei sie sehr gut gedeihen und ein überaus zartes, saftiges und wohlschmeckendes Fleisch liefern. Der jährliche Wollertrag eines Schafes kann durchschnittlich auf $1^1/_2$ bis 2 Kilogramm veranschlagt werden; derselbe wird durch zweimalige Schur gewonnen und größtentheils zu Gespinnsten und Geweben (Loden) für den eigenen Hausbedarf verwendet.

Ziegen werden zwar überall, jedoch nur in einer aus forstlichen Rücksichten beschränkten Zahl vorzugsweise von kleineren Grundbesitzern und armen Leuten des Milcherträgnisses wegen gehalten. Die Schweinezucht endlich ist blos im Inngebiete von einiger Bedeutung, wo sie in den Gegenden mit intensiverem Sennereibetriebe in den Molkereirückständen eine belangreiche Unterstützung findet.

Wie erwähnt, bildet das Vorhandensein jener großen, über 300 Quadratkilometer umfassenden Weideterritorien, welche zwischen und über der oberen Grenze des hochstämmigen Holzwuchses die freien Kammhöhen und Gipfel der Gebirge bis zur Region des ewigen Schnees und Eises einnehmen, einen ebenso integrirenden als charakteristischen Bestandtheil der Landwirthschaft und Viehzucht der Gebietszone. Indem unter Alpen (richtiger „Almen") die von der ständig besiedelten Region so weit entlegenen Weidestriche des höheren Gebirges verstanden werden, daß das dieselben begehende Vieh nicht täglich in die Heimstallungen zurückgebracht werden kann, ist es eine selbstverständliche Folge, daß der temporäre Aufenthalt auf denselben sich lediglich auf die im Hochgebirge sehr verkürzte schnee- und frostfreie Jahreszeit des Sommers beschränkt und je nach der örtlichen und Höhenlage der einzelnen Hochweidedistricte nur eine Dauer von zwei bis vier Monaten besitzt. Die übrige Zeit von 8 bis 10 Monaten des Jahres bleibt der gesammte Viehstand in der subalpinen Zone, das heißt, er wird bei Hause oder „daheim" gehalten, wo für seine Ernährung größtentheils im Wege der Stallfütterung zu sorgen ist.

Die nach dem Erwachen der Vegetation im Frühjahr und ebenso kurz vor Eintritt der winterlichen Kälte und Schneebedeckung des Bodens im Herbst durch ein paar Wochen mögliche und auch gemeinübliche Ernährung der grasfressenden häuslichen Nutzthiere auf den Hutweiden, sowie in den Heimwäldern der Thal- und Mittelgebirgsregion reicht nämlich in der Regel nicht zur vollen Sättigung der Thiere hin, so daß gewöhnlich neben derselben auch während der Zeit der Frühlingsvor- und Herbstnachweide Stallfutter gereicht werden muß. Ebenso kommt auch während der sommerlichen Alpweidezeit für den bei den dauernden Wohnstätten zur Befriedigung der verschiedenen häuslichen und

wirthschaftlichen Bedürfnisse (Milch, Zugkraft) zurückbehaltenen „Heimviehstand" meistens die Stallfütterung in Frage, so daß der Bedarf an Stallfutter jenen des alpinen Weidefutters in den meisten Gegenden unseres Theilgebietes beträchtlich übersteigt.

Da nun keineswegs überall in den tieferen Terrainabschnitten so viele und so ergiebige Wiesen- und Ackerflächen vorhanden sind, auf denen das nöthige Stallfutter für einen so großen Viehstand producirt werden könnte, wie er während der Alpzeit auf den Hochweiden seine angemessene Ernährung findet, so gibt es Bezirke mit mehr oder weniger großem Überfluß an Sommerweide, in welchen dieser Überschuß theils durch Aufnahme von Vieh aus alpenarmen Districten, theils durch Zukauf von Thieren aus viehreichen Gegenden des eigenen oder eines fremden Landes nutzbar gemacht wird. So weiden im Sommer auf den Zillerthaler Almen zahlreiche Kühe aus dem Oberinn- und Wippthal, im Lechgebiete solche aus Vorarlberg und dem baierischen Algäu und kommen Tausende von Schafen aus den südöstlichen Karstlandschaften sowie aus Unterungarn und selbst aus der Balkanhalbinsel auf nord- und osttiroler Alpen, um im Herbst im weidegemästeten Zustande als gesuchte Waare ins mittel- und westeuropäische Ausland verhandelt zu werden.

Ein wirthschaftlich unentbehrliches Binde- und Übergangsglied zwischen der Ernährung des Viehstapels bei Haus und Hof und auf der Alpe ist die Waldweide, welche überall gang und gäbe ist. Die in größerer Nähe der Ortschaften und Einzelngehöfte befindlichen Waldungen werden namentlich im Frühjahr auf diese Nebennutzung stark in Anspruch genommen; die oberen Gebirgsforste werden im Sommer von den Alpen aus regelmäßig mitbeweidet und gewähren unter Einwirkung des dem Graswuchs fast mehr als den Holzpflanzen zusagenden Hochgebirgsklimas an vielen Orten eine ganz erstaunliche Futtermenge.

Wenn man sich die in der Regel sehr entfernte hohe, rauhe und schwer zugängliche Lage, die gewaltige Ausdehnung, durchschnittlich ungünstige Bodenbeschaffenheit und geringe Futterproductionsfähigkeit des Alpweidebodens vergegenwärtigt, so wird man keine allzu großen Erwartungen hinsichtlich der wirthschaftlichen Einrichtung und Betriebsführung auf demselben hegen. Insbesondere wird man nicht jene idyllischen Zustände voraussetzen, von denen auch in unserer hochgebirgs-wanderungslustigen Zeit noch so häufig gefabelt wird, oder welche landesunkundige Theoretiker ihren Tiraden über den verwahrlosten Zustand unserer Alpenwirthschaft zu Grunde legen. Viel mehr Ursache hat man, dem Erstaunen Ausdruck zu geben, wie es überhaupt möglich ist, daß Menschen und „Haus"thiere durch zwei, drei oder vier Monate in den öden Wildnissen des Hochgebirges auszuharren im Stande sind, wo alle Elemente unbezwungener Naturgewalten ihr schauriges Spiel treiben. Es wäre zutreffender, die Almwirthschaft ausgeprägt

hochgebirgiger Districte mehr als ein nothwendiges Übel, denn als einen natürlichen Vorzug aufzufassen und die Romantik des Hirten- und Sennerlebens auf den Alpen unbesungen zu lassen.

Allerdings gibt es auch rosige Tage des Almlebens, wenn die Heerde ruhig auf blumiger Rasenweide hinzieht und ihr weder Absturzgefahren, noch Steinschläge und Ungewitter drohen, wenn alles Vieh gesund ist und mildes, ruhiges Wetter herrscht. Da hantirt es sich freudig, da wächst der „Almnutzen" in den Speichern und trägt der Gaisbub, der seine Schutzbefohlenen täglich vom Thale heraufbringt, nur frohe Botschaft hin und her. Doch wenn sich der Himmel verfinstert, tiefhängende Wolkenmassen sich heranwälzen und der sausende Sturmwind in den Felsenklippen heult, wenn das erschreckte Vieh toll auseinanderstiebt und statt einen sicheren Ort zu finden, in Abgründe stürzt oder in unzugängliche Felsenwüsten sich verirrt, aus denen es oft nicht mehr zurückgebracht werden kann, wenn Seuchen und Sterbefälle eintreten, der Blitz Schaden anrichtet, Schnee und Hagel einfällt oder Wildbäche und Lawinen Hütten, Weg und Steg zerstören, dann ist es mit der Poesie und Gemüthlichkeit auf den Alpen oft auf lange Zeit vorbei!

Die von der Natur am wenigsten begünstigten Alpen sind die auf den Kalkhochgebirgen des oberen und mittleren Innthals, während jene des Lechgebietes ausnehmend fruchtbar sind und die meisten Hochweiden der Centralalpen im Allgemeinen eine reichlichere Grasbedeckung zeigen. Die üppigsten, futterreichsten Alpen besitzt das Unterinnthal, namentlich das Ziller-, Brixen- und Großachenthal, weßhalb die meisten derselben als Kuh- oder Melkalpen benützt werden können. Im östlichen Pusterthal herrscht die Kategorie der Galtalpen für Rinder und Schafe vor. Demgemäß überwiegt daselbst auch der Aufzuchtbetrieb das Molkereiwesen, dessen einfache Erzeugnisse lediglich dem Localconsum dienen.

Der seine Gewässer theils unmittelbar, theils mittelbar ins Becken des adriatischen Meeres sendende Landestheil fällt mit dem geographischen Begriff Südtirols zusammen, worunter alle südwärts des Hauptkammes der vom Reschenscheideck nahe der schweizerischen, bis zur Dreiherrnspitze an der salzburg-kärntnerischen Grenze quer durch die Provinz ziehenden Hochkette der Centralalpen situirten Gebirgsgruppen und Thalsysteme mit Ausnahme des der früher besprochenen Gebietssection zugewiesenen Südostabfalls der hohen Tauern und ihrer südlichen Vorlagen inbegriffen sind.

Der außerordentlich reichhaltigen äußeren Gliederung und inneren Zusammensetzung der Gebirgserhebungen dieses 1.336 Quadratkilometer umspannenden Theilgebietes entspricht auch die größere Zahl, sowie der sehr verschiedenartige Verlauf und Formcharakter der Thaleinsenkungen, so zwar, daß sich das gesammte Bodenrelief der Section ungemein mannigfaltig gestaltet. Zu dieser Mannigfaltigkeit der Bodenplastik kommt der nicht minder bedeutende Unterschied im örtlichen Klima. Man braucht sich nur die Differenzen

zu vergegenwärtigen, welche zwischen den tiefsten und höchsten Punkten Südtirols vom Ufer des nur 60 Meter über der Meeresfläche liegenden Gardasees bis zur Ortler- und Dreiherrnspitze (3.906 Meter und 3.324 Meter) obwalten. Hand in Hand mit der verschiedenen Tief- und Hochlage des Terrains geht der für das Pflanzenwachsthum und die Bodencultur maßgebende Unterschied im klimatischen Charakter, der seine augenfälligste Wirkung in dem Vorkommen oder Fehlen bestimmter Culturgewächse oder Bodenbenützungsarten äußert. Darnach lassen sich drei ökonomisch-klimatische oder Vegetations-Horizonte unterscheiden.

Zu unterst in der Niederung der warmen Tiefthäler die Region der Rebe und des Maulbeerbaums (Region der gemischten Cultur), weiter oben, im Bereich des höheren Hügellandes sowie in den Mittelgebirgslagen, die Region des offenen Acker- und Graslandes (Getreide- und Wiesenregion), deren horizontale und verticale Erstreckung sich hauptsächlich nach der Dauer der frostfreien Jahreszeit, dann nach der Vertheilung und Menge der während der Vegetationsperiode fallenden Niederschläge richtet. Darüber schließt die Wald- und Weideregion der höheren Berg- und Alpenlandschaften mit ihrem kurzen, kühlen Sommer und dem langen, schneereichen Winter, sowie mit ihrem geringen, auf den natürlichen Holz- und Graswuchs beschränkten Pflanzenproductionsvermögen die Reihe der landwirthschaftlich-klimatischen Zonen ab.



Etschthaler Stier (Val Fiemme).

Die Region der Rebe und des Maulbeerbaums erscheint klimatologisch charakterisirt durch einen ganz gelinden Winter, welcher selten länger als vier Monate dauert, während welcher Zeit die Temperatur gewöhnlich nur an wenigen Tagen bis auf 10 oder 12 Grad Celsius unter Null herabsinkt. Anderseits steigert sich die Sommerwärme bis zu 30 und 33 und schwankt die mittlere Jahrestemperatur zwischen $11\frac{1}{2}$ und $12\frac{1}{2}$ Grad Celsius. Einen derartigen Stand und Gang der Wärmeverhältnisse weist das Klima in allen Thaltiefen Südtirols bis zu einer Seehöhe von 650 Meter auf, so daß also bis zu

dieser Höhengrenze der Weinbau und die Maulbeerbaumzucht mit sicherem Erfolge betrieben werden kann.

Da der Schilderung des Weinbaues und der Seidenraupenzucht eine besondere Abhandlung gewidmet ist, so haben wir hier nur die Stellung dieser Productionszweige im Rahmen der Gesammtlandwirthschaft insoferne zu kennzeichnen, als die letztere im größten Theile des in Frage kommenden Gebietsabschnittes die eigenthümliche Form der sogenannten gemischten Cultur („Coltura mista“) angenommen hat. Namentlich gilt dies für die von Italienern bewohnten Bezirke, also für Italienisch-Süd- oder Wälschtirol.

Das Wesen der „gemischten Cultur“ besteht darin, daß die Rebe oder der Maulbeerbaum oder beide Gewächse zusammen nicht ausschließlich für sich allein oder etwa noch in Verbindung mit Obstbäumen in eigenen Pflanzungen (Wein- und Obstgärten sowie Maulbeerbaumplantagen), sondern vorzugsweise längs der Ränder sowie inmitten der Ackerfelder, theilweise auch in den Wiesen und auf den Hutweiden in mehr oder weniger dichten Reihen gezogen werden.

Die gemeinübliche Behandlung und Benützung des zwischen den Baum- und Rebzeilen befindlichen Acker- oder Grablandes besteht leider in einem durch die Übervölkerung, respective durch die zu weit gediehene Bodenzersplitterung bedingten äußerst anstrengenden Anbau von Nahrungspflanzen. Es werden hauptsächlich Mais und Weizen oder Mais und Roggen oder Gerste cultivirt. Fast nirgends sieht man Feldfutterkräuter und auch das natürliche Grasland ist äußerst spärlich vertreten, weil es vorlängst in berebte oder mit Maulbeerbäumen und Heckenreben besetzte Äcker umgewandelt worden ist.

Innerhalb der Region der Rebe und des Maulbeerbaums gibt es in Wälschtirol keinen eigentlichen bäuerlichen Grundbesitz mehr. Dagegen gibt es Tausende von Zwergwirthschaften im Umfang von nicht mehr als $1^1/_2$ bis 2 Hektar und daneben eine Legion von Bodensplittern unter $^1/_2$ Hektar als selbständige Besitzeinheiten, wo also von bäuerlichem Eigenthum und Bauernwirthschaft keine Rede sein kann und die sogenannte ländliche Bevölkerung eigentlich nur ein auf anderen Erwerb angewiesenes landwirthschaftliches Grundbesitzer- und Arbeiterproletariat vorstellt. Seinen Haupterwerb sucht und findet nun ein großer Theil der Thalbewohnerschaft dieser Gegenden im Wege der Pachtung auf den ziemlich zahlreichen größeren Besitzungen, welche sich in den Händen des erbgesessenen Adels sowie wohlhabender Bürger befinden, die aber selten in eigener Verwaltung bewirthschaftet werden. Es bestehen diese Latifundien daher auch nicht aus selbständigen Wirthschaftskörpern (Landgütern oder Maierhöfen), sondern sie sind gewöhnlich in kleinere Parzellencomplexe eingetheilt, auf welchen dem Kleingrundbesitzer- oder Feldarbeiterstand angehörige Familien als Antheilpächter (sogenannte Colonen) angesiedelt sind. In der Regel stellt der Bodenbesitzer („Padrone“) nur die gewöhnlich

mit Reben und Maulbeerbäumen bepflanzten Grundstücke nebst den unentbehrlichsten, zumeist sehr beschränkten Wohn- und Wirthschaftslocalen den Theilpächtern zur Verfügung, so daß diese nicht allein die ganze Arbeit zu verrichten, sondern auch das gesammte lebende und todte Inventar beizustellen haben, welch letzteres bei der allgemeinen Armuth und Unwissenheit dieser Menschenclasse meistens ebenso spärlich als armselig und unpraktisch zu sein pflegt, so daß weder die Betriebs-Hilfsmittel noch die Betriebsarten und Erfolge des Colonensystems sich von jenen der besitzeigenen Kleinwirthschaften unterscheiden.

Es fehlt deßhalb in den von der Natur sonst so sehr begünstigten Thalgebietsbezirken Wälschtirols vor Allem der beispielgebende und befruchtende Einfluß rationell bewirthschafteter Großgüter, welcher wohl am wirksamsten den landwirthschaftlichen Fortschritt anzubahnen und rege zu erhalten vermag und der sich auch im Bereiche des deutschen Antheils der Weinbauzone von Südtirol segensreich geltend gemacht hat.



Etschthaler Kuh aus Ulten.

Mit dem Übergang aus der Region der gemischten Cultur in jene des Getreide- und Wiesenlandes ohne Zwischen- und Nebencultur bessern sich die vorangedeuteten äußerst ungesunden Verhältnisse der Vertheilung und Bewirthschaftung des productiven Bodens. Die Übervölkerung nimmt ab und die einzelnen Besitzstände erlangen ein größeres Ausmaß. Auch eine günstigere Vertheilung und Zusammensetzung der Culturarten greift Platz, wenngleich namentlich in Wälschtirol die Besitzeinheiten noch immer ungewöhnlich klein sind, nämlich selten 2½ bis 3 Hektar Acker und Wiese überschreiten, so daß von eigentlichen Bauernanwesen auch in diesem zweiten Terrain-Horizont kaum die Rede sein kann. Anders in Deutschtirol. Hier sitzt — wenigstens in den ausgebreiteten Gebieten des Mittelgebirges und auf den höheren Stufen der rasch ansteigenden Thäler, welche sich an die Rebenzone anschließen, in Höhenlagen bis zu 1.300 und 1.500 Meter — „richtige" Bauernschaft auf eigener Scholle. In der Bewirthschaftungsweise kommt der Futterproduction und durch diese der Viehzucht und ihren Nutzungen eine größere Bedeutung zu, welche wächst, je mehr man im Gebirge emporsteigt oder in

die höheren Verzweigungen der Thäler eindringt. Auch in dieser Gebietsabtheilung ist die Production der gewöhnlichen Cerealien, dann von Mais, Buchweizen und Hülsenfrüchten, welche insgesammt in erster Linie für die menschliche Ernährung bestimmt sind, eine unzulängliche, weßhalb ein beträchtlicher Theil des Bedarfes an Brotfrüchten, insbesondere an Weizen, Mais und Mehl eingeführt werden muß. Dagegen sind Wein und Obst, dann Seide, vollends aber die thierischen Erzeugnisse diejenigen landwirthschaftlichen Producte, welche außer der Deckung der Bedürfnisse der einheimischen Bevölkerung ansehnliche Überschüsse für die Ausfuhr gewähren.

Indem wir hinsichtlich der Wein-, Obst- und Seidencultur auf den diese Productionszweige besonders behandelnden Abschnitt verweisen, fassen wir die in land- und volkswirthschaftlicher Hinsicht obenan stehende Zucht und Haltung der häuslichen Nutzthiere ins Auge.

Was zunächst die numerischen Verhältnisse des Viehstandes anbelangt, so weist die Zählung vom 31. December 1890 in der Gebietssection aus: 8.875 Stück Pferde aller Art, 206.438 Stück Rinder, 131.021 Stück Schafe, 61.578 Stück Ziegen und 38.411 Stück Schweine.

Die Pferdezucht ist auf diejenigen Landstriche beschränkt, in denen versumpfte oder an stauender Untergrundnässe leidende Wiesen- und Weideflächen in größerer Ausdehnung vorkommen. Im Etschgebiete finden wir derlei Strecken unterhalb Bozen bis gegen Mezzolombardo hinab, ferner im Vintschgau oberhalb Schlanders bis Glurns. Es werden aber auch auf dem Haflinger Mittelgebirgsplateau zwischen Meran und Bozen, dann im Sarnthal und in Ulten Pferde gezogen. Im oberen Eisackgebiete sowie im unteren Pusterthal, wo vor dem Bestand der Eisenbahnen die Zucht und Haltung von Pferden eine ansehnliche gewesen ist, hat dieser Zweig der Thierproduction eine starke Verminderung erfahren. Im Pusterthal züchten namentlich die Gemeinden des Rain-, Antholzer- und Gsieserthals kräftige, schöne Thiere des heimischen norischen Schlags, welcher mit der Pinzgauer und Kärntner Race verwandt ist und dem Originalstamm kaum nachsteht. — Von anderen Einhufern werden an mehreren Punkten Wälschtirols, insbesondere im Nonsbergschen und in Judicarien auch Maulthiere, sowie Esel und Maulesel gezüchtet, welche Thiergattungen daselbst überhaupt in stärkerer Menge als die Pferde vertreten sind, um den Saumdienst auf den beschwerlichen Bergpfaden zu versehen. Italienisch-Südtirol besitzt rund 4000 Maulthiere, Maulesel und Esel, aber nur 1450 Pferde, während auf ganz Deutschtirol von den ersteren nur 850 Stück entfallen.

Bei der Rindviehzucht ist vor Allem auf den Unterschied in der Rolle aufmerksam zu machen, welche ihr im Wirthschaftsbetriebe zukommt. Überall im Lande, wo Wein-, Seiden-, Mais- und Getreidebau im Vordergrund stehen, lassen diese Zweige der Landescultur weder eine selbständige noch eine einheitlich geartete Zucht aufkommen.

Wir finden daselbst das Rind beinahe ausschließlich für Milchgewinnung und Arbeitsleistung, also vorzugsweise als Gebrauchsthier gehalten und nur selten oder blos gelegentlich für Zuchtzwecke in Verwendung. Es ist daher in der Region der weinbautreibenden Thäler und zum Theile selbst noch in den Mittellagen des Gebirges von Hornvieh-Zuchtwirthschaft nicht zu sprechen. Diese ist erst in den höheren Stufen der Hauptthäler sowie in den Bergrevieren der davon abzweigenden Neben- und Seitenthaläste zu Hause, wird dort aber umso intensiver betrieben, als das ausgedehnte Nutzhaltungsgebiet ein ebenso sicherer als bequemer Abnehmer für die Zuchtproducte der Hochlandschaften ist.

Der Race und Beschaffenheit nach ist das Rindermateriale der südtirolischen Zuchträume von mehrfacher Verschiedenheit. Im tieferen Pusterthal, dann im Tauferer- und Arnthal herrscht der schwere, vornehmlich kastanienbraune bis rußschwarze, mit unregelmäßigen weißen Zeichen und Flecken ausgestattete Unterpusterthaler Schlag oder die Pusterthal-Duxer Race. Äußerst gedrungene und breite, stämmige Körperformen, robuste Gesundheit und leichte Ernährbarkeit lassen die Angehörigen des genannten Rindertypus vor Allem als Fleischvieh werthvoll erscheinen, wie denn auch heute noch die schwersten und fettesten Mastochsen aus den angeführten Gegenden kommen. Im Oberland (Bezirk Welsberg), sowie auf den höheren Bergstufen und in einigen Seitenhochthälern der westlichen Fraction des Hauptthals ist der an den Drau-Iselthaler Schlag Osttirols sich anschließende Hochpusterthaler Schlag verbreitet, welcher als eine constant gewordene Mischlingsform zwischen dem Pusterthal-Duxer und dem Pinzgau-Möllthaler Racetypus ebenso ebenmäßig gestaltete als hervorragend tüchtige Melk- und Arbeitsthiere liefert, die auch in Bezug auf Frühreife und Mastfähigkeit sehr Befriedigendes leisten.

Dem Oberlaufbereich des Eisackflusses ist unter dem Namen des Wippthaler oder Sterzinger Viehes ein mit der silbergrauen Stammrace des Etschthals blutsverwandter Schlag von Hornvieh eigen, der gleich gut zum Zuge wie zur Milchwirthschaft geeignet erscheint und in dieser doppelten Qualification namentlich für die südtirolischen Nutzhaltungsdistricte von größter Bedeutung ist.

Als Stammreviere der Etschthaler Race sind zu bezeichnen Obervintschgau, Ulten, Passeier- und Sarnthal in Deutschtirol, dann das Fleimsthal, Primiero und der obere Nonsberg in Wälschtirol. Die kräftige Ausbildung des Knochengerüstes, die sehnige Muskulatur, die robuste Körperconstitution und das lebhafte Temperament lassen über die hervorragende Eignung des Etschthaler Viehes für den Zuggebrauch keinen Zweifel aufkommen. Die senkrechte Körperhöhe erreicht bei Etschthaler Racekühen durchschnittlich 135 Centimeter, welcher eine Rumpflänge von 157 Centimeter und ein Körpergewicht von 420 Kilogramm entspricht.

Im südwestlichen Theile Wälschtirols, und zwar speciell im oberen Sarca- und Chiesethal ist Braunvieh von zum Theil tiefdunkler bis rußschwarzer oder auch schwarzweiß gefleckter Haarfarbe heimisch, welches in stammverwandtschaftlichen Beziehungen zu der in der lombardischen Val Camonica und weiter nach Westen und Norden verbreiteten Typengruppe steht und sich hauptsächlich vom Rendenathal aus in neuerer Zeit allmälig fast über das ganze Territorium der drei Judicarien ausgebreitet hat. Obzwar nur von schwach mittlerer Größe und Schwere (120 bis 125 Centimeter Körperhöhe, 140 bis 145 Centimeter Rumpflänge und 300 bis 325 Kilogramm Lebendgewicht) ist das Braunvieh Judicariens oder die Rendena Race doch von großer Leistungsfähigkeit für die verschiedenen Nutzungszwecke. In ganz hervorragender Weise eignet sich dieser Rindertypus aber für die Milchproduction und concurrirt in dieser Hinsicht mit den besten Milchschlägen der Tiroler und Schweizer Alpen. Im Verhältniß zu der angedeuteten kleinen Figur und geringen Schwere erwachsener weiblicher Thiere, sowie unter Berücksichtigung der in ihrer Heimat üblichen knappen Ernährung und sorglosen Behandlung ist eine durchschnittliche Jahresmelkung per Kuh von 1100 bis 1200 Liter gewiß nicht wenig. Auch ist die Qualität der Milch eine recht gute und die Melkungsandauer eine auffallend lange.

Auch in der Kleinviehzucht herrschen mannigfache Verschiedenheiten. In Deutschsüdtirol sind es zunächst Schafe, welche namentlich auf den Mittelgebirgen und in den höheren Seitenthälern, wo viele trockene oder magere und häufig auch sehr steile Weiden vorhanden sind, der Wolle und des Fleisches wegen in Menge gehalten werden. Sie sind zumeist von derselben kleinen aber sehr abgehärteten und ein schmackhaftes Fleisch besitzenden Gebirgsrace, welche überall in den deutschen Alpen unter dem Namen des Steinschafes heimisch ist und deren weiße, braune oder auch schwarze Wolle den bekannten Loden liefert. Im Ultenthal, in Ampezzo und Buchenstein kommen theilweise auch größere Schafe mit stark geramsten Köpfen und herabhängenden Ohren vor, welche der Bergamasker Race ähnlich sind und jedenfalls eine Bluteinmischung des genannten lombardischen Voralpenschafes erfahren haben. Im Passeier- und Sarnthal hinwieder sind Kreuzungen des einheimischen Bergschafes mit der südosteuropäischen Zackelrace anzutreffen, von welcher zu Zeiten große Heerden ins Land getrieben und auf den Alpen fett geweidet werden. Die Schweinezucht hat sich im Gesammtgebiete quantitativ und qualitativ gehoben, besitzt jedoch nirgends eine größere Wichtigkeit.

Schon vorhin wurde erwähnt, welche Bedeutung der Milchproduction, beziehungsweise dem Molkereiwesen in Südtirol innewohnt, aber auch wiederholt bemerkt, auf welch ungleicher Entwicklungsstufe dieselben in den einzelnen Unterbezirken des Gesammtgebietes stehen. Unter den 206.438 Stück Hornvieh, welche im Jahre 1890 gezählt wurden, befanden sich 105.223 Kühe, welche jährlich ein Quantum von mindestens 1,075.000 Hektoliter

Milch geben. Nachdem ferner unter den 61.578 Ziegen Südtirols gewiß 50.000 Melkziegen sind, deren eine im Jahre 150 Liter Milch liefert, so ergeben sich weitere 75.000 Hektoliter Milch. Hierzu tritt noch die Milcherzeugung der speciell in den Grenzbezirken Wälschtirols aus Oberitalien zum Alpenauftrieb gesandten Melkkühe (ungefähr 15.000 Stück), welche auf 50.000 Hektoliter veranschlagt werden kann, wonach sich die gesammte durchschnittliche Jahresproduction an Milch auf 1,200.000 Hektoliter berechnet.



Pusterthal-Duxer Kuh (Schwarzschecke).

Hiervon entfallen auf den italienisch-sprachigen Antheil von Südtirol 600.000 Hektoliter, aus deren nicht im frischen Zustande consumirten Theile in runden Beträgen 10.000 Metercentner Butter und 30.000 Metercentner Käse verschiedener Art bereitet werden. Vorzugsweise werden Butter und Magerkäse aus süßer Milch nach italienischem Verfahren hergestellt, während in Deutschsüdtirol die Sauersennerei vorherrscht, deren Hauptfabrikate in wenig haltbarer und daher meist zu Schmalz verkochter Butter, dann in ordinärem Sauertopfenkäse und Zieger bestehen, Producte, welche zumeist nur im engeren Umkreise ihres Ursprungs Verwendung finden und kaum exportfähig sind. Erst in den letzten zwei Decennien wurde durch Gründung mehrerer Genossenschaftssennereien

moderner Anlage auch hier einiger Fortschritt angebahnt, so namentlich im Vintschgau, im Hochpuster- und oberen Eisackthal. Wie sehr jedoch die Schaffung gut organisirter Molkereiverbindungen, beziehungsweise die Einführung rationeller Behandlung, Verarbeitung und Verwerthung der Milch allenthalben in Deutschsüdtirol von Belang wäre, mag daraus beurtheilt werden, daß man die durchschnittliche Jahresproduction an frischer und ausgelassener Butter daselbst immerhin auf 20.000 und die Käse-Erzeugung auf 30.000 Metercentner schätzen kann, wovon dermalen kaum fünf Procent auf die Erzeugnisse rationell eingerichteter Thal- und Bergsennereien entfallen.

Sowohl für die Milch- als Zuchtwirthschaft bilden die in allen Großbezirken des Sectionsgebietes vorhandenen Alpenweiden einen äußerst wichtigen Factor. Man trachtet allerorten das Vieh in möglichst großer Zahl auf die Hochgebirgsweiden und dadurch aus dem „Heimfutter" zu bringen. Was nun die Ausdehnung und natürliche Beschaffenheit der Alpenweiden der südtirolischen Gebietszone anbelangt, so steht dieselbe in engster Wechselbeziehung mit der Massenerhebung, ferner mit der Oberflächengestalt und geognostischen Natur der Gebirgsgruppen, welche die hauptsächlichsten Terrainglieder bilden. In diesen Richtungen stehen sich in Südtirol wesentlich die Gruppe der Centralalpen und jene der Südalpen gegenüber. Innerhalb des Bereiches der Centralalpen liegen schon die Sohlen der meisten Thaleintiefungen über 1.000 Meter und erreicht die mittlere Kamm- und Gipfelhöhe der Gebirge gegen 3.000 Meter. Solcherweise dehnen sich die alpinen Graslandstrecken zumeist erst in der wirklichen, das heißt orographisch-klimatischen Alpenregion aus, welche weder eine reichliche Bodenbildung, noch eine ergiebigere Vegetationsdecke ermöglicht. Riesige Gletscher und Schneefelder, meilenlange nackte Felsgehänge, zahllose Lawinenstürze und Muhrgänge unterbrechen das Terrain der Alpweidegründe, dessen Berasung mit Rücksicht auf seine Steile, Rauhheit und geringe Bodenbeschaffenheit im Allgemeinen nur eine spärliche sein kann.

Die meisten Alpen werden als sogenannte Galtalpen benützt, das heißt man überläßt sie vorzugsweise dem gegen Terrainschwierigkeiten, klimatische Unbilden und zeitweiligen Nahrungs- oder Wassermangel am wenigsten empfindlichen Jungrindvieh, dann den unbeschäftigten Zugochsen und „galten" (nicht milchgebenden) Kühen, sowie den Schafen, während die hochträchtigen und „melken" Kühe nebst den Kälbern größtentheils zu Hause bleiben, respective im Stall gefüttert oder auf Heimweiden gehalten werden. Melkalpen, auf denen Sennerei betrieben wird, sind verhältnißmäßig nur wenige vorhanden.

Außer den eigentlichen Alpenmatten werden überall in den südtirolischen Centralgebirgen auch die Waldungen beweidet, deren Schluß zumal in der oberen Holzregion sehr lückenhaft ist und daher ausgedehnte, schwach bestockte oder gänzlich unbeschirmte

Flächen darbietet, auf denen sich nicht selten ein üppigerer Graswuchs entfaltet als auf der freien Weide.

In den tirolischen Südalpen, welche mit Ausnahme des nur an wenigen Punkten Alpenhöhe erreichenden Porphyrplateaus und der inselartig vorgeschobenen Granit- und Glimmerschiefermasse der Cima d'Asta im Valsugan vorzugsweise aus dolomitischem Kalkstein bestehen, entfaltet das Alpenbereich und die in demselben etablirte Bewirthschaftung einen ganz andern Typus. Die beträchtlich geringere Massenerhebung dieser Gebirgswelt, welche sich durchschnittlich zwischen 1.500 bis 2.500 Meter hält, und die größtentheils sanft wellige Flächenentwicklung der Dolomitkofel und Kalkstöcke bringt es im Verein mit der durchschnittlich starken Eintiefung der zwischenliegenden Hauptthäler mit sich, daß die Mehrzahl der Alpen nicht ober, sondern innerhalb der Waldregion liegt, deren obere Grenze hier überdies in tiefere Lagen herabgerückt erscheint als in den centralalpinen Hochbergen. Die obere Grenze hochstämmiger Nadelholzbäume verläuft in der Südalpengruppe der Gebietssection im Mittel schon bei 1.600 Meter, und da eine größere Anzahl von Alpweiden eine weit geringere Seehöhelage, und zwar bis oder sogar unter 1.000 Meter besitzt, so stellen sich viele derselben überhaupt nur als ausgeholzte ehemalige Hochgebirgswald-Complexe dar, welche seinerzeit absichtlich und künstlich in Weideland umgewandelt worden sind. Nur die allerhöchsten Erhebungen der Kalk- und Dolomitgebirge Südtirols, das ist die Region über durchschnittlich 1.600 Meter, formirt natürliches Alpenterrain, welches niemals hochstämmiges Holz getragen hat. Die vorwiegend sanft ausgeformten Hochflächen der südtirolischen Kalk- und Dolomitzüge begünstigen eine gute und gleichmäßig dichte Berasung. Deßhalb ist die Fruchtbarkeit dieser Grasländereien eine bedeutend größere und deren alpenmäßige Bewirthschaftung eine lohnendere sowie weniger beschwerliche, als im Bereiche der hoch und steil aufgerichteten krystallinischen Massen- und Schiefergebirge. Es können diese



Kuh aus Val Rendena.

Grundstücke daher vorzugsweise als Kuh- oder Sennalpen benützt werden, und in der That ist diese Benützungsweise der Hochweiden im Rayon der Südalpengruppe so vorherrschend, daß ungefähr 85 Procent als reine und gemischte Melkalpen bewirthschaftet werden. Selbst die an den äußersten, steilsten und steinigsten Bergflanken und Stufenabsätzen der südlichen Kalkdolomitgebirge den Schafen vorbehaltenen Hochtriften haben an manchen Orten noch eine so ergiebige Weidevegetation, daß Schafsennerei betrieben werden kann, wie das in Ampezzo und Primiero, insbesondere aber im Roveretanischen der Fall ist.

Der Umstand, daß viele dieser Alpen an Ausländer verpachtet sind und auch die Mehrzahl derjenigen Alpen, welche mit einheimischem Vieh besetzt werden, gewöhnlich nicht unmittelbar von den Eigenthümern des Weideviehs benützt, sondern von Pachtunternehmern bewirthschaftet werden, erklärt die Erscheinung, daß man in den Alprevieren der Kalkdolomitgruppe nur selten die zu einem rationellen Wirthschaftsbetrieb erforderlichen Baulichkeiten antrifft. Diese beschränken sich blos auf die Sennhütten, welche zugleich Wohnstätten und Productenmagazine sind, während Viehstallungen gewöhnlich fehlen oder nur einem kleinen Theile der Melkkühe nothdürftigen Unterstand gewähren. Am primitivsten sind natürlich die Alpenunterkünfte in der Region der Schaftriften, auf denen mehrfach, zum Beispiel auf dem als Schafalpe berühmten Nordabhang des Monte Baldo, noch Hirt- und Sennhütten vorkommen, die mit frisch abgehauenen, dach- oder zeltartig zusammengeflochtenen Baumästen gedeckt sind und von den aus dem brescianischen Hügel- und Flachland mit ihren hängohrigen Pflegebefohlenen heraufwandernden Heerdenführern allsommerlich errichtet werden.

Einen beachtenswerthen Gegensatz zu diesen nahezu vorsintflutlich einfachen Laub- und Steinhütten auf dem Monte Baldo bilden die stattlichen „Sennhöfe" auf den berühmten Kuhalpen des Vezzenagebirges oberhalb Levico im Valsugan. Ein von Mauerwerk eingefaßter Hofraum wird von einem solid ausgeführten Gebäudetract flankirt, dessen mittlerer Theil aus Vorhaus, Schlaf- und Vorrathskammer besteht, woran sich einerseits die Sennküche, anderseits die Milchkammer anschließt. Gegenüber erhebt sich eine zweite Gebäudefront, die das geräumige Käsemagazin enthält, zwischen welchen beiden Abtheilungen unter dem darüber hinlaufenden gemeinsamen Dach ein mehrere Stück Vieh fassender Stallraum sich befindet.

Im Kalkdolomitgebiete leiden zahlreiche Alpen empfindlich an Wassermangel, indem das Schneeschmelz- und atmosphärische Niederschlagswasser in dem von zahllosen Spalten und Klüften durchsetzten Grundgestein wie in einem Siebe verschwindet und nur äußerst selten in Form von Hochquellen oder Gebirgsbächen einen oberirdischen Lauf nimmt. Es gibt sehr viele Alpen, auf denen die Weidethiere ausschließlich auf



Schaflerhütten am Monte Baldo.

jene geringe Menge von Regen- oder Schneeschmelzwasser angewiesen sind, welche in künstlich hergestellten Cisternen oder Tränkmulden von den umliegenden Höhen angesammelt, oft genug aber vorzeitig erschöpft oder durch überlanges Stehen schlecht und ungesund wird. —

Das Land Vorarlberg gehört mit Ausnahme der Hochthälchen von Mittelberg und Thannberg, dann der Thalgegend bei Hochkrummbach und Wörth durch den Rhein dem Wasserbereiche der Nordsee an. Vorarlberg besitzt nur an seiner nordwestlichen Grenze ebenes Terrain sowie niedriges Hügelland von einiger Ausdehnung. Der Rest des Landes ist aus höheren Gebirgen mit dazwischen liegenden, meist ziemlich engen Thalfurchen zusammengesetzt, so daß Vorarlberg im Ganzen ein kaum weniger ausgeprägtes Gebirgs- und Alpenland darstellt als Tirol.

Vorarlberg zerfällt in zwei natürliche und wirthschaftliche Regionen, in das Thalgebiet oder das Gebiet der Ebene nebst den daran grenzenden Hügeln und niedrigeren Vorbergen, vom Niveau des Bodensees (380 Meter) bis zur Höhenschicht von 650 Meter über dem Meere, und in das Berggebiet, das ist alles höher gelegene Land. Bis zur Höhe von 650 Meter reicht das Gedeihen der Maispflanze, des Weinstocks und der feineren Obstgattungen, das heißt, es herrscht im vorarlbergschen Flach- und Hügelland ein auch für anspruchsvollere Culturgewächse genügend mildes Klima, in welchem alle Arten von Getreide und Futterpflanzen mit sicherem Erfolge angebaut werden können. Thatsächlich wird auf den Ackerfeldern dieser Region, welche 41 Quadratkilometer oder 15 Procent der gesammten Landesoberfläche ausmacht, von der ebenso dichten als emsigen Einwohnerschaft eine ziemlich mannigfaltige und ergiebige Pflanzenproduction betrieben.

Im Berggebiete, wo das Bearbeiten der Felder schon aus Gründen der Terrainbeschaffenheit mühsam und kostspielig wird, was mit dem durch die minder günstigen klimatischen Zustände verringerten Naturalertrage in keinem Verhältniß stünde, tritt der Feldbau sehr zurück und verschwindet in einer Meereshöhe von 800 oder 850 Meter beinahe gänzlich, um noch innerhalb der dauernd besiedelten Region, die nur an wenigen Punkten die Höhengrenze von 1.200 Meter überschreitet, in die reine Wiesen- und Weidewirthschaft überzugehen. Immerhin zeichnet sich auch das Thalgebiet durch seinen Reichthum an Grasland aus, so daß die Futterproduction, beziehungsweise die Viehzucht allenthalben im Lande als die wichtigsten und einträglichsten Erwerbszweige erscheinen. Dies zeigt sich zunächst im Ausmaße und in der Gliederung des dem Futterwachsthum überlassenen productiven, sodann in der Vertheilung und näheren Zusammensetzung des land- und forstwirthschaftlich benützten Bodens.

Von der 260 Quadratkilometer betragenden Gesammtarea Vorarlbergs sind $88^1/_4$ Procent productiv, $11^3/_4$ Procent unproductiv; vom productiven Boden stehen

70 Procent in landwirthschaftlicher Benützung und entfallen 30 Procent auf das Waldland. Das in ökonomischer Verwendung befindliche Areale besitzt eine Ausdehnung von 162.000 Hektar, welche nach den Katastraldaten folgende specielle Bestandesgrößen aufweist: 13.945 Hektar Ackerland, 1.997 Hektar Gartenland, 43.432 Hektar Wiesland, 13.206 Hektar Hut- und Heimweide, 89.420 Hektar Alpenweide. 65.360 Hektar sind mit Wald bedeckt. Im Thalgebiete werden 20 Procent der landwirthschaftlich productiven Area als Ackerland und fast 50 Procent in Form natürlicher Wiesen sowie als Graswechselfelder (Eggärten) bewirthschaftet; 30 Procent sind Hut- und Heimweiden. Im Berggebiete herrscht das Grasland derart vor, daß auf den Feldbau nur etwas über 4 Procent des landwirthschaftlich benützten Terrains entfallen, sohin 96 Procent aus Wiesen und Weiden bestehen, unter welch letzteren die gegen 90.000 Hektar betragenden alpinen Hochlandsweiden inbegriffen sind. Die Wiesenarea des Berggebietes beziffert sich mit 22 Procent, die Hut- und Heimweidefläche mit 6 Procent des grastragenden Bodens, wornach auf die Alpenweiden nicht weniger als 72 Procent entfallen.

Die gesammte der natürlichen Futterproduction gewidmete Oberfläche beträgt 90 Procent des landwirthschaftlich benützten Bodens, was den Umfang und die hohe Bedeutung der Gras- und Viehwirthschaft gegenüber allen übrigen Zweigen der Landescultur kennzeichnet. Dazu kommt, daß auch in Vorarlberg der Wald, insbesondere im höheren Gebirge und von den Alpen aus, der Beweidung unterzogen wird, während in den Thalbezirken die Waldgräserei und Futterlaubgewinnung üblich ist, wodurch sich die Futterproduction im Ganzen nicht unerheblich vergrößert. Außerdem wird im Flach- und Hügelland eine beträchtliche Futtermenge durch Anbau von Klee, Wickhafer, Kartoffeln und Rüben gewonnen und liefert daselbst auch die Cultur der Ackerfrüchte verschiedenerlei Nebenfutter. In den Berggemeinden des Oberlandes wird auch ein Theil des Körnerertrags der Feldfrüchte zu Futterzwecken verwendet und in jenen Gegenden, wo die Sennerei das ganze Jahr im Betriebe steht oder wo ein starker Begehr nach frischer Milch obwaltet, wie in den volk- und industriereichen Bezirken des Unter- und Vorderlandes, werden erhebliche Quantitäten von zumeist importirten Surrogat- und Kraftfutterstoffen (Kleien und Nachmehl, Biertrebern, Malzkeime, Ölkuchen und andere Abfälle technischer Gewerbe) verbraucht.

Verläßliche Ermittlungen haben ergeben, daß sich die jährliche Futterproduction in Vorarlberg im Mittel auf 2 Millionen Metercentner Heuwerth beläuft.

Den Hauptartikel der vorarlbergischen Ackerpflanzencultur bildet der Mais, der seit dem Auftreten der Kartoffelkrankheit eine immer größere Ausbreitung gefunden hat. Hülsenfrüchte, namentlich Bohnen, werden auf den Maisfeldern als Einfassung gezogen. Unter den Getreidearten ist es das Spelzkorn oder der Dinkelweizen (im Lande

„Vesen" genannt), welcher mit Ausnahme der hohen Berglagen überall als Brotfrucht gebaut wird. Eigentlicher Weizen dagegen wird ziemlich wenig angebaut und dabei die grannenlose Varietät bevorzugt, welche mehr, sowie schöneres Mehl liefern soll. Roggen wird in noch geringerem Maße gesäet als Weizen und auch der Gerste- sowie der Haferanbau ist nicht von Bedeutung, so daß bei der starken Pferdehaltung in den Industriegegenden der größte Theil des Bedarfes an Hafer im Wege der Einfuhr beschafft werden muß.

Unter den Knollen- und Wurzelgewächsen sind es die Kartoffeln, welche im größten Maßstabe cultivirt werden. Sie dienen einem großen Theile der Bewohner als Hauptnahrung, werden aber häufig auch als Viehfutter verwendet. Von den feldmäßig gebauten Rüben kommen für die menschliche Ernährung fast nur Stoppelrüben in Betracht, deren Blattschopf nebst dem Rübenkopf dem Vieh verabreicht wird. Der Hanf- und Flachsbau beschränkt sich auf den Haus- und Wirthschaftsbedarf. Der Gemüsebau steht mit seltenen Ausnahmen noch sehr weit zurück, die Blumenzucht dagegen hat in erfreulicher Weise zugenommen. Auf dem Gebiete der Obst- und Weincultur ist insoferne Günstiges zu berichten, als Obstbäume beinahe überall, selbst in den Berggegenden in Menge vorhanden sind. Allein vorzugsweise bemerkt man nur gewöhnliche Sorten, sogenanntes Mostobst, dessen Ertrag allerdings in der Regel ein reichlicher und sicherer ist, gleichwie er sich auch für die vorherrschende Verwendung zur Most- und Branntweinbereitung besser eignet. In obstreichen Jahren wird auch Dörrobst aller Art erzeugt und zum Verkauf gebracht. Mit Weinbau beschäftigen sich nur die Gemeinden des Rheinthals und Bodenseegebietes und findet das leichte und gesunde, jedoch etwas herbe Product größtentheils bereits im Stadium der Gährung als Most — „Suser" — Absatz und Consum.

Wie schon bemerkt, bildet die Futtererzeugung, beziehungsweise die thierische Production den wichtigsten Zweig der Landwirthschaft und steht hierbei die Wiesencultur im Vordergrund. Man unterscheidet Futter- und Streuwiesen. Erstere sind ein- oder zweimähdige, ferner süße, halbsüße oder saure Wiesen. Saures Grasheu, das nur für Pferde taugt, tragen die ausgedehnten Wiesflächen der Rheinthal- und Bodensee-Ebene, während die übrigen Theile des Landes mit seltenen Ausnahmen süßes oder sogenanntes Kuhheu liefern. Die Grasländereien der Thalniederungen sind es auch, welche zum nicht geringen Theile blos als Streuwiesen dienen. Bei dem fühlbaren Mangel an Getreide- oder „weißem" Stroh, welches beinahe gänzlich verfüttert werden muß, sind gute Streuwiesen, die viel und schönes „Schwarzstroh" produciren, sehr geschätzt, am meisten solche, welche auch eine Torfausbeute gewähren. Torflager größerer Mächtigkeit gibt es nur wenige in Vorarlberg. Dagegen sind in der Rheinthal- und Bodensee-Ebene, wie nicht minder in der

Niederung des Bregenzerwaldes ausgedehnte Torf- und Moorbodenstrecken vorhanden, auf denen alle 25, 30 oder 40 Jahre eine Torfgewinnung möglich ist und welche in der Zwischenzeit als Streumähder und Sauerheuwiesen oder auch als Kraut-, Kartoffel- und Rübenäcker benützt werden. Die größten und ergiebigsten Torfstiche sind jene bei Hohenems, Dornbirn, Lustenau und Altach. Der Torf wird daselbst in 40 bis 45 Centimeter langen, 10 bis 12 Centimeter breiten und ebenso dicken Stücken ausgestochen und nach dem Trockenwerden eingeführt, um als Brennmateriale in Fabriken und Haushaltungen



Torfgewinnung im Rheinthal.

verwendet zu werden. Da zur Zeit seiner Einbringung eine Unmasse von Bremsfliegen, Gelsen und anderes Insectengezücht in der dunstgeschwängerten Atmosphäre sein quälendes Spiel treibt, so hängt man zum Schutz für die Gespanne mit glimmendem Torf gefüllte Räucheröfen an die Wagendeichseln, deren Qualm die lästigen Schwärmer von den Zugthieren abhält.

Das Hauptproduct der süßen und sauren Futterwiesen wandert in die Ställe und wird im Flachland sowie im Bregenzerwald vornehmlich in Milch und Molkereierzeugnisse umgewandelt, während es in den oberländischen Gebirgsgegenden seine hauptsächliche Verwendung bei der Winterernährung der Zuchtthiere und des Jungviehes findet.

Hierbei nimmt das Rind in allen Theilen des Landes eine derartig dominirende Stellung ein, daß die Bedeutung der übrigen Viehgattungen nahezu verschwindet.

Die 2.763 Pferde, welche am 31. December 1890 gezählt wurden, dienen nahezu ausschließlich gewerblichen und industriellen Zwecken als Zug- und Luxuspferde, so daß sie für landwirthschaftliche Arbeiten kaum in Betracht kommen. Es gestattet schon der außerordentlich parzellirte Grundbesitz dem vorarlbergschen Landwirth nicht, Pferde als Zugkraft zu wählen, sondern er gebraucht dazu Ochsen und Kühe oder Jungrinder, und häufig genug verrichtet er selbst die Transporte seiner kleinen Feld- und Gartenwirthschaft mit Hilfe von Handwagen und Schiebekarren oder er trägt die Lasten auf seinem Rücken ab und zu.

In den Thalgegenden des Unter- und Vorderlandes verfügen die meisten bäuerlichen Anwesen über nicht mehr als 1·5 bis 2·5 Hektar Hausgründe, sind also geradezu Zwergwirthschaften. Aber auch die „Bauerngüter" des Berggebietes haben nur selten ein Ausmaß über 4 oder 5 Hektar an Acker- und Wiesland, so daß auch dort eine „Wirthschaft" in der Regel ein Object darstellt, welches nicht hinreicht, eine Bauernfamilie zu erhalten. Unter solchen Verhältnissen ist es begreiflich, daß die Pferdezucht keinen Aufschwung zu nehmen vermochte und ist es überraschend, daß dies bei der Rindviehzucht geschehen konnte. Thatsächlich ist die Zucht und Haltung des Rindes nicht nur numerisch von großer Bedeutung — Vorarlberg besaß Ende 1890 58.231 Stück Hornvieh —, sondern die angestammte Landesrace (Montavoner) gehört mit zu den schönsten und werthvollsten Schlägen der mitteleuropäischen Alpen. Allerdings gelang es nicht, ihren Originaltypus über alle Gaue gleichmäßig zu verbreiten, nachdem der große Bedarf an Gebrauchsthieren in den Nutzhaltungsdistricten durch die eigene Landeszucht nicht gedeckt werden kann. Die stete Einfuhr anderer Racen und Schläge aus Tirol und der Schweiz hat namentlich im Bregenzerwald sowie im Vorderland eingewirkt. Hier überwiegt der graue Grundton des Haarkleides und in den Körperformen treten die der Algäuer, respective Oberinn- und Lechthaler Race zugeschriebenen Merkmale derart hervor, daß man immerhin das Vorhandensein noch eines zweiten Hornviehschlages zugeben und für denselben die Bezeichnung „Vorarlberger Algäuer" gelten lassen mag. Beide Typen von Braun- und Grauvieh, deren äußere Erscheinung als bekannt vorausgesetzt werden darf, kommen in der Schönheit ihres Körperbaues, sowie hinsichtlich der Milchergiebigkeit ihrer Kühe überein.

Unter den österreichischen Alpenländern ist Vorarlberg das milchreichste und zugleich jenes Gebiet, in dem das Sennereiwesen die größte Ausdehnung und die vorgeschrittenste Stufe der Fabrikationstechnik erlangt hat. Das kleine Ländchen hat einen namhaften Käse-Export und in neuerer Zeit nimmt auch die Erzeugung und Ausfuhr feiner

Speisebutter zu. Zu dem molkereiwirthschaftlichen Aufschwung trug die Einführung des Genossenschaftswesens das Meiste bei, welche schon vor 20 Jahren vom landwirthschaftlichen Landesverein ins Werk gesetzt wurde. Die Bedeutung der Milchwirthschaft erhellt aus der Höhe der jährlich gewonnenen Milchmenge, welche sich nach zuverlässigen Schätzungen zwischen 550.000 und 700.000 Hektoliter bewegt. Hiervon werden rund 200.000 Hektoliter im frischen Zustande verzehrt und bei 50.000 Hektoliter für die Kälberaufzucht verwendet, wonach 300.000 bis 450.000 Hektoliter für Sennereizwecke erübrigen. Zieht man den Durchschnitt der beiden letzteren Zahlen (375.000 Hektoliter) und berechnet man die Normalausbeute an Butter, Fett- und Magerkäse nebst Zieger mit 10 Gewichtsprocenten der verarbeiteten Milch, so beziffert sich die mittlere Jahreserzeugung an Milchproducten mit 37.500 Metercentner, wovon etwa ein Sechstel auf Butter, drei Sechstel auf Fettkäse, ein Sechstel auf magere Süßkäse und ein Sechstel auf saure Magerkäse nebst Zieger entfallen.

In dem angegebenen Milchquantum ist auch die Milch der Melkziegen inbegriffen, welche in der Thalregion insbesondere von den ärmeren Familien, im Gebirge behufs besserer Ausnützung der steilen und trockenen Alpweideplätze, in ziemlicher Anzahl gehalten werden. Von den Ende 1890 ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes gezählten 12.424 Ziegen dürften gegen 10.000 Stück auf die Kategorie der Melkziegen entfallen. Auch Schafe, und zwar unveredelte, werden in den Berggegenden zahlreich gezüchtet, jedoch nirgends gemolken. Bei der Zählung am 31. December 1890 gelangten 10.204 Schafe, darunter 3.616 Stück Mutterschafe zum Nachweis. Die Schweinezucht erscheint gleichfalls von steigender Bedeutung, indem fast in allen Theilen des Landes Schweine nicht blos zum eigenen Hausbedarf, sondern auch zum Verkauf gezüchtet und gemästet werden. Der letzterhobene Gesammtbestand an Schweinen belief sich auf 11.556 Stücke.

Die gesammte Viehwirthschaft, namentlich aber die Rinder- und Schafzucht findet in der Ausnützung der umfänglichen Heim- und Alpenweiden eine ihrer Hauptaufgaben. Die gemeinschaftlichen Hutungen der Thalregion sind allerdings weder von größerer Ausdehnung noch von guter Ertragsfähigkeit. Aber die zahlreichen Haus- und Heimweidegründe, welche in den Berggemeinden, insbesondere im Bregenzerwalde anzutreffen sind und häufig als Weidewechselfelder, das heißt periodisch als Äcker betrieben werden, sind für die Viehzucht und Milchwirthschaft äußerst werthvoll. Dasselbe gilt für die zwar nicht ausgedehnten, allein sehr günstig gelegenen und fruchtbaren, durchweg für Hornvieh geeigneten Nieder- und Mittelalpen der Bezirke von Bregenz, Dornbirn und Feldkirch, an welche sich die plateauartigen Hochweideflächen des Bregenzerwaldes anschließen. Die steilen und rauhen Alpen im Oberlande weisen nur eine geringe Grasproduction auf,

welche überdies häufig von Fels- und Gletscherstrecken unterbrochen ist und an vielen Orten blos Schaf- und Ziegenweide darbietet.

Die Gesammtfläche der vorarlbergschen Alpweidegründe umfaßt gegen 90.000 Hektar und einschließlich der alpnahen Waldweidereviere gewiß über 1.000 Quadratkilometer, also mehr als den dritten Theil des ganzen Landes. Nach der Art ihrer Benützung gibt es Kuh-, respective Senn- oder Melkalpen, dann gemischte Alpen, Galtalpen und Schafalpen. Pferdealpen gibt es in Vorarlberg nicht, wohl aber kommen sogenannte „Roßstände“ vor, wie die sauren oder versumpften Weidestriche bezeichnet werden. Die Melkziegen werden in nächster Nähe der Kuhalmen gehalten und die noch nicht milchgebenden galten oder jungen Ziegen den Schafen beigesellt. Voralpen, deren es insbesondere im Unterlande viele gibt, sind Grasländereien, welche zwar schon im höheren Gebirge liegen und am Beginn sowie nach Schluß der eigentlichen Alpzeit beweidet, dazwischen aber allsommerlich gemäht werden, sohin in erster Linie der Heuerzeugung gewidmet sind. Deßhalb gehören sie auch nicht zu der Culturart des alpinen Weidelandes, sondern zu den Wiesen oder „Heugütern“ und sind als solche allgemein in Privatbesitz. Die eigentlichen („Weide-“) Alpen sind im Oberland überwiegend Gemeinde- und Gemeinschaftsalpen. Im Unterland und in den Berggemeinden des Vorderlandes herrschen Interessenschafts- sowie reine Eigenthumsalpen vor. Erstere sind gemeinsames Privateigenthum mehrerer Mitbesitzer, letztere gehören einzelnen Interessenten allein.

Im Bereiche der Gebirgsgruppen der oberländischen Bezirke liegen die meisten Alpen in großer Entfernung von Haus und Hof, oft stundenweit über der Waldregion in einer Meereshöhe von 2.000 bis 3.000 Meter, vielfach schon umgeben von Fels- und Eiswildnissen und durchsetzt von Steinschutthalden und Lawinenstürzen. Anders gestalten sich die Alpenbilder in der zahmeren Bergwelt des Unter- und Vorderlandes. Vorherrschend aus Kalk und Dolomit bestehend und nur selten die Höhe von 2.000 bis 2.200 Meter erreichend, besitzen die Erhebungen hauptsächlich die Form von Tafelgebirgen, deren ausgedehnte Scheitelflächen die üppigsten Matten tragen. Hier hat sich daher auch das Molkereiwesen im größten Umfang entwickelt, sind die schönsten und zweckmäßigsten Alpenbauten errichtet worden, herrscht sorgsamste Pflege des Viehs und des Alpenbodens, wie denn daselbst überhaupt Betriebseinrichtungen und Wirthschaftsweisen anzutreffen sind, welche sich mit den besten Mustern anderer Alpengelände vergleichen lassen. Dort aber, wo die Natur nur wenig darbietet und das Wenige nur in kostspieliger, beschwerlicher und unsicherer Weise erzielt werden kann, wie in einem großen Theile der Bezirke von Bludenz und Montavon, da steht freilich auch der Culturzustand der vorarlbergschen Alpenweiden auf einer niederen Stufe. —

Weinbau, Obstbau und Seidenzucht in Tirol und Vorarlberg.

Diese drei Culturzweige verleihen der Landwirthschaft Südtirols, besonders jener des Etschthals und seiner wärmeren Seitenthäler, ihr eigenthümliches Gepräge. Neben der Viehzucht sind sie die hauptsächlichsten Einnahmequellen des Landes und ihre Producte gehören zu den wichtigsten Ausfuhrartikeln desselben. Sie bilden auch die Grundlage für manche Industrie und namentlich für den in vieler Beziehung lebhaften und gut entwickelten Handelsverkehr Südtirols. Ihnen vor Allem verdankt die dichte Bevölkerung des Etschthals Existenz und Wohlstand.

Der Weinbau, welcher mit Rücksicht auf seine volkswirthschaftliche Bedeutung in erster Linie steht, ist im südlichen Tirol jedenfalls alten Ursprungs. Es fehlen uns bestimmte Anhaltspunkte über die Zeit der ersten Einführung der Rebcultur im Etschthal, doch ist es höchst wahrscheinlich, daß der Weinbau im jetzigen Südtirol, einem Theile des alten Rhätiens, schon vor Beginn unserer Zeitrechnung eingeführt war. Der römische Einfluß machte sich hier schon sehr früh geltend. Daß in Rhätien zur Zeit des Kaisers Augustus Weinbau getrieben wurde, ist geschichtlich nachgewiesen. Rhätische Weine, wahrscheinlich Weine des Valtelin, gehörten zu den Lieblingsgetränken des Kaisers und ist anzunehmen, daß auch dem sonnigen Etschthal zu jener Zeit die Pflege der Rebe nicht mehr fremd war. Wie am Rhein und in Pannonien erfuhr der Weinbau auch in Tirol durch Kaiser Probus wesentliche Förderung und weitere Entwicklung. Die Stürme der Völkerwanderung konnten denselben nicht ausrotten, denn wir hören den heiligen Severin im V. Jahrhundert mit Bewunderung von dem ausgedehnten Weinbau Rhätiens sprechen. Eine bestimmte Erwähnung des Tiroler Weinbaues finden wir aber erst in einer Urkunde des Jahres 855, welche der Weinberge von Bauzena (Bozen) gedenkt und aus der hervorgeht, daß daselbst schon lange Weinbau getrieben wurde. Im Jahre 967 finden wir auch des Weinbaues im Vintschgau, dem Gau östlich von Meran gedacht, und eine Urkunde des Jahres 965 spricht sogar von dem Weinbau in Sautens, einem Dorfe im Bezirk Innsbruck, woraus wir ersehen, daß auch in Tirol, wie in so vielen anderen Gebieten der Weinbau in früheren Zeiten weit über seine jetzige Grenze hinaus versucht worden ist.

In jener Zeit waren es vornehmlich Klöster, welche den Weinbau in Südtirol förderten. So hören wir, daß um 1060 über 25 baierische Klöster und Stifte in der Gegend von Bozen Weingüter besaßen, und wiederholt bezeugen Urkunden Schenkungen von Weingütern und von Wein an Klöster und Kirchen in und außer dem Lande. Vincenz von Prag rühmt in seiner Schilderung des Feldzuges Friedrichs I. nach Italien 1158 den Bozener Wein, der auch Wolfram von Eschenbach begeisterte. Im XV. Jahrhundert gedenkt der tirolische Dichter Oswald von Wolkenstein in der Fremde mit Sehnsucht des

Weines von Tramin. Im XVI. Jahrhundert hatten besonders die Weine von Tramin, Gries, Lana, Kronmetz, Trient und Isera einen weiten guten Ruf.

In neuerer Zeit ist sowohl von einzelnen hervorragenden Männern — es sei da namentlich des Erzherzogs Johann gedacht — als von Vereinen und vom Lande viel zur Hebung des Tiroler Weinbaues geschehen. An einzelnen weniger günstigen hochgelegenen Punkten, wie zum Beispiel im Gebiete von Klausen und im Vintschgau, hat derselbe wohl an Ausdehnung verloren und mußte vielfach dem Obst- und Feldbau weichen; dagegen hat die Weincultur im Etschthal besonders im italienischsprachigen Landestheile ganz außerordentlich an Ausdehnung und Intensität gewonnen, was vor Allem mit dem Zurückgehen der Seidenzucht infolge der in den Fünfziger- und Sechziger-Jahren verheerend aufgetretenen Raupenkrankheit zusammenhängt, welche die Grundbesitzer zwang, durch eifrigere Cultur der Rebe den Ausfall in den Einnahmen der Seidenzucht zu decken. Im Ganzen beträgt die dem Weinbau in Tirol und Vorarlberg gewidmete Fläche 17.083 Hektar, wovon 244 Hektar auf Vorarlberg, 6.139 Hektar auf Deutschtirol und 10.700 Hektar auf den italienisch sprechenden Landestheil entfallen. Hierbei ist zu bemerken, daß in Südtirol vielfach, namentlich in der Thalebene, gemischte Cultur herrscht, bei welcher die einzelnen Rebreihen durch mehr oder weniger breite Feld- oder Wiesenstreifen von einander getrennt sind. Namentlich herrscht die gemischte Cultur in Wälschtirol vor und entfallen dort zum Beispiel von den ausgewiesenen 10.700 Hektar Rebland 6.436 Hektar auf Weingärten, die zwar als solche bei der letzten Grundsteuerregulirung eingeschätzt wurden, aber größtentheils auch noch Feld- und Baumculturen umfassen.

Die durchschnittliche Weinernte Tirols beträgt nach den amtlichen Angaben, die wohl eher etwas zu niedrig als zu hoch gegriffen sein dürften, rund 380.000 Hektoliter. Vorarlberg erzeugt nur etwa 4.500 Hektoliter. In den einzelnen Jahren ergeben sich aber bedeutende Schwankungen und kann das gesammte Weinerträgniß Tirols wohl in manchen Jahren auf 600.000 Hektoliter steigen, um in argen Fehljahren auf 150.000 Hektoliter zu sinken.

Obgleich die Rebe zweifellos ebenso in dem von deutscher, wie in dem von italienischer Bevölkerung bewohnten Theil des Landes vom Süden aus, von Italien, von den Römern verpflanzt wurde (worauf auch die vielen Bezeichnungen romanischen Ursprungs im Weinbau hindeuten), so unterscheidet sich doch der Weinbau in diesen beiden Gebieten ganz wesentlich, sowohl was die vorherrschenden Rebsorten, als die Art der Cultur und selbst die Weinbehandlung betrifft. Während die Gebiete von Bozen und Meran mehr lichtrothe, angenehm blumige, leichte Tischweine erzeugen, herrschen im Gebiet von Trient und Rovereto dunklere, kräftige, den Producten des angrenzenden Italiens ähnliche Weine vor.

Durch die Größe der Production ragt im nördlicheren deutschsprechenden Theile Südtirols zunächst namentlich das Weinbaugebiet von Bozen mit den Gemeinden Gries, Zwölfmalgreien, den sogenannten Überetscher Gemeinden Kaltern, Eppan, Girlan, Tramin hervor, dessen Weine schon früh einen bedeutenden Ruf auch im Ausland genossen, ebenso die Gemeinden Auer, Neumarkt, Salurn, Margreid und Kurtatsch, welche zusammen fast ein Drittel der gesammten Weinfechsung des Landes erzeugen. Hieran schließt sich der Weinbau des Meraner Gebietes mit den Hauptweinbaugemeinden Algund, Gratsch, Tirol, Marling, Riffian, Mais, Schönna, Lana, Nals, Andrian. Von geringerer Bedeutung ist der Weinbau des Eisackthals, welcher den Übergang zu dem kleinen Brixener Weinbaugebiet bildet, dessen Rebcultur und Rebproducte schon mehr jenen nördlicherer Weinländer gleichen und woselbst auch im Gegensatz zum wärmeren Etschlande der Weißwein vorherrscht. Die durchschnittliche Weinproduction des Brixener Gebietes beträgt etwa 5.000 Hektoliter und hat bisher nur örtliche Bedeutung.

In dem südlicheren Theile des Tiroler Weinbaugebietes sind dagegen die intensiv bewirthschafteten Weingelände von Mezzolombardo und Mezzotedesco hervorzuheben, hieran anschließend die Weinberge von St. Michele und Lavis, die Berggelände von Giovo, Meano und Cembra, die fruchtbare Ebene bei Trient, das Campo Trentino und die trefflichen Hügellagen im Umkreise dieser Stadt, dann weiter im Etschthal die bedeutenden Weinbaugebiete von Calliano, Nomi, Mori, Lizzana, Aldeno, Pomarolo, Nogaredo, Ala und Avio, sowie vor Allem die herrlichen Lagen von Isera, dessen Weine zu den besten des Landes gehören. Hierzu kommen ferner die vorzüglichen Lagen im Sarcathal und am Gardasee.

Auch in den südlichen Seitenthälern des Etschthals, im Nonsthal (Cles, Revò) und im Suganathal (Borgo, Strigno) wird bedeutender Weinbau getrieben, die Cultur der Rebe verliert aber hier mehr und mehr den Charakter, den sie im Etschthal besitzt.

In Vorarlberg sind besonders die südlichen und südwestlichen Abhänge des Rheinthals, die südwestliche Abdachung des Bregenzerwaldes und die Ufer des Bodensees der Cultur der Rebe gewidmet.

Die Bodenverhältnisse in den Tiroler Weingeländen sind sehr mannigfaltige. In den Hügellagen des Etschthals finden wir neben Porphyr und etwas Granit namentlich in großer Ausdehnung Kalkboden. An einzelnen wenigen Punkten, wie in Isera und bei Maderno nächst Trient, tritt der für das Gedeihen der Rebe so treffliche Basaltboden zu Tage. In der Etschthalebene ist es zumeist fruchtbarer, durch Verwitterung von Urgestein unter Beimischung von Kalksteinresten gebildeter Alluvialboden, auf dem die Rebe üppig gedeiht. Ganz besonders günstig für die Massencultur gewisser werthvoller Rebsorten, wie Teroldigo und Lagrein, erweisen sich sandige Alluvialböden, wenn sie, wie vielfach

bei Bozen, sowie im Gelände von Mezzolombardo einen durchlassenden schottrigen Untergrund besitzen und gleichzeitig genügend Wasser vorhanden ist, um die Rebgründe im Sommer während der trockensten und wärmsten Zeit entsprechend zu bewässern. Überdies wäre noch der Glimmer- und Kalkschieferböden des Valsugana und der Mergelböden des Nonsthals zu gedenken.

Der Weinbau erhebt sich in Südtirol bis zu 700, ja an einzelnen Punkten bis zu 900 Meter über die Meeresfläche. Das Klima Südtirols ist dem Weinbau im Allgemeinen günstig. Die durchschnittliche Jahrestemperatur des Etschthals beträgt 11 bis 12 Grad Celsius. Der Sommer ist zumeist sehr warm und es gelangen bei schönem Herbst auch sehr spätreifende Traubensorten noch genügend zur Reife. Der Winter ist meist mild, nur selten und meist auch nur vorübergehend sinkt die Temperatur unter 5 Grad, äußerst selten auf 11 Grad Celsius unter Null herab. Ein kleiner Theil des Landes, die Gegend um den Gardasee und das Sarcathal, zeigen sogar ein der Riviera ähnliches Klima, so daß dort der Olivenbaum mit Vortheil cultivirt werden kann. Trotzdem tritt in manchen Lagen im Winter Rebtod ein. Seltener sind, von den höher gelegenen Thälern abgesehen, Frühjahrsfröste zu befürchten, doch haben auch solche in einzelnen Jahren, wie zum Beispiel 1875, sehr großen Schaden verursacht.

Für den Weinbau nicht sehr günstig ist die Größe und die Vertheilung der Niederschläge im Etschthal. In St. Michele schwankte der Jahresniederschlag in den letzten 15 Jahren von 570 bis 1.371 Millimeter und beträgt im Durchschnitt dieser Periode 1.044 Millimeter. Nicht weniger als sechsmal während des letzten Decenniums: in den Jahren 1882, 1885, 1888 (zweimal), 1889 und 1890, überfluthete die Etsch weite Thalflächen. Besonders ungünstig für den Weinbau ist zudem noch die Vertheilung des Niederschlags. Zumeist sind es die Monate Mai und Juni und die Herbstmonate September und October, in welchen länger andauerndes Regenwetter eintritt, während in den Sommermonaten Juli und August nicht selten die Reben in manchen Lagen selbst durch übermäßige Wärme und Trockenheit zu leiden haben. Die Herbstregen zwingen oft zu früher Lese, da sonst die Trauben der Fäulniß anheimfallen; Spätlesen wie am Rhein und die Gewinnung stocksüßer Cibeben wie in der Hegyalja sind in Tirol ganz unmöglich.

Das gleichzeitig warme und feuchte Klima des Etschthals begünstigt auch ganz außerordentlich die Entwicklung pilzlicher Parasiten. Die sogenannte Traubenkrankheit (Oïdium Tuckeri) drohte in den Fünfziger-Jahren den Weinbau Tirols geradezu zu vernichten, bis endlich vom Jahre 1862 an, namentlich durch die eifrige Thätigkeit des Bozener „Schwefelapostels“ Comini, der Gebrauch des Schwefelpulvers zur Bekämpfung der Krankheit sich verallgemeinerte und 1865 wieder von einem normalen Erträgniß gesprochen werden konnte.

Eine große Gefahr drohte dem Tiroler Weinbau neuerdings auch durch das Auftreten des sogenannten falschen Mehlthaues, der Peronospora viticola. Diese Pilzkrankheit wurde im Jahre 1880 hier zuerst beobachtet. Anfangs trat sie erst gegen den Herbst und vorherrschend nur in feuchteren Lagen auf. Von Jahr zu Jahr aber stellte sich die Krankheit früher ein und wuchs der durch sie verursachte Schaden; die Blätter der Reben fielen ab und weder die Trauben noch die Rebtriebe konnten zur Reife gelangen. In manchen Lagen dachte man schon an völliges Aufgeben des Weinbaues. Doch auch diesen Rebfeind gelang es seit 1886 zu bekämpfen. Freilich ist dadurch dem Tiroler Weinbau wie durch die Verwendung des Schwefels eine neue Last erwachsen. Endlich dürfen wir auch eines



Dachlauben.

Feindes aus dem Insectenreich nicht vergessen, des Traubenwicklers, der Gosse, wie das Räupchen in Tirol genannt wird, welcher noch heute, wie schon vor Hunderten von Jahren, enormen Schaden in den Weingärten Südtirols verursacht.

Die Rebe des Etschthals, namentlich im deutschsprachigen Gebiete, wird fast ausschließlich auf den sogenannten Pergeln (Dachlauben) gezogen. Die Pergel oder Dachlaube (bei Meran Pataune oder Pontaune genannt) ist ein dachartiges Gerüst, aufgebaut aus den aufrecht stehenden Säulen (bei Meran Laststecken) und den kürzeren rückwärts stehenden Pfosten, welche durch die schiefliegenden Schalter (Träger) verbunden sind. Diese sind wieder untereinander oben und unten durch die Cantinellen (Gfallner) vereinigt. Das so gebildete Pergelblatt wird in kurzen Zwischenräumen mit dünnen Latten, auch

Stallein, Hacken oder italienisch Filetti genannt, belegt, auf welche die Tragruthen des mindestens bis zum Fuße der Dachlaube, bis zur unteren Cantinelle gezogenen Rebstammes aufgelegt und angebunden werden. Es ist eine Lust, im Herbste unter das mit grünem Laube bedeckte Pergelblatt zu schauen, von welchem dann in fruchtbaren Jahren Traube an Traube herabhängt. Trotz Allem, was vielfach gegen diese Art der Reberziehung eingewendet wurde, hat sie sich bisher nicht nur behauptet, sondern auch weiter, namentlich im Gebiete von Trient verbreitet, wo man statt derselben vielfach noch die sogenannte Scarozziziehung vorfindet. Bei dieser werden die Reben an hohen Pfählen, größtentheils in den Boden gesteckten und sich darin mitunter längere Zeit grünend erhaltenden Weidenstecklingen, gezogen. Die Tragruthen der mehr oder weniger hoch gezogenen Rebstämme werden dann unregelmäßig, doch so, daß sie sich möglichst gleichförmig über die aufrechte Wand vertheilen, in Halbbogen an die Pfähle gebunden. Indeß werden bei sorgfältiger Cultur die Scarozzi durch die Dachlauben immer mehr verdrängt, namentlich seit die Herstellung der letzteren durch die Einführung des Eisendrahtes, der an Stelle der Filetti über das Pergelblatt gespannt wird, weniger kostspielig geworden ist. Für die Massencultur, die in Tirol herrschend ist, sowie für die heimischen, einen langen Schnitt verlangenden Rebsorten ist die Dachlaube in der That ganz vorzüglich geeignet, die Trauben reifen an derselben ebensogut wie in niederer Cultur und faulen weniger leicht. Vor Allem aber verlangt die Pergelcultur im Sommer weniger Handarbeit als die zum Beispiel in Niederösterreich und am Rhein übliche niedere Rahmen- oder Pfahlcultur. In der Thalebene kommt noch dazu, daß eine höhere Ziehungsart auch mit Rücksicht auf Frühjahrsfröste geboten ist.

Nur vereinzelt und in geringer Ausdehnung finden wir bei Cultur fremder, nach Tirol eingeführter, rheinischer und französischer Rebsorten zur Erzeugung feinerer Weine andere Arten der Reberziehung im Etschthal vor. In den höher gelegenen Seitenthälern, wie zum Beispiel im Nonsthal, dem Valsugana, wie auch in der Gegend von Brixen ist die niedere Ziehung der Rebe dagegen die geradezu herrschende und unter den dortigen weniger günstigen klimatischen Verhältnissen, wo die Bodenwärme für die Reife der Trauben in höherem Grade in Betracht kommt, auch die besser entsprechende. Gegen die Landesgrenze, gegen Süden, gegen Italien zu wird die Erziehungsart der Rebe hinwieder eine immer höhere und geht nach und nach in die norditalienische Guirlandencultur über, wo die Rebe sich auch heute noch „mit den Ulmen vermählt" und die Fruchtruthen derselben sich von Baum zu Baum miteinander verknüpfen.

Die Bearbeitung der Weingärten, welche vielfach auch durch Gespann erfolgt, die Düngung derselben, sowie die ganze Behandlung der Pflanzen ist im Etschthal zumeist eine außerordentlich sorgfältige, ja in manchen Gegenden geradezu musterhafte.

In Bezug auf den Rebsatz unterscheiden sich das deutsch- und das italienischsprachige Weinbaugebiet ganz wesentlich von einander. In beiden aber sind rothe Traubensorten die weitaus vorherrschenden. Im Bozener Weinbaugebiete sind es vor Allem die wenig farbstoffreichen Vernatschsorten, der Kleinvernatsch, der Gemeinvernatsch, der Großvernatsch und der Geschlafene oder Roßara, welche die Grundlage zur Herstellung der leichten, angenehm blumigen, lichtrubinrothen, namentlich in Nordtirol, aber auch vielfach in den angrenzenden Ländern mit Vorliebe getrunkenen Tischweine bilden, die so recht jenen Weintypus darstellen, der allgemein als der Tiroler bekannt ist.

Neben den genannten Sorten wird besonders bei Bozen der intensiv dunkelfarbige Lagrein cultivirt, welcher hauptsächlich zum Aufbessern und zur Verstärkung der Farbe der gewöhnlichen Weine benützt und infolge dessen theuer bezahlt wird. In der Gegend von Meran herrscht weitaus der Großvernatsch oder Edelvernatsch vor, welcher einen geringen, weniger kräftigen, säuerlichen Wein liefert; dagegen ist die Traube von Großvernatsch als Tafeltraube infolge ihrer weichen, nicht herben Hülse und ihres angenehmen fleischigen, nicht allzu süßen Geschmacks sehr geschätzt; sie wird in Meran selbst als Kurtraube in großen Mengen verzehrt und bildet außerdem einen bedeutenden Exportartikel. Von weißen Sorten werden im deutschen Etschthal namentlich Weißvernatsch, Blatterle und Muscatblatterle, in geringer Ausdehnung Brattraube und, auf das Gebiet von Terlan beschränkt, der wenig ertragreiche Terlaner cultivirt. In den feuchteren Lagen an der Etsch wurde zudem in der letzteren Zeit vielfach eine amerikanische Rebsorte, die sogenannte Erdbeerrebe (eine Labruscavarietät) gepflanzt, welche gegen Oïdium und Peronospora verhältnißmäßig widerstandsfähig ist und reiche Erträge eines allerdings sehr geringen Weines von unangenehmer Blume liefert, der fast nur als Hauswein Verwendung findet.

Im italienischsprachigen Theile des Etschthals verdient vor Allem der Teroldigo, welcher besonders bei Mezzolombardo, Mezzotedesco, St. Michele, Lavis und Sorni cultivirt wird, unsere volle Beachtung. Er liefert einen tief dunkeln angenehmen kräftigen Wein, der ähnlich dem Lagrein hauptsächlich zum Aufbessern und zum Verschnitt mit geringeren Weinen verwendet wird, aber auch bei entsprechender Lagerung zur Herstellung vorzüglicher Flaschenweine dienen kann. Ferner treffen wir auch hier die Sorten Roßara, sowie Gemein- und Großvernatsch, in Italienischtirol Schiava und Schiavone genannt. Am verbreitetsten ist in den Hügellagen Wälschtirols aber wohl die Sorte Negrara, die in guten Lagen einen kräftigen, gutgefärbten, werthvollen Wein liefert; hieran schließt sich die tiefdunkle Marzeminotraube, die besonders in der Roveretaner Gegend sehr verbreitet ist, ferner der Gropello, die Hauptsorte des Nonsthals, der Marzemino-Padovano und die säuerliche aber dunkle und reichtragende Pavana, welche den Hauptsatz der

Valsugana bildet. Von weißen Sorten sind auch da vorherrschend der Weißvernatsch, ferner die Nosiola (Durello), welche im Sarcathal zur Herstellung vorzüglicher Dessertweine dient, die Bianchetta, Peverella, Maor und andere.

Im Brixener Gebiet treten die altheimischen Tiroler Rebsorten gegen fremde später eingeführte Sorten zurück, da sich erstere als zu spät reifend hier, an der Grenze des Tiroler Weinbaues, schon weniger bewährten. Namentlich haben sich da weiße Sorten wie Ortlieber, Elbling, weißer Burgunder, von rothen: Portugieser und blauer Burgunder eingebürgert.

Im Hauptweinbaugebiete Tirols, im Etschthal, wurde es mehrfach versucht, fremde, deutsche, österreichische und französische Rebsorten zur Herstellung feinerer Weine einzuführen. Die erste Anregung zu solchen Bestrebungen gab Erzherzog Johann. Wir finden noch jetzt vereinzelt alte Pflanzungen solcher sogenannten Straͤreben, bei welchen in der Regel nicht eine einzelne Rebsorte, sondern der gemischte Satz einer bestimmten Gegend zu finden ist. In den Sechziger-Jahren wurde die Anpflanzung feinerer Rebsorten durch die Weinbauschule Klosterneuburg und ihre Schüler gefördert und stammen daher viele Pflanzungen namentlich von Riesling, Traminer und blauem Burgunder. Durch die 1874 gegründete landwirthschaftliche Landeslehranstalt und Versuchsstation in St. Michele wurde namentlich auf die Einführung von Bordeauxreben zur Herstellung feinerer Rothweine hingearbeitet, da diese durch ihre spätere Reife und größere Härte dem Burgunder im Etschthal entschieden vorzuziehen sind. Außerdem finden wir auch vereinzelt den rothen und grünen Veltliner, den Mosler, Kadarka, Blaufränkisch, der besonders im Valsugana beliebt ist und als Tafeltraubensorten den frühreifenden Portugieser und vereinzelt den Gutedel.

Im benachbarten Vorarlberg ist es vor Allem der blaue und frühblaue Burgunder, aus welchem jene angenehmen, etwas säuerlichen aber blumigen Tischweine entstehen, die der Vorarlberger allen anderen vorzieht, deren Menge aber lange nicht hinreicht, um den Verbrauch des Ländchens zu decken.

Die Weinbereitung bietet in Tirol manche Eigenthümlichkeiten dar. Vor ungefähr 200 Jahren wurden hier wie in Niederösterreich die „gewimmten" Trauben alsbald gepreßt und als Most zur Vergährung gebracht. Erst in der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts wurde die heute übliche Behandlung, bei welcher man den Most mit den Hülsen und meist auch mit den Kämmen vollkommen vergähren läßt, von Italien her durch den Arzt H. Quarinoni in das Land gebracht. In den älteren Urkunden und in den Urbarbüchern wird auch die Praschlet (oder Maische) nicht erwähnt, sondern immer nur vom Most gesprochen. Weine, welche, um sie milder zu machen, nur kurze Zeit mit den Trestern gähren oder noch süß gepreßt werden, nennt man hier gekretzerte Weine oder Kretzer.



Weinlese bei Bozen.

Da auch der Weißwein größtentheils nach dieser nur für Rothwein passenden Behandlungsart hergestellt wird, so sind die Weißweine Tirols, die übrigens erst in den letzten Jahren eine größere Rolle zu spielen beginnen, für den Handel weniger geeignet. In neuerer Zeit finden wir aber bereits vielfach den Weißwein in entsprechender Weise durch Vergährung des Mostes gewonnen, wie denn überhaupt die Weinbehandlung im Lande sehr bedeutende Fortschritte macht. Besonders auffallend ist dies im italienischsprachigen Landestheil, welcher in der obigen Beziehung früher gegen Deutschtirol sehr zurückstand, das ja schon seit Jahrhunderten bedeutenden Weinhandel trieb, während im ersteren, wo früher die Seidenzucht die Hauptquelle des Wohlstandes bildete, die Weinproduction nur den eigenen Bedarf zu decken hatte. Überall sehen wir jetzt neue Keller erbauen und der Reinhaltung des Faßgeschirres immer allgemeiner die größte Aufmerksamkeit zuwenden.

Die früher wohl richtige Annahme von der geringen Haltbarkeit des Tiroler Weins ist nicht mehr zutreffend. Tirol erzeugt heute, wenn auch in geringer Menge, ganz treffliche Flaschenweine. Die Hauptmasse der Production besteht dagegen allerdings in leichteren Tischweinen, welche in der Regel im Laufe eines Jahres consumirt werden und durch langes Lagern zwar nicht verderben, aber meist auch nicht wesentlich gewinnen.

Der Tiroler Tischwein ist nicht nur für ganz Tirol, auch für Nordtirol Volksgetränk, er hat auch außer dem Lande zahlreiche Freunde und wird gerne und mit Vorliebe in den angrenzenden österreichischen Ländern, wie auch in der Schweiz, besonders in den östlichen Cantonen, im südlichen Baiern, am Bodensee und in Württemberg getrunken, so daß sich in Tirol ein bedeutender Weinhandel entwickeln konnte. Einen wichtigen Ausfuhrartikel bildet in neuerer Zeit im Herbst süßer, in langsamer Gährung befindlicher Most, welcher besonders in die Schweiz, wo er den Namen Suser oder Sauser führt und sehr gerne getrunken wird, sowie auch nach Vorarlberg und Württemberg in ganz bedeutenden Mengen ausgeführt wird.

Die Bereitung des Weines, namentlich für den Großhandel, concentrirt sich hauptsächlich in den Händen größerer Producenten und Weinhändler. — In Südtirol bestehen auch einzelne bedeutende önologische Gesellschaften; dieselben kaufen im Herbst die Fechsung der kleineren Weingutsbesitzer, sei es in der Form von Maische oder noch als Trauben nach dem Gewicht, was sich besonders vortheilhaft erweist, und können dann, mit allen nöthigen Hilfsmitteln versehen, den Wein in vollkommen rationeller Weise behandeln. Nur in wenigen Gegenden, wie zum Beispiel im Meraner Gebiete, dem Burggrafenamt, in manchen Seitenthälern, sowie in der Brixener und Klausner Gegend keltert der einzelne Weinbauer in der Regel selbst ein. Es hat diese Art des Weinhandels seine Licht- und seine Schattenseiten. Durch Bildung von Winzergenossenschaften wird es vielleicht da und dort auch dem kleinen Besitzer möglich werden, sein Product

selbst zu keltern und mit Vortheil als Wein zu verwerthen. Zum Hausgebrauch dient sehr allgemein Tresterwein (Vin piccolo), der durch Aufgießen von Wasser oder Zuckerwasser auf die vom Wein erübrigenden Trester erzielt wird. Diese selbst werden zum größten Theile zur Herstellung von Branntwein und nach Abdestillirung desselben als Viehfutter verwendet.



Das Laubklauben in Wälschtirol.

Schließlich seien noch die Namen einiger Tiroler Weine angeführt, die sich eines besonderen Rufes erfreuen.

Unter rothen Tisch- und Tafelweinen seien erwähnt der Magdalena, Leitacher und St. Justiner bei Bozen, der Girlaner, der Kalterer Seewein und der Traminer von Überetsch, der Nalser, der Küchelberger bei Meran, die Weine von Mezzolombardo, Sorni, Trient, Calliano, Nomi und Isera in Italienischtirol, als gute weiße Tisch- und Tafelweine die Terlaner Weine, von feinen Flaschenweinen die Weine von Rametz, von Goyen

bei Meran, der Kreuzbichler, Magdalena und Leitacher, der Terlaner Riesling, die Weine von St. Michele, die Weine von Maderno, Castel Aquila, St. Donato bei Trient, die Negraraweine von Calliano, die Weine von Isera, Villa und Marano bei Rovereto, endlich die vorzüglichen Dessertweine des Castel Toblino im Sarcathal.

In Vorarlberg gelten als beste Weinlagen jene von Ardetzenberg, Kapf, Blasenberg, Gais, Vaduz, Bock und Gutenberg.

Die Seidenzucht ist namentlich für Wälschtirol einer der wichtigsten Culturzweige geworden und hat da auch heute noch eine große Bedeutung, während sie sich in Deutschtirol nie allgemein einbürgerte und heute wohl nur in jenen Ortschaften noch gepflegt wird, welche einen starken Procentsatz an italienisch sprechender Bevölkerung aufweisen, wie dies zum Beispiel in Salurn, Branzoll, Leifers, Gargazon und anderen Orten der Fall ist. Diese eigenthümliche Erscheinung steht wohl in engem Zusammenhang mit der verschiedenen Lebensweise und den verschiedenen Sitten und Gebräuchen der deutschen und italienischen Bevölkerung. Im italienischsprachigen Landestheil mag auch das dort herrschende System der Mezzadria (Halbbau) wesentlich zur Erhaltung und Förderung der Seidenzucht beitragen.

Über die Einführung des Seidenbaues in Südtirol sind uns nur wenige geschichtliche Thatsachen bekannt. Die ersten Maulbeerbäume sollen unter der Regierung der Republik Venedig im Jahre 1416 im Stadtbezirk von Rovereto gepflanzt worden sein. Aus einer Verordnung des Dogen Lorenzo Loredano von Venedig ist zu ersehen, daß in Ala, das damals ebenfalls zur Republik Venedig gehörte, der Seidenbau im Jahre 1505 schon ziemlich ausgedehnt war. Im Jahre 1548 entstand im jetzigen Südtirol das erste Filatorium, die erste Seidenspinnerei. In Trient hat sich die Seidenzucht etwas später eingebürgert, da die Stadt der Fürstbischöfe den Anregungen des Handelsverkehrs weniger zugänglich war als Rovereto, Ala und Riva. Im Nonsthal bürgerte sie sich erst zu Anfang dieses Jahrhunderts ein und in Primiero wurde sie erst 1860 eingeführt.

Im Jahre 1667 war die Seidenzucht schon so verbreitet und die Ernten an Cocons (auch Galette genannt) waren so bedeutend, daß sich die Gemeinde Rovereto veranlaßt sah, jährlich einen bestimmten Normalpreis unter dem Namen „tassa dei bozzoli“ zu bestimmen, welcher zwar nicht rechtlich bindend war, aber doch die Grundlage für den Coconshandel bildete.

In den Jahren 1848 bis 1852 stand die Seidenzucht in Tirol in höchster Blüte. Sie war für den italienischsprachigen Landestheil unstreitig der wichtigste Erwerbszweig. Wer Laub hatte, war sicher, auch Cocons zu erzielen. Der Same, die Eier des Seidenspinners wurde ohne viele Umstände und Vorsichtsmaßregeln von den Bauersfrauen

gewonnen, und die Ernte war eine so sichere, daß die Bauern dieselbe noch vor Beendigung der Zucht leicht verkaufen konnten; in jedem Dorfe arbeiteten in den Sommer- und Herbstmonaten wenigstens ein paar kleine Seidenspinnereien (Spinnstühle) meist unter freiem Himmel; überall hörte man das Geräusch der sich drehenden Haspeln und den fröhlichen Gesang der spinnenden Mädchen.

Die durchschnittliche Cocon-Production der Vierziger-Jahre gibt Staffler (Tirol und Vorarlberg 1848) im Ganzen mit 5,367.000 kleinen oder 3,220.000 Wiener Pfunden (gleich 1,803.312 Kilogramm) an, wovon 974.600 auf den Kreis Rovereto und 2,144.250 auf jenen von Trient fielen, während in Deutschtirol nur 101.250 Wiener Pfund Galetten erzielt wurden, wovon 50.000 Pfund auf den Bezirk Kaltern, 30.000 Pfund auf den Bezirk Neumarkt und 250 Pfund auf Brixen entfielen. 1852 betrug die Cocon-ernte 3,713.930 Pfund oder über 2 Millionen Kilogramm.

Die Production war trotz des billigen Preises der Galetten im sichtlichen Steigen begriffen, als im Jahre 1855 auch in Tirol die Körperchen- oder Fleckenkrankheit auftrat. Die alte werthvolle gelbe Race fiel der Krankheit zum Opfer. Man durchwanderte zunächst den Orient, überall nach gesundem Seidenraupensamen fahndend, um endlich, wie die übrigen Seidenländer, die Zuflucht zum fernen Japan zu nehmen. Es war namentlich der ehrwürdige Don Grazioli, welcher wiederholte Reisen unternahm, um das Land mit gesünderem, wenn auch weniger werthvollem Seidenraupensamen zu versehen. Der damals eingeleiteten Action entstammt auch ein Fond von über 100.000 Gulden, der, vom Landesculturrath in Trient verwaltet, auch jetzt noch wesentlich zur Förderung der Seidenzucht beiträgt.

Bis zum Jahre 1869 war der heimischen Seidenzucht nur ein kümmerliches Dasein beschieden. Die großen Auslagen, welche nunmehr mit derselben verbunden waren, das häufige Mißglücken der Zuchten machten ihren Ertrag sehr zweifelhaft. Die Seidenzucht glich einem Lotteriespiel; einzelne Glückliche gewannen, die Mehrzahl verspielte. Endlich im Jahre 1870 schimmerte den Seidenzüchtern wieder ein Hoffnungsstrahl. Mit Hilfe des Mikroskopes wurde das Wesen der Krankheit erkannt und alsbald gelang es auch, sie erfolgreich zu bekämpfen. Mit Unterstützung der Regierung brachte es die Handelskammer in Rovereto und der landwirthschaftliche Verein (Consorzio agrario) in Trient dazu, gesunden Samen zu erzeugen. Gleichzeitig wurden die Zuchten im Allgemeinen kleiner und besser geleitet, daher auch sicherer.

Vielfach wich die Seidenzucht wohl dem Weinbau, dem man jetzt größere Aufmerksamkeit als früher schenkte, immerhin aber blieb sie einer der wichtigsten landwirthschaftlichen Betriebszweige, wenigstens im italienischsprachigen Landestheile, während sie in Deutschtirol allerdings fast jede Bedeutung verlor.

Die Größe der Coconsernten im letzten Decennium ergeben sich aus nachstehender Zusammenstellung:

1881........	1,400.000 Kilogramm	1886........	1,800.000 Kilogramm
1882........	1,350.000 „	1887........	2,000.000 „
1883........	1,600.000 „	1888........	2,150.000 „
1884........	1,275.000 „	1889........	1,800.000 „
1885........	1,500.000 „	1890........	1,500.000 „

Große Umwälzungen ergaben sich in den letzten 20 Jahren in Betreff der weiteren Verarbeitung, der Abspinnung der Cocons. Die früher mit Holzfeuer und Handbetrieb in jedem Dorfe arbeitenden und das Product derselben verwerthenden Spinnstühle, diese kleinen Werkstätten, in welchen so viel Lust und Leben herrschten, verschwanden. Sie waren nicht mehr im Stande, den vom Seidenhandel gestellten Anforderungen an die Feinheit und Festigkeit des Seidenfadens zu genügen. An ihre Stelle trat der fabriksmäßige Betrieb. In wenigen großen Spinnereien (Filande) wird nun das Product des Landes gesammelt, um dort unter Leitung geschickter Fachmänner von Hunderten theilweise ganz jungen Bauernmädchen, welche sich in die Filanden drängen, versponnen zu werden. Wie dies fast bei jeder Calamität der Fall, hat übrigens auch der Schlag, welcher die Seidenzucht traf, wesentlich zum Fortschritt derselben beigetragen. Die Ergebnisse einer guten Zucht sind heute viel günstigere, als sie es in früheren Zeiten waren. Der Same wird nicht mehr von den einzelnen kleinen Züchtern, sondern von eigenen sachkundigen Graineurs in bedeutender Menge und zu billigem Preise, namentlich von der Seidenbaustation des Landesculturrathes hergestellt. Die Zuchten, mögen sie auch noch immer zu wünschen übrig lassen, werden doch im Ganzen sorgfältiger als ehedem geführt.

Heute werden im Lande durchschnittlich über ein und einhalb Millionen Kilo Cocons jährlich geerntet, die zu dem durchschnittlichen Preise von 1 fl. 30 kr. eine Einnahme des Landes von nahezu zwei Millionen Gulden darstellen, welcher Ertrag zudem in 30 bis 35 Tagen ohne große Auslagen erzielt wird. Es ist dies daher gewiß ein landwirthschaftlicher Erwerbszweig, der die vollste Beachtung verdient und dem Lande zum Segen gereicht, besonders wenn die Zucht nicht über das entsprechende Maß ausgedehnt wird und der Maulbeerbaum nur dort seine Stätte findet, wo er andere Culturen, namentlich den Weinbau, nicht ernstlich beeinträchtigt.

Obstbau. Neben dem Weinbau hat, besonders in Deutschsüdtirol, der Obstbau eine große wirthschaftliche Bedeutung erlangt. Wenn auch der Obstbau von altersher in den meisten Thälern des Landes betrieben wurde, so hat derselbe doch insbesondere in diesem Jahrhundert in Deutschsüdtirol durch den Anbau und die Verbreitung feineren Tafelobstes für den Export eine allgemeine Bedeutung und einen großen Ruf erlangt; in den

letzten zwei Decennien nimmt nun auch der italienischsprachige Landestheil lebhaft am Wettbewerbe Theil und wird dem Obstbau eine allgemeine Bedeutung beigelegt. Wenn Tirol als das Schmuckkästchen der österreichischen Obstproduction bezeichnet wird, so hat dies seine Berechtigung, indem wohl kaum in einem anderen Kronland in gleich intensiver Weise Obstbau betrieben und namentlich die Qualitätsfrage so sehr in Betracht gezogen wird.

Die große Verschiedenheit des Gebirgslandes in Lage und Bodengestaltung bringt es mit sich, daß dieses Land eine seltene Mannigfaltigkeit an Früchten der verschiedensten Art aufweist, die noch dadurch gesteigert wird, daß die einzelnen Varietäten in ganz verschiedenen Perioden reifen, so daß es nicht schwer fällt, neben der Orange, der Feige, der Traube, dem Granatapfel, der Kastanie und dem Spätherbstobst auch die ganze Reihe der in wärmeren Lagen bereits im Frühsommer reifen Früchte, die Johannisbeere, die Kirsche, die Marille gleichzeitig hervorzubringen. Abgesehen von Orangen und Citronen, welche vielfach in Gärten, namentlich an den Ufern des Gardasees auch im Freien gezogen, über Winter wohl durch entsprechende Schutzwände von Glas oder Brettern vor dem immerhin kalten Winter geschützt werden müssen, finden sich nebst den Hauptobstsorten, als Birnen, Äpfeln, Kirschen, Weichseln, Aprikosen (Marillen), Zwetschken, Pflaumen, Pfirsichen, Mandeln, sowie Quitten, Mispeln, den Cornelkirschen, dem Beerenobst, wie Johannis-, Stachelbeeren, Himbeeren und den Waldbeeren, den Preißel- und Brombeeren, Heidel- und Erdbeeren, endlich der eßbaren Kastanie, den Hasel- und Wallnüssen, als südliche Fruchtbäume die japanesische Mispel, der Olivenbaum, die Früchte der Pinie (Pignolien, Piniennüsse), der Erdbeerbaum, die echte Lotuspflaume (Diospyrus lotus), die amerikanische Lotuspflaume (Diospyrus virginiana), endlich die japanesische Lotuspflaume (Diospyrus Kaki) und andere.

Obgleich über die Geschichte des Tiroler Obstbaues so gut wie keine Daten niedergelegt sind, so steht es doch außer allem Zweifel, daß derselbe sehr alt ist.

Einen allgemeinen Aufschwung nahm der Obsthandel und damit auch die Obstproduction nach der Eröffnung der Schienenwege. Während früher der Transport des Obstes nach München auf der Landstraße, zum Theil durch die typischen Karrenzieher und Hausirer und nach Wien meist zu Wasser, in nur verhältnißmäßig kleineren Mengen erfolgte, bemächtigten sich nun tüchtige Kaufleute in Bozen und Wien des Tiroler Obsthandels, und es steigerten sich sowohl der Absatz wie die Preise, was wiederum eine weitere Ausdehnung des Obstbaues nach jeder Richtung zur Folge hatte. Leider hielten die hohen Preise nicht lange an und wurde der Export nach Rußland, welches Land einer der Hauptconsumenten der feinen Sorten, namentlich des weißen Rosmarinapfels war, sowohl durch die Entwerthung des Rubels als auch durch den bedeutenden Zoll

wesentlich erschwert. Auch die in dem letzten Decennium eingetretenen Überschwemmungen, so namentlich jene von 1882, haben viele tausend Bäume zu Grunde gerichtet.

Unter den Männern, welche sich um die Förderung des Tiroler Obstbaues und Gartenbaues wesentliche Verdienste erworben haben, führen wir namentlich Seine kaiserliche Hoheit weiland Erzherzog Rainer an, welcher die Bestrebungen des damals bestehenden, von tüchtigen und einsichtsvollen Männern geleiteten Gartenbauvereins in Bozen wesentlich unterstützte und selbst größere Musteranlagen ausführen ließ.

Der feld- oder landwirthschaftliche Obstbau beschränkt sich in Nordtirol und in den höher gelegenen Seitenthälern Südtirols hauptsächlich auf die Bepflanzung von in der Nähe der Häuser gelegenen Grundstücken, das heißt, auf die Anlage sogenannter Baumgärten, Bangart, oder wie sie in Wälschtirol heißen „broili", in geschlossenen, meist dicht stehenden waldartigen Anlagen als Hochstamm, wogegen in den Hauptobstgegenden Südtirols die Anpflanzungen in etwas größeren Entfernungen geschehen, sich dagegen gleichmäßig auf Äcker und Wiesen und speciell die Pfirsichculturen zum Theile auch in Weingärten ausbreiten. Mit Rücksicht auf den Schutz gegen Wind werden in Südtirol fast durchgehends sogenannte Halbhochstämme von 1 bis 1·40 Meter Höhe gepflanzt.

Die zu regelmäßigen Obstanlagen verwendeten Grundstücke sind entweder von Natur aus von einer gewissen Feuchtigkeit oder wurde, wo dieses nicht der Fall ist, besonders in den vorzüglicheren Obstgebieten, Bewässerung eingeführt. Kastanienpflanzungen sind meist an den sonnigen Bergabhängen der Granit-, Porphyr- oder Basaltstöcke waldartig angelegt und sind auch diese häufig mit Bewässerungsanlagen versehen, da der Kastanienbaum besonders während der Blüte keinen Mangel an Feuchtigkeit leiden darf, soll er eine reiche Ernte geben.

Sind nun auch die natürlichen Verhältnisse des Landes der Obstproduction im Allgemeinen günstig, so müssen wir doch der Meinung entgegentreten, als ob die Natur hier Pomonas Güter ohne Zuthun der Menschenhand so überaus reichlich ausstreue. Der Schaden, den namentlich Schmarotzerpilze in feuchten Jahren und zum Theile Insecten anrichten können, ist hauptsächlich bei dem Anbau von feinerem Tafelobst in manchen Jahren sehr groß. So ist es namentlich das Fusicladium dendriticum und Fusicladium pyrinum, welche Pilze nebst der Beschädigung der Ernährungsorgane das Obst schwarzfleckig — oder wie der Volksausdruck sagt jauschig — und daher als Tafelobst unbrauchbar machen. Die Bekämpfung dieser Parasiten durch Kupferverbindungen ist, mit Rücksicht auf die Höhe der Bäume, verhältnißmäßig schwierig, doch haben einzelne Versuche recht gute Resultate ergeben. Außerdem schädigt der sogenannte Mehlthau, Oïdium pomorum, die jungen Triebe und Blätter, besonders einzelner feiner Sorten derart, daß deren Anbau in manchen Lagen nicht lohnt. Durch fleißiges Bestäuben

der Bäume mit Schwefelpulver hat man zwar diesen Schädling mit Erfolg bekämpft, dafür aber den Obstbau mit außerordentlichen Kosten an Arbeit und Material belastet.

Die Cultur und Behandlung der Obstbäume ist im Allgemeinen rationell und sehr intensiv, da der Obstproducent nur bei gründlicher Pflege eine wirklich gute Qualität zu erzielen vermag. Neben dem Feld-obstbau entwickelt sich in den meisten größeren Orten der Gartenobstbau



Obstmarkt in Bozen.

in ganz außerordentlicher Weise, und bestehen unter anderem namentlich in Meran Formobstgärten in bedeutender Ausdehnung, in denen zumeist der weiße Wintercalvill, sowie einige der werthvollsten Birnsorten gezogen werden.

Die Zahl der im Großen angebauten Obstsorten ist eine sehr beschränkte; darin liegt auch zum Theil die Hauptstärke des Tiroler Obsthandels, der dadurch in die Lage versetzt ist, größere Mengen ein und derselben Sorte liefern zu können. Während das Obst der höheren Lagen etwas derberer Natur ist, zeichnen sich die hauptsächlich in Südtirol angebauten Tauben- und Rosenäpfel und Calvills durch elegante Form, Zartheit der Schale, durch zartes, weiches, leicht verdauliches und zum großen Theil stark gewürztes wohlschmeckendes Fleisch, ferner insbesondere durch lange Haltbarkeit aus.

Von den heimischen Sorten ist vor Allem der weiße Rosmarinapfel zu nennen, welcher als Qualitätsorte ersten Ranges den übrigen Tiroler Sorten den Weg bahnte, ja von dem der Ruf geht, daß ihm noch besondere geheime Kräfte innewohnen; demselben schließen sich seine Namensvettern der rothe und halbweiße Rosmarin an, ohne aber in der Güte ihren berühmt gewordenen Vetter zu erreichen; ferner der Köstlichste, wirklich ein köstlicher Apfel von prächtigem Äußern, der würzige und prachtvoll gefärbte Edelrothe mit äußerst mildem, fein aromatischem Fleische, der lachende Mantuaner und Böhmer und der zierliche „Schlatterer“ — der schlotternden Kerne halber so genannt. Von neu eingeführten Sorten verbreitet sich seit einiger Zeit, namentlich im Gartenobstbau, der König der Äpfel, der weltbekannte, köstliche weiße Wintercalvill, der in einzelnen Lagen ganz vorzüglich gedeiht.

Von Birnen nennen wir die Virgouleuse — die Wintercitronenbirne, die weiße Herbstbutterbirne — die Sommercitronenbirne, die Spina Carpi, die süße Sorbetto, die als Einsiedebirne bekannte kleine lange Muscatbirne — Grummetbirne, die Passa tutti, die unter dem Namen Pallabirne, Sommerapotheker- oder Türkenbirne bekannte alte Obstsorte, sowie die erst später eingeführte und stark verbreitete Williams Christbirne, Diels Butterbirne, Winterdechantsbirne, die Esperens-Bergamotte, die Hardenponts-Winter-, Butterbirne, Olivier de Serres u. s. w.

Von Steinobst sind es insbesondere der Pfirsich, die Aprikose (Marille), die Reineclauden, die Kirschen, denen größere Aufmerksamkeit gewidmet wird; von Kastanien sind die hellfarbigen frühen Kastanien, die sogenannte Rossara, und die später reifende dunkle Sorte, die Maronen, gepflanzt.

Die hauptsächlichste Obst-Productionszone ist jene des Etschthals und namentlich jene des mittleren Laufes der Etsch mit den Hauptgebieten von Bozen, Meran, Lana, Kaltern, Neumarkt. In diesen Gebieten finden sich zwar die meisten Obstsorten gepflanzt, doch ragt an Menge des Productes namentlich das Kernobst — Äpfel und Birnen — nebst den Kastanien hervor. Steinobst wird auf dem Mittelgebirge (Zwetschken) oder in der Umgebung

der Städte (Bozener Frühkirsche), Pfirsiche und Reineclauden in den Weingartenlagen gezogen. Im unteren Etschthal sind als Hauptgebiete jene von Trient und Rovereto, sowie jene von Mezzolombardo, Lavis und Mori zu bezeichnen, und werden in diesen Gebieten namentlich Birnen, doch auch Äpfel und in ziemlich bedeutender Ausdehnung Kirschen, zum großen Theil großfrüchtige, hartfleischige Sorten gezogen, die einen gewissen Ruf erlangt haben.

Auch in dem oberen Etschthal, dem Vintschgau, ist der Obstbau noch ziemlich ausgebreitet, namentlich bis zur Laaserhöhe bei Schlanders, und producirt dieser Theil noch feineres Tafelobst, Kastanien und Nüsse, besonders aber sind die in großer Ausdehnung cultivirten Marillen eine Specialität dieses Thals geworden.

Andere sehr hervorragende Obstgebiete, in welchen die Obstcultur in den letzten Decennien große Fortschritte gemacht hat, sind jene des Eisackthals (Klausen-Brixen), ferner namentlich das Nonsthal, auch das Sugana-, Avisio- und Sarcathal, letzteres mit dem Gebiete am Gardasee. Außer durch Kern- und Steinobst sind diese drei Gebiete durch die dort gezogenen Kastanien und das Gebiet des Gardasees durch seine Olivenwälder bekannt. Auch das Innthal bildet ein ziemlich ausgedehntes Obstgebiet und werden dort hauptsächlich Kirschen, Zwetschken, Äpfel, Birnen und theilweise Marillen gezogen.

Die große wirthschaftliche Bedeutung des Obstbaues in Tirol und speciell in Südtirol illustrirt sich wohl am besten durch Zahlen. Tirol producirt, Kastanien und Nüsse einbezogen, im Durchschnitt rund 146.200 Metercentner Obst; davon entfallen auf den deutschsprachigen Landestheil etwa 100.000 Metercentner, auf den italienischsprachigen der Rest, das ist 46.200 Metercentner. Der Gesammtobstexport Deutschtirols beziffert sich auf etwa 85.000 Metercentner, an welcher Zahl Nordtirol etwa mit 5000 Metercentner betheiligt ist. Während jedoch noch im Jahre 1870 von Bozen aus 4000 Kisten weiße Rosmarinäpfel, 2500 Kisten rothe und halbweiße Rosmarinäpfel, Edelrothe, Böhmer und Mantuaner und etwa 5000 Kisten von den übrigen Äpfelsorten in den Handel kamen, ging der Export und die Nachfrage nach hochfeiner Waare bis in das Jahr 1888 auf 4000 Kisten à 55 bis 60 Kilogramm zurück, dagegen steigerte sich der Versandt von Obst mittlerer Qualität. Auch bezüglich der Preise muß in der obigen Periode ein Rückgang verzeichnet werden; 1870 zahlte man für die Original-Bozener ganze Kiste weißer Rosmarinäpfel (circa 450 bis 500 Stück enthaltend) 40 fl., in den letztvergangenen Jahren nurmehr 24 bis 28 fl.; die Preise für mittelfeine Waare (sogenannte Faßwaare) können mit acht bis zehn Kreuzer für das Kilogramm angenommen werden. Erscheint die Production Südtirols auch im Ganzen nicht sehr hoch, so ist dabei jedoch zu bedenken, daß dieses Obst in einem relativ kleinen Gebiet producirt wird, und da es meist feines oder doch mittelfeines Obst ist, immerhin einen bedeutenden Werth repräsentirt, welchen man gewiß mit circa 700.000 fl. annehmen kann.

Ein höchst anziehendes Bild bietet die Obsternte. Das Obsterträgniß ist zuweilen, namentlich in den früheren Jahren, sehr häufig schon während der Baumblüte an den Mann gebracht worden. Diese sogenannten Blütenkäufe kommen — und es ist dies nicht zu bedauern — allerdings nach und nach ganz außer Gebrauch, dagegen kommen Pachtungen des Obstnutzens einzelner Pflanzungen auf eine Anzahl von Jahren vor, wobei in den meisten Fällen der Käufer des Obstes einen Theil der Pflege, so zum Beispiel das Schwefeln der Bäume, übernimmt.

Sämmtliches Obst, das in den Handel kommt, wird gepflückt — geklaubt; die professionsmäßigen „Klauber", meistens Gebirgsbewohner, gewohnte Steiger, benützen zur Ernte höchst einfache, aus einer Baumstange mit lärchenen Querhölzern — Sprossen — und mit einem aus Weißbuchen gefertigten beweglichen halbmondförmig ausgeschnittenen Fuß gefertigte Leitern, sogenannte „Lehnen", und zur Ernte des Kernobstes eine sehr praktische mit zwei Trägern versehene „Klaubschürze". Das „geklaubte" Obst wird in gepolsterten Körben vom Feld entweder direct in die Packlocalitäten getragen, oder dahin auf kleinen zweirädrigen Wägelchen für kürzere, oder auf großen Wagen, gut gepackt, für größere Strecken geführt.

Das auf Haufen geschichtete Obst kommt unter die Hand der Sortirerin, welche nur die vollkommen fehlerfreien schönen Stücke einer gewissen Größe als Prima und Secunda — „Kistenwaare" — sortirt. Der Rest der gesunden Waare kleinerer oder gewisser gewöhnlicher Sorten kommt als „Faßwaare" und die kleineren oder beschädigten Früchte als „Mostwaare" in den Handel; von einzelnen besonders werthvollen Sorten scheidet das Detailgeschäft noch „Hochprima" und „Cabinetwaare" aus.

Die Cabinet- und Kistenwaare wird doppelt in Seidenpapier gewickelt und nach Volumen, und zwar in den Original-ganzen ($^1/_1$) oder Original-halben ($^1/_2$) Bozener Kisten, welche erstere 38 Centimeter hoch, 35 Centimeter breit und 83 Centimeter lang sind und je nach Größe der Früchte 450 bis 500 Stück enthalten, verkauft. Das Faßobst dagegen wird nicht gewickelt und nach Gewicht in Fässern von bestimmten Größen in den Versandt gebracht.

Sehr lebhaft geht es im Herbst in den Versandtgewölben zu. Hier wird Obst abgeladen, dort sortirt, gewickelt und vorsichtig in Kisten geschichtet, es werden Fässer gepackt und mit der Deckelpresse die Deckel in die gefüllten Fässer eingesetzt.

Von den allgemeinen Obstverwerthungsarten verbreitet sich insbesondere die Mostbereitung, in einzelnen Thälern die Herstellung von Dörrobst und Obstbranntwein; ebenso hebt sich die Fabrikation feinerer Obstconserven von Jahr zu Jahr. Diese Art Obstindustrie begann vor etwa 30 Jahren; jetzt bestehen zwei bedeutende Fabriken in Bozen, welche, da sie auch Gemüse- und Fleischconserven herstellen, eine große Anzahl von Personen

durch längere Zeit beschäftigen. Die südtiroler Obst- und Gemüseconserven erfreuen sich eines sehr guten Rufes und eines immer steigenden Absatzes.

Gleich wie der Obstbau findet auch der Gartenbau allseitige Pflege, wie die herrlichen Gärten von Bozen und Meran beweisen. Erwähnenswerth sind die Gemüsegärtnereien von Trient, der Spargelbau von Mori und die Cultur des Brocoli oder Spargelkohls in Torbole am Gardasee.

Die Forstwirthschaft in Tirol und Vorarlberg.

Wenn die Zahlen, welche uns die Statistik an die Hand gibt, für die Beurtheilung des Waldstandes allein maßgebend wären, so müßte Tirol mit einer Waldfläche von 1,037.276 Hektar oder 48 Procent der gesammten productiven Bodenfläche zu den bestbewaldeten Ländern der österreichisch-ungarischen Monarchie gehören, denn nur in Steiermark, Kärnten und der Bukowina finden wir ein gleich hohes Bewaldungsprocent. Indeß zeigt uns ein auch nur flüchtiger Überblick über die Bewaldungsverhältnisse des Landes, wie auch schon aus den vielfach lautgewordenen Klagen über dieselben zu entnehmen ist, daß der Waldstand Tirols thatsächlich kein so befriedigender ist, als man nach den angeführten Ziffern vermuthen sollte.

Für die Beurtheilung des wirklichen Waldstandes nach seiner wirthschaftlichen Bedeutung sowohl, als nach seiner Schutzwirkung für den Boden der zumeist sehr steilen Berglehnen und für die unterhalb liegenden Culturgründe ist eine erhebliche Reduction dieser Bewaldungsziffer nothwendig; einmal, weil in das Waldland vielfach kleinere und auch größere Ödflächen, wie Felsen, Schuttriesen und dergleichen mehr, ferner ertraglose Legföhrenbestände miteinbezogen sind, dann aber und zumeist wegen der geringen Bestockung vieler ausgedehnter Waldcomplexe, wegen welcher allein, wenn die wirklich vollbestockte Fläche ausgemittelt werden sollte, in manchen Thälern eine Reduction der im Kataster als „Wald“ ausgewiesenen Fläche um ein Dritttheil bis zur Hälfte erfolgen müßte.

Die Ursache dieses im Ganzen wenig befriedigenden Waldstandes ist einerseits in der Hochgebirgsnatur des Landes selbst zu suchen, in der vielfachen Unterbrechung und Gefährdung, welchen hier der Wald in steilen und felsigen Gebirgshängen, durch Felsabstürze, Schuttriesen, Wildbäche und Lawinen ausgesetzt ist: so sind im Ötzthal allein im Jahre 1888 171 große Lawinen niedergegangen, wodurch weite Strecken bisher gut erhaltenen Waldes vernichtet wurden, anderseits haben aber auch die Besitzverhältnisse daran ihren wesentlichen Antheil. Der größte Theil des Waldstandes, nahezu 80 Procent desselben, ist im Besitz der Gemeinden oder Eigenthum kleinerer bäuerlicher Grundbesitzer, also in Händen, welche wenig geeignet sind, aus eigenem Antrieb in ihrer Wirthschaft jene Vorsorge für die Zukunft und jene Sparsamkeit in der Gebarung mit dem

vorhandenen Waldcapital walten zu lassen, wie sie gerade für eine Forstwirthschaft im Hochgebirge unerläßlich sind; dagegen fehlt jener private Großgrundbesitz, welcher in anderen Ländern den Waldculturen den Charakter einer pfleglichen und conservativen Wirthschaft aufprägt, in Tirol fast gänzlich. Der Waldbesitz der Fideicommißgüter ist (mit kaum 2000 Hektar) verschwindend klein und auch der Besitz der geistlichen Stiftungen (der Klöster und des Bisthums Brixen) beträgt mit 11.344 Hektar nur 1 Procent des Gesammtwaldstandes. Der Großbesitz an Wald ist daher zumeist nur durch die Staatsforste, welche 111.588 Hektar oder 10·7 Procent des Gesammtwaldstandes umfassen, dann durch den Besitz einiger großen Gemeinden oder Gemeindegruppen vertreten, unter welchen letzteren insbesondere der Waldbesitz der Gemeinden von Ampezzo mit 10.730 Hektar und jener der Generalgemeinde Fleims mit 11.705 Hektar als ein sehr werthvoller und in letzter Zeit auch wohlbewirthschafteter hervorzuheben ist.

Bis zur Mitte dieses Jahrhunderts hatte der Staat durch eine Reihe von älteren Waldordnungen, insbesondere aber auf Grund der Ferdinandeischen Bergwerks- und Waldordnung vom Jahre 1553 das Eigenthumsrecht auf alle Wälder des Landes, soweit solche nicht besonders durch Brief und Siegel an Private oder Stiftungen „verliehen“ waren, behauptet; der Bevölkerung waren blos Einforstungsrechte zugestanden, doch waren den Gemeinden schon damals bestimmte Waldstrecken zur Holz-, Streu- und Weidenutzung zugewiesen. Dieselben waren zum Theile — so im Pusterthal in den Jahren 1700 bis 1730, im Vintschgau zu Ende des vorigen Jahrhunderts — sogar an die einzelnen Güter vertheilt worden. Den vielfachen Eigenthumsansprüchen und übermäßigen Nutzungsanforderungen, welche aus diesem Verhältniß im Laufe der Zeit erwachsen waren, wurde durch die Entschließung weiland Seiner Majestät des Kaisers Ferdinand vom 6. Februar 1847 ein Ende gemacht, durch welche bestimmte, schon bisher für den Staat — hauptsächlich zur Sicherung des Betriebes der Salinen- und Montanwerke — reservirte Wälder als Staatsforste vorbehalten, alle übrigen aber in das Eigenthum der Gemeinden übertragen wurden.

Der größte Theil des heutigen Staatsforstbesitzes wird demnach auch durch die ehemaligen Salinen- und Montanforste des Unter- und Oberinnthals gebildet, zu welchen noch die wenigen Staatsforste Südtirols als frühere Cameralforste hinzukommen. Nur im Unterinnthal bilden die Staatsforste mit 43 Procent des dortigen Gesammtwaldbestandes einen wesentlichen und den Charakter der Waldwirthschaft überhaupt mitbestimmenden Antheil desselben; insbesondere sind es hier die zwischen dem Innthal und der Landesgrenze gegen Baiern gelegenen Forste von Thiersee, Brandenberg, Achenthal, Hinterriß und Scharnitz, welche einen großen Besitzcomplex und zugleich eines der geschlossensten und schönsten Waldgebiete Tirols überhaupt darstellen. Im Oberinnthal und Lechthal bilden die Staatsforste, vielfach zerstreut in einzelnen kleineren oder größeren



Der Karrerwald bei Welschnofen mit dem Karrersee und dem Latemar im Hintergrund.

Parzellen, nur mehr 14 Procent, im deutschen Antheil von Südtirol nur $1^1/_2$ und auch im Gebiete von Trient nur $2^1/_2$ Procent der Gesammtwaldfläche; doch sind speciell in den beiden letzteren Gebieten einige Perlen des Staatsforstbesitzes sowohl ihrem verhältnißmäßig hohen Ertrage als ihrer landschaftlichen Bedeutung nach zu verzeichnen. Es sind dies die Forste des Villnösthals am Fuße der Geißlerspitzen, der Karrerwald bei Welschnofen mit dem herrlichen schwarzblauen Auge des Karrersees, in dessen ruhiger Fläche die Dolomitwände des Latemargebirges und des Rosengarten sich spiegeln, die schönen Forste von Paneveggio und St. Martino, aus deren dunklem Vordergrunde sich die weißen oder rosig angehauchten Felsthürme des Cimon und der Pale di St. Martino doppelt wirksam herausheben, endlich der ertragreiche Staatsforst Cadino bei Cavalese.

Den letzteren Forsten kommt es sehr zu statten, daß sie nicht oder wenigstens nicht bedeutend mit Einforstungsrechten belastet sind, wie dies leider bei den Staatsforsten Nordtirols noch im Übermaße der Fall ist. Im Ganzen sind in Tirol heute noch 60 Procent des Waldstandes mit Holz-, Streu- oder Weideservituten belastet, ein Umstand, der sehr wesentlich der Erreichung eines guten und pfleglichen Zustandes der betreffenden Wälder entgegenwirkt. Besonders gilt dies von der in den Staatsforsten des Zillerthals, des Achenthals und anderen, im Wege des Einforstungsrechtes ausgeübten Aststreunutzung (Schneitelung), welcher Mißhandlung des Waldes mit der Zeit sowohl dieser selbst, als auch der Waldboden zum Opfer fallen müssen.

Neben dem Staatsforstbesitz ist im Unterinnthal (den politischen Bezirken Kufstein, Kitzbichl, Schwaz und Innsbruck) der Privatwaldbesitz mit 46 Procent des Gesammtwaldstandes überwiegend und es bildet hier der Waldbesitz der Gemeinden mit 11 Procent nur einen geringen Antheil; dagegen überwiegt der letztere im Oberinn- und Lechthal mit 66 Procent, noch mehr aber im Gebiete von Trient mit 86 Procent der Gesammtfläche. Im deutschen Antheil von Südtirol entfallen außer den wenigen Staatsforsten 41 Procent auf den Besitz der Gemeinden und 57 Procent auf Privateigenthum; letzteres überwiegt namentlich, und zwar vielfach als sehr klein parzellirter Besitz, im Pusterthal.

Der Betriebsform nach ist der Hochwaldbetrieb, und zwar in den Staatsforsten und einigen größeren Privatforsten vorwiegend als schlagweiser, theils auch als geregelter Plenterbetrieb, in den Gemeinde- und kleinen Privatforsten meist als ungeregelter Plenterbetrieb fast allein herrschend. Nur einige Gebiete Südtirols, in welchen die Niederwaldwirthschaft vorwiegt, bilden eine Ausnahme. In Nordtirol sind es nur die meist mit Erlen bestockten Auwaldungen des Innthals und einiger Seitenthäler, in welchen die Form des Niederwaldes mit 1·8 Procent des betreffenden Waldstandes vertreten ist.

Die Holzarten, welche das Bild dieser Hochwälder zusammensetzen, sind im größten Theile des Landes, insbesondere auf den Urgebirgsböden der Centralkette der Alpen, fast

ausschließlich Nadelhölzer, und zwar ist es vorwiegend die Fichte, welche theils in reinen Beständen, theils als vorwiegende oder wenigstens eingesprengte Holzart allein etwa 70 Procent dieses Waldstandes bildet. Gänzlich fehlt diese Holzart nur in jenen Gebieten Südtirols, in welchen die Niederwaldwirthschaft die Nadelhölzer überhaupt verdrängt hat.



Die Lärche der Hochlage.

Neben der Fichte ist in fast allen Thälern des Centralalpenstockes die Lärche mehr oder weniger stark verbreitet. Sie gelangt als echter Hochgebirgsbaum hier zu sehr schöner Entwicklung und bildet in den oberen Thalstufen oder höher gelegenen Seitenthälern nicht selten die einzige Bestockung oder wenigstens vorwiegend die außerdem mit Zirben und Fichten gemischten Bestände. Unter ihrer leichten Beastung und Benadelung erhält sich

bei einigermaßen günstigen Bodenverhältnissen eine dichte Grasnarbe, und dies macht dem bäuerlichen Besitzer diese Holzart um so werthvoller. Aus dem gleichen Grunde bildet auch die Lärche fast ausschließlich die Bestockung der sogenannten Bergwiesen, welche als nicht zum Waldlande gerechnet in manchen Thälern, wie zum Beispiel im Nonsthal, einen nicht unbedeutenden Beitrag zur Holzproduction liefern, zumal solche Bergwiesen als ein wohl behütetes Privateigenthum nicht selten besser bestockt sind als der nebenanstoßende übermäßig ausgenützte Gemeindewald. Neben der Lärche theilt sich in diesem Gebiete hauptsächlich die wegen ihres Holzes und ihrer Früchte beliebte Zirbe in die Aufgabe, die Bestockung der obersten Thalstufen und der höchsten Waldregion zu bilden. Wenn auch in manchen Gebieten, wie zum Beispiel im Grödnerthal, durch übermäßige Nutzung bereits stark zurückgedrängt, bildet dieselbe doch in einzelnen Thälern der Centralalpen, wie zum Beispiel im Ötzthal, im Kaunser- und Pfundererthal, im Sulden- und Martellthal noch einen ansehnlichen Theil der Bestockung; sie trägt hier mit ihrer — im Gegensatz zur Lärche — gedrungenen Form und der dichten, blaugrau angehauchten Benadlung wesentlich dazu bei, das sonst leicht einförmig wirkende Bild des reinen Nadelholzwaldes zu beleben. Sehr dankenswerth sind die Bestrebungen der Staatsforstverwaltung und der politischen Forstorgane, die Erhaltung und weitere Verbreitung dieser werthvollen Holzart durch Anpflanzungen zu sichern, zu welchem Zwecke eigene Zirben-Pflanzgärten an mehreren Orten angelegt worden sind.

Die vorwiegend den Kalkbergen angehörige Legföhre fehlt in vielen Thälern des Urgebirgsbodens in den Centralalpen ganz und hat im Ganzen hier nur geringe Verbreitung; an ihre Stelle tritt in brüchigen steilen Hochlagen zumeist die Grün- oder Alpenerle mit ihren undurchdringlich dichten Beständen. Außer dieser und der in den Thalsohlen angesiedelten Weißerle sind Laubhölzer in diesem ganzen Gebiete selten. Wohl findet sich die Birke, die ja wie die Kiefer unter den Nadelhölzern überall ihr Heim hat und mit dem schlechtesten Standorte vorliebnimmt, in den durch Streu- und Weidenutzung herabgekommenen, meist zunächst den Ortschaften gelegenen Berglehnen, wo sie im Verein mit einzelnen verbissenen Nadelholz-Jungwüchsen einen sehr lichten und kümmerlichen Bestand bildet, der jedoch kaum mehr auf die Bezeichnung als „Wald" Anspruch erheben kann. Umsomehr verdienen jene einzelnen Laubholzgruppen oder auch kleinere Bestände von oft prächtigen Bergahornstämmen, von Eschen oder auch Linden (wie zum Beispiel bei Habichen im Ötzthal) und anderen Laubhölzern als besondere und hier seltene Zierden der Landschaft die möglichste Schonung.

Abwechslungsreicher und freundlicher als das eben geschilderte ist das Waldbild in dem Gebiete der nördlichen Kalkalpen durch die hier häufige Beimengung von Laubhölzern, insbesondere der Buche, welche hier fast allenthalben meist eingesprengt in den

Nadelholzbestand, zum Theile auch in kleineren reinen Beständen auftritt und in den bäuerlichen oder Gemeindewaldungen schon ihres Streuertrages wegen geschätzt ist.

Auch der Nadelwald zeigt hier eine mannigfach abwechselnde Zusammensetzung; zur Fichte gesellt sich in den besseren Standorten und schattenseitigen Gehängen die Tanne, auf



Zirbengruppe im Zillerthal.

sonnigen Riegeln und auf Schuttböden die Kiefer, in den höheren Lagen die Lärche; auch die Zirbe fehlt nicht ganz und selbst die bereits seltene Rotheibe findet sich hier und da in einzelnen sehr alten und starken Exemplaren. Die oberste Region wird hier durchwegs und oft in großer Ausdehnung von der Legföhre eingenommen, deren Bestände, wenn auch wenig nutzbar, so doch als wirksamer Schutz für die unterhalb liegenden Waldflächen von Bedeutung sind. Fast ausschließlich der Kiefer gehören die südseitigen und steilen Abhänge der das Innthal und Stanzerthal von Innsbruck bis zum

Arlberg begleitenden Bergketten an, wo dieselbe auf dem meist trockenen und felsigen Boden allerdings nur kümmerliche Bestände zu bilden vermag.

Im Süden der Centralkette, also im unteren Etschthal und dessen Seitenthälern, sowie den kleineren, direct nach Italien ausmündenden Thälern Wälschtirols haben wir zwei wesentlich verschiedene Waldformen zu unterscheiden. Der Hochwald ist hier in die höher gelegenen Thäler und in die obere Region der Gehänge zurückgedrängt, während im Hauptthal und auch in der unteren Region der mehr bevölkerten Seitenthäler die Niederwaldwirthschaft platzgegriffen hat. Überwiegend ist diese Wirthschaftsform in den politischen Bezirken Riva mit 84 Procent, Trient mit 70 Procent und Rovereto mit 51 Procent; im Bezirk Tione nimmt sie 48 Procent, in jenem von Borgo 40 Procent der Waldfläche ein. Längs des Etsch- und Eisackthals reicht dieselbe bis über Bozen nach Waidbruck und bis gegen Meran hinauf, so daß in den beiden Bezirken von Bozen und Meran immer noch 12 und 11 Procent des Waldstandes ihr angehören. Diese buschartigen, nur selten mehr als mannshohen Niederwaldbestände sind zumeist aus einer größeren Zahl verschiedener Laubhölzer zusammengesetzt; vorwiegend sind darin theils Eichen, theils die Buche, nicht selten auch allerhand Gesträuche von Hasel, Sauerdorn, Akazien u. s. w., an den Flußläufen Erlen und Pappeln.

Das Vorkommen der edlen Kastanie, welche besonders gerne zu Rebpfählen benutzt wird, der Blüten-Esche, des Summach, der in nicht unbedeutender Menge als Gerbe- und Färbemittel exportirt wird, der Hopfenbuche und selbst immergrüner Eichen verleiht diesen Buschwäldern den Charakter einer südlichen Vegetation; die sehr kurze Umtriebszeit von oft nur 4 bis 6 Jahren, seltener 10 bis 12 Jahren, in welcher diese Bestände genutzt werden, ist zwar in den Verhältnissen der meist armen und übervölkerten Gemeinden begründet, bildet jedoch eine Gefahr für den dauernden Bestand derselben, so wie auch manche der kahlen oder mit nur wenigem Buschwerk bestockten Lehnen, die sich in Südtirol in bedeutender Ausdehnung vorfinden, unzweifelhaft schon in früherer Zeit aus solchen Niederwaldsflächen hervorgegangen sind.

Als Hochwaldbestände sind die Laubhölzer in Südtirol nur selten zu finden, nur hier und da sind Buchen, einzelne Eichen, Ulmen oder Kastanien dem Nadelwald eingesprengt oder bilden auch für sich kleinere Horste. Im Hochwald ist auch hier die Fichte weitaus überwiegend und bildet vielfach nahezu allein die Bestände. Sie gelangt hier, begünstigt durch wärmeres Klima und kräftigen Boden, selbst noch in den Hochlagen zu besonders schöner und werthvoller Entwicklung, und wir finden in Höhen von 1.500 bis 1.700 Meter noch mächtige Fichtenstämme von 36 bis 40 Meter Höhe, die ob ihrer Feinjährigkeit und Astreinheit für Schnitt- und Resonanzhölzer besonders geschätzt und (speciell aus dem Staatsforste Paneveggio) auch als Mastenhölzer für die Marine verwendet werden.

Neben der Fichte erscheint, namentlich in den höheren Regionen, fast überall die Lärche, in tieferen Lagen die Tanne, selten die Kiefer; auch die Zirbe ist, zumeist als oberster Waldgürtel, im östlichen Theile Südtirols ziemlich verbreitet, deren schmackhafte Nüsse aufzuknacken eine Lieblingsbeschäftigung der italienischen Bewohnerschaft bei ihren abendlichen Zusammenkünften bildet.

Der Waldstand in Vorarlberg ist, wenn auch mit 28 Procent der productiven Bodenfläche des Landes weniger ausgedehnt, so doch in Bezug auf Erhaltung und Bestockung entschieden besser und befriedigender als jener Tirols. Die Gesammtwaldfläche dieses kleinen Landes beträgt nur 67.670 Hektar, wovon 46·7 Procent den Gemeinden und nahezu 52 Procent dem bäuerlichen oder sonstigen kleineren Privatbesitz angehören. Der Großgrund- oder Fideicommißbesitz fehlt auch hier nahezu ganz und der Waldbesitz des Staates ist durch die Abtretung der früher ausgedehnteren Besitzflächen an die eingeforsteten Gemeinden auf die geringe Fläche von 1049 Hektar oder $1^1/_2$ Procent des Gesammtwaldstandes beschränkt. Gleichwohl ist der Waldstand im Ganzen ein guter zu nennen, was zum Theil den zumeist sehr günstigen Bodenverhältnissen und der geringeren Ausnützung auf Streu (der Vorarlberger bezieht heute bereits Stroh als Streumaterial aus Amerika), zum Theil vielleicht auch dem Sinn für Ordnung und Nettigkeit, der den Vorarlberger überhaupt auszeichnet, zuzuschreiben ist. Die Bewirthschaftung erfolgt fast durchwegs im Plenterbetriebe auf Grund der von den politischen Forstorganen in allen Waldungen ohne Ausnahme vorzunehmenden Holzauszeige. So wie in Vorarlberg überhaupt auf kleinem Raume mancherlei klimatische und wirthschaftliche Gegensätze sich vereinen, so finden wir sie auch im Walde vom Charakter des eigentlichen Hochgebirgswaldes in den gegen die Scesaplana- und Silvrettagruppe ansteigenden Thälern, wo neben der Fichte die Bergkiefer und Lärche herrscht und auch die Legföhre weite Strecken einnimmt, bis zum prächtigen üppigen Laubwald am Fuße der die Rheinebene begrenzenden Berge und den Erlenniederwäldern in dieser selbst. Die ertragreichsten Wälder sind wohl jene in dem Abfall des Bregenzerwaldes gegen die Rheinebene um Rankweil, Hohenembs und Dornbirn, worunter auch der sehr gut erhaltene Gemeindewald von Dornbirn mit über 800 Hektar und der kleine Staatsforst Müsel-Rudach. Das landschaftlich anziehendste Waldbild aber bietet unstreitig der Bregenzerwald selbst mit seiner steten Abwechslung zwischen Wiese, Wald und Weideland, wo die in den dunklen Fichten- und Tannenwald eingesprengten Laubhölzer, wie Buchen, Ulmen, Eschen, Eichen und Bergahorn, an den vielfachen und von ihnen mit Vorliebe besetzten Waldrändern zu schöner individueller Entwicklung und Geltung kommen. Auch die Zirbe und die Rotheibe finden sich hier und da und die Legföhre nimmt die felsigen Hänge der Canisfluhe und Mittagsspitze ein; dagegen fehlen hier die Kiefer und die Lärche. Der gute Stand dieses Waldgebietes

ist umsomehr hervorzuheben, als dasselbe fast ausschließlich in kleinerem Privatbesitz sich befindet.

Neben der Bedeutung, welche dem Waldstande von Tirol und Vorarlberg in Bezug auf die Schönheit und Annehmlichkeit der Landschaft, dann seiner Schutzwirkung und seines Einflusses auf den Ablauf der Gewässer wegen zukommt, darf dessen wirthschaftliche Bedeutung, der Nutzen, welchen er durch den Ertrag an Producten, als Quelle des Arbeitsverdienstes und als Grundlage mehrfacher Industriezweige sowohl dem Besitzer als der Volkswirthschaft im Ganzen gewährt, nicht übersehen werden, wenn auch im eigentlichen Hochgebirgswalde die erstere Bedeutung als Schutzwald nicht selten gegen die letztere überwiegt. Zumal in einem Lande, von dessen productiver Bodenfläche nahezu die Hälfte dem Walde gewidmet ist und in welchem auf jeden Bewohner mehr als ein Hektar Wald entfällt, soll die Forstwirthschaft nicht nur den laufenden Bedarf der Bevölkerung an Producten des Waldes decken, sondern sie ist hier berufen, auch eine der bedeutenderen Einkommenquellen des Landes, sei es durch die Ausfuhr von Rohproducten, sei es durch industrielle Verarbeitung derselben im Lande selbst zu bilden. In der That bildet auch das Holz neben den Producten der Viehzucht einen der wichtigsten Ausfuhrartikel des Landes, besonders in Südtirol, wo das Etschthal die Pforte zu der waldarmen lombardisch-venetianischen Ebene erschließt und auch über Venedig in den Orient sich längst ein bedeutender Holzhandel entwickelt hat.

Die Wälder Nordtirols waren in früherer Zeit zumeist dem Montan- und Salinenbetrieb dienstbar, und auch jetzt noch wird, nachdem die vorübergehend in Aufschwung gekommene Ausfuhr nach Deutschland durch die hohen Holzzölle wieder gedrückt ist, der Ertragsüberschuß zumeist industriellen Unternehmungen im Lande zugewendet. Wenn es auch keinem Zweifel unterliegt, daß die bedeutende Holzausfuhr Tirols in der letzten Zeit zum Theil in der Aufzehrung der aus der Vergangenheit überkommenen Überschüsse von haubaren Beständen begründet war und daher in gleicher Höhe kaum aufrecht erhalten werden könnte, so wird es der verhältnißmäßig große Waldstand des Landes bei einigermaßen angemessener Bewirthschaftung doch jederzeit ermöglichen, daß ein nicht unbedeutender Überschuß über den Bedarf des Landes selbst, namentlich in der Form werthvoller Nutzhölzer, an die weniger waldreichen Nachbarländer abgegeben und damit ein wesentlicher Beitrag zum Volkseinkommen erzielt werde.

Der Jahreszuwachs, also auch der nachhaltige Ertrag sämmtlicher Wälder von Tirol und Vorarlberg kann mit zwei bis zweieinhalb Millionen Festmeter veranschlagt werden, wovon nur etwa zwei Drittel für den Bedarf der Bevölkerung an Brenn- und Nutzholz erforderlich sein dürften. Dieser Ertrag und somit auch der für die Ausfuhr verbleibende Überschuß könnte für die Zukunft noch sehr namhaft erhöht werden, wenn

in den Gemeinde- und kleinen Privatwaldungen die heute noch übermäßig geübte Weide- und Streunutzung eingeschränkt und überhaupt der Erziehung von Nutzholzbeständen mehr Pflege zugewendet würde. Von welcher Bedeutung eine solche Erhöhung der Nutzholzproduction für das Einkommen des Landes sein müßte, geht daraus hervor, daß heute das in größter Menge zur Ausfuhr gelangende Fichtennutzholz an den Ausfuhrstellen durchschnittlich einen Werth von sechs bis zehn Gulden pro Festmeter repräsentirt, wovon etwa die Hälfte als Holzwerth zu rechnen ist und die andere Hälfte auf Arbeitsverdienst und Frachtkosten entfällt. Den Hauptausfuhrartikel bilden die Sägehölzer, in Tirol allgemein „Musel" genannt, theils als solche im rohen Zustande, theils in Form des daraus erzeugten Schnittmaterials. Mit der Erzeugung von Brettern und sonstigem Schnittmaterial sind in Tirol fünf Dampfsägen mit 34 Bundgattern und 1472 einfache Wassersägen, in Vorarlberg eine Dampfsäge (in Hard am Bodensee) mit sechs Bundgattern und 227 Wassersägen beschäftigt. An sonstigen Zweigen der Holzindustrie sind zu nennen in Tirol die Erbauung von Schiffen und Zillen am Inn, welche jedoch gegen früher erheblich zurückgegangen ist, die Zündholzfabrication, wofür sechs Fabriken im Lechthal, Pusterthal und Ampezzo bestehen, die Erzeugung von Holzwolle (besonders in St. Johann), dann von Peitschenstielen aus den Schößlingen des Zürgelbaumes in Tajo (Nonsthal), die Holzschnitzerei in Gröden, welche zumeist Zirbenholz verarbeitet, die Fourniererzeugung (in Trient), endlich die Korbflechterei in Cles und Proveis; in Vorarlberg eine Holzspulenfabrik in Feldkirch und die Erzeugung von Krauthobeln im Montafonerthal.

Die Holzverkohlung hat früher einen namhaften Betriebszweig der Forstwirthschaft gebildet, sie ist jedoch durch den Rückgang der Eisenindustrie und die Verwendung von Steinkohlen für dieselbe sehr wesentlich eingeschränkt worden; immerhin bestehen noch für ihren Betrieb in Tirol zehn und in Vorarlberg zwei ständige Meilerkohlungen nebst zahlreichen kleinen nicht ständigen Kohlstätten. An Stelle der Verwendung des schwächeren Holzes zur Kohlung ist nunmehr zum Theile die Erzeugung von Holzstoff zur Papierfabrication getreten, wofür bereits vier Etablissements, und zwar eine Cellulosefabrik (für Erzeugung auf chemischem Wege) in Wörgl und drei Holzschleifereien in Jenbach, Absam und Imst errichtet worden sind.

An der Waldarbeit nimmt in Tirol, nachdem hier der Wald sozusagen Eigenthum Aller ist, auch die ganze ländliche Bevölkerung neben der Feldarbeit Antheil; ein eigentlicher, handwerksmäßig gebildeter Stand von Holzknechten, Triftern oder Köhlern, wie er in anderen Alpenländern, namentlich in Obersteiermark und dem Salzkammergute sich findet, hat sich nur in einigen der größeren Staatswaldcomplexe, wie Brandenberg, Thiersee und Achenthal herausgebildet, weicht aber auch dort mehr und mehr der freien Betheiligung an diesen Arbeiten.

Für den Transport des Holzes waren früher die Hauptflüsse des Landes, Inn und Etsch nebst deren Seitenzuflüssen, in ausgedehntem Maße dienstbar gemacht und zu diesem Zweck eine große Anzahl von Triftbauten, namentlich an den kleinen Seitenflüssen errichtet worden. In den Hauptthälern, soweit die Schienenstränge der Süd- und Staatsbahn dieselben durchziehen, haben nunmehr diese größtentheils den Holztransport übernommen, und auch in den Seitenthälern tritt der Transport des werthvolleren Nutzholzes per Achse mehr und mehr an Stelle des allerdings billigen, aber dem Handelswerth des Holzes abträglichen Wassertransportes; immerhin aber kommt der Trift für die Bringung des Brennholzes in vielen Seitenthälern noch heute eine wichtige Rolle zu. Als bedeutende und technisch interessante Triftbauten sind jene an der Brandenberger und Thierseer Ache, dann die Triftstrecke am Cismone bei Primiero zu nennen.

In Vorarlberg wird die Trift gleichfalls zur Bringung des Holzes aus den meisten Seitenthälern bis in das Hauptthal benützt; ebenso werden die Hölzer des Bregenzerwaldes, einschließlich der schweren Sägeblöcke, auf der Bregenzer Ache bis Hard getriftet, obwohl diese Ache mit ihrem breiten, verschotterten Flußbett dafür wenig geeignet ist und die Anlage einer gut fahrbaren Straße hier entschieden vortheilhafter wäre. Nachtheilig erweist sich die in Tirol vielfach übliche Abbringung des Holzes aus den Fällungsorten bis zur Thalsohle auf sogenannten Erdriesen, wodurch bei lockerer Bodengrundlage gar manche tiefe Runse gebildet und so ein späterer Wildbach vorbereitet wird.

Neben dem Holzertrage spielen in allen Waldungen der Gemeinden und bäuerlichen Besitzer die Nebennutzungen, insbesondere jene, die zu Gunsten der Landwirthschaft entnommen werden, wie Weide- und Streunutzung, eine bedeutende Rolle, ja sie werden hier nicht selten zur eigentlichen Hauptnutzung. Auch die Harznutzung, insbesondere das Anbohren der Lärchen zur Terpentingewinnung (das Lergetbohren) wird in Tirol fast allenthalben ausgeübt und liefert einen namhaften Ertrag. Über die Größe dieser Nutzungen und deren Werth im Ganzen läßt sich jedoch eine einigermaßen verläßliche Ziffer kaum feststellen. Solange diese Nutzungen das zulässige, mit der Walderhaltung vereinbare Maß nicht überschreiten, müssen sie als durch die Besitzverhältnisse berechtigt angesehen werden; wo aber infolge der Armuth oder des Unverständnisses der Bevölkerung diese Nutzungen übermäßig ausgeübt werden, wo — wie dies in Tirol nicht selten der Fall ist — dem Walde Ast- und Bodenstreu zugleich entzogen werden, daneben noch die Viehweide ausgeübt und die bereits verkümmerten Bestände auch noch auf die Harz- oder Terpentingewinnung verpachtet werden, oder wo die Weide mit Hunderten von Ziegen Jahr für Jahr dieselben Jungbestände zu Schanden frißt, da müssen diese Nutzungen zum Ruin des Waldes führen, und hier ist es die schwierige Aufgabe der vom Staate bestellten Forstaufsichtsorgane, auf die möglichste Beschränkung dieser Nutzungen hinzuwirken.

Bei dem Überwiegen des bäuerlichen Waldbesitzes, welcher stets geneigt ist, die Nutzungen des Augenblicks, wenn auch auf Kosten der Zukunft, möglichst auszudehnen, kommt der Widerstreit zwischen den persönlichen Interessen des Einzelnen und jenen der Gesammtheit in Tirol weit schärfer als anderswo zur Geltung, und es ist deshalb auch hier eine eingreifendere Beaufsichtigung der Waldwirthschaft von Seite des Staates, als sie sonst in anderen Ländern geübt wird, unerläßlich. Schon in früheren Jahrhunderten haben die Landesfürsten diese Nothwendigkeit erkannt und ihr durch den Erlaß von Waldordnungen und durch Aufstellung eigener Waldmeister und Forstknechte, welchen zugleich die Bewirthschaftung der eigentlichen Staatsforste übertragen war, Rechnung getragen. Eine von der Staatsforstverwaltung vollkommen getrennte Organisation des den politischen Behörden zugewiesenen Forstaufsichtsdienstes wurde für Tirol und Vorarlberg erst im Jahre 1873 durchgeführt und im Jahre 1883 auf den gegenwärtigen Stand von drei Landesforstinspectoren und 48 forsttechnischen Organen erweitert, welchen neben der Forstaufsicht im Allgemeinen auch die Bewirthschaftung sämmtlicher Gemeindewälder zukommt. Zur Unterstützung dieser Organe in den beiden eben bezeichneten Richtungen sind außerdem vom Lande und von den Gemeinden selbst eine Anzahl von Forstwarten und Waldaufsehern bestellt. Der günstige Einfluß dieser Einrichtung macht sich in der Beschränkung früherer übermäßiger Nutzungen, namentlich der Ziegenweide, in der zweckmäßigeren Art und Weise ihrer Ausübung, insbesondere aber in der Hebung des Culturwesens und besseren Obsorge für die Wiederbewaldung heute schon in sehr erfreulicher Weise geltend. Im Forstculturwesen geht die Staatsforstverwaltung selbst durch ihre sorgfältig ausgeführten Aufforstungen mit dem besten Beispiel voran; außerdem verdienen die mit großer Ausdauer unter sehr schwierigen Verhältnissen ausgeführten Aufforstungen in den kahlen Vintschgauer Sonnbergen hier besonderer Erwähnung, welche, von Herrn Dr. Flora in Mals bereits vor Jahrzehnten begonnen, gegenwärtig von ihm und den politischen Forstorganen mit bestem Erfolge fortgeführt werden.

Die Jagd und Fischerei in Tirol und Vorarlberg.

Ein Gebirgsland wie Tirol erscheint zur Bergung eines vorzüglichen Wildstandes in hohem Maße geeignet, und ist ein solcher in den ausgedehnten Revieren hoher und vermögender Jagdherren längs der baierischen Grenze, von Kufstein bis in den Bregenzer Wald hinein auch thatsächlich vorhanden. Dieselben umfassen ausgedehnte Staats- und Domänenforste, welche auf viele Jahre an Seine kaiserliche und königliche Hoheit den Erzherzog Ludwig Victor, an Ihre Hoheiten den regierenden Herzog Ernst II. von Sachsen-Coburg und Gotha, den Herzog Ernst von Sachsen-Altenburg, den Herzog August von Sachsen-Coburg-Gotha, an Seine Durchlaucht den Fürsten Hermann von Hohenlohe-Langenburg

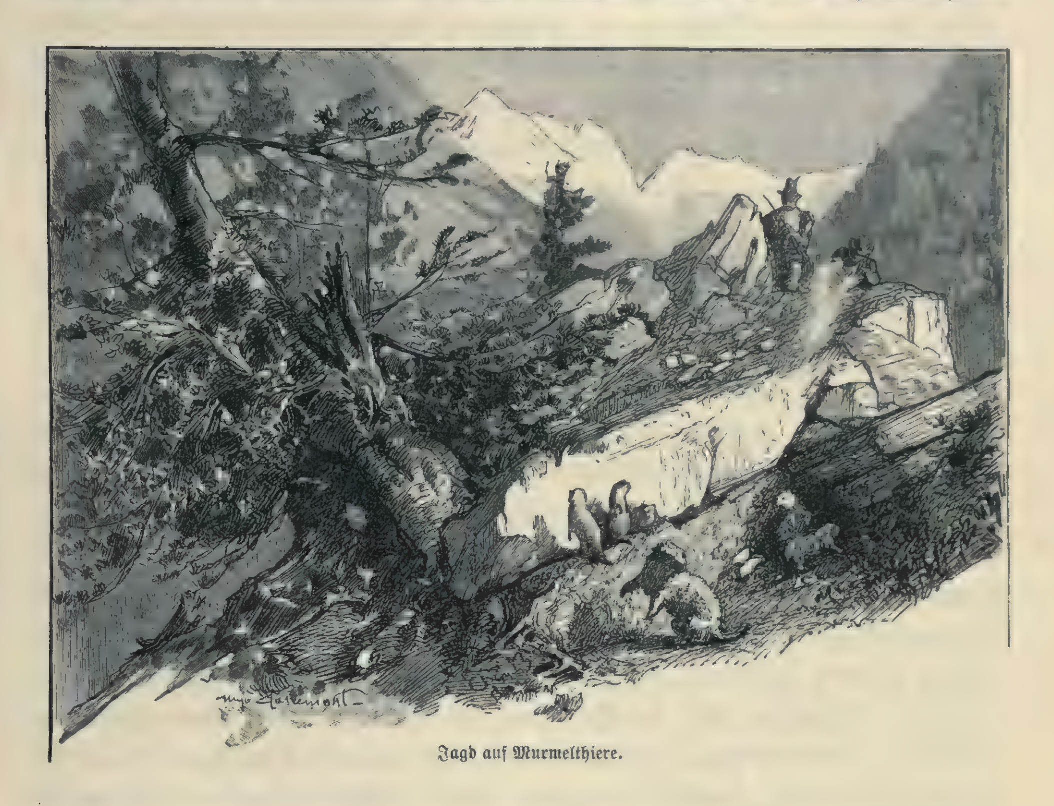
und andere zumeist dem Hochadel angehörige Jagdfreunde verpachtet sind und im Verein mit den angrenzenden königlich baierischen Revieren den Grundstock bilden, auf welchem die Jagd vorzüglich gedeiht. In Vorarlberg sind es meist hervorragende Industrielle, welche sich Verdienste um die Hebung der Jagd erworben haben.

An diese gesegneten Reviere, welche auch heute noch einen durch das linke Innufer begrenzten Rothwildstand, zahlreiche Gemsen und einige Rehe beherbergen, reihen sich noch die ausgedehnten fürstlich Auersperg'schen Gemsjagden in den Seitenthälern des Zillerthals und einige ebenfalls ärarische Jagdgebiete bei Pfunds im Oberinnthal und im Pusterthal an. Der übrige Grundbesitz, wenn auch namentlich in den höheren Lagen manchmal die Berechtigung der Eigenjagd gewährend, ist zu sehr zersplittert, um eine gedeihliche Wildhege unterstützen zu können, welche außerdem in den häufig ungünstig abgegrenzten Gemeindejagdgebieten wegen der in kurzen Zeiträumen wiederkehrenden Neuverpachtungen behindert wird.

Damit erscheinen auch die gegenwärtigen Rothwild- sowie die besten Gems- und Rehwildbestände bereits angegeben; Gemsen, Rehe, dann graue und weiße Hasen kommen übrigens in geeigneten Lagen im ganzen Lande mehr oder minder zahlreich vor. In den letzten Jahrzehnten hat sich, Dank dem Verbote des Ausgrabens und der Einschränkung der Jagdzeit, die Zahl der Murmelthiere namentlich im Gebiete des Stubaier und Ötzthaler Alpenstocks bedeutend vermehrt. Es ist das einzige Jagdthier, von welchem in Tirol eine größere Anzahl erlegt wird als in den anderen nachbarlichen Gebirgsländern, seitdem der einst in Tirol urstammlich heimische Alpensteinbock, dessen letzte Spur sich im Pusterthal auf circa 1730 zurückführen läßt, ausgerottet ist. Von den einst, sowohl in Vorarlberg als auch in den Etschsümpfen Tirols, häufigen Wildschweinen verfiel das letzte angeblich im Jahre 1707 in den Sümpfen von Kaltern als Jagdbeute; auch Biber, welche wohl im Unterinnthal vorkamen, wurden zu Anfang dieses Jahrhunderts noch bei Vils im Lechthal erlegt. In den südwestlichen Landestheilen werden alljährlich noch einige Bären geschossen; die übrigen großen Raubthiere sind ausgerottet; der letzte Wolf wurde im Jahre 1864 bei Schneeberg im Passeier gefangen, der letzte Luchs 1873 bei Graun geschossen. Dachse, Füchse, Fischottern, Edel- und Steinmarder, Iltisse, Hermelinwiesel und gemeine Wiesel kommen im ganzen Lande in wechselnder Häufigkeit vor. Über das einstige Vorkommen der Wildkatze fehlen zuverlässige Berichte.

An Federwild findet sich das Auerhuhn, zahlreicher das Birkhuhn und das Haselhuhn, im Süden häufiger das Steinhuhn, das Schneehuhn, in der Niederung das Rebhuhn und die Wachtel, welche letztere in manchen Jahren zur Herbstzeit in großen Zügen erscheint und den vorzüglichsten Gegenstand der Suche mit dem Vorstehhund bietet. Außerdem werden die Flüsse und Seen mit ihren sumpfigen Seitenarmen und Zuflüssen

von durchziehenden Sumpf- und Wasservögeln aufgesucht, welche sich nicht selten auch in Seitenthäler, ja sogar in Hochthäler verirren, um dort Übergänge über die ihrer Wanderung entgegenstehenden Gebirgskämme zu finden. Von großen Raubvögeln wurden nachweislich in den Jahren 1871 und 1881 je ein echter Bartgeier in der Gegend von Pfunds im Oberinnthal, häufiger aber die mit diesem so oft verwechselten weißköpfigen Geier gefangen oder erlegt; vom grauen Geier kennen wir bisher nur ein einziges im Besitz des Doctor Kirchberger in Lienz befindliches Stück, das laut Angabe desselben



Jagd auf Murmelthiere.

auf tirolischem Boden, nämlich bei Prägraten geschossen wurde. Dagegen gehört der Steinadler noch jetzt zu den ständigen Erscheinungen und alljährlich werden Horste desselben ausgenommen und auch einzelne Exemplare erlegt; zu den selteneren Erscheinungen gehört der Seeadler, der Flußadler und der Schreiadler. Von den kleineren Tagraubvögeln sind die häufigsten der Mäusebussard (Buteo vulgaris), der Wespenbussard, der Thurmfalke, der Hühnerhabicht, der Sperber. Seltener erscheinen der Schlangenadler, der in Südtirol brütet, der rothe und der schwarzbraune Milan, der Wanderfalke, der Baumfalke, der Zwergfalke und der Rothfußfalke. Von den Nachtraubvögeln sind als Horstvögel zu erwähnen der auch zur Hüttenjagd auf Raubvögel häufig verwendete Uhu, die Waldohreule,

die Schleiereule, die Zwergohreule, der Waldkauz, der einst namentlich in Südtirol zum Vogelfang verwendete Steinkauz „Civetta“, der Rauhfußkauz und das Zwergkäutzchen.

Den verschiedenen Wildarten und Bodenverhältnissen entsprechend wird auch die Jagd in der mannigfaltigsten Weise ausgeübt. Während die einen Jagdherren zu ihren Treibjagden auf Rothwild und Gemsen sich der Tuchlappen bedienen, wenden andere Jagdbesitzer freie Treiben an oder ziehen es vor, das Wild auf der Pürsche zu schießen oder sich dasselbe von dem pürschenden Genossen auf bekanntem Wechsel zutreiben zu lassen. Rehe, Hasen und Füchse werden meistens vor den laut jagenden Bracken geschossen, welche in leichter Form und in verschiedenen Färbungen überall zu finden sind. Dachshunde werden jagdlich selten verwendet, da sie bei hohen Schneelagen unbrauchbar sind. Auerhähne und Birkhähne werden auf der Balze geschossen, das übrige Federwild wird namentlich in der Nähe der Städte eifrig mit Vorstehhunden bejagt oder nur gelegentlich mit der Flinte erlegt.

Die zahlreichen Fischwässer, deren Tirol und Vorarlberg sich erfreuen, gehören drei Stromgebieten, dem Rhein-, dem Donau- und dem Etschgebiete an. Von den im ganzen Gebiete beobachteten 46 Fischarten sind 16 allen drei Stromgebieten gemeinsam, nämlich: der Flußbarsch, der Koppen, der Karpfen, die Schleihe, der Greßling, die Rothfeder, der Aitel, der Strömer, die Pfrille, das Blaufelchen, die Äsche, der Saibling, die Forelle, die Lachsforelle, der Hecht, die Schmerle und der Steinpitzger. Dem Rheingebiete, nämlich dem Bodensee sind eigen: der Kilch und die Bodenrenke. Im Donaugebiete erscheint der Huchen (Salmo hucho), der Näsling (Chondrostoma Rysela), eine Bastardform zwischen Chondrostoma nasus und Telestes muticellus und der Laugen. Dem Rhein- und dem Donaugebiete sind gemeinschaftlich: die Rutte, die Flußbarbe, die Brachsen (Abramis brama), die Laube (Alburnus lucidus), das Rothauge (Leuciscus rutilus), der Hasel, die Nase. Dem Gebiete der Etsch, des Sarca mit dem Gardasee und der Brenta sind eigenthümlich: der Schleimfisch (Blennius vulgaris), die Seebarbe (Barbus plebejus), der Weißfisch (Alburnus alborella), der kleine Aland „Bruffolo“ (Leuciscus aula), der große Aland „Pigo“ (Leuciscus pigus), der schwarze Altel „Cavedana“ (Squalius cephalus var. cavedanus), der kleine Strömer „Vairone“ (Telestes muticellus, vas. Savignyi), der kleine Näsling „Lasea“ (Chondrostoma Genei) und der mittlere Näsling „Savetta“ (Chondrostoma söetta), dem Gardasee: der Carpione (Tario carpio). Dem Rhein- und dem Etschgebiete sind nur zwei Arten gemeinsam, nämlich der Stichling und der Aal. Dem Donau- und dem Etschgebiete angehörig ist außerdem noch das Neunauge. Einige der den nördlichen und den südlichen Stromgebieten eigenen Arten zeigen mannigfache Abweichungen in der Körperform, Färbung und Zeichnung. So gewahrt man zum Beispiel an den Forellen südlich vom Brenner eine den hebräischen Buchstaben ähnliche

marmorirte Zeichnung der Körperoberfläche, während diese bei den Forellen der nördlichen Gewässer bei bald weißlicher, bald goldgelber, auch schwärzlicher Grundfarbe seitlich mehr oder minder hellrothe oder auch kupferrothe, gegen den Rücken zu schwarze Flecken zeigt.

In letzter Zeit sind Fischzuchtanstalten, Fischereivereine und Private mehrfach bemüht, die seit Jahren durch schlechten Betrieb geschädigte Fischerei emporzubringen, wobei sich die Fischzuchtanstalt in Torbole am Gardasee und eine Fischereigesellschaft in Lienz im Pusterthal ganz besondere Verdienste erworben haben. Außer den gewerbsmäßigen Fischern am Bodensee, Achensee und Gardasee pflegen zahlreiche Liebhaber mit künstlichen Fliegen und anderem Angelgeräth der Fischerei an den schönen Gebirgswässern zu huldigen, und der Ruf wohlgefüllter Fischbehälter führt gar manchen nach köstlichen Forellen oder Saiblingen begehrlichen Gast dem ländlichen Gastwirth zu. Seit einigen Jahren werden die vielseitigen Bemühungen zur Hebung der Fischzucht durch ein Fischereigesetz unterstützt.

Bergbau und Hüttenwesen, Gewerbe, Industrie und Handel in Tirol und Vorarlberg.

Bergbau und Hüttenwesen. Der Boden von Tirol scheidet sich geologisch in drei Längsstreifen, die von Osten nach Westen ziehen. Der mittlere gehört der Primärformation an. Im Norden sowie im Süden von den Centralalpen sind die Gebirge größtentheils von mesozoischen Gesteinen gebildet. Einzelne Aufbrüche der Primärformation findet man auch in den Südalpen, so das Valsugana-Thal und das Adamellogebiet. Auch sind im Süden die Sedimentgesteine vom Porphyr durchbrochen, der bei Bozen das größte Porphyrgebiet Europas bildet. Ebenso fanden „Melaphyr"-Eruptionen statt. In den nördlichen Kalkalpen sind die Gesteinsdurchbrüche äußerst spärlich. Es gehört dazu der „Augitporphyr" von Ehrwald. Ebenso wie mit den Eruptivgesteinen geht es auch mit jenen Ablagerungen, welche jünger sind als die Trias und der Jura. Die Kreide und die tertiären Schichten sind in Südtirol bedeutend stärker entwickelt als in Nordtirol.

Während die jurassischen Schichten im Norden wie im Süden ein gesuchtes Baumaterial liefern — ich hebe nur den Trienter und Hagauer Marmor hervor —, zeigt das Tertiär Südtirols geringe Nutzbarkeit. Nordtirol dagegen birgt in seinem Tertiär zwei große Schätze: die Kohle von Häring, die ganz einer Steinkohle gleicht und das einzige Kohlenbergwerk von Tirol und Vorarlberg darstellt, denn das Kohlenbergwerk von Bregenz wurde Ende März 1887 eingestellt. Von welcher Bedeutung dieser Kohlenbergbau für Tirol ist, begreift man leicht, wenn man erwägt, daß bei einem Waggon Kohle von Schlesien die Fracht $^2/_3$ des ganzen Preises ausmacht. Im nächsten Umkreis vom Häringer Kohlenbergwerk liegt der andere Schatz im Tertiär begraben — der Portland-Cement.

Vom Häringer Berg an zieht sich die Schichte über Kufstein hinaus und hat eine blühende Industrie hervorgerufen; Ebbs an der baierischen Grenze ist noch eine Fundstätte von Cement. Das Diluvium enthält nirgends nutzbare Stoffe. Es reicht hoch in die Berghänge hinauf und ist Zeuge einstmaliger weitreichender Vergletscherung. Die Gletscher sind gegenwärtig in Tirol im Rückgang begriffen. Von den plutonischen Gesteinen ist fast die ganze Reihe der älteren Gesteine entwickelt, die jüngeren haben nur den Basalt in Südtirol als Vertreter.

Während in Kärnten die meisten Mineralquellen aus plutonischen Gesteinen kommen, ist das in Tirol nicht der Fall. Unsere meisten Mineralquellen entstehen nur aus Zersetzungen kiesreicher Gesteine. Auch bei den Säuerlingen von Obladis und Rabbi ist jener Zusammenhang nicht nachweisbar. Dasselbe gilt bezüglich der warmen Quellen von Dux und Brenner, während jene von Häring offenbar im Zusammenhang mit dem Kohlenbergwerke steht. Auch ist in Tirol nur selten an ein eruptives Gestein eine besondere Ausbildung erzführender Schichten geknüpft. Dagegen liefern diese Gesteine ausgezeichnete Nutzsteine.

Der Granit in der Gegend von Franzensfeste und die rothen Porphyrplatten von Bozen finden eine weitverbreitete Anwendung im Baufach. Der schöne Pechsteinporphyr von Weidbruck und Auer, sowie die Serpentine vom Schlosse Sprechenstein und anderen Orten werden vielfach verschliffen. Letztere sind freilich nicht eruptiv, sondern gehören in die Primärformation. Dieselbe Formation liefert auch den weißen Marmor von Laas und Mareit. Der weiße Marmor vom Spertenthal und der schwarze bei St. Johann im Großachtenthal harren noch der Ausbeutung. Nebst diesen Nutzsteinen führt die Primärformation noch Gold eingesprengt. Es wurde auch im Inn, in der Drau und in der Sill einstmals Goldwäscherei betrieben. Gold aus der Sill bei Innsbruck kann man in der Sammlung des Schlosses Amras sehen. An einzelnen Punkten der Centralalpen wurde auch auf Gold geschürft. Das bekannteste Goldbergwerk Tirols ist das vom „Heinzenberg“ im Zillerthal bei Zell, das im Jahre 1506 eröffnet wurde, aber nie größere Mengen lieferte. Im Jahre 1870 wurden die beiden letzten Knappen in den Ruhestand versetzt und das Werk aufgelassen. Im Jahre 1879 übernahm ein amerikanisches Comité sämmtliche Stollen, eröffnete neue und stellte ein Pochwerk her, welches das gewonnene Erz zermalmt. Dieser Staub wird sodann in den Goldmühlen geschlemmt. Durchschnittlich werden aus 1.000 Kilogramm Erz 1¼ Gramm Gold gewonnen. Von altersher wurde auch im Iselthal (Windischmatrei) auf Gold geschürft. Gegenwärtig scheint der Goldbergbau im Iselthal etwas thatkräftiger in Angriff genommen zu werden. Wichtiger sind die Eisen- und Kupfererze, die sich in den Thonschiefern der Centralalpen finden. Das verschwundene Eisenwerk von Wattens, sowie die noch gegenwärtig betriebenen Werke von Jenbach und Pillersee nehmen ihren Eisenspath aus dem nächst gelegenen Schiefergebirge. Das berühmte

Kupferwerk „Prettau“ im Ahrenthal, das, durch Überschwemmung fast ganz zerstört, von der gräflich Enzenberg'schen Familie in menschenfreundlicher Rücksicht auf die dort seßhafte nothleidende Arbeiterbevölkerung in den letzten Jahren wiederhergestellt wurde, speist sich mit Kupferkiesen aus den Phylliten. Die Gesteinsart aber, welcher der Tiroler Bergbau seine ehemalige Berühmtheit verdankt, ist der sogenannte „Schwazer Kalk“. Er heißt zwar „Kalk“, ist aber ein mit vielen Quarzadern durchzogener Dolomit. Diese Gesteinsart begleitet den „Buntsandstein“ oder besser „Grödener Sandstein“ durch das Innthal und Brixenthal bis zum Kitzbüchler Horn und vielleicht noch weiter und schiebt sich zwischen ihn und den Schiefern ein. Der Mangel jeder Versteinerung läßt eine genaue Bestimmung des



Die Bergstadt Hall.

geologischen Alters nicht zu. Für Dyas halten ihn die einen, die anderen zählen ihn zur Steinkohlenformation. Wahrscheinlich sind die verlassenen Bergwerke am Kristberg bei Dalaas in Vorarlberg, am Bartholomäus-Berg in Montavon im Thal Rels gleichfalls in diesem Schwazer Dolomit eingetrieben. In seiner ganzen Ausdehnung führt er Erz. Am meisten aber lag in ihm in der Gegend von Schwaz bis Kundl. So reich war im Mittelalter, zur Zeit der höchsten Blüte, das Erträgniß von Kupfer- und Silbererzen, daß 30.000 Menschen Beschäftigung fanden, wie Lettenbichler berichtet —, fürwahr ein mittelalterliches Kalifornien.

Gegenwärtig ist der Bergsegen verschwunden, nur am Kogel und am Ringenwechsel wird noch auf Fahlerz gegraben und in Brixlegg verhüttet. Den Unterschied zwischen

damals und heute mögen folgende Angaben beleuchten. Der Bergbau am Falkenstein lieferte im Jahre 1523 15.855 Mark (1 Mark = 233·89 Gramm) Brandsilber und 20.000 Quintal Kupfer. Der Bergbau von Rattenberg (Geier und Mauknerötz) lieferte im Jahre 1483 allein 48.097 Mark Silber. Der berühmte Bergbau am Röhrer Bichl bei Kitzbüchl trug im Jahre 1552 22.913 Mark Silber. Und dies waren nur die wichtigsten Bergwerke. Überall wurden die Eingeweide der Berge durchwühlt, bestand ja in Fügen ein eigenes Bergamt für Zillerthal. Nur in Südtirol scheint der Bergbau, wenigstens in historischer Zeit, nie geblüht zu haben, obwohl es im alten Stadtsiegel von Trient heißt Montes argentum mihi dant nomenque tridentum. Dagegen werden heute nach dem Ausweise vom Jahre 1889 in Brixlegg und Prettau 2321 Quintal Kupfer im Werthe von 133.742 Gulden erzeugt. Gold- und Silbererze wurden nicht gewonnen, wohl aber gold- und silberhaltige Halbproducte. Blei- und Zinkerze wurden im Jahre 1889 in den Bergbauen vom Rabenstein, Schneeberg und Silberleithen gewonnen. Die Erzeugung von Bleierzen betrug 8028 Quintal. Verhüttet wurden diese Erzeugnisse in Tirol nicht, sondern die Erze vom Rabenstein nach Littai in Krain, die vom Schneeberg nach Přibram und die von Silberleithen an die Hütte Stollberg bei Achen geliefert. Die Zinkerze wurden in Tirol gleichfalls nicht verhüttet. Die meiste Zinkblende lieferte der Bergbau Schneeberg und Silberleithen. Im Ganzen wurden 27.272 Quintal Erz erzeugt und die Erze vom Schneeberg nach Frankfurt am Main und die von Silberleithen nach Achen geführt. So ist der Bergsegen von Tirol nurmehr ein schwacher Überrest des früheren. Nur ein Bergwerk ist in seinem Ertrage verhältnißmäßig gleichgeblieben, nämlich das Salzbergwerk von Hall, und soll nach der Ansicht von R. Schmid auch bei schärferem Abbau für 600 bis 800 Jahre der Ertrag gesichert sein.

Der tirolische Salzberg, der Vater von Hall, wird aus triasischen Schichten aufgebaut. Er liegt zwei Stunden nördlich von Hall im sogenannten Hallthal. Das Gebirge, wo das Salz sein Lager hat, heißt Wildangergebirge. Vom Innthal aus kann man den Salzberg in seinem vollen Umfange nicht sehen, da der Vorberg den Anblick hindert. Das Hallthal trennt diesen Vorberg vom Salzberg und das sogenannte Thürl verbindet ihn damit. Gegen Westen wird das Wildangergebirge vom Pleißer Joch begrenzt, im Norden daran liegt das Ißthal. Das Salz befindet sich im sogenannten Haselgebirge. Dieses ist ein Gemenge von Thon, Gyps und Salz. Im Thon ist das Salz sehr ungleich vertheilt. Manchmal ist der Thon ganz leer von Salz, bisweilen erreicht der Salzgehalt bedeutend das Übergewicht, ja es kommen auch Lagen vor, die aus reinem Steinsalz bestehen. Die Farbe des Salzes ist eine sehr verschiedene, am seltensten ist das blaue. Dieses Salzvorkommen wird von zahlreichen Mineralien begleitet. In dieser Hinsicht ist es das reichste von allen alpinen Salzlagern, während es an Salzgehalt das ärmste ist — höchster Gehalt

32 Procent. — Das Haller Salzbergwerk ist schon seit langer Zeit bekannt. Ursprünglich war es eine Quellensaline. Die ersten Spuren führen in die Zeit der Merowinger zurück. Im Jahre 740 wurden durch den baierischen Landesfürsten dem Kloster Benedikt-Beuern 5 Behältnisse Salz, in Hall zu sieden, geschenkt. Die Quellensaline wurde später von Hall nach Thauer verlegt und diese bestand noch im Jahre 1263. Über die Entdeckung des Salzgebirges schwanken die Angaben zwischen den Jahren 1265 und 1272. Der Abbau des Salzes erfolgt durch Auslaugung mit Wasser. Zu diesem Zweck werden sogenannte Werke errichtet. Von dem Werke wird die Sole in tiefer stehende Werke geleitet und fließt dann durch Röhren über Gradierwerke nach Hall in die Sudpfannen. Im Jahre 1889 wurden 132.431 Quintal Sudsalz und 1.714 Quintal Dungsalz im Werthe von 1,061.162 Gulden erzeugt.

Ganz einzig in seiner Art ist ein drittes Bergerzeugniß, der Asphaltstein. Der Asphalt hat seinen Sitz im Hauptdolomit. Am meisten verbreitet zeigt er sich in der Gegend von Seefeld, doch kommt er auch im Achenthal und im Fernpaß in untergeordneter Weise vor. Die Lagerungsverhältnisse sind in der Gegend von Seefeld äußerst unregelmäßig, daher ist auch von einem regelmäßigen Bergbau keine Rede. Der Gehalt an Bitumen schwankt von 5 bis 80 Procent. Der bituminöse Asphaltstein enthält zwei Stoffe: das Asphalten und das Petrolen. Beide verbunden bilden den Asphalttheer. Wird der Asphalttheer mit Asphaltstein von ungefähr 5 Procent Gehalt nach einem bestimmten Verhältniß gemischt, so bildet sich eine Masse, welche beim Erkalten sehr hart wird. Diese Masse nannten die Alten Asphalt-Kitt, die neuere Technik hat dafür den Ausdruck Asphaltmastix. Die Erzeugnisse des Asphaltsteins sind in Seefeld von derselben Güte wie die französischen vom Val de Travers, Bastemes Lobsann. Der Werth der im Jahre 1889 gewonnenen Asphaltsteine betrug 6.320 Gulden.

Gewerbe, Industrie und Handel. Auf dem gewerblichen und industriellen Gebiete treffen wir in Tirol und Vorarlberg sowohl in der geschichtlichen Entwicklung wie in den Verhältnissen der Gegenwart solche Verschiedenheiten, daß eine gesonderte Darstellung nothwendig wird.

Diese durch die geographische Lage, Bodenbeschaffenheit und Bodencultur, sowie durch Nationalität und Sprache und wohl auch durch geschichtliche Entwicklungsprocesse bedingte Verschiedenheit der Verhältnisse hat es auch nothwendig gemacht, daß bei Einführung des Instituts der Handels- und Gewerbekammern das Land in vier Productions- und Verkehrsgebiete eingetheilt wurde: Nordtirol mit der Handels- und Gewerbekammer von Innsbruck, das deutsche Südtirol und das Pusterthal mit der Kammer in Bozen, der italienischsprachige Theil Tirols mit der Kammer in Rovereto und Vorarlberg mit der Kammer in Feldkirch.

Wenn schon der Niedergang des Bergwerksbetriebes in einzelnen Gebieten eingreifende Veränderungen im gewerblichen Leben hervorrief, so brachte die Eröffnung der Schienenwege eine vollständige Umwälzung hervor. Mit welch vernichtender Gewalt diese Umwälzungen im Verkehrsleben alte Zustände beseitigt und eine ganz neue Lage geschaffen haben, kann man sich am besten vor Augen führen, wenn man die nun halb verödeten Ortschaften an den altberühmten Verkehrsstraßen, die von Österreich und Deutschland nach Italien führten, betrachtet.

Infolge dieser neugeschaffenen Lage haben die einzelnen Landestheile, ihren natürlichen Verhältnissen entsprechend, sich mehr oder minder selbständig entwickelt und müssen daher auch einzeln in Betracht gezogen werden. Das Land Vorarlberg hat als vorzugsweises Industrieland schon Decennien vor Eröffnung der Schienenwege eine ganz andere volkswirthschaftliche Entwicklung durchgemacht als Tirol, mit dem es nur das politische Band gemeinsam hat.

In Nordtirol hat die Landwirthschaft stabilere Verhältnisse als in Südtirol, eine gleichmäßigere Vertheilung des productiven Bodens und keine solchen Schwankungen im Ertrage als in Südtirol. Dieser Umstand ist von merkbarem Einfluß auf das Gewerbe, dessen Verhältnisse ebenfalls stabilere sind als im südlichen Landestheil. Im Jahre 1885 gab es in Nordtirol 10.014 Hauptgewerbe, mit welchen noch 696 Nebenbeschäftigungen ausgeübt wurden. Das Gebiet der gewerblichen Industrie weist zwei Eisengießereien auf, eine Eisen- und Stahlhütte, ein Metallhüttenwerk. Die Fabrication von Eisen- und Stahlwaaren ist im Allgemeinen gut vertreten. Leider aber befindet sich die ehemals dies- wie jenseits des Brenners im großen Umfang betriebene Sensenfabrication infolge der Absperrung des auswärtigen Marktes in stetem Rückgange und beschränkt sich gegenwärtig auf wenige Betriebsstätten, die mit Maschinen betrieben werden, wie sie die gegenwärtige Entwicklung dieser Industrie verlangt. Das Gewerbe der Schmiede, Schlosser und Nagelschmiede liefert das größte Contingent, obschon es sich in stetem Rückgang befindet. Im Bezirk Rattenberg besteht eine Messing-, in jenem von Schwaz eine leonische Fabrik. Die Glockengießerei wird in beachtenswerthem Umfang ausgeübt und ist im Aufschwung begriffen. Als der wichtigste Fabricationszweig in Nordtirol muß die Cementindustrie angesehen werden. Wir haben zehn Betriebsstätten, worunter aber im Wesentlichen nur die im Bezirk Kufstein befindlichen in Betracht kommen. Hier wird auch der Portland-Cement erzeugt, ein Fabrikat, das von keinem anderen an Güte übertroffen wird. Die Industrie beschäftigt bei 1.000 Personen und drückt dem ganzen Bezirk in wirthschaftlicher Hinsicht das Gepräge auf, da auch viele andere Gewerbe von ihr direct und indirect profitiren. Die ehemals blühende Glasindustrie weist nur mehr eine Betriebsstätte auf. Die Industrie in Holz ist durch nahezu 200 Brettersägen, deren Zahl in letzter Zeit durch



Gossensaß mit der Brennerbahn.

das Entstehen großer Dampfsägen und die Abnahme des Holzreichthums fortwährend sich vermindert, und durch nahezu 400 Tischler vertreten, welche mit nur wenigen Ausnahmen dem Kleingewerbe angehören. Die ehemals blühende Gerberei ist, wie im südlichen Theile Tirols, so sehr zurückgegangen, daß nur mehr wenige Geschäfte ins Ausland exportiren. Auf dem Gebiete der Textilindustrie haben wir in Nordtirol als hervorragende Industrie-Etablissements neun Schafwollwaaren-Fabriken, sieben Baumwoll-Spinnereien und Webereien, ferner eine Leinen- und Baumwollwaaren-Fabrik. Die Papierindustrie weist eine Cellulose-Fabrik im Unterinnthal auf, welche große Mengen von Holz verarbeitet und den Papierstoff nach Frankreich liefert, und sieben Papierfabriken. Auf dem Gebiete der Industrie von Nahrungs- und Genußmitteln gibt es eine Unzahl von kleinen Müllern, aber nur sechs Werke, die als Kunstmühlen bezeichnet werden können. Die Bierbrauerei ist durch 46 Unternehmungen vertreten, wovon mehrere von bedeutendem Umfang sind und fabriksmäßig betrieben werden. Unter den Industrien, welche in bedeutenderem Umfang betrieben werden

und ihre Producte zum Theile exportiren, dürfte auch die Seifen- und Kerzenfabrication zu nennen sein, womit auch die Erzeugung von Kunstbutter verbunden wird, die leider auch in diesem viehzuchttreibenden Lande großen Absatz findet. Im Kunstgewerbe hat Nordtirol eine hervorragende Specialität, die sich einen Weltruf errungen hat, nämlich die Glasmalerei und Mosaikwerkstätte in Innsbruck. Ebenfalls rühmenswerth ist die von Otto Hußl in Schwaz gegründete Majoliken-Fabrik hervorzuheben, deren Erzeugnisse in technischer wie in künstlerischer Richtung unerreicht dastehen. Das Buchdruckereigewerbe ist durch mehrere Geschäfte in Innsbruck und in den kleineren Städten vertreten. Unter ihnen nimmt die hochangesehene Wagner'sche Universitäts-Buchdruckerei und Verlagshandlung in Innsbruck den ersten Platz ein. Wir schließen die Aufzählung der hervorragenden gewerblichen und industriellen Betriebsstätten mit der Anführung der ärarischen Tabakfabrik in Schwaz, welche 1.100 Arbeiter beschäftigt.

Der Handel in Nordtirol bewegt sich mit geringen Ausnahmen nicht über den Rahmen des regionalen Zwischenhandels hinaus und weist die leicht erklärliche Thatsache auf, daß der Kleinhandel auf dem Lande stetig zurückgeht, während an den Centralpunkten des Eisenbahnverkehrs, insbesondere in der Landeshauptstadt die Geschäfte an Zahl und Umfang zunehmen. Diese Erscheinung tritt insbesondere auffallend zu Tage seit der im Jahre 1884 erfolgten Eröffnung der Arlbergbahn, wodurch die Stadt Innsbruck ein Knotenpunkt der Brenner- und Staatsbahnlinie geworden ist. Diesem Umstand verdankt auch das landwirthschaftliche Lagerhaus in Innsbruck seine Entstehung, in welchem ein bedeutender und stets wachsender Verkehr, insbesondere mit Wein und Getreide stattfindet.

Das deutschsprachige Südtirol, das ist das Gebiet der Handels- und Gewerbekammer Bozen, zählt 235.079 Einwohner und reicht von den Wasserscheiden des Brenner und der Malser Haide, dann von der Kärntner Grenze bis hinab zur Salurner Klause, wo deutsche Sprache und Sitte aufhört und das italienische Element beginnt. Welche Mannigfaltigkeit der Bodengestaltung auf diesem kleinen Fleck Erde von den Eisfeldern des Ortler und Großglockner bis zu den Blütenhainen und Rebengeländen des Etschthals! Wenn in Nordtirol die Einförmigkeit den Grundcharakter der Bodengestaltung bildet, so ist es hier die Mannigfaltigkeit, die der Gegend das Gepräge verleiht und auch eine entsprechend große Verschiedenheit im socialen Leben der Bevölkerung, sohin auch im gewerblichen und industriellen Betriebe zur Folge hat. Die Landwirthschaft ist im Allgemeinen in ungünstigerer Lage, der Rückgang des Kleingewerbes daher infolge Abnahme der Kaufkraft in diesem südlichen Theile noch stärker als in Nordtirol. Verschiedene einstmals blühende Zweige der Hausindustrie sind nahezu ganz verschwunden. Auch die Holzschnitzer in Gröden mußten die Verfertigung von billigen Kinderspielwaaren erheblich einschränken und sich gleich der Holzschnitz- (Intarsia-) und Filigranindustrie in

Ampezzo der Herstellung von kunstgewerblicher und vornehmer Waare zuwenden, um einen Markt zu finden. Unter den Kleingewerbetreibenden stehen die Schlosser und Tischler durch Qualität, die Weber und Faßbinder durch Quantität ihrer Leistungen voran. Die Textilindustrie ist nur durch ein einziges größeres Etablissement vertreten: die Baumwollspinnerei in St. Anton bei Bozen. Einen hocherfreulichen Aufschwung hat in den letzten Jahren die durch zwei große Etablissements in Bozen vertretene, von Karl Ringler begründete Conservenindustrie genommen, hocherfreulich deßhalb, weil die Landwirthschaft durch den Verbrauch großer Mengen von Obst und Gemüse daraus erheblichen Nutzen zieht. Die beiden Fabriken haben einen geachteten Namen in- und außerhalb der Monarchie und liefern auch Fleischconserven.

In keinem Lande der Monarchie findet man so schöne und verschiedenartige Steine für die Baukunst und Sculptur wie in Südtirol. Dieser Umstand hat zur Begründung der jetzt von der Union-Baugesellschaft in großem Umfange betriebenen Steinindustrie geführt, wozu die Marmorwerke in Laas und die Marmor- und Porphyrwerke in Sterzing gehören. Die genannten Industriezweige können, da sie ausschließlich einheimische Producte verarbeiten, als ein wahrer Segen für die Bewohner dieser Gegend betrachtet werden. In der Mühlenindustrie finden wir nebst zahllosen kleinen Mühlen mehrere Kunstmühlen, welche die getreidearme Gegend mit Mehl versehen. Seltsamerweise wird in diesem zum großen Theile weinbautreibenden Lande die Bierbrauerei von mehreren großen Etablissements mit bedeutendem Erfolge betrieben. Auf dem Gebiete des Handels nimmt der Obst- und Weinhandel bei weitem den ersten Rang ein. Der jährliche Obstexport aus diesem Gebiete hat einen Werth von ungefähr 400.000 Gulden, der Weinexport von ungefähr zwei Millionen Gulden. Der En gros-Zwischenhandel in den übrigen Geschäftszweigen concentrirt sich hauptsächlich in Bozen, Lienz und Meran. Auf dem Gebiete des Communicationswesens ist die Südbahn der maßgebende Factor, indem ihre Linien das ganze deutsche Südtirol von Norden und Osten nach dem Süden durchziehen, während die Bozen-Meraner Bahn den Verkehr zwischen diesen beiden Städten vermittelt.

Der italienischsprachige Theil Tirols, das ist der Handelskammerbezirk von Rovereto, umfaßt 6.110 Quadratkilometer und zählt 273.516 Einwohner.

Die Bodencultur ist in diesem Landestheile ebenso verschiedenartig wie im deutschen Südtirol. Während im Hauptthal und in allen tiefer gelegenen Gegenden die Wein- und Seidencultur vorherrscht, bildet in allen höher gelegenen Gebieten die Viehzucht die Hauptnährquelle der Bevölkerung, welche leider so dicht ist, daß ein großer Theil daheim nicht mehr die nöthige Nahrung findet und daher zu massenhaften Auswanderungen gezwungen ist. Zeitliche Auswanderungen finden auch aus anderen Gegenden Tirols statt, insbesondere aus dem oberen Innthal. Die zeitlichen Auswanderungen der italienischen

Maurer und Taglöhner sind schon alt und gereichen der Bevölkerung in volkswirthschaftlicher Beziehung zum Vortheil, weil die Ausgewanderten alljährlich zur Winterszeit, mit Ersparnissen versehen, in den Schoß der Familie zurückkehren. Beklagenswerth ist aber die Thatsache, daß seit dem Jahre 1870 bereits mehr als 24.000 Personen aus diesem kleinen Territorium dauernd ausgewandert sind, um sich in Amerika niederzulassen.

Der Mannigfaltigkeit der Bodencultur entspricht auch die Verschiedenartigkeit des gewerblichen Betriebes in den verschiedenen Gegenden.

Die vorherrschende Armuth der Bevölkerung hat zur Folge, daß das Kleingewerbe nicht zu einer gedeihlichen Entwicklung gelangen kann, während der ehemals blühende Haupterwerbszweig des Landes, die Seidenzucht, infolge der Seidenraupenkrankheit derart zurückgegangen ist, daß nurmehr wenige Etablissements sich mit der Verarbeitung der Seide befassen können, deren Gesammtproduction sich gegenwärtig nur auf 130.000 Kilogramm beziffern dürfte. Eines steten Aufschwungs erfreut sich infolge des günstigen Einflusses der landwirthschaftlichen Lehranstalt von St. Michele die Weincultur, deren Gesammtergebniß sich auf 150.000 Hektoliter jährlich beziffern dürfte, wovon ein großer Theil nach der Schweiz und nach Deutschland exportirt wird. So lange Lombardo-Venetien zu Österreich gehörte, standen im italienischen Theil Tirols mehrere Industrien, insbesondere die Gerberei, Seidenweberei und die Papierfabrication, in Blüte. Seit der Errichtung von Zollschranken an der Südgrenze sind diese Industriezweige, von ihrem hauptsächlichen Absatzgebiete ausgeschlossen, zum Theile weit zurückgegangen, zum Theil nur mit großen Anstrengungen im Stande sich zu erhalten. In neuester Zeit versucht man es mit anerkennenswerthem Eifer, die Erzeugung von Schafwollwaaren emporzuheben, sowie sich überhaupt hoffen läßt, daß beim Vorhandensein der wichtigsten Bedingungen für das Aufblühen der Industrie, nämlich billiger Arbeits- und reicher Wasserkräfte, die industrielle Thätigkeit sich noch weiter entwickeln wird. Einen wichtigen Industriezweig in dieser Gegend bildet die Verarbeitung des reichlich vorhandenen vorzüglichen Marmors, der in großen Quantitäten ausgeführt wird. Unter den Industriezweigen von geringerer Bedeutung ist die Verarbeitung des Gyps im Fleimsthal, die Filzhutfabrication im Ledrothal, das Nagelschmiedgewerbe im Rendenathal, die Verfertigung landwirthschaftlicher Geräthe in Valsugana hervorzuheben. Es fehlen auch nicht die Faßbinder, Hafner und Töpfer, Wachszieher, Käsereien, die Erzeugung von Kunstschmalz, die Bereitung von Früchtenconserven. Alle diese Industriezweige haben fast nur locale Bedeutung. Daß in den waldreichen Seitenthalgebieten die Holzindustrie eine gewisse Bedeutung hat, ist selbstverständlich, jedoch kommt dieselbe jener in den übrigen Theilen Tirols nicht gleich, weil die Gegenden zu weit vom Eisenbahnverkehr entfernt sind. Die ehemals blühende Sumachindustrie besteht noch in geringem Umfange. Auch die vorhandenen

Metallgießereien, Möbelfabriken, Seifenfabriken, Cementfabriken, einzelne Betriebsstellen zur Erzeugung pharmaceutischer Präparate, die Sandsteinindustrie in Arco, die Bearbeitung der farbigen Steine in Brentonico und des Marmors in Predazzo sind trotz ihres nicht bedeutenden Umfangs werthvolle Erwerbsquellen für die Bevölkerung. Die größte Betriebsstätte im italienischen Theile Tirols ist die großartige Tabakfabrik in Sacco bei Rovereto, welche ungefähr 2.000 Arbeiter beschäftigt und ernährt.

Auf dem Gebiete des Exporthandels ist außer dem Wein und der Seide noch insbesondere der Handel mit Südfrüchten und Obstbäumen hervorzuheben, der in den letzten Jahren großen Aufschwung genommen hat.

Der italienische Landestheil hatte bis in die letzte Zeit einen einzigen Schienenweg, nämlich die Südbahn, welche ihn von der Nord- bis zur Südgrenze durchzog. Seit dem Jahre 1891 führt auch eine schmalspurige Eisenbahn von der Station Mori über Arco nach Riva am Gardasee.

Wir können diese kurze Skizze nicht schließen, ohne des Eifers zu gedenken, womit die Regierung durch Unterstützung des gewerblichen Unterrichts die unerläßlichen Bedingungen zum Aufschwung der gewerblichen Thätigkeit und zur Besserung der Lage der arbeitenden Klassen zu schaffen bemüht ist. Es geschieht dies nicht blos in gut ausgestatteten gewerblichen Lehranstalten, sondern auch in zahlreichen kleineren Fachschulen, welche an solchen Stellen errichtet wurden, wo entweder altvererbte persönliche Eignung der Bevölkerung oder das Vorhandensein eines bestimmten Arbeitsmaterials die Errichtung derselben wünschenswerth machten.

Das Fremdenwesen in Tirol. Die Umgestaltung des Communicationswesens durch Eröffnung der Eisenbahnen hat, wie schon bemerkt, das wirthschaftliche Leben der Alpenländer, durch deren Thäler sich ehemals der gesammte Verkehr zwischen Deutschland und Italien bewegte, in empfindlicher Weise getroffen. In solcher Lage ist es dringend geboten, nach neuen Einnahmsquellen zu suchen, um der weiteren Verarmung der Bevölkerung vorzubeugen. Eine solche ist insbesondere im Fremdenverkehr zu suchen.

Von welcher Bedeutung dieser Erwerbszweig für Tirol ist, mag daraus entnommen werden, daß allein im deutschen Südtirol nach einer angestellten Berechnung die Einnahmen aus dem Fremdenwesen im Jahre 1880 eine Summe von mehr als zwei Millionen Gulden ergaben. Wenn man nun erwägt, daß diese Einnahmen sich auf eine Fläche Landes von nur 97 Quadratmyriameter und von nur 235.000 Einwohnern vertheilen, wenn man ferner erwägt, daß im Allgemeinen ein verhältnißmäßig nur kleiner Kapitalsbetrag in Einrichtungen für das Fremdenwesen investirt wurde, daß die Producte, welche dem Fremden geboten werden, mit wenigen Ausnahmen im Lande selber erzeugt werden und bei den Gegenständen des Handels auch der locale Geschäftsmann am gesteigerten

Absatz profitirt, wenn man endlich noch den Umstand in Betracht zieht, daß für den Geschäftsmann auf dem Lande die Einnahmen aus der Beherbergung der Fremden und aus der Lohnkutscherei in der Regel ein Nebeneinkommen bilden, weil diese Leistungen von den zum gewöhnlichen Geschäftsbetrieb nöthigen Dienstboten und Pferden besorgt werden, dann wird man erst die volkswirthschaftliche Bedeutung des Ertrages aus dem Fremdenwesen gebührend zu würdigen verstehen.

Obschon der Curort Meran bereits seit langer Zeit einen Weltruf hat, obschon die Südbahn durch Erbauung des Hotels Toblach am Felsenthor zu den Dolomiten und einzelne Gasthofbesitzer, wie Hanns Heiß in Brixen, Steger in Mühlbach, Gröbner in Gossensaß und Andere, durch zweckmäßige Adaptirungen und gute Verpflegung der Fremden einzelne Sommerstationen geschaffen haben, welche bald von Fremden gefüllt waren, so dauerte es doch noch eine geraume Zeit, bis die außerordentliche Bedeutung des Fremdenwesens für unser Alpenland allgemein erfaßt und erkannt wurde, welch reiche und noch unbehobene Schätze unsere Berge und Thäler in dieser Richtung bergen. Erst seit wenigen Jahren ist man bemüht, diese wichtige volkswirthschaftliche Angelegenheit in organisatorischer Weise nach Mustern, wie sie in der Schweiz vorliegen, durch Gründung von Vereinen und eines gemeinsamen Verbandes zu fördern, wodurch einerseits die nöthige publizistische Beihilfe im Ausland besorgt, anderseits die Bevölkerung über die nothwendigen Einrichtungen zu dauernder Anziehung der Fremden belehrt werden kann. Wenn Landesvertretung und Regierung sich, wie es wohl ihre Pflicht ist, der Sache annehmen, so wird sehr bald das Land Tirol mit der Schweiz nicht blos an Schönheit, Mannigfaltigkeit und Großartigkeit seiner Alpennatur, sondern auch in seinen Einnahmen aus dem Fremdenwesen rivalisiren. In zweierlei Richtung ist aber die Schweiz als Fremdenverkehrsgebiet dem Lande Tirol und den österreichischen Alpenländern überhaupt weit vorausgeeilt, in den Unterkunfts- und den Communicationsverhältnissen. In erster Richtung muß sich die Selbsthilfe der an dieser Industrie betheiligten Bevölkerungskreise bethätigen, die Verbesserung der Communicationsverhältnisse aber kann nur unter Mitwirkung und mit kräftiger Unterstützung der Regierung und der Landesvertretungen geschehen. Die von der Regierung veranlaßte Ertragsstatistik über das Fremdenwesen ergab für 1890 die Summe von 9 Millionen Gulden; das deutsche Südtirol allein hatte eine Einnahme von $4^{1}/_{2}$ Millionen, somit das Doppelte von 1880 erzielt.

Vorarlberg ist im Gegensatz zu Tirol ein eigentliches Industrieland und zählte im Jahre 1885 6.220 selbständige Industrialgewerbe. Am hervorragendsten ist die Textilindustrie mit 2.821 selbständigen Industrialgewerben — nur Niederösterreich zählt noch mehr solche Gewerbe — vertreten, und in dieser sind es wieder die Baumwollindustrie und die Stickerei-Industrie, welche dem Lande zu dem Wohlstand verholfen haben, dessen



Dornbirn und Fabriksanlagen im Gütle.

es sich erfreut. Beide Industrien sind seit über einem Jahrhundert in Vorarlberg ansässig. Schon im Jahre 1773 führten Adam Ulmer, Dominikus Rüf und Josef Winder die Baumwollhandspinnerei in Vorarlberg ein, 1790 wurde eine eigene Appretur für Weißwaaren in Dornbirn erbaut und 1813 baute die heute noch bestehende Firma Herrburger und Rhomberg in Dornbirn die erste Baumwollspinnerei, welche nach und nach auf 7000 Spindeln gebracht wurde und nach der Pottendorfer Spinnerei die älteste in Österreich ist. Im Jahre 1834 stellte Karl Ganahl in Feldkirch fünfzig mechanische Webestühle mit Spul-, Zettel- und Schichtmaschinen auf, die im Jahre 1835 von Feldkirch in das von dem Genannten in Frastanz erbaute Etablissement übertragen und auf die Zahl 150 erhöht wurden. Diese Weberei, mit der die Grenzen eines Versuches das erstemal überschritten wurden, ist das älteste derartige Etablissement von größerer Bedeutung in Vorarlberg und in Österreich überhaupt. Was die Buntweberei anbelangt, so wurde — nachdem in der Schweiz und im benachbarten Liechtenstein größere Fabriken zur Erzeugung buntfarbiger Baumwollwaaren schon längere Zeit im Gange waren — im

Jahre 1869 auch in Vorarlberg von Johann Längle in Feldkirch der erste Versuch damit gemacht, der allseitige Nachahmung fand, so daß die bis dahin noch ziemlich stark verbreitete Handweberei fast gänzlich zurückgedrängt wurde und heute sozusagen aufgehört hat. Im Jahre 1792 richtete der durch die französische Schreckensherrschaft aus Mülhausen im Elsaß vertriebene Samuel Vogel die erste Cottondruckerei im Schlosse Mittelweierburg bei Hard ein, und seitdem hat sich mit einer durch die Occupation Vorarlbergs seitens der Baiern (1806) verursachten Unterbrechung dieser Zweig der Textilindustrie sehr entwickelt. Der Handdruck geht heute zwar zurück, allein an seine Stelle ist der Rouleauxdruck getreten, der im Lande durch fünf große Etablissements vertreten ist, die insbesondere den Tüchelдruck schwunghaft betreiben. Von den übrigen Veredlungsanstalten spielen insbesondere die Färbereien und unter diesen wieder die Türkischrothfärbereien eine erste Rolle. Seit diesen ersten Anfängen nahm die Baumwollindustrie Vorarlbergs einen lebhaften Aufschwung, obwohl ihre Betriebskosten wegen der großen Investitionen, welche die Benützung der als Hauptmotor dienenden Wasserkraft erforderte, ferner wegen der hohen Arbeitslöhne und außerordentlich großen Frachtkosten sehr bedeutende sind. Ihr Absatzgebiet erweiterte sich nichtsdestoweniger stetig, bis die Production durch den amerikanischen Krieg und der Absatz durch den Verlust Venetiens einen argen Stoß erlitten, dem nur durch die nimmermüde Thatkraft der Industriellen Vorarlbergs, das Heranziehen aller neuen Erfindungen auf dem Gebiete der Maschinentechnik, die Einrichtung des Productionsganges in der Art, daß die rohe Baumwolle bis zum verkaufsfertigen Producte verarbeitet wird, begegnet werden konnte. Es bestanden in Vorarlberg im Jahre 1885: 18 Baumwoll-Spinnereien mit 33 Motoren von zusammen 3.452 Pferdekräften und 216.904 Spindeln. Die Anzahl der letzteren hat sich heute auf circa 265.000 erhöht (Erzeugungswerth rund 4,670.000 Gulden). Es bestanden ferner 20 Baumwoll-Webereien mit 43 Motoren von zusammen 1.403 Pferdekräften und circa 4.000 Stühlen, darunter circa 1.000 Buntstühle (Erzeugungswerth rund 4,115.000 Gulden). Druckereien bestanden fünf mit zehn Druckmaschinen und circa 250 Drucktischen, Färbereien zehn, darunter sehr ausgedehnte Etablissements. Die Baumwollindustrie bezieht ihren Rohstoff aus Amerika und Ostindien und erzeugt heute Baumwollwaaren aller Gattungen. Ihr Hauptabsatzgebiet ist die ganze Monarchie, exportirt wird wenig. Die Zahl der in ihr beschäftigten Arbeiter beläuft sich auf circa 7.000, die einen jährlichen Arbeitsverdienst von circa $2^1/_4$ Millionen Gulden erzielen.

Die zweite große Gruppe der Textilindustrie bildet die Stickerei. Die Stickerei in Vorarlberg ist hauptsächlich Hausindustrie, und zwar in einer Ausdehnung, wie sie nicht leicht ihres Gleichen hat. Sie beschäftigt im Ganzen nicht weniger als 13.000 bis 14.000 Personen und bringt diesen circa $2^1/_2$ bis 3 Millionen Gulden jährlichen

Arbeitsverdienst. Zu Lustenau, Höchst, Altach und noch in vielen anderen Orten im Bregenzerwald, dessen Bewohner im Sommer vielfach als Gypser, Steinhauer und Maurer nach Frankreich ziehen, um im Winter wieder heimzukehren und mit der Stickerei etwas zu verdienen, findet man fast in jedem Hause eine Stickmaschine, deren Betrieb entweder den einzigen Erwerbszweig der Bewohner ausmacht oder ihnen doch während der Zeit, die nicht durch landwirthschaftliche Arbeit ausgefüllt ist, ein mehr oder weniger lohnendes Nebeneinkommen bietet. Heute verdient sich ein Sticker — die Arbeit wird nach der Anzahl der gemachten Stiche bezahlt — 2 bis $2^1/_2$, selbst 3 Francs.

Die Plattstich- und Schifflimaschine, 1870, beziehungsweise 1883 eingeführt, erfordert mit Ausnahme des Einfädelns, wozu heranwachsende Mädchen verwendet werden (Fädlerinnen), männliche Bedienung, und demgemäß hat die Zahl der männlichen Arbeiter in dieser Industrie außerordentlich zugenommen. Approximativ wird die Zahl der Stickmaschinen auf 5.600 geschätzt, das heißt es kommt auf je 20 Personen eine Stickmaschine, woraus man am besten die Ausdehnung und den Charakter der Stickerei beurtheilen kann. Von diesen Maschinen sind 2.500 Kettenstich-, 3.000 Plattstich- und 100 Schifflimaschinen. Das in den Stickmaschinen angelegte Kapital beträgt circa fünf Millionen Gulden.

Die Kettenstichstickerei erzeugt hauptsächlich Vorhänge, ferner die speciell für Indien bestimmten sogenannten Colonnen (in schrägen Streifen bestickte Mousseline), außerdem noch einige Specialitäten, wie goldgestickte Teppiche. Die Plattstich- und Schifflimaschinen liefern Confectionsartikel: Weißstickereien, ein- und mehrfarbige Roben, daneben verschiedene Specialitäten, wie Decken, Taschentücher, Cravatten, Vorhängestoffe, Luftstickereien 2c.

Das Hauptabsatzgebiet der Stickerei-Industrie ist Nordamerika, ferner England und Frankreich, die übrigen europäischen Staaten, der Orient, Indien und Südamerika.

Was endlich die anderen Zweige der Textilindustrie anbelangt, so ist die Seidenband- und Seidenfoulard-Fabrication durch drei große Etablissements vertreten; in Bregenz wurde vor zwei Jahren eine Fabrik für Schafwoll-Wäsche und -Kleider (Jäger'sche Normalwäsche), in Hörbranz eine ziemlich ausgedehnte Filzfabrik in Betrieb gesetzt.

Aus diesen kurzen Ausführungen geht hervor, daß die Textilindustrie in der That die charakteristische Industrie Vorarlbergs ist. Daneben besteht aber noch eine stattliche Reihe anderer industrieller Etablissements, deren Zahl sich insbesondere im letzten Decennium sehr vermehrt hat und die zum großen Theile Fabricationszweige betreiben, die früher im Lande unbekannt waren. Kurz zusammengefaßt zählt Vorarlberg — wobei theilweise von kleineren Unternehmungen abgesehen wird — zwei Eisengießereien, eine Drahtstiftenfabrik, zwei Maschinenfabriken, eine sehr interessante Uhrenfabrik in Bregenz mit Dampfbetrieb und 140 Arbeitern, welche täglich 350 Stück Wecker und Regulateure erzeugt, 173 Sägewerke, 45 Gerbereien, darunter eine sehr bedeutende in Bregenz, welche

gleichzeitig auch die Schuhwaarenfabrication betreibt, eine Papierfabrik, 149 Mühlen, drei Chokoladefabriken, eine Conservenfabrik, zwei Kaffeesurrogatfabriken, eine große Anzahl Bierbrauereien, darunter ein ausgedehntes Etablissement in Bludenz, zwei Chemikalienfabriken, eine Leimfabrik, eine Zündhölzchenfabrik, eine Seifenfabrik, eine große Dampfschreinerei bei Bregenz, sechs Buchdruckereien, zwei Goldbijouteriefabriken ꝛc.

Leider reicht die einheimische Bevölkerung nicht mehr aus, um allen industriellen Betrieben die nothwendigen Arbeitskräfte zu liefern, und haben sich bereits ganze Colonien von Arbeitern italienischer Nationalität angesiedelt. Doch gibt es auch einzelne Industrieorte, wie Dornbirn, wo nur einheimische Arbeiter beschäftigt sind. Dort findet man auch in der reizenden landschaftlichen Umgebung der Fabriksanlagen die von den Gebrüdern Hämmerle erbauten zahlreichen, mustergiltigen Arbeiterhäuser.

Was die Kleingewerbe anbelangt, so sind fast alle vertreten, ohne daß man besondere specifische Merkmale hervorheben könnte.

Nicht so Günstiges wie von der Industrie läßt sich vom Handel sagen. Früher war allerdings der Transithandel Vorarlbergs ein bedeutender, doch hat er infolge der Eröffnung der neuen Verkehrslinien ganz aufgehört und wird heute, mit Ausnahme des Vieh-, Holz- und Käsehandels, der Handel nur zu Zwecken des eigenen Bedarfs betrieben.





